

Hilarion Petzold, Hildegund Heini

# Psychotherapie und Arbeitswelt



Innovative Psychotherapie  
und Humanwissenschaften



**Zu diesem Buch:** Menschliche Arbeit, Gesundheit und Identität stehen in einem unlösbaren Zusammenhang. Probleme in der Arbeitswelt, entfremdete Arbeit oder der Verlust der Arbeit können zu körperlichen, psychischen und psychosomatischen Erkrankungen führen. Arbeit und Arbeitswelt sind daher zentrale Themen der Psychotherapie, die bislang viel zu wenig beachtet wurden. In diesem Buch setzen sich Therapeuten verschiedener Richtungen mit Fragen der Arbeit, Arbeitsstörungen, der Therapie mit Unterschichtspatienten und Arbeitslosen theoretisch und methodisch auseinander und versuchen, unter Einbeziehung gesellschaftlicher Fragestellungen Behandlungsstrategien zu entwickeln und Modelle und Erfahrungen darzustellen.

**Zu den Herausgebern:** **Hilarion G. Petzold**, lehrt als Professor in Paris und Amsterdam. Studium der Philosophie und der Psychologie (Dr. phil. Paris 1971), der Theologie (Dr. theol. Paris 1968), der Medizin, Soziologie und Erziehungswissenschaften in Düsseldorf und Frankfurt (Dr. phil. 1979). Nach eigener Psychoanalyse erlernte er Psychodrama bei J. L. Moreno, Gestalttherapie bei F. S. Perls, Therapeutisches Theater bei V. N. Iljine. Er spezialisierte sich in Verfahren der Leib- und Bewegungstherapie, Dramatischen Therapie und Humanistischen Psychologie. Interessenschwerpunkte: Vergleichende Psychotherapie, Methodenintegration, Psychotherapie mit alten Menschen und Suchtkranken. Leiter des „Fritz Perls Instituts für Integrative Therapie“, Düsseldorf.

**Dr. med. Hildegund Heintz**, Studium der Medizin in Berlin, Würzburg, Freiburg und Prag. Ärztin für Orthopädie in freier Praxis. Seit 1971 Gestalttherapie. Lehrtherapeutin und Ausbildungsleiterin des Fritz Perls Institutes. Lehraufträge an den Universitäten Trier, Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Psychosomatik, Psychorheumatologie, Körpertherapie.

HILARION PETZOLD, HILDEGUND HEINL

# Psychotherapie und Arbeitswelt

Reihe

Innovative Psychotherapie und Humanwissenschaften

Band 23

Herausgegeben von

HILARION PETZOLD

- Band 1: H. Petzold, Psychotherapie und Körperdynamik
- Band 2: H. Petzold, Angewandtes Psychodrama
- Band 3: H. Petzold, Die neuen Körpertherapien
- Band 4: D. Rahm, Gestaltberatung
- Band 5: M. Argyle, Körpersprache und Kommunikation
- Band 6: G. Mandler, Denken und Fühlen
- Band 7: C. Brooks, Erleben durch die Sinne
- Band 8: F.S. Perls, Gestalt, Wachstum, Integration
- Band 9: A. Mente, H.-D. Spittler, Erlebnisorientierte Gruppenpsychotherapie (Bd. I)
- Band 10: A. Mente, H.-D. Spittler, Erlebnisorientierte Gruppenpsychotherapie (Bd. II)
- Band 11: R. Bandler, J. Grinder, Die Struktur der Magie I
- Band 12: J. Grinder, R. Bandler, Die Struktur der Magie II
- Band 13: C. Steiner, Wie man Lebenspläne verändert
- Band 14: J. Zinker, Gestalttherapie als kreativer Prozeß
- Band 15: R. Assagioli, Die Schulung des Willens
- Band 16: H. Petzold, Psychotherapie, Meditation, Gestalt
- Band 17: J. Hall, Arbeit mit Träumen in Klinik und Praxis
- Band 18: R. Bandler, J. Grinder, Neue Wege der Kurzzeit-Therapie —  
Neurolinguistische Programme
- Band 19: D. Anzieu, Psychoanalyse und Sprache
- Band 20: L.J. Bischof, Persönlichkeitstheorien — Darstellungen und  
Interpretationen (Bd. I)
- Band 21: L.J. Bischof, Persönlichkeitstheorien — Darstellungen und  
Interpretationen (Bd. II)
- Band 22: L. Cameron-Bandler, Wieder zusammenfinden, NLP — Neue Wege der  
Paartherapie
- Band 23: H. Petzold, H. Heini, Psychotherapie und Arbeitswelt



JUNFERMANN-VERLAG · PADERBORN

1983

HILARION PETZOLD, HILDEGUND HEINL

# Psychotherapie und Arbeitswelt



JUNFERMANN-VERLAG · PADERBORN

1983

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Psychotherapie und Arbeitswelt**

Hilarion Petzold; Hildegund Heint. —

Paderborn: Junfermann, 1983.

(Reihe: Innovative Psychotherapie und  
Humanwissenschaften; Bd. 23)

ISBN 3-87-387-201-3

NE: Petzold, Hilarion [Hrsg. + ; GT

© Junfermannsche Verlagsbuchhandlung, Paderborn 1983.

Lektorat: Christoph Schmidt.

Einband-Gestaltung: Christof Gassner

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Nachdrucke oder Vervielfältigung des Buches oder von Teilen daraus  
nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages.

Gesamtherstellung: Junfermannsche Verlagsbuchhandlung und Verlagsdruckerei, Paderborn

ISBN 3-87387-201-3

ISSN 0720-2385

## Inhalt

Vorwort, <i>Hilarion Petzold, Hildegund Heintl</i> .....	7
Gesellschaft und Arbeit als Schwerpunkte der Therapie — Konsequenzen und psychotherapeutische Strategien, <i>Thijs Be- sems</i> .....	9
Therapie und Arbeit, <i>Rolf Schwendter</i> .....	27
Psychotherapie und Arbeitswelt, <i>Gerhard Portele</i> .....	52
Leib, Arbeit und Arbeit am Leib, <i>Rudolf zur Lippe</i> .....	74
Die Rolle der Arbeit in der Psychoanalyse und in der Dynami- schen Psychiatrie, <i>Günter Ammon</i> .....	119
Der Verhaltenstherapeutische Zugang zur Psychotherapie in der Arbeitswelt, <i>Peter Braun</i> .....	150
Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention bei Störungen aus der Arbeitswelt, <i>Hildegund Heintl, Hilarion Pet- zold</i> .....	178
Die Bedeutung der Arbeit für die Familiendynamik und für die Entstehung und Behandlung psychosomatischer Erkrankun- gen, <i>Ulrich Stuhr</i> .....	220
Der Einfluß der Arbeitswelt auf die Identität der Frau — Kon- zepte, Fakten und Implikationen für die Psychotherapie, <i>Car- men Tatschmurat</i> .....	234
Die Realität von Mütterarbeit — Bedeutung ihrer (Nicht-)Wahr- nehmung für Identitätsbildung und Psychotherapie, <i>Monika Rafalski</i> .....	250
Konzepte und Erfahrungen aus der gestalttherapeutischen Ar- beit mit Angehörigen sozial benachteiligter Schichten, <i>Hilde- gund Heintl, Hilarion Petzold, Sylvester Walch</i> .....	267
Humanistische Psychologie in der Arbeitswelt — Ein pädago- gisch orientiertes Beratungs- und Trainingsmodell, <i>Michael Paula</i> .....	310
Der kleine Verrat, die tägliche schmutzige Rettung, <i>Hans Wal- ter Kehe</i> .....	328

Psychotherapeutische und soziotherapeutische Interventionen in der Arbeit mit erwachsenen Arbeitslosen, <i>Michael Rinast</i> ..	338
Das Arbeitspanorama, <i>Hildegund Heintl, Hilarion Petzold, Anne Fallenstein</i> .....	356
Der Verlust der Arbeit durch die Pensionierung als Ursache von Störungen und Erkrankungen — Möglichkeiten der Inter- vention durch Soziotherapie und Selbsthilfegruppen, <i>Hilarion Petzold</i> .....	409
Die Schule als Teil der Arbeitswelt — Phänomen der Entfrem- dung und Möglichkeiten der Intervention, <i>Wolf Huy</i> .....	447
Psychotherapie als Arbeit — Gedanken zum Arbeitsgehalt der Psychoanalyse, <i>Igor A. Caruso</i> .....	481
Mitarbeiterverzeichnis .....	490
Autorenregister .....	494
Sachregister .....	502



## Vorwort

Psychotherapie und Arbeitswelt, dieses Thema hat die Herausgeber seit vielen Jahren immer wieder angesprochen, fasziniert und oft genug konfrontiert, denn an ihm wurden Möglichkeiten und Grenzen therapeutischen Handelns für uns erfahrbar, die nicht allein von „innen“, von Widerstand, Abwehr, Dynamik und Phantasma bestimmt sind, sondern mit denen das „Außen“ konkreter Lebenssituationen und gesellschaftlicher Realität in den therapeutischen Raum einbricht. Die klassischen Formen der Psychotherapie, die Psychoanalyse, aber auch Gesprächs- und Verhaltenstherapie und auch die „humanistischen“ Verfahren haben sich diesem Thema gegenüber lange Zeit — eigentlich zu lange — *abstinent* verhalten, nicht nur was die theoretische Reflexion anbelangt, sondern mehr noch die Entwicklung und Ausarbeitung von Konzepten und Strategien zur Behandlung von Problemen, die in der Arbeitswelt wurzelten, aus entfremdeter Arbeit resultierten, Problemen von Arbeitern. Allenfalls den „Arbeitsstörungen“ wurde einige Beachtung geschenkt. Es läßt sich diese Abstinenz nicht allein aus der Personenzentriertheit, dem Setting der Couch, der Fokussierung auf den Bereich des Unbewußten erklären. Die Zielsetzung der meisten Therapieverfahren beinhalten — kultur- und gesellschaftskonform — die Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit; das schon hätte zur Auseinandersetzung mit der Arbeit als anthropologischem, nosologischem, therapeutischem Phänomen führen müssen. Die Therapeuten haben sich aber der Arbeitswelt ihrer Patienten in eigenartiger Weise fern gehalten, sie haben sich — schaut man auf die Klientele der Psychotherapie — von den Arbeitern fern gehalten, so daß Fragen aufkommen: Ist Psychotherapie ein schichtenspezifisches Phänomen mit schichtenspezifischen Problemstellungen? Ist Psychotherapie im Hinblick auf die Arbeit gesellschaftskonform und vorwiegend auf die Wiederherstellung ausbeutbarer Arbeitskraft gerichtet? Ist die Psychotherapie ein von der Lebenswelt weiter Bevölkerungsteile abgehobenes, artifizielles Milieu, durch das sich die Psychotherapeuten der Konfrontation mit dem Alltag entziehen?

Diese und ähnliche Fragen haben uns beschäftigt und stärker noch die konkreten Probleme, die unsere Patienten aus ihrer Arbeitswelt und von ihrer Arbeit mit in die ärztliche Sprechstunde und in die psychotherapeutische Sitzung brachten. Das Leiden an der Arbeit und die Zufriedenheit durch die Arbeit, das Zerbrechen an einem ungeliebten Beruf oder an einer unerträglichen Arbeitssituation und das Glück guter Zusammenarbeit wurden uns in ihrer lebensbeeinflussenden Kraft beständig vor Augen geführt, so daß sich unser Interesse auf die biographischen Einflüsse von Arbeitssituationen zu richten begann. Die „frühen Erfah-

rungen“ unserer Patienten mit Arbeit — die Hausarbeit der Mutter, das Handwerk des Großvaters, der Beruf des Vaters aber auch das Milieu, z. B. Landwirtschaft, Industrieviertel, Werkstatt, Büro, Kolonialwarenladen — wurden als prägende Faktoren der Sozialisation erkennbar, Faktoren, die die individuelle Psychodynamik nachhaltig beeinflusst haben sowohl im Hinblick auf pathogene wie auch auf ichstärkende Entwicklungen. Es wurden in diesen Einflüssen auf der Mikroebene der Herkunftsfamilie, der Mesoebene des Milieus auch die Einwirkungen aus der Makroebene gesellschaftlicher Schichten, gesamtgesellschaftlicher und historischer Zusammenhänge für die Ausprägung persönlicher Identität deutlich. Wirtschaftsdepression, Inflation, Krieg, Wiederaufbau, Währungsreform, Wirtschaftswunder, Rezession kennzeichnen unterschiedlichste Bewertungen und Erlebnismöglichkeiten von Arbeit, die selbst die relativ stabilen und überdauernden Arbeitsideologien in den Familien und sozialen Milieus nicht unberührt ließen.

Ein weiterer Bereich, auf den uns die Probleme unserer Patienten verwiesen, war ihre aktuelle Arbeitssituation, deren Handhabung zwar von biographischen Mustern mitbestimmt ist, die aber auch durch die Eigenwirksamkeit situativer Faktoren pathogen wirken und zu Beschwerden und Krisen führen kann. Es wurden uns in derartigen Situationen die Grenzen psychotherapeutischen Handelns oftmals schmerzlich bewußt, die Ohnmacht des Psychotherapeuten vor der Faktizität der Lebensumstände: Verlust der Arbeit durch Kündigung, Pensionierung, Zwang zu toxischer Arbeit, weil eine Familie erhalten werden muß.

Es sind viele Fragen offengeblieben. Sie gaben uns den Anstoß zu diesem Buch. Wir haben Kolleginnen und Kollegen eingeladen, von denen wir wußten, daß sie sich mit diesen Themen auseinandersetzen. Das Feld war sehr breit, die Perspektiven vielfältig, und beinahe überall mußten wir entdecken, daß kaum auf Vorarbeiten zurückgegriffen werden konnte. So sind viele Arbeiten in diesem Band als erste Versuche zur Klärung, als Mitteilungen von Erfahrungen aus der Praxis, als Anregungen zu sehen. Dieses Buch selbst verstehen wir als einen Anstoß, die so zentralen Fragen von Psychotherapie und Arbeitswelt in Theorie und Praxis gezielter und direkter aufzugreifen. Die derzeitige Situation der Menschen, die in entfremdeter Arbeit stehen, die ihren Arbeitsplatz bedroht sehen oder die ihn verloren haben, und nicht zuletzt die Situation der Jugendlichen und Jungakademiker, denen keine Arbeitsmöglichkeiten bereitgestellt werden, macht ein politisches, soziales und praktischtherapeutisches Engagement der Psychotherapeuten und eine selbstkritische Reflexion ihrer Ziele, Inhalte und Methoden im Hinblick auf diese Probleme dringend erforderlich.

*Hilarion Petzold, Hildegund Heintl, Fritz Perls Institut, Düsseldorf.*

# Gesellschaft und Arbeit als Schwerpunkte der Therapie — Konsequenzen und psychotherapeutische Strategien.\*

*Thijs Besems, Markelo*

Die Gestalttherapie gründet auf zwei zentralen Prinzipien, dem „Hier und Jetzt“ und dem „Ausgehen vom Menschen als Ganzem“. In diesen Prinzipien liegen die Zugänge für den Umgang mit Klienten, die im Arbeitsprozeß stehen (oder auch nicht), bzw. mit erwachsenen Menschen schlechthin. Ich verstehe unter „erwachsen“ an dieser Stelle alle die, die vom Alter her am Arbeitsprozeß teilnehmen könnten. „Ausgehen vom Menschen als Ganzem“ bedeutet, den Menschen in seinem ökologischen und sozialen Umfeld zu sehen (Petzold 1974 und Besems 1977, 177). Der wichtigste Faktor in diesem Feld ist die Arbeit — ganz gleich, ob sie vorhanden ist oder fehlt. Das Ausgehen vom ganzen Menschen in seinem Feld bedeutet, ihn hier und jetzt zu sehen, nicht nur im momentanen Augenblick der Therapie, sondern seine Gesamtsituation im sozialen Umfeld, in dem sich der Klient zum Zeitpunkt der Therapie befindet. Hier und Jetzt bedeutet, daß wir, wo notwendig, mit der konkreten Arbeitssphäre anfangen und nicht, wie in der vergangenheitsorientierten, klassischen Psychoanalyse, vor dieser Situation fliehen durch Rückgang auf Jugend oder Kindheit, wo man dann prinzipiell mit dem Einzelschicksal eines Individuums zu tun hat, das nicht arbeitet (Seve 1977, 168).

## *Was ist Arbeit?*

Wenn wir die Arbeit mit in die Therapie einbeziehen wollen, müssen wir uns zunächst darüber klar werden, was Arbeit ist und welche Bedeutung sie hat. Wenn wir davon ausgehen, daß die Fähigkeit, sich zu bewegen, zu den elementarsten menschlichen Ausstattungen zählt, so bietet diese ihm die Möglichkeit, Aktivitäten zu entwickeln, tätig zu sein. Aber nicht jede Tätigkeit ist Arbeit. Schaut man die Literatur über „Arbeit“ durch, so wird dieser Begriff fast von jedem Autor mit anderen Merkmalen versehen. Was Arbeit ist, hat mir mein Sohn ein-

---

\* Aus: Integrative Therapie 1 (1980).

mal sehr eindrücklich gezeigt: nachdem er längere Zeit tätig gewesen war, um ein Spielzeug zu bauen, sagte er: „So, jetzt kann ich spielen.“ Als ich ihn fragte, was er denn bis jetzt getan habe, sagte er: „Gearbeitet natürlich, was sonst!“

Obwohl seine Tätigkeit eine bewußte, zweckgerichtete Tätigkeit war (Eichhorn 1975, 42), die er in Freiheit gewählt hatte, ein Versuch, die Natur zu „be-greifen“ und im tätigen Umgang mit der Natur einen für ihn notwendigen Gebrauchsgegenstand herzustellen, und obwohl er die Möglichkeit hatte, sich in dieser Aktivität zu bewähren (alles Kennzeichen von Arbeit), fehlen doch noch einige wichtige Merkmale, um sein Tun als Arbeit zu charakterisieren, nämlich:

- der gesellschaftliche Kontext: Arbeit ist nicht individuell, sondern gesellschaftlich bestimmt (Stiehler 1973, 162),
- der reproduktive Aspekt: der Mensch leistet durch Arbeit einen Beitrag zur Produktion und Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens (Braun 1979, 93).

Eine Tätigkeit sollte erst dann als Arbeit bezeichnet werden, wenn alle genannten Kennzeichen zu einer Totalität, zu einer Gestalt zusammenkommen. Für therapeutisches Handeln ist es wichtig, eine solche Gestalt als Ausgangspunkt zu nehmen, denn Arbeit in dieser dynamischen Totalität entspricht dem Menschen, ist sinnerfüllt, ist ausgewogen und deshalb nicht krankmachend. Krankmachend wirkt sie, wenn diese Gestalt zerstört wird, dadurch, daß ihre konstitutiven Eigenschaften fehlen oder Widerstände von außen ihr Zustandekommen verhindern.

## *Arbeit und Gesundheit*

In einem Interview sagte ein „Schwarzarbeiter“ über seine „Nebentätigkeit“: „Paß auf, ich sag dir, was ich an dieser Art Arbeit schön finde. Du bedeutest einfach was für die Leute. Sie kommen zu dir und schauen, wie die Arbeit fortschreitet. Neulich hab ich bei Leuten ein Badezimmer gemacht. Da fragte mich die Frau, ob ich auf den Kleinen aufpassen würde, während sie Besorgungen macht. Keine Hektik, prima. Das ist ganz was anderes als auf dem Bau, wo du Woche für Woche auf 'nem Gerüst stehst, dich abschindest, bis du kaum noch pfeifen kannst. Und dann steht da noch einer und schaut, ob du nicht zu lange Pausen zum Kaffeetrinken machst.“ Hier ist die Frage berechtigt, welche von den beiden geschilderten Arbeitssituationen eigentlich die falsche oder „schwarze“ Arbeit ist. Ist die als Schwarzarbeit geschilderte Tätigkeit nicht gerade ein Beispiel für „normale“ Arbeit und die Tätigkeit auf dem Bau eine gesundheitsschädigende Tätigkeit?

In den im Voranstehenden aufgeführten Kennzeichen für eine ausgewogene Arbeit von „guter Gestalt“ ist gleichzeitig eine Charakterisierung negativer, die Gesundheit bedrohender Arbeit gegeben. Je mehr von den gegebenen Kennzeichen fehlen, desto größer ist die Chance, daß die psychosomatische Gesundheit des Arbeiters bedroht wird.

### *Arbeit als bewußte Tätigkeit*

In der bewußt ausgeführten Arbeit erlebt sich der Arbeiter selbst als handelndes Subjekt (*Besems 1977, 179*). Er hat *awareness* für seine psychischen und physischen Handlungen. Er weiß, was er tut und wie er es tut. Das ergibt eine natürliche Freude an der Arbeit, und wenn man die kennt, ist es schwierig und eigentlich unmöglich, freudlosem Arbeitszwang nachzukommen. Leider ist heute ein großer Teil der Arbeit eintönig, freud- und sinnlos. Durch die immer weiterführende Arbeitsteilung geht unsere „awareness“ in der Arbeit verloren. Wir erleben uns nicht mehr als tätiges Subjekt, sondern sehen bestenfalls nur das Resultat unserer Tätigkeit, und zwar als etwas, das von uns getrennt ist — in vielen Fällen noch nicht einmal das. Wir sehen oft nicht das Endprodukt unserer Arbeit, weil wir nur Teilarbeiten am Produkt ausführen.

Vielseitige, das Ganze umfassende Arbeit entspricht den Bedürfnissen des Menschen am meisten, denn in der Vielseitigkeit wird der Mensch in all seinen Möglichkeiten und Kräften gefordert, kann er sich in seinem Wesen entfalten. Diese Art Arbeit wird immer weniger und die Spezialisierung in allen Stufen des Arbeitsprozesses wird immer größer.

Angefangen hat die Teilung der Arbeit mit der Trennung der rein geistigen (entwerfenden, planenden) Seite von der rein körperlichen (ausführenden) Seite der Arbeit. So sind zwei Formen von großer Einseitigkeit entstanden: körperliche und geistige Arbeit. Bei vielen Tätigkeiten wird nur noch die eine oder die andere Seite entwickelt; damit wird gleichzeitig die ganz ausgelassene Seite, zu der der Tätige eigentlich ebenfalls fähig wäre, unterdrückt. Hier ist der Handarbeiter nicht besser oder schlechter dran als der geistig Arbeitende: beide werden durch Einseitigkeit beeinträchtigt. Zur Zerstörung einer ausgewogenen Arbeit tragen vielfach heute noch negative äußerliche Bedingungen bei: der unphysiologische Rhythmus von Maschinen, die Einschränkung von Bewegung (z.B. in Großraumbüros) usw. Die stärkste Beeinträchtigung von umfassender vielseitiger Arbeit hin zu einseitiger Arbeit finden wir in den unteren Berufspositionen und in vielen Bereichen der Büroarbeit. Folge der geschilderten Entfremdung von ausgewogener Arbeit ist ein enormer Verlust an Bewußtsein (= bewußt sein).

## Umgang mit der Natur

In der dialektisch materialistischen Literatur über Arbeit nimmt das Thema „Umgang mit der Natur“ einen zentralen Platz ein. Der Zweck der Arbeit besteht nach Auffassung einiger Autoren „in der Veränderung und Aneignung der Natur“ (Busch 1979, 112; Eichhorn 1975, 14) oder „in der Werkzeugherstellung“ (Holzkamp 1973, 117). Die Diskussion, ob der Zweck der Arbeit nun Aneignung der Natur oder Werkzeugherstellung sei, will ich hier nicht verfolgen; sie ist in unserem Zusammenhang nicht relevant. Wichtiger ist, welches Bild sowohl Busch, Eichhorn oder Holzkamp von der Arbeit haben. Für Produktionsarbeit — und über diese reden sie offensichtlich — ist ihre Frage vielleicht wichtig: aber wenn wir im Jahre 1980 über Arbeit reden, umfaßt die Gruppe derjenigen, die Produktionsarbeit leisten, nur einen Teil der gesamten Arbeitnehmerschaft. Ein sehr großer Teil, ja der größte Teil der Arbeiter ist in der Berufsausübung nicht am Produktionskreis von Produktion — Distribution — Austausch — Konsumption beteiligt. Ich denke hier an die vielen Berufe in Dienstleistungsbetrieben, in Versicherungen, im Staatsdienst, in Reisebüros, Altersheimen, sozialen Diensten, Museen, Politik, Gesundheitswesen.

Eichhorn (1975, 51) spricht in diesem Zusammenhang von einer Macht der Verdienstvollen und einer Technokratie, die auf dem Besitz von Informationen beruht und auf der Tätigkeit, die Gesellschaft komplex zu organisieren. Von Werkzeugherstellung ist hier jedenfalls nicht die Rede, ebensowenig von einem Beitrag zur Produktion und Reproduktion. Vom Umgang mit der Natur können wir nur dann reden, wenn wir den Begriff der Natur erweitern und Natur nicht allein als konkret greifbare Welt sehen, sondern als ein Zusammenleben von Menschen in einer konkreten Welt mit abstrakten Mechanismen und Strukturen. In diesem Kontext ist auch die nicht-werkzeugherstellende Arbeit ein Umgehen mit der Natur; ja bei ihr ist der „Umgang mit der Natur“ noch deutlicher als in der Produktionsarbeit. In dieser ist durch die Arbeitsteilung eine künstliche Entfernung vom Produkt der Arbeit entstanden, und das nicht nur am Fließband. Ein Heizungsmonteur erlebt noch bei seiner Tätigkeit, ob seine Arbeit gut ist oder nicht. Viele Büroarbeiter oder Berufstätige im Sozialbereich sehen ihre Resultate mit Verzögerung, und am Fließband sehen die Arbeiter die Resultate überhaupt nicht. Das Interesse an der Qualität des Hergestellten ist so bei vielen verlorengegangen, und vom Umgang mit der Natur ist meistens so wenig übriggeblieben, daß man auch nicht mehr an den Produkten selbst interessiert ist. Hinzu kommt noch, daß das gefertigte Produkt den Arbeitern sofort wieder weggenommen wird und oft für

sie in der Konsumtion nur mit hohem Aufwand erreichbar ist (Mitarbeiter einer Autofabrik). Manchmal wird das Produkt sogar gegen sie benutzt (der Hersteller von Video-Geräten wird von seinen Vorgesetzten durch ein geschlossenes Video-System beobachtet). So hat Arbeit als ursprünglich lustvoller Umgang mit der Natur sich verändert zu einer anstrengenden Situation von Monotonie, Unbehagen, Unsicherheit, Müdigkeit, hoher Beanspruchung der physischen und psychischen Möglichkeiten.

## Freiheit

Die Freiheit in der Arbeit und in der Wahl der Arbeit ist das nächste Problem, dem wir uns zuwenden wollen. Stiehler (1973, 162) schreibt: „Das Gesamtprodukt der gesellschaftlichen Arbeit ist die eigentliche Sphäre der Verwirklichung menschlicher Freiheit.“ Gleichzeitig sieht er auch den damit sich ergebenden Widerspruch: Verwirklichung und Freiheit in der Arbeit durch Ausbeutung und Knechtschaft. Warum wählt man sich in Freiheit eine Situation, wo ein Mann ausgebeutet werden könnte — dies ist aber nicht die einzige Einschränkung von Freiheit. In einer Zeit, die von zunehmender Arbeitslosigkeit — und dadurch zunehmender Konkurrenz und steigendem Leistungsdruck — gekennzeichnet ist, müssen viele Menschen froh sein, daß sie einen „Job“ haben und (noch) nicht entlassen worden sind. Diese Menschen haben keine freie Wahl zwischen dieser oder jener Arbeit, sondern die „freie Wahl“ zwischen dieser oder gar keiner Arbeit. Auch die Berufswahl ist nicht mehr frei.

Die meisten Hochschulen und Universitäten akzeptieren in sehr vielen Fächern nur eine beschränkte Zahl von Studenten (*numerus clausus*). In sehr vielen Lehrberufen werden keine Lehrstellen mehr angeboten, weil die Lehrlingsausbildung für die Betriebe unrentabel geworden ist. Denn für die Weiterbeschäftigung im eigenen Betrieb — und das war ja die Hauptmotivation, Lehrlinge „heranzuziehen“ — besteht keine Chance.

Aus meiner Berufspraxis in der Lehrerberatung weiß ich, daß ca. 50 Prozent der Studenten in der Lehrerausbildung eigentlich nicht Lehrer werden möchten. In den Lehrberufen nimmt man womöglich „in Not gedrungen“ irgendeine, selbst innerlich abgelehnte Ausbildungsmöglichkeit, um überhaupt eine Lehrstelle zu bekommen.

Obwohl Arbeit ihrem Wesen nach die Verwirklichung menschlicher Freiheit ermöglicht, müssen wir leider feststellen, daß sie schon so weit

deformiert ist, daß sie zwar noch nicht direkt von außen erzwungen wird, aber nur noch wenig Freiheit beinhaltet. Obwohl also das Idealbild von Arbeit die Möglichkeit zur Verwirklichung von Freiheit in sich birgt, ist die Realität leider vielfach anders.

Arbeit als eine Grundbedingung allen menschlichen Lebens entspringt nicht einer inneren Notwendigkeit, einem inneren Bedürfnis, sondern in den meisten Fällen einer äußeren Notwendigkeit: dem Zwang zur Lohnarbeit. Hier kommt denn auch die Unfreiheit ins Spiel (Stiehler 1973, 65). Es gibt in der Arbeitswelt heute — zumindest hierzulande — zwar keine direkten persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse mehr (wie z. B. Leibeigenschaft), aber das bedeutet noch nicht, daß die Verwirklichung individueller Freiheit gegeben ist. Am besten läßt sich die Arbeitssituation als persönliche Unabhängigkeit bei sachlicher Abhängigkeit umschreiben. Der Anteil der Abhängigkeit nimmt bei den derzeitigen Produktionsverhältnissen zu. Die Unsicherheit im Hinblick auf den Arbeitsplatz, das durch die Arbeitslosigkeit größere Angebot an Arbeitskräften vergrößert die Macht der Vorgesetzten, die Installation der Bürokratie. Damit steigt auch das Gefühl, ausgebeutet zu werden und nicht für sich, sondern für den Arbeitgeber zu arbeiten.

Die Beziehung zwischen den Menschen beruhen auf diesen Produktionsverhältnissen. Sie sind abhängig von der Stellung, die man in den Produktionsprozessen einnimmt. Und es spielt nicht nur die Macht eine Rolle, sondern auch juristische, politische, ökonomische, sexuelle, ideologische Einflüsse. Auch sie bestimmen die Beziehungen zwischen Menschen, die miteinander arbeiten. Wenn eine gewisse materielle Sicherheit abnimmt, entsteht Konkurrenz unter Mitarbeitern, spielen Kompetenzfragen und die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, eine größere Rolle. Der andere wird nicht mehr als nützlicher und notwendiger Mitarbeiter erlebt, sondern als feindlich gesinnter Konkurrent (Busch 1979, 137). Da sind keine frei gewählten, sondern durch die Arbeits- und Produktionssituation bestimmte Beziehungen, und das bleibt nicht ohne Folgen. Es prägt den Menschen, sein Denken, sein Fühlen, seine Intention. So gesehen ist die menschliche Charakterstruktur Ergebnis gesellschaftlicher Einwirkungen, in denen der Arbeitsprozeß eine zentrale Rolle spielt (Reich 1972, 19).

Ein anderes Gefühl der Unfreiheit besteht durch die konkreten Bedingungen am Arbeitsplatz bei großen, unüberschaubaren Betrieben, in denen man das Gefühl bekommt, ein kleines Rädchen in der Maschinerie der Arbeit zu sein (Jervis 1974, 80). Dieses Gefühl wird um so größer, je mehr Mitbestimmung, Eigeninitiative, Mitverantwortung und Entscheidungsfähigkeit abnehmen.



## *Individuelles und gesellschaftliches Ziel der Arbeit*

Das individuelle Ziel der Arbeit besteht darin, sich durch sie und in ihr bewähren und verwirklichen zu können. Die Befriedigung für das Selbst nimmt ab, wenn die Arbeit keinen persönlichen Sinn (mehr) hergibt, wenn sie ihres Inhalts beraubt wird, wie es z. B. vielfach durch Tätigkeit an Maschinen geschieht. Es ist ein Unsinn zu glauben, daß Maschinen den Menschen nur von Arbeit befreien. Meistens nehmen sie ihm nur den Inhalt, den Sinn der Arbeit. Dies geschieht aber nicht nur in der Industrie, sondern genauso in einer Versicherungsgesellschaft, wo so viele Zwischenstationen eingeschaltet werden, daß die Arbeiter im Büro nur noch rechnen, schreiben, fakturieren und keinen persönlichen Kontakt mehr mit den Kunden haben. Persönlicher Sinn geht auch verloren, wenn jemand Arbeit leisten muß, die seiner Intelligenz unangemessen ist. Dabei ist es im Effekt gleich, ob jemand zu viel oder zu wenig an Schwierigkeiten oder Verantwortlichkeit erhält. Schließlich werden die Möglichkeiten der Selbstverwirklichung durch Arbeit noch dadurch bestimmt, ob der Arbeitsplatz Raum für persönliche Eigenheiten einschließlich spezifischer Fähigkeiten und die Aussicht auf Veränderung und Aufstieg bietet.

Wenn der Arbeiter in der Arbeit keine Befriedigung finden kann, sucht er sich Ersatzmöglichkeiten. Die häufigste ist der Konsum, das was er vom Lohn, den er für die Arbeit empfängt, kaufen kann: Nahrung, Wohnung, Kleidung. Er zeigt damit, daß er für sich und seine Familie sorgen kann. Es drückt sich darin das aus, was mir das Allerwichtigste in der Selbstverwirklichung durch Arbeit zu sein scheint: „etwas für den anderen bedeuten“, das Gefühl haben, nicht überflüssig zu sein. Genau das drückte ja auch der eingangs zitierte „Schwarzarbeiter“ aus. Wenn von diesem zentralen Ziel nur noch ein kleines Stück realisiert wird, ist mancher Arbeiter noch zufrieden; man soll sich aber nicht täuschen, denn vielfach ist es ein *Zufriedenseinmüssen*, um das alltägliche Leben zu ertragen.

Der Wunsch, in der Arbeit etwas zu bedeuten, von anderen anerkannt zu werden, zeigt mir eine Chance, daß Arbeiten nicht nur ein individuelles Ziel hat, sondern daß sie immer letztendlich gesellschaftlich bestimmt ist. Hier erweist sich wieder eine der gesellschaftlichen Determinationen des Individuums. Die Bedeutung für den anderen und die Anerkennung, die ich von ihm erhalte, wird bestimmt von dem, was ich als Arbeiter mache, was ich produziere (z. B. ob es ein nützlicher Beitrag zur Gesellschaft ist), weiterhin von der Art und Weise, wie ich meine Arbeit ausführe, vom Lohn, den ich mit ihr verdiene, und nicht zuletzt vom Status, den ich am Arbeitsplatz bzw. durch ihn habe. Es

entstehen Hierarchien und Konkurrenzsituationen, durch die Menschen dazu gebracht werden, nicht miteinander, sondern gegeneinander zu arbeiten. Wenn z. B. *Holzkamp* (1973, 129) schreibt, daß das Ziel gesellschaftlicher Arbeit immer die Kooperation zwischen Menschen sei, so schaltet er weite Bereiche individueller und gesellschaftlicher Arbeit aus. Wenn Gesellschaftlichkeit notwendig ist, Kennzeichen der Arbeit ist, bedeutet dies noch nicht, daß Kooperation es auch sein muß. Diese beiden Größen sind nicht identisch. Außerdem entsteht zwischenmenschliche Kooperation nicht nur aus der Arbeitssituation, vielmehr ist eine bestimmte Art der Zusammenarbeit immer mit der jeweiligen Produktionsform verbunden (d.h. einem bestimmten Grad der Entwicklung der Arbeitsmittel und der Produktionsverhältnisse). Aus den bisherigen Ausführungen dürfte deutlich geworden sein, daß viele der heutigen Produktionsformen einer Kooperation in der Arbeit eher entgegenwirken statt sie zu fördern.

Obwohl ich bis hierher ein recht negatives Bild der Arbeit gegeben habe, ist es natürlich nicht so, daß Arbeit nur persönlichkeitszerstörend wirkt. Je weniger der aufgezeigten negativen Charakteristika zum Tragen kommen, desto größer sind die Möglichkeiten, daß die Arbeit eine positive Wirkung entwickelt und Selbstvertrauen, Selbstkontrolle und Kommunikationsfähigkeit fördert. *Sève* (1977, 169) sagt, daß die Arbeit der beste Gradmesser des Individuums sei. Sie zeigt seine schwachen und starken Seiten. Der Arbeiter zeigt, daß er leistungsfähig ist dadurch, daß er für sich und andere sorgen kann. Die Arbeit vermittelt ihm neben dieser Anerkennung auch die Möglichkeit, soziale Kontakte aufzunehmen. Wenn ein Arbeiter also seine Arbeit annehmen kann, wenn sie ihm nicht entfremdet ist, kann er in ihr mit seinem eigenen Berufsbild seine Intensität und seine gesellschaftliche Rolle entwickeln.

Für den Therapeuten, der sich mit Arbeitsproblemen befaßt, wird es deshalb notwendig, neben den negativen auch die potentiellen positiven Elemente der Arbeit in seine Interventionen einzubeziehen.

### *Der Arbeiter und die Psychotherapie*

Jeder Mensch lebt in dem Konflikt zwischen seinen individuellen Triebbedürfnissen und der gesellschaftlichen Notwendigkeit, diese Bedürfnisse zu unterdrücken. Triebunterdrückung durch die Außenwelt geschieht von Kindheit an. Die Situation der Arbeitsverhältnisse und die darin geltende Moral wirken direkt auf den Arbeiter ein und durch ihn auch indirekt in die Familie hinein. Die Systeme schulischer und beruflicher Bildung verstärken diese Einflüsse noch. So werden wir zur

Bescheidenheit geprägt, zu Kritiklosigkeit, zum Gehorsam und zur Zurückhaltung unserer natürlichen Triebkräfte erzogen (Reich 1942, 15). Die Normierung solcher Moral verinnerlicht jeder Mensch mehr oder weniger, und es entsteht ein internalisierter, scheinbar individueller Konflikt (Petzold 1977, 268). So wird das Individuum der Spiegel der gesellschaftlichen Widersprüche im Konflikt zwischen dem, was sein könnte und werden möchte, und dem, was man tatsächlich ist bzw. durch die Gesellschaft gezwungen ist zu sein. Es stehen dadurch dem Willen zur Lebendigkeit und zum Leben, zu unmittelbaren menschlichen Beziehungen, zu freudvoller produktiver Arbeit nicht nur die gesellschaftlichen Strukturen, sondern auch im eigenen Innern die Angst vor dem Chaos, vor Gefühlen der Unfähigkeit, psychischer Entartung, autoritärer Hörigkeit usw. entgegen (Eich 1952, 23).

Wie im Vorangehenden beschrieben, wird heute die Bedürfnisbefriedigung in der Arbeit immer schwieriger, und die gesellschaftlichen Ansprüche nach Anpassung werden immer größer. Der geschilderte Konflikt (und es ist ein gesellschaftlicher) manifestiert sich am deutlichsten am Arbeitsplatz. Der Arbeiter, der damit nicht umgehen kann, wird krank. Das bedeutet jedoch nicht, daß er sich um eine Behandlung oder gar Psychotherapie bemüht. Die meisten sehen davon ab, weil das ihre Arbeitsunfähigkeit noch stärker offenlegen würde. Außerdem ist Psychotherapie für den größten Teil der Arbeiter eine unerreichbare Sache (Gleiss 1976, 171).

Ich habe das Problem „Arbeiter in der Therapie“ in verschiedenen Planspielen mit Therapeuten und mit Ausbildungskandidaten der Gestalt-Psychotherapie am „Fritz Perls Institut“ im Rahmen des „Theorie-I-Seminar“ thematisiert. In einem solchen Spiel, das anderthalb bis drei Tage dauern kann, versuche ich, konkrete Situationen aufzugreifen und für die in den Rollen als Arbeiter, Arbeitgeber, Therapeut usw. agierenden Teilnehmer so gut wie möglich zu realisieren. Das bedeutet u. a., daß der Tagesrhythmus eines Arbeiters komprimiert nachgespielt wird. Es ist eine Fabrik da mit starkem Leistungsdruck und Konkurrenz unter den Arbeitern, es sind Familien da, in denen der gesellschaftliche Konflikt ausgetragen wird. In Zwischenschritten und am Ende des Spiels wird analysiert, was jeder in seiner Situation an gesellschaftlichen Mechanismen und Strukturen entdeckt hat. Als Beispiel einige, mir relevant erscheinende Aussagen aus verschiedenen Rollen:

*Hausfrau:* „Von dem, was ich mir vorgenommen hatte, was ich sein möchte, habe ich nichts verwirklichen können. Durch die vielen Einflüsse von außen wurde ich immer gezwungen zu reagieren. Ich hatte meine Situation nicht mehr im Griff.“

*Arbeiter/Klient:* „Wir werden von den Therapeuten nicht ernst genommen; sie sind zwar freundlich, aber sie haben uns hängen lassen; bei den Therapeuten herrscht völliges Unverständnis; wir fühlen uns von ihnen abgeblockt; wir zweifeln am Sinn der Therapie; die Therapeuten wollen uns überzeugen, sehen aber die Realität nicht und die Einflüsse, die auf uns einwirken; sie sind nur an ihren Lösungen interessiert; die Therapeuten fragen sich nicht, was wir eigentlich wollen.“  
*Therapeuten:* „Wir kriegen nicht mit, was draußen läuft; wir müssen uns mehr über reale Lebensbedingungen informieren; haben wir Therapeuten überhaupt die Fähigkeit, mit Arbeitern zu arbeiten? Wir müssen uns erst einmal deutliche Ziele setzen; wir denken bei realen Problemen erst einmal an Psycho-Lösungen“ - treffend ist hier, was *Jervis* (1974, 21) schreibt: „Der Gipfel ist vielleicht von dem erreicht, der behauptet, daß die industrielle Dermatitis (Hautentzündung) in Wirklichkeit auf psychosomatische Faktoren zurückzuführen ist.“

Aus diesen Erfahrungen ergibt sich für die Praxis: Ist ein Kontakt zwischen dem Therapeuten und dem arbeitenden Partner-Klienten entstanden, so ist die erste Frage, die er sich stellen sollte: Wo stehe ich mit meiner Arbeit? Sehe ich das Problem des Patienten als ein *individuelles* Problem, das im Bereich seines Privatlebens angesiedelt ist und durch entsprechende Interventionen getrennt vom Arbeitsbereich zu lösen ist, oder kämpfe ich, wenn ich den Konflikt des Klienten angehe, auch für Gesundheit und Wohlbefinden in der Fabrik und allgemein in der Gesellschaft, womit es dann ein *kollektives* Problem wird?

Wir kommen mit dieser Frage zu den Zielsetzungen von Therapie. In der Zeitschrift „Integrative Therapie“ (1977, 187) schrieb ich: „Wenn wir als Ziel der Integrativen Therapie / Gestalttherapie setzen, dem Menschen zu helfen, (wieder) Intersubjektivität als Verhaltensform anzunehmen, müssen wir auch die Entwicklung eines gesellschaftlichen Klimas anstreben, in dem Intersubjektivität möglich ist.“ In ähnlichem Sinn schreibt *Braun* (1979, 167): Es geht um „die Möglichkeit, emotionale Beziehungen zu Menschen und zu Objekten zu entwickeln, sowie diese Bindungen aufrechtzuerhalten“, und *Reich* (1972, 20) spricht davon, daß es darum geht, „eine natürliche Beziehung zu Trieben, Ich-Gefühl, Lust, Umgebung wiederzugeben“, und *Gleiss* (1976, 208) vom „Verstärken der Ich-Funktion durch Erhöhung der sozialen Kompetenz“ (d. h. der Fähigkeit, soziale Situationen zu bewältigen).

## Zur Praxis

Dieses Therapieziel und die von mir aufgezeigte Sicht der Arbeit hat unmittelbar Konsequenzen für therapeutisches Handeln. Über die Pra-

xis eines solchen Handelns ist in der Literatur leider sehr wenig zu finden. *Jervis*, *Gleiss* und *Braun* beschreiben zwar einige Aspekte der Therapie mit Arbeitern, aber es ergibt sich kein sehr vollständiges Bild. In der Literatur zur Gestalt-Therapie habe ich bislang nur wenige Fallberichte zu diesem Bereich finden können (vgl. *Heinl*, *Petzold*, dieses Heft). Im folgenden will ich deshalb einige Beispiele aus meinem eigenen Tätigkeitsbereich bringen. In meiner Praxis habe ich ganz bewußt keine Therapiegruppen, die nur für Arbeiter bestimmt sind, sondern arbeite mit Gruppen, die nach Geschlecht, Alter und sozialer Schicht gemischt sind.

### *Anmeldung*

Wenn ein Klient sich für eine Therapie anmeldet (meist telefonisch), vereinbaren wir, wo immer dies möglich ist, ein Erstgespräch bei ihm zu Hause. Damit haben wir die Möglichkeit, den Klienten in seinem realen Umfeld zu erleben, und vermeiden für ihn den oft schwierigen Gang zu einer unbekanntem Praxis, die dazu noch etwas mit dem diskriminierenden „Psycho-Zoo“ zu tun hat.

In diesem ersten Gespräch *erzählen* und *erklären* wir soviel wie möglich über unseren Ansatz der Therapie, über unsere Rolle als Therapeut (z. B. daß es nicht wie beim Arzt zugeht, wir nichts verschreiben, er alles fragen und uns eröffnen darf, daß er entscheidend dazu beitragen muß, wieder gesund zu werden, und wir ihm dabei nur helfen können). Wir versuchen, ihm etwas von unserer Arbeitsweise zu vermitteln (Denkansätze, Konzepte, das Reden über Körper, Gefühle, Kontakte). Wir versuchen, dies an Beispielen konkret zu machen, indem wir Gefühle oder Körpersprache, von denen der Klient selbst im Gespräch erzählt, aufgreifen und auf sie hinweisen.

Wir erklären weiterhin unser Bezahlungssystem: ein Klient bezahlt 1,5 % seines Monatslohns für eine Therapiesitzung. Das bedeutet, daß der eine DM 20,00, der andere DM 80,00 für die zwei- bis dreistündige Sitzung bezahlt. In der Praxis kommt es auch durchaus vor, daß jemand gerne kommen möchte, aber diesen Satz nicht zahlen kann und so haben wir auch Klienten, die nur einen Beitrag von DM 10,00 pro Abend leisten. Ich halte diese finanzielle Regelung für sehr wichtig, denn nur so wird Therapie auch für soziale Unterschichten erreichbar gemacht.

## Die Therapiesitzung

### Entdecken und Bewußtwerden der persönlichen Konflikte und Spannungen

Menschliche Existenz ist ein „mit-den-anderen-in-der-Welt-sein“ (Besems 1977, 177). Es ist aber ein großer Irrtum, wenn wir in der Therapie damit anfangen wollen, die Welt zu verändern. Dies wäre das gegenteilige Extrem zu einer Therapie, die die Welt völlig außer Acht läßt. Ein Klient, der in eine Behandlung kommt, steht zunächst unter dem Eindruck seines eigenen Unwohlseins und ist in der Regel gar nicht an den Mechanismen und Strukturen in der Welt interessiert, die ihn vielleicht krank gemacht haben. Ich hörte z. B. drei sogenannten „grünen Witwen“ in der Therapie zu, die alle fast dieselben psychosomatischen Symptome zeigten (Kopf- und Nackenschmerzen, Angst vor großen Gruppen z. B. in Kaufhäusern, Angst wegzugehen, zu fahren, Atemnot). Es hat etwa zwei Monate gedauert, bis sie entdeckten, daß sie alle die gleichen Schwierigkeiten hatten. Noch später entdeckten sie ihre gleichartigen Lebensumstände. Diese Entwicklung war ein organischer Prozeß. Wenn *ich* ihnen diese Gleichartigkeiten schon zu einem früheren Zeitpunkt gezeigt hätte, hätten sie vielleicht damit nichts anfangen können, oder sie hätten überzeugt werden müssen; zumindest wäre das Gefühl der Gemeinsamkeit nicht als spontanes Ereignis angekommen.

Das Bewußtsein persönlicher Konflikte geschieht im Bereich des Körpers, der Gefühle und der Beziehungen. Zunächst wird nur inventarisiert, welche Konflikte der Klient wie stark auf welcher Ebene erlebt. Durch gestalttherapeutisches Vorgehen wird versucht, die stärksten Hemmungen abzubauen, um dann mit dem Klienten zu einer Bestandsaufnahme seiner realen Situation zu kommen. So können wir zusammen mit ihm zu einer Interpretation des aktuellen Konflikts geschehens auf der kognitiven Ebene gelangen. Bei diesen Prozessen habe ich erfahren müssen, wie weltfremd unsere therapeutische Sprache oft ist. Leibwahrnehmung und Gefühle werden von einem Fabrikarbeiter ganz anders ausgedrückt, als von einem Therapeuten; während viele Therapeuten symbolisch-abstrakt sprechen, sind diese Klienten in ihren Äußerungen eher konkret und handlungsbezogen (Gleiss 1976, 229). Es wird also notwendig, daß der Therapeut seine Subkultursprache vergißt und dem Klienten gut zuhört: was sagt er, was will er mir eigentlich sagen? Vor allem soll er den Gedanken vermeiden: in welche Kategorien kann ich seine Aussagen fassen?

Wenn wir Arbeitern helfen wollen, müssen wir uns die Mühe machen, sie zu verstehen, mit ihrer Sprache umgehen zu können, neben

ihnen zu stehen. Wenn wir - unausgesprochen und uns selbst oft auch unbewußt - erwarten, daß der Klient unsere Fachsprache, d. h. aber Fremdsprache, lernt, bekommt er schnell das Gefühl des Unverständnisses und des Nichtverstandenwerdens. Weiterhin muß man sehen, daß für den Therapeuten viele Dinge, Aktivitäten, Gefühle eine ganz andere Bedeutung haben als für den Klienten. Wenn der Klient z. B. sagt, daß er ein neues Bett für seinen Sohn gekauft habe, ist der Therapeut meistens geneigt, dieses wahrscheinlich wichtige Faktum zu vernachlässigen oder nach dem symbolischen Hintergrund dieser Mitteilung (Bett!) zu fahnden und auf „relevantes“ Material zuzusteuern, da er nicht erfaßt, daß für seinen Klienten, anders als für ihn, der Kauf eines solchen größeren Gebrauchsgegenstandes eine wichtige Selbstbestätigung ist.

Im Bewußtwerden solcher Differenzen dürfen wir uns aber nicht nur auf die interpersonale Ebene beschränken. Auch die Beziehung zur Maschine, zum Produkt, zu Arbeitskontakten und zum Betrieb wird vom Klienten anders erlebt, als von uns. Sein Alltag ist nicht unser Alltag. Sein Lebensraum nicht unserer. So ist Verstehen auch nicht selbstverständlich, sondern wir müssen uns bemühen, in seine Situation hineinzufinden. Nur so kann die wichtige Frage, wie bewußt der Klient seine Arbeit erlebt, richtig bewertet werden. Außerdem müssen wir uns ein Bild über den Arbeitsplatz und die Arbeitsbedingungen machen. Was erfährt der Klient als belastend? Viele Arbeiter erleben zwar ihre Arbeit als negativ, haben aber keine Ahnung, worin das Negative besteht, oft auch deshalb, weil sie keine alternative Arbeit kennen. So können sie die Auswirkungen von Spezialisierung und Arbeitsteilung schlecht erfahren. Ich fordere zuweilen Klienten, die nur Kopfarbeit machen, auf, auch einmal körperlich zu arbeiten, damit sie ihren Körper (wieder) spüren und physisch Funktionslust und Müdigkeit erfahren. Handarbeiter lasse ich ihre Arbeit reflektieren, planen und im Gesamt des Arbeitsprozesses einordnen.

### *Einsicht in die Gesellschaftlichkeit des Individuums*

Nach der Phase des Bewußtwerdens der persönlichen Konflikte und Spannungen kommt hier das Bewußtwerden des Zusammenhangs zwischen individuellen und kollektiv-gesellschaftlichen Problemen und Konflikten. Die persönlichen Konflikte aus der ersten Folge der Therapie werden nochmals aufgegriffen und aktualisiert, jedoch unter anderem Blickwinkel analysiert, damit der Klient entdeckt, welche internalisierten Normen er verwendet, woher sie kommen und durch welche Einflüsse er sie übernommen hat. Ein Fallbericht als Beispiel:

Peter, ein Lehrer in einer Therapiegruppe, wird in einer Sitzung wütend auf Georg, der sagte, was richtig und falsch ist, und damit „etikettierte“. Als ich Peter auffordere, Georg aus dem Raum zu ziehen, entwickelte er sehr viel Kraft. Er setzt ihn raus. Sein Gefühl: ah, endlich ein Stück Freiraum. Sein Atem geht schnell und regelmäßig, es entwickelt sich eine Körpertherapie, in der seine Wut auf die Mutter herauskommt, die ihn immer mit einem Kochlöffel auf die Hände geschlagen hat, wenn er etwas falsch gemacht hat. Das kognitive Durcharbeiten macht deutlich, daß er noch wenig Abstand von seiner Mutter gewonnen hat, die immer die Normen gesetzt hat. Dieses „alte“ Gefühl überträgt er auf Menschen, die in Situationen feste Normen einbringen. Aus dem fehlenden inneren Abstand reagiert er darauf sehr stark emotional. Ich fordere ihn auf, Kollegen zu nennen, die seinen eigenen Normen widerstreben und ihn insbesondere in seinen vorsichtigen Versuchen, einen anderen Unterrichtsstil zu praktizieren, verunsichern. Ich bitte Peter, einen großen Kochlöffel zu zeichnen. Das ist die Norm. Danach die Hände derjenigen, die diesen Löffel halten. Er zeichnet bestimmte Kollegen, einige Eltern der Kinder aus seiner Klasse, seine Mutter, die Katholische Kirche und Georg, das Gruppenmitglied.

Ist eine Therapie in eine derartige Phase gekommen, so sollte der Therapeut darauf achten, die individuellen Probleme so deutlich wie möglich in Beziehung zu ihrem sozialen Kontext und zum Arbeitsfeld zu setzen. Es besteht ein dialektischer Prozeß zwischen der persönlichen Entwicklung aus der Geschichte des Klienten (mit positiven, negativen und defizitären Erfahrungen, *Petzold* 1977) einerseits und den konkreten Einflüssen, die von außen kommen, aus dem gesellschaftlichen Raum kommen, andererseits. Dabei gilt es, wachsam gegenüber dem Fehler zu sein, einen Konflikt mit dem Umfeld auf die persönliche Geschichte zurückzuführen.

Mike erzählt von den Vorwürfen, die ihre Kollegen ihr machen. Wir lassen die Situation im Psychodrama nachspielen. Mike verteidigt sich, ohne zuhören zu können. Als ihr das im Feedback rückgemeldet wird, antwortet sie mit Erklärungen und Verteidigungen. Ich fordere sie auf, eine Bitte um Hilfe an ein Team-Mitglied zu richten. Sie verweigert. Es kommen Muskelspannungen in Beinen und Schultern auf, verbunden mit dem Gefühl, „kleingemacht zu werden, alles falsch zu tun, nicht anerkannt zu werden.“ Diese Themen werden von mir jetzt nicht mehr psychologisch weiter vertieft, sondern gesellschaftlich. Das bedeutet, daß ich jetzt nicht etwa das Gefühl „kleingemacht zu werden“ aufgreife, um es durch gestalttherapeutische Interventionen mit relevanten Erinnerungen zu verbinden, sondern ich frage sie, wer in ihrer Arbeit versucht, sie klein zu machen, ihr zu zeigen, daß sie alles falsch macht. Namen von Kollegen tauchen auf, verbunden mit Situationen. Sie sagt, sie könne das Gefühl nicht an einer Person festmachen. Alle zusammen machen sie ihr Angst. Sie fürchtet, rausgeschmissen zu werden. Wir gehen jetzt der Frage nach, wie real die Angst in diesem Moment ist und welche Einflüsse in der Arbeits- und Lebenssituation eine Rolle spielen.

## *Gesellschaftliche Strukturen und Mechanismen*

Unser Verhalten wird zu einem großen Teil durch nicht-greifbare gesellschaftliche Strukturen und Mechanismen bestimmt, die meistens so komplex sind, daß es kaum möglich ist, sie zu durchschauen. Für diese



Zusammenhänge müssen wir als Therapeuten den Klienten genaue Hilfen bieten, wie beim Durchschauen der eigenen Persönlichkeit. Den Blick für diese Dimension zu eröffnen, ist aber erst möglich, wenn der unmittelbare Anlaß für die Behandlung, die emotionalen Störungen und Hemmungen beim Klienten durch die Therapie gemindert oder beseitigt worden sind und er daran interessiert ist, weitere Verbindungen zu entdecken. Wenn diese Voraussetzungen erfüllt sind, gehen wir daran, diese Zusammenhänge durch gestalttherapeutische Methoden in verschiedenen Phasen erlebnisnah zu vermitteln, um so kognitive Erklärungen zum Seminarstil zu vermeiden. Es ist kein sinnvolles Vorgehen, wenn der Therapeut sagt, welche Mechanismen *er* sieht, oder wenn er versucht, den Klienten entdecken zu lassen, was er schon längst entdeckt hat. Wichtig ist in der personenzentrierten Gestalttherapie, daß der Therapeut Möglichkeiten schafft und Situationen strukturiert, in denen der Klient die für ihn wichtigen Konstellationen erfahren kann. Neben dem Planspiel, das auch schon in zwei Stunden sehr reich ist und für jeden Klienten verschiedenes Material hergibt, gebrauchte ich kreative Medien, um abstrakte Zusammenhänge zu veranschaulichen, oder manchmal Texte (z.B. Arbeiterlieder oder Arbeitergedichte), die die Zusammenhänge treffen. Mal zu einem Fallbericht (Fortsetzung von Mikes Sitzung):

Therapeut: „Die Gruppenteilnehmer spielen jetzt die für dich wichtigsten Kollegen. Wenn einem gekündigt würde, gehört dazu die meiste Macht. Setz ihn soweit wie möglich von dir entfernt. Je weniger Macht die Kollegen haben, desto dichter setze sie zu dir. Lege jetzt rote Pfeile (ich habe in meinem Materialschränk solche Dinge bei der Hand) vor denjenigen, der die Macht ausübt, in Richtung zu denen, über die er diese Macht ausüben kann. Nimm jetzt nicht nur juristische Macht (rote Pfeile), sondern auch sprachliche Überzeugungsmacht (grün), sexuelle Macht (gelb) und andere Machtformen, die dir noch einfallen oder die du noch nicht näher identifizieren kannst. Lege jetzt die Pfeile, die in deine Richtung gehen und die von dir ausgehen!“

Nachdem wir dieses Kräftefeld angesehen, durchgesprochen und ausgespielt haben — und Mikes psychosomatische Reaktionen spielen eine große Rolle darin —, zeichnet sie dieses Kräftefeld auf Papier. Ob die Kräfte und die Entscheidungsstruktur real sind, ist in diesem Moment noch nicht wichtig. Erst einmal wird ihr Erleben dieser Struktur aktualisiert, damit sie entdecken kann, wie hierdurch ihre Angst beeinflußt worden ist.

### *Vermittlung von Fähigkeiten*

Das Durchleben, Bewußtwerden und Analysieren von Konflikten und Einflüssen hat an sich schon einen großen therapeutischen Wert, aber es ist nur ein Anfang im Prozeß der Therapie bzw. die Grundvor-

aussetzung, um langfristige Therapieerfolge zu ermöglichen. Diese langfristigen Erfolge sind nur dann gegeben, wenn der Klient ein Verhalten entwickeln kann, in dem er durch klare persönliche Entscheidungen lernt, mit seinen Konflikten umzugehen, indem er regulieren kann, ob und wie stark er sich von wem beeinflussen läßt und ob er selbst Einfluß ausüben kann oder will.

Das bedeutet, daß wir dem Klienten Möglichkeiten bieten müssen, notwendige und ihm fehlende Fähigkeiten zu entwickeln. Das macht eine Verbindung von therapeutischen und pädagogischen Maßnahmen notwendig. Weiterhin ist wichtig, daß „der Therapeut sowohl über die allgemeinen objektiven, situativen und personalen Lebensbedingungen, wie auch über die subjektiven Verarbeitungsweisen wissenschaftlich begründete Kenntnisse besitzt“ (Braun 1979, 173). Auf der Grundlage dieser Kenntnisse und eigener Erfahrungen soll der Therapeut eine positive vertrauensvolle Atmosphäre, eine fördernde Umwelt schaffen, in der der Klient die Fähigkeiten entwickeln kann, die er braucht, um wieder eine aktive und verantwortungsvolle Teilnahme am gesellschaftlichen Realprozeß erlangen zu können.

Einige der Fähigkeiten, die entwickelt werden müssen, sind: *Soziale Kompetenz*, d. h. soziale Kontaktfähigkeit und die Möglichkeit, soziale Situationen zu bewältigen, und Kooperationsfähigkeit. Hierzu gibt die Therapiegruppe eine erste Möglichkeit, nämlich einen bewußten Umgang mit anderen Menschen zu entwickeln, einerseits dadurch, daß in ihr selbst schon reale Kontaktmöglichkeiten vorhanden sind, andererseits dadurch, daß der Klient in ihr seine Fähigkeiten zeigen kann, wie er in bestimmten Situationen auf Menschen reagiert oder auch wie sie auf ihn reagieren. Er kann in der gruppen-dynamischen Interaktion oder im Üben des Rollenspiels, im Behaviour-Drama (Petzold 1979) lernen, Ziele und Effekt aufeinander abzustimmen. Auch können Kooperationsformen im Arbeitsbereich entwickelt werden durch Simulationsspiele unter verschiedenen Bedingungen: Zeitdruck, Leistungsdruck, widersprüchliche Interessen etc.

*Optimale Kontrolle eigener Lebensbedingungen* sowohl im situativ-persönlichen wie auch im gesellschaftlichen Bereich. Hier lernt der Klient, die Art und Weise, wie er seine Lebensbedingungen erlebt, zu kontrollieren. Das bedeutet, Informationen suchen und kontrollieren, z. B. nachfragen, was Kollegen von ihm und seiner Arbeit halten, oder (wie z. B. im Fall von Mike) sich informieren, mehr rechtlich wirksame Entscheidungen treffen, wer formelle und informelle Macht hat. Durch ein Mehr an kontrollierter Information kann der Klient auch lernen, bewußt Entscheidungen für sich zu treffen, wird er für sich verantwortlich und kann sein eigenes Leben besser steuern.

*Wiederherstellen der Arbeits- und Genußfähigkeit.* In diesem Bereich der Arbeit muß wieder eine natürliche Beziehung zu Materialien, Menschen und Organisationen hergestellt werden. Das bedeutet meistens auch eine moralische Regulierung. Wenn jemand entdeckt hat, welche Normen und Verhältnisse seine Genußfähigkeit stören, kann er sich dagegen wehren, so daß die Möglichkeit zu freier Wahl entsteht. Viele Frauen in meinen Therapiegruppen haben entdeckt, daß Freude an der Arbeit durch die Moralvorstellungen von Eltern, Männern, Nachbarn verlorengegangen war. Sie weigerten sich daraufhin, diese Arbeit noch länger so ohne weiteres zu tun, besonders weil es erzwungene Arbeit war. Nach dieser Phase von Verweigerung kam das Suchen und Ausprobieren, an welcher Arbeit sie Lust hatten. Sie nahmen viele der zunächst verweigerten Arbeiten wieder auf, aber jetzt nach einer freien Entscheidung und nach eigener Strukturierung. Oft geht es darum, eine eigene optimale freie Wahl zu entwickeln. Das versuchen wir in der Therapie in verschiedenen Formen und Phasen zu praktizieren und zu üben. Weitere Schwerpunkte in diesem Bereich sind: Umgehen mit verschiedenen Materialien, mit der Natur, unseren körperlichen Emotionen, sowie die Entwicklung eines persönlichen Arbeitsverhaltens (Zeitdruck, Durchsetzungsvermögen, etwas abschließen können, sich verabschieden etc.), aktiv die eigene Situation mitbestimmen und mitentwickeln.

Durch all die geschilderten, vielfältigen Übungssituationen steht am Ende des Prozesses eine Fähigkeit, die alle anderen in sich birgt: nämlich die, daß man sich nicht mehr von allem bestimmen läßt, sondern so viel wie möglich das eigene Leben mitbestimmt, vom „*environmental support*“ zum „*self support*“ übergeht (Perls, 1980). Das bedeutet z. B., nein sagen können, im realen Umfeld eingreifen können, an Strukturveränderungen mitarbeiten, Solidarisierung, kämpfen können. Dieses psychische Kämpfen-Können durch Konkretisierung muß vorbereitet werden, z. B. dadurch, daß man einmal einen Partner körperlich mit beiden Händen wegdrückt. Durch Unterbrechen („einfrieren“) kann man spüren, wie man steht, wo Kraft entwickelt wird, wie man kämpft, ob mit dem ganzen Körper, mit einigen Körperteilen, nur mit dem Gewicht, taktisch oder defensiv etc. Dann wird versucht, auf eine bewußt gewählte Weise weiterzukämpfen. Dieses Geschehen wird dann auf die abstrakte Ebene übertragen: was machst du, wenn du einen Konflikt mit deinem Chef hast? Gehst du blindwütig vor, kämpfst du strategisch, welche Taktiken verwendest du? usw. Für das gesamte Fähigkeitstraining erachte ich es von zentraler Bedeutung, daß die Therapiesitzung keine entfremdete Oase ist, sondern eine ganz reale Unterstützung für das Alltagsleben. Deshalb wird auch jedem Klienten

von mir am Ende einer Sitzung ein kleiner Auftrag gegeben, den er während der Woche durchführen soll (z.B. Arbeitsprobleme mal mit einem Kollegen besprechen, jemandem hilfreich zur Seite springen etc.). Wenn es jemand wünscht, kann diese Aufgabe zuvor noch einmal in der Gruppe ausprobiert und durchgespielt werden. In der nächsten Sitzung beginnen wir dann damit, wie jeder mit seiner Aufgabe klargekommen ist und welche Erfahrung er gemacht hat.

Die im Fähigkeitstraining erworbenen Fähigkeiten führen im Zusammenwirken mit den auf Integration der Gesamtpersönlichkeit des Klienten zielenden therapeutischen Interventionen zu einer Angstreduktion und einer Ich- und Wir-Stärkung. Dadurch wird eine Rehabilitation im Bereich der Familie, der weiteren sozialen Umwelt und am Arbeitsplatz ermöglicht. Wichtigste Voraussetzung dafür ist, daß der Klient sich vom Therapeuten und von den Menschen aus seinem direkten Umfeld unterstützt fühlt. Die Entwicklung einer solchen therapeutischen Kooperation ist deshalb unsere erste Aufgabe.

### Literatur

- Bauermann, R.*, Dialekt der Anpassung, Akademie-Verlag, Berlin, 1974.
- Besems, Th.*, Überlegungen zu intersubjektivem Unterricht in der Integrativen Pädagogik, in: *Petzold, Brown*, Gestaltpädagogik, Pfeiffer, München 1977.
- Besems, Th.*, Integrative Therapie als Ansatz zu einer „kritischen“ Gestalttherapie, *Integrative Therapie* 3/4 (1977).
- Besems, Th.*, Philosophisch-anthropologische Bemerkungen zur Integrativen Therapie/Gestalttherapie, *Int. Therapie* 3/4 (1977).
- Braun, K.*, Kritik des Freudo-Marxismus, Pahl-Rugenstein, Köln 1979.
- Busch, T. u. a.*, Zur Kritik der kritischen Psychologie, Oberbaum, Berlin 1979.
- Eichhorn, W. u. a.*, Die Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, Dietz, Berlin 1975.
- Fromm, E.*, Haben oder Sein, DTV, München 1979.
- Gleiss, I. u. a.*, Soziale Psychiatrie, FTV, Frankfurt 1976.
- Holzkamp, K.*, Sinnliche Erkenntnis, Frankfurt/M. 1973.
- Holzkamp-Kritik-AG.*, Der Aufbruch, Berlin 1977.
- Jervis, G. u. a.*, *Psychotherapie als Klassenkampf*, Merve, Berlin 1974.
- Moser, H.*, Methoden der Aktionsforschung, Kösel, München 1977.
- Overbeck, G.A.*, Seelischer Konflikt - Körperliches Leiden, Rowohlt, Reinbek 1978.
- Perls, F.*, Gestalt, Wachstum, Integration, Junfermann, Paderborn 1980.
- Petzold, H.*, Die neuen Körpertherapien, Junfermann, Paderborn 1977.
- Petzold, H.*, Psychodrama-Therapie, Junfermann, Paderborn 1979.
- Reich, W.*, Charakter und Gesellschaft, Raubdruck 1972.
- Schaefer, H.*, Leib, Geist, Gesellschaft, Claudius, München 1971.
- Sève, L.*, Marxismus und Theorie der Persönlichkeit, VMB, Frankfurt/M. 1977.
- Stiehler, G. u. a.*, Freiheit und Gesellschaft, VMB, Frankfurt/M. 1973.

# Therapie und Arbeit

## Rolf Schwendter, Kassel

### 1.

Leider ist es hier nur möglich, die *Marx'sche* Auffassung von der Arbeit in außerordentlicher Verkürzung darzustellen, sowie in einer ebensolchen Verkürzung auf die Entwicklung der Arbeit seit *Marx* einzugehen. Bedauerlicherweise schließt dies ein, nicht auf neuere Arbeiten eingehen zu können, die die Zusammenhänge von Arbeit, Pathogenese und Herrschaft thematisieren — ich nenne beispielsweise die Autoren *Deleuze/Guattari*, *Foucault* und *Negt/Kluge*. Dies zu tun, würde ein eigenes Buch erfordern; und selbst das Buch, das ich im Umkreis dieses Gegenstandes 1983 vorzulegen beabsichtige, wird wohl fragmentarisch bleiben.

Im Anschluß daran wird auf die Funktion von Therapie(n) hinsichtlich der Arbeit zurückzukommen sein, um schließlich exemplarisch (an Hand eines Artikels von *Hildegund Heintl* und *Hilarion Petzold*) zu fragen, inwieweit zeitgenössische Therapie imstande ist, auf Probleme entfremdeter Arbeit einzugehen.

### 2.

Die Schwierigkeit, die den Umgang mit dem Begriff der „Arbeit“ bestimmt, entspringt zum ersten daraus, daß ein und dasselbe Wort zwei gleichzeitig unterschiedliche und miteinander im Zusammenhang stehende Sachverhalte bezeichnet. „Arbeit“ heißt zum einen die unabdingbare Notwendigkeit im Umgang mit der Natur („Stoffwechsel mit der Natur“ heißt dies bei *Marx* in einer etwas biologischen Metapher), sich die für den Lebensunterhalt nötigen Güter zu besorgen. Insofern ist Arbeit von dem besonderen gesellschaftlichen System, in dem sie stattfindet, unabhängig; sie wird so zu einer der wenigen anthropologischen Konstanten, die das *Marx'sche* Gesamtwerk kennt. Auch wenn der Häuptling auf Samoa, den sein Autor *Scheurmann* die entfremdeten Arbeitssitten des „Papalagi“ (des Europäers) so amüsant geißeln läßt, sich eine Frucht braten geht, arbeitet er.

Da solcherart der Mensch (als Gattungswesen) nicht leben kann, ohne zu arbeiten, ist man auch berechtigt, gesellschaftsunabhängig davon zu sprechen, daß sich der Mensch durch seine Arbeit schafft, konstituiert. *Marx* geht so weit zu sagen, der Kommunismus (als nicht entfremdete Gesellschaft betrachtet: der Marxsche Begriff vom Kommunismus darf nicht mit den Ländern mit realsozialistischen Gesellschaftssystemen verwechselt werden) würde dann entwickelbar sein, wenn Arbeit zum ersten Lebensbedürfnis jedes Menschen geworden sei. Damit ist Arbeit im obigen Sinne gemeint.

### 3.

Zum anderen wird unter „Arbeit“ jedoch diejenige menschliche Tätigkeit verstanden, die den je zeitgenössischen Formen von Fremdbestimmung unterworfen ist: die Zwangsarbeit der asiatischen Produktionsweise (für die der ägyptischen Pyramidenbau als hervorstechendes Beispiel dienen kann); die Sklavenarbeit auf Landgütern (z. B. römischen Latifundien); die landwirtschaftliche Fronarbeit für die Lebensbedürfnisse der Feudalherren (nicht zufällig entstammen in den europäischen Sprachen fast alle Wörter für „Arbeit“ den Namen von Folterinstrumenten: z. B. „*travail*“ von „*tripalium*“); die Arbeit des Handwerkers für den anonymen Markt; schließlich die Lohnarbeit. Diese Formbestimmung von Arbeit ist im Bewußtsein zur allgemeinen geworden: wenn heute in Mitteleuropa von „Arbeit“ gesprochen wird, ist fast immer (Weiterentwicklungen siehe unten) von „Lohnarbeit“ die Rede. Arbeit, die nicht Lohnarbeit ist, wird oft vorschnell der Sphäre der „Freizeit“ zugeschlagen, und häufig ist auch noch der patriarchalische Spruch zu hören, daß Hausarbeit „keine Arbeit“ sei.

Diese Trennung der Arbeit ist im Laufe der Geschichte schon oft ins Blickfeld geraten, etwa bei *Aristoteles*, der zwischen Freiarbeit und Sklavenarbeit differenziert. (An ihn knüpft neuerdings z. B. *Hannah Arendt* mit ihrer Reflexion auf „Herstellung“ und „Arbeit“ an). Da die folgende Trennung die aktuelle ist, werde ich mich im folgenden auf das Auseinandertreten der Arbeit in „Arbeit“ und „Lohnarbeit“ beziehen.

### 4.

In den „ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ von 1844 entwickelt *Marx* seine Auffassung von der entfremdeten Arbeit. Dies hat zu Mißverständnissen (z. B. bei *Louis Althusser*) Anlaß gegeben, da der Begriff der „Entfremdung“ in späteren Arbeiten von *Marx* (besonders im „Kapital“) nicht in derselben Weise explizit gemacht wird. Je-

doch ist nachzuweisen, daß sich diese Gedankengänge in anderer Form auch hier wiederfinden.

Indem historische Arbeitsteilung und Privateigentum entstanden sind, führt die Entäußerung der Menschen (als Gattungswesen) in sein Arbeitsprodukt zu seiner Entfremdung von diesem Produkt. Es wird nicht mehr produziert, um gebraucht, sondern um ausgetauscht, verkauft (gegen Geld ausgetauscht), verwertet zu werden.

Gleichermaßen entfremdet sich der Mensch von seinem Arbeitsprozeß. Je mehr sich die Arbeitsteilung, je mehr sich das Privateigentum an der Arbeitskraft (und ihrer Qualifikation) ausdifferenziert, desto unüberschaubarer, gleichgültiger, anstrengender, verdummender wird der Arbeitsprozeß, in dem Produkte hergestellt werden, deren einziges Kalkül in ihrer Verwertbarkeit besteht.

In dieser Entfremdung von Arbeitsprodukt und Arbeitsprozeß produziert jede(r) den Prozeß seiner Entfremdung von jenen mit, die mit ihm (ihr) arbeiten. In den Vordergrund tritt die Konkurrenz um die Verwertung der produzierten Waren, und sei es um die Verwertung der Arbeitskraft als einziger Ware, die dem besitzlosen Lohnarbeiter zur Verwertung zur Verfügung steht (die zeitgenössische Rede von den „Arbeitsplätzen“, auf deren Sicherung die Betroffenen in Gleichgültigkeit gegenüber selbst deren potentieller Gefährlichkeit und Destruktivität beharren, veranschaulicht diesen Sachverhalt ganz gut).

Schließlich entfremdet sich der lohnarbeitende Mensch, da er ja das „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ ist, in welchem er lebt, von sich selbst. In jenen (allzu spärlichen) Anmerkungen, die *Marx* zum Gegenstand des empirischen Subjekts macht, nimmt er, etwa in Polemik gegen den statisch-übersteigerten Ich-Begriff *Fichtes*, eine kommunikationstheoretische Sichtweise des Menschen vorweg, die neuerdings z. B. *Bateson* oder *Watzlawick* kennzeichnen sollte. Im Gegensatz zu diesen aber (welchen sich die gesellschaftliche Vermittlung bestenfalls über nicht weiter hinterfragte Familienstruktur herstellt) gründet *Marx* sie in den entfremdeten Prozessen industrieller Lohnarbeit, die sich ihm als Band menschlicher Psychologie als „aufgeschlagenes Buch menschlicher Wesenskräfte“ darstellen. (Wie erwähnt, hat *Marx* diesen Strang seiner Forschungsarbeit nicht weiterverfolgt. Im letzten Jahrzehnt sind einige Versuche in dieser Richtung unternommen worden, ohne daß sie Eingang in das an sich totalitätsbezogene Konzept humanistischer Psychologie gefunden hätten. Ich nenne hier beispielsweise *Vinnais* Grundlegung der Double-bind-Hypothese in der industriellen Doppelstruktur von kognitiv wirkender Kooperation und emotional wirkender Exploitation und *Ottomeyers* Darstellung

widersprüchlicher Verhaltensanforderungen auf allen Ebenen von Produktion, Zirkulation und Konsumtion).

## 5.

In seiner Analyse des Kapitals (im gleichnamigen Großfragment) geht *Marx* von der Bestimmung des Doppelcharakters der Ware (als Zellenform angesammelten gesellschaftlichen Reichtums) aus. Die Trennung von Gebrauchswert und Wert, welche sich gleichzeitig aufeinander beziehen (eine Ware, die für niemanden Gebrauchswert hat, wird nicht verwertet werden können), gleichzeitig aber mit Notwendigkeit auseinandertreten (für die Verwertung der Ware ist ihr Gebrauchswert gleichgültig), wird zum Paradigma für alle gesellschaftlichen Erscheinungsformen. Letzteres wird, wenn auch im Fortgang der Ableitung immer mehr als bloße Analogie, immer wieder hervortreten und, auf unseren Gegenstand bezogen, die Gleichgültigkeit gegenüber besonderen Inhalten menschlicher Arbeit im Zuge ihres Verwertungsprozesses veranschaulichen.

Oben habe ich erwähnt, daß auch die Arbeitskraft zu einer Ware wird, die auf dem Arbeitsmarkt verkauft zu werden hat. Da *Marx* im „Kapital“ nicht näher *explizit* auf den Gebrauchswert eingeht, sondern ihn in ein imaginäres Werk von der „Warenkunde“ verweist, wird auch die besondere Gegenständlichkeit menschlicher Arbeitskraft vom kapitalistischen Gesichtspunkt her zum bloßen Gegenstand der Warenkunde. (*Marx* ist wegen dieser — methodischen — Ausblendung des Gebrauchswertes oft kritisiert worden. Dabei wird übersehen, daß *Marx* nichts anderes macht, als seinen Gegenstand mit den Augen des auf seinen Begriff gebrachten Kapitals zu sehen — das sich in der Tat zum Gebrauchswert, abgesehen von Verwertungsgesichtspunkten, gleichgültig verhält.)

## 6.

Die Ware Arbeitskraft wird in der Folge zum Angelpunkt der Wertbestimmung (auf die damit zusammenhängenden Probleme kann hier nicht eingegangen werden): der gesellschaftliche Wert wird am gesellschaftlichen Durchschnitt der Verausgabung von Arbeitskraft, an der gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitszeit gemessen. Eine nahezu ergonomische Kategorie, bar jedes besonderen Inhalts; eine „Realabstraktion“.

Der kapitalistische Produktionsprozeß (als widersprüchliche Einheit von — gebrauchswertanalogem — Arbeitsprozeß und — wertanalogem — Verwertungsprozeß) ist dadurch gekennzeichnet, daß die „le-



bendige Arbeit“ das Kapital selbst als „tote Arbeit“ anhäuft. Das Kapital als Quelle der Entfremdung ist also nichts anderes als das durch den entfremdenden Prozeß entfremdeter Arbeit selbst Geschaffene, das gegenüber der letzteren Herrschaftsfunktionen annimmt. (Daher ist es prozessual völlig unerheblich, ob sich das Kapital in Eigentum einer Privatperson, einer Aktiengesellschaft, oder — wie in den realsozialistischen Ländern — des Staates befindet.)

Der Arbeitslohn, gegen den die Ware Arbeitskraft ausgetauscht wird (um zu Verwertungszwecken angewandt zu werden), wird in diesem Zusammenhang zum „variablen Kapital“, den das „konstante Kapital“ (die zur Produktion jeweils erforderliche Gesamtheit von Gebäuden, Einrichtungen, Maschinen, Rohstoffen und Hilfsmitteln) gegenübersteht. In den Gesamterlaß des Verwertungsprozesses geht jedoch ein „Inkrement“ (ein „Angewachsenes“) ein, das über vorgeschossenes konstantes wie variables Kapital hinausgeht: der Mehrwert. Dieser, der ohne die Verwertung „lebendiger Arbeit“ nicht entstehen konnte, bildet den Drehpunkt der Verwandlung lebendiger in tote Arbeit: indem er zur Erweiterung der Produktion verwendet wird, wird er zu Kapital. Er wird auf zweierlei Weise erarbeitet (und hierin liegt bis zu einem gewissen Grade nicht nur eine strukturelle, sondern auch eine historische Abfolge): durch Ausdehnung des durchschnittlichen Arbeitstages, oder durch Intensivierung der Arbeit. In jedem Fall durch unbezahlte Mehrarbeit: das, und zu Recht nur das, wird als „Ausbeutung“ bezeichnet.

Es scheint mir notwendig, dies ausdrücklich in Erinnerung zu rufen, da der Begriff der „Ausbeutung“ einen Bedeutungswandel — ich würde sagen, einen Bedeutungsverlust — von einer analytischen zu einer moralischen Kategorie erfahren hat. Die heutige Rede von „Ausbeutung“ im Alltagsleben besinnt sich nur noch auf die Ausdehnung des Normalarbeitstages in Formen des 19. Jahrhunderts, oder diesen analogen zeitgenössischen Formen. Sie berücksichtigt die Intensivierung der Arbeit — insbesondere durch die Maschine — nicht. Strukturell macht es keinen Unterschied, ob jemand in einem 14-Studentag 7 Stunden notwendige Arbeit und 7 Stunden unbezahlte Mehrarbeit, oder in einem 6-Studentag je 3 Stunden dieses leistet: der Sachverhalt der Ausbeutung liegt im Vorhandensein beider Momente. Es ist z. B. offenkundig, folgt man der bisherigen Darlegung, daß bei der Alternativen Ökonomie (die Assoziation der Kapitaleigner wendet sich selbst, und nur sich, als Arbeitskräfte an) *strukturell* unter anderem Selbstausbeutung vorliegt (Makaber wird es, wenn dann z. B. der MSB Spartakus, der es doch eigentlich besser wissen müßte, die „Selbstausbeutung“ zum moralischen Vorwurf gegen alternative Projekte wendet.)

## 8.

Auf die Ausdehnung des durchschnittlichen Arbeitstages werde ich hier nicht länger eingehen, da er im Kontext von Therapie eine geringe Rolle spielt. (Selbst wenn es im 19. Jahrhundert, oder wo es immer heute diese Erscheinung geben mag, geeignete Therapieformen gegeben hätte/geben würde, wären wahrscheinlich die Lohnarbeiter(innen) tot, bevor ein Therapieerfolg einträte.) Umso stärker ist die Bedeutung der Intensivierung der Arbeit, da sie in letzter Instanz für den Großteil der psychischen und psychosomatischen Entfremdungserfahrungen verantwortlich ist, für die therapeutische Problematik.

Das Wesen der Intensivierung der Arbeit besteht nun darin, durch Maßnahmen, wie erweiterte Arbeitszerlegung, verstärkte Kooperation, Übertragung zerlegter Arbeit auf die Maschinerie bis hin zum vollautomatisierten Produktionsprozeß, das Ausmaß der notwendigen Arbeit zu senken, um dadurch unter der Annahme gleichbleibender Erlöse (von der Überproduktionskrise und ihren Folgen muß ich hier abstrahieren) den Mehrwert zu erhöhen. Die Geschichte der Arbeit in den letzten 1 1/2 Jahrhunderten ist die einer ins Maßlose gesteigerten Intensivierung der Arbeit, und es steht zu erwarten, daß die Zukunft der Arbeit (unter den bestehenden Bedingungen) diese Tendenz fortsetzen wird.

Während das eben Angedeutete der Logik des Kapitals als toter Arbeit entspricht, besteht die Tendenz einer „politischen Ökonomie der Arbeit“ darin, die Arbeitszeit in Richtung auf das Ausmaß der notwendigen Arbeit zu senken. (Die bisherige Erfolgslosigkeit des Kampfs des Deutschen Gewerkschaftsbundes um die 35-Stunden-Woche, und dies trotz einer industriellen Reservearmee von über 2 Millionen Arbeitslosen, veranschaulicht treffend, worin die Divergenz zwischen diesen beiden politischen Ökonomien besteht).

## 9.

Mir bleibt kein Platz, um hier die vielfältigen Folgen der Intensivierung der Arbeit zu schildern und in ihre psychischen und psychosomatischen Folgen hineinzuverlängern. Nur einige wenige Andeutungen: Im buchstäblichen Sinne hat Intensivierung der Arbeit (als Produktion von mehr Gütern oder Dienstleistungen mit derselben Anzahl von Personen, bzw. von derselben Anzahl von Gütern etc. mit weniger Personen, bei einfacher Arbeit in derselben Zeiteinheit) Dauerstreß zur Folge, mit den entsprechenden psychischen und/oder psychosomatischen Begleiterscheinungen. Zumal, wenn die Arbeit in Bewegungs- und Zeitablauf, seit *Taylor*, strikt und mechanisch strukturiert wird.

Wird zuerst die Lohnarbeit an die Koordination der Arbeitsabläufe an einen zentralen Ort gebunden („formelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital“), so wird nun die Arbeitsform selbst durch die Vorgabe einer je bestimmten Art von Maschinerie strukturiert („reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital“). Der Mensch als Lohnarbeiter(in) wird nun Anhängsel der Maschinerie. (Von *Chaplins* „Moderne Zeiten“ über den zeitgenössischen Film über den Textilarbeiter, der als einzelner zwischen 64 Halbautomaten hin- und herhechelt, bis zu den kompensierenden Tagträumen wiederholender Teilarbeiter(innen) gibt es hier reichhaltiges Anschauungsmaterial).

Je mehr die Intensivierung der Arbeit voranschreitet, desto mehr kommt es im Verwertungsprozeß zu einer Bewegung von Mehrwertmassen, die im Akkumulationsprozeß des Kapitals resultieren. Dessen Kehrseite, die wir gerade wiederum schmerzlich erleben, ist die zyklische Freisetzung der Ware Arbeitskraft, die weder auf Bedürfnisse noch auf (dabei massenhaft entwertete) Qualifikationen Rücksicht nimmt, sondern auf die je aktuellen Verwertungschancen. Im „günstigeren“ Falle wird die Ware Arbeitskraft dorthin abgestoßen, dorthin angezogen („Attraktion und Repulsion“), wo sie gerade verwertet werden kann (Stichworte: „Ausländische Arbeitnehmer“, „überregionale Verfügung“), von Ort zu Ort, von Branche zu Branche (wiederum bei Gleichgültigkeit gegen die je besondere Arbeit). Ansonsten bleibt die Ware Arbeitskraft unverwertet, d. h. arbeitslos. (Die Schilderung von *Jahoda/Zeisel/Lazarsfeld* „Die Arbeitslosen von Marienthal“ über das psychosoziale Elend von Arbeitslosen ist bislang unübertroffen geblieben. Hier wird deutlich — und bis ins einzelne empirisch — gezeigt, wie sehr der „Prozeß der Entfremdung“ durch angewandte Lohnarbeit dem „Zustand der Entfremdung“, wenn keine Arbeit geleistet werden kann, korrespondiert.)

Alle Intensivierungen der Arbeit in den letzten 1 1/2 Jahrhunderten (und auch die in den nächsten 50 Jahren zu erwartenden, soweit sie absehbar sind) zeigt(t)en das Bild einer Entqualifizierung des größeren Teils angewandter Lohnarbeit bei gleichzeitiger Qualifizierung ihres geringeren Teils. (Platt veranschaulicht: Von den Facharbeitern wird der größere Teil zu Bandarbeitern, der kleinere Teil zu Ingenieuren). Viele Arbeitskenntnisse, die nicht am gerade gängigen Typus Maschinerie ausgerichtet sind, gehen dabei verloren. Gleichzeitig hat die fortwirkende Akkumulation (bis hin zu Multinationalen Konzernen, mit ihren Entsprechungen riesenhaft werdender Staats-, Medien-, Versicherungs-, Bildungs-, Institutionsapparate) in widersprüchliche Bewegung einen zunehmenden Bedarf nach Vermittlungsarbeitern, nach Vermittlern und Vermittlern zwischen Vermittlern. In dieser Zangen-

bewegung zwischen Enteignung und (Wieder-)Aneignung der „forces propres“ (der „eigenen Wesenskräfte“), wie ihrer ständigen, arbeitsmarktgängigen *Umkombinationen* liegt eine weitere Quelle beständiger Neurotisierung.

Schließlich kumuliert die veranschaulichte, ständig prozessierende Wechselwirkung aller vorgenannten Faktoren in einer ständig latenten, in Krisenzyklen aktualisierten Konkurrenz zwischen den Lohnarbeiter(innen) (der betreffs anderer Waren als der hier angesprochenen Ware Arbeitskraft die Konkurrenz zwischen den Kapitalen entspricht). Diese verallgemeinerte Konkurrenz als eines der Grundprinzipien unserer Gesellschaft (durch Kooperation am Arbeitsplatz und gewerkschaftliche Solidarität nie völlig neutralisiert) ist eine der konstituierenden Bedingungen zeitgenössischer Subjektivität: sie wirkt (mitsamt ihren hierarchischen Ergebnissen und Zwischenergebnissen) durch bis in jede einzelne Familie, jede einzelne Schule und vergleichbare Sozialisationsinstanz, jede einzelne Peer-Group, jedes einzelne therapeutische Team. Sie wird zum „heimlichen Curriculum“ (*Illich*) jeder therapeutischen und pädagogischen Aktivität, sie bestimmt Anthropologien des Menschen als Wolf des Mit-Wolfs (*Hobbes*, Sozialdarwinismus), sie formt Überlegenheitsideologen (*Eysenck*) und Intelligenztests.

Hierin abweichend von *Marx*, könnte gesagt werden, daß aufgrund dieser permanent gewordenen Umkombination von Lohnarbeit und ihrer Wechselwirkungen auf den gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß die Analyse der Milchstraße einzelner Klassenströmungen gegenüber der traditionellen Klassenanalyse an Wichtigkeit gewonnen hat.

## 10.

Soweit eine (ziemlich schematische) Darstellung des Marxschen Arbeitsbegriffs und einiger seiner wichtigsten Implikationen. Mir scheint sie nicht überflüssig, da heutzutage in Kreisen humanistisch-psychologisch engagierter Leser die Marxsche Auffassung nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden kann (was den Diskurs sicher vereinfacht hätte — schließlich ist auch meine Lesart von *Marx* nicht von der Gefahr frei, zu Mißverständnissen Anlaß zu geben).

Nun ist es sicherlich richtig, daß berücksichtigt werden muß, daß seit *Marx'* Hauptwerk ca. 120 Jahre vergangen sind. Wenn sich auch in dazu dargestellten Strukturen verdächtig wenig geändert hat, so daß nur noch die passenden zeitgenössischen Beispiele eingesetzt werden mußten, ist doch bei der Erwähnung zumindest der Vermittlungsarbeiter und der Klassenströmungen klar geworden, inwiefern sich im einzelnen neue Entwicklungen ergeben haben. Davon soll als nächstes die Rede sein.

Die Entwicklung der Arbeit im 20. Jahrhundert einschließlich ihrer ins 21. Jahrhundert (immer vorausgesetzt, ein solches findet trotz Neutronenbomben und übriger, friedlich wie unfriedlich genutzter, Atomenergie in Mitteleuropa noch statt) weisenden Tendenzen will ich in den folgenden Punkten kursorisch zusammenfassen:

Indem (trotz aller keineswegs in Abrede zu stellenden Planungs- und Rahmenplanungsmaßnahmen) der Vorrang der Ware gewahrt geblieben ist (ja, in den realsozialistischen Ländern, nach einer Phase teilweiser Produktionsformen in Analogie zur asiatischen Produktionsweise, wiederhergestellt wurde), konnte nahezu jede denkbare Lebensäußerung in den Dienst der Mehrwertproduktion gestellt werden. Dem entspricht, daß jede Lebensäußerung die Form von Lohnarbeit annehmen kann. Die teils antizipierende, teils nachvollziehende Rede von der „Beziehungsarbeit“, „Therapiearbeit“, „Traumarbeit“, „Trauerarbeit“ etc., reflektiert auf diesen Sachverhalt.

Die tendenzielle Verallgemeinerung der elektronischen Produktionsform (die sich nichtsdestoweniger mit einer Vielfalt von Brüchen vollzieht) erreicht allmählich auch die Sphären der Vermittlungsarbeit, ja der lohnabhängigen Kopfarbeit überhaupt. Der abzusehende Verbund elektronischer Produktionsmittel treibt auch die reelle Subsumtion der Kopfarbeit unter das Kapital voran, so daß Autoren (*Wilhelm Steinmüller*) von einer „zweiten industriellen Revolution“ sprechen können. Die Studentenbewegung ist eine Art erster Opposition gegen diese Tendenz.

Entsprechend ist mit einer weiteren Freisetzung von Arbeitskraft zu rechnen, die sich, je nach politischer Lage, in Arbeitslosigkeit oder Arbeitszeitverkürzung (mitsamt ihren Erscheinungsformen von „Zeitsouveränität“, Teilzeitarbeit etc.) ausdrücken wird. In beiden Fällen folgt daraus ein (unterschiedlich bestimmter) Rückgriff auf weniger kybernetisierte („arbeitsintensive“) Formen alternativer Ökonomie: im ersteren als ökologisch-neu-genossenschaftliche Form von Subsistenzhaltung, im zweiten als „Eigenarbeit“ (*Illich, Bierter, von Weizsäcker*), „autonomer Bereich“ (*Gorz*) in einer „dualen Ökonomie“ (*Huber*) etc.

Die Marxsche Prognose hat sich insofern erfüllt, als in der Tat der Großteil der Erwerbsbevölkerung (Statistiken sprechen von über 80 %) lohnabhängig geworden ist; auch bei einem guten Teil des Rests ist es eine eher situative Frage, ob sie gerade Lohnarbeit oder (wenigstens der Form nach) „selbständige“ Arbeit verrichten. Sie hat sich insofern nicht erfüllt, als die von ihm noch weithin als Einheit gesehene Verbindung von Lohnarbeit und mehrwertproduzierender Arbeit gelöst hat:

Immer mehr sind lohnabhängig, von denen immer weniger Mehrwert produzieren. Es sei denn, die Gesellschaft wird zunehmend als Gesamtarbeiter aufgefaßt, wobei der Großteil mit Momenten der Vorbereitung, Vermittlung, Folgenabklärung der Mehrwertproduktion befaßt ist.

Die zyklische Freisetzung (und Wiederaufsaugung) von Arbeitskraft hat auch der (zumeist von Frauen verrichteten) Hausarbeit einen anderen Stellenwert verliehen, als *Marx* dies annahm. *Marx* hat zweifellos die Analyse der Hausarbeit vernachlässigt, da er (in einer fraglos falschen Prognose) davon ausging, daß sich die industrielle Frauenarbeit (wie auch die Kinderarbeit, deren Aufhebung — im Hegelschen Sinne — in seinen Vorstellungen zur Schulreform eine große Rolle spielt) bald verallgemeinern würde. Dadurch hätte (etwa bei *Bebel* und in den Einküchenhäusern) eine Professionalisierung der Hausarbeit eintreten müssen. In der Tat schwankt die Frauenarbeit zwischen Doppelbelastung und lohnarbeitsloser Hausarbeit, die in der „Schattenarbeit“ (der unentgeltlichen Ermöglichung billiger Lohnarbeit) ihren gemeinsamen Nenner findet.

Die elektronische Produktionsform weist nicht nur zentralisierende (etwa *Herolds* „Sonnenstaat“-Utopie), sondern auch dezentralisierende Momente auf, die der (als Ergänzung und neues Paradigma, sobald profitabel genug, absehbaren) ökologischen Produktionsform zugute kommen wird. Manche Autoren (z. B. *Toffler*) sprechen schon von neuen Folgen der Heimarbeit. Schließlich könnte (wie in manchen biologistischen Utopien — *Muller, Lederberg* etc. — ersichtlich) diese Dezentralisierung dergestalt bis hin zum In-Dividuum erfolgen, daß seine Durchschnittsarbeitskraft direkt angezapft wird. In dieser letzten, der realen Subsumtion der menschlichen Biomasse unter das „Kapital“ wäre allerdings schwerlich eine andere als eine barbarische Perspektive zu finden.

## 12.

Dies scheint mir nun der gesellschaftliche Kontext, das institutionelle Umfeld von Arbeit zu sein, in das Therapie zu stellen ist. Daß (und warum) Therapie selbst Arbeit ist, habe ich erwähnt, wozu sie dient, noch nicht. Wenn es zutrifft, daß alle gesellschaftlichen Erscheinungsformen, wie an der Arbeit und der Ware dargestellt, einen Doppelcharakter aufweisen, muß dies auch für die Therapie gelten. Wenn Arbeit gleichzeitig Selbstkonstituierung des Menschen (als Gattungswesen) und entfremdeter Austausch der Arbeitskraft gegen Subsistenzmittel ist, so trifft dies für Therapie in modifizierter Form zu.

Als Hilfestellung für andere ist Therapie eine neuere Form, vom Alltagsleben abgetrennt, dem sie entstammt (und in das sie im Falle verwirklichter Realutopie wieder einmündet). Diese Abtrennung bringt eine Zweiteilung mit sich: in die Therapiearbeit des Experten, der eine(n) andere(n) „be-arbeitet“, und in die Therapiearbeit des Klienten, Betroffenen, Patienten (oder wie immer), der, gleichzeitig, „be-arbeitet“ wird. (Auf Analogien zu vorthérapeutischen Formen, etwa religiösen, kann hier ebensowenig eingegangen werden, wie auf Modifikationen dieses Wechselwirkungsprozesses, etwa in der Übertragungsfrage.) Therapie arbeitet immer auch „für“ einen anderen.

Entsprechend ließe sich Therapie, auf den Gegenstand der Arbeit bezogen, fassen als gleichzeitige (gebrauchswertanaloge) Hilfestellung zur (Wieder-)Aneignung der je eigenen Wesenskräfte und (tauschwertanaloge) Hilfestellung zur (Wieder-)Verwertbarkeit der je eigenen Ware Arbeitskraft. (Man wird einwenden können, daß diese Bestimmung auch für die Pädagogik zuträfe. Dies erscheint mir keinesfalls als zufällig.)

### 13.

Daß Therapie in der gängigen gesellschaftlichen Praxis auf ihr (tauschwertanaloges) Moment der Verwertbarkeit von Arbeitskraft nur allzuoft reduziert wird, tritt nirgends klarer zutage als dort, wo Arbeit selbst als Mittel der Therapie beansprucht wird: in der „Arbeitstherapie“. Schon die Wortwahl verrät die Verkennung, die im praktischen Verfahren zum Ausdruck kommt:

Therapie mittels Arbeit, die geeignet sein könnte, die eigenen Wesenskräfte des Betroffenen wiederanzueigenen, wird als „Beschäftigungstherapie“ bezeichnet. Therapie mittels Arbeit, die wenigstens in vergangenen industriellen Phasen höchstens dazu hinreichte, eine Beschäftigung auf dem Arbeitsmarkt in Aussicht zu stellen (im allgemeinen stupide, sich ewig wiederholende Teilarbeit, die geeignet war, die eigenen Wesenskräfte des Betroffenen noch weiter zu vernichten), gilt als „Arbeitstherapie“ und wird sogar „bezahlt“ (wenngleich in einer Weise, die an frühkapitalistische Lohnformen erinnert: es würde sich sicher lohnen, einmal die „Arbeitstherapie“ unter dem Gesichtspunkt von Mehrwertproduktion, ausgeklammerter gewerkschaftlicher Organisation etc. zu analysieren).

### 14.

Eine bei allen Verkürzungen so ausführliche Einleitung schien mir erforderlich, um, als Beispiel für eine auf Arbeit bezogene Praxis, den

Aufsatz, „Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention in der Behandlung von Störungen aus der Arbeitswelt“ von *Hildegund Heidl* und *Hilarion Petzold* (dieses Buch S. 178-219) einigermaßen qualifiziert würdigen zu können.

Hierbei will ich nicht mißverstanden werden. Es ist meines Erachtens höchst aner kennenswert, daß Gestalttherapeut(inn)en auf Arbeit und ihre Auswirkungen auf menschliche Identität nicht nur reflektieren, sondern diese Reflexion auch, wie aus den Fallbeispielen hervorgeht, methodisch differenziert in therapeutischer Praxis Boden gewinnen lassen (szenische Rekonstruktion der Arbeitsplatzsituation einschließlich Folgerung, Aufgreifen des lebensgeschichtlichen Kontextes, Arbeit mit dem leeren Stuhl/Rollentausch, Gründung einer Reparaturkooperative, Panoramatechnik, Rollenspiele, Traumarbeit...). Auch kommen *Heidl/Petzold* zu einer Reihe von Einsichten (auf die ich fallweise im einzelnen eingehen werde), die vom bisher Dargestellten nur wenig unterschieden sind und sicherlich einen Fortschritt im humanistisch-psychologischen Diskurs darstellen.

Weitere mögliche Quellen von Mißverständnissen liegen zum einen in der Tatsache, daß der zu besprechende Aufsatz für eine Zielgruppe geschrieben worden ist, die mit der Verbindung von Therapie und Arbeit ohnehin schon öfters als gelegentlich Schwierigkeiten hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß eine Reihe der kritisierten Darstellung (etwa die „im besonderen“ erfolgte Zurücknahme einer Feststellung, die „im allgemeinen“ getroffen wurde) didaktischen Zwecken dient, um z. B. Fachärzten für Orthopädie den Einstieg in den Gegenstand zu erleichtern. Zum zweiten liegt ein Problem darin, daß *Heidl/Petzold* zwar, wie unten zu zeigen sein wird, ein umfassendes Konzept integrativer Therapie andeuten, aber der Aufsatz sich schon seinen Anspruch nach auf *Fokaldiagnose* und *Fokalintervention* bezieht. Nun ist die Fokalintervention schon von den Möglichkeiten ihres Settings her nur sehr begrenzt dazu in der Lage, umfassenderen Ansprüchen zu genügen: es steht nur wenig Zeit zur Verfügung, und es werden im Alltag einer Allgemeinpraxis pragmatisch Hilfen gegeben, deren Zeitökonomie um Anpassung nicht herumkommt. Zum dritten wird in der vorliegenden Kritik nicht beansprucht, die gesamte Praxis von *Heidl/Petzold*, welche bekanntlich über Fokalinterventionen weit hinausgeht, darzustellen — oder gar die gesamte Praxis integrativer Therapie. Weder wird in Frage gestellt, daß Autor/Autorin in anderen Situationen nicht-fokaler Art z. B. das Richtziel „Repräsentation“ (siehe unten) voll verwirklicht haben, noch, daß die integrative Therapie das derzeit komplexeste Modell psychosozialer Intervention darstellt.



Was jedoch den vorliegenden Aufsatz betrifft, zeigt es die Schwierigkeiten einer totalitätsbezogenen therapeutischen Arbeit auf, wenn sich letzten Endes auch *Heinl/Petzold* in Widerspruch zu ihren von ihnen formulierten Ansprüchen begeben. Fokaltherapie wird auch unter ihrer Hand nicht viel mehr als eine freundliche Hilfestellung zur Wiederverwertbarkeit der Ware Arbeitskraft. Dies kann nun nicht Gegenstand des leider im intellektuellen Betrieb üblichen Frohlockens konkurrierender Kopfarbeit sein, sondern Ansporn zur gemeinsamen Weiterarbeit, wenngleich auf zumindest teilweise unterschiedlichen Feldern. (Zahlen in Klammern bezeichnen in der Folge die Seitenzahl des Aufsatzes von *Heinl/Petzold*.)

15.

Der gebrauchswertanalogen Seite von Arbeit, ihren Moment der Selbstkonstituierung des Menschen als Gattungswesen, entspricht es, wenn *Heinl/Petzold* schreiben: „In der Arbeit ... gestaltet der Mensch sein Leben und seine Umwelt. Er verwirklicht sich in seinem Tun. Das Geschaffene bietet ihm Identifikationsmöglichkeiten und dem Umfeld zugleich Möglichkeiten der Identifizierung.“ (22) Oder auch: „Die Erhaltung individuellen und kollektiven Lebens bzw. Überlebens erfordert Arbeit ... Eine Reduktion der Arbeit auf Tätigkeiten, die der Beschaffung lebenserhaltender Güter dienen, aber wird ihrem Wesen nicht gerecht ... Arbeit bedeutet Veränderung gegebener Situationen und Materialien, Verarbeitung, Umgestaltung, Neugestaltung. Arbeit ist zugleich Prozeß der Integration und der Kreation. Sie wurzelt in Notwendigkeiten, aber wird durch die Kraft der Gestaltung transzendiert.“ (23)

In der Folge der Darstellung nähern sich *Heinl/Petzold* der Entfremdungskonzeption, die in ihrer Wahrnehmung der Fremdbestimmung kulminiert: „Nur wenn ich Arbeit als meine ansehen kann, trägt sie zur Selbstentdeckung und Selbstverwirklichung im Handeln bei. Muß ich eine zugeschriebene Arbeit leisten, die ich mir nicht zu eigen machen kann, die mir fremd ist, aufgezwungen, zu der ich keinen Bezug habe, so fehlt mir ein wesentliches, tragendes Element meiner Identität, oder noch mehr(!), werden Konflikte und Entfremdung in mich hineingetragen“ (24). So weit, so gut.

16.

Auch die tauschwertanalogue Seite der Arbeit kommt bei den Autoren nicht zu kurz, wenngleich die Form irritiert, in der sie reflektiert wird. Erstere erscheint nämlich als bloße „Störung“ der an sich guten,

identitätsstiftenden Arbeit, so daß, im Nachhinein, auch das „Hinein-tragen“ der Entfremdung skeptisch stimmt: „Wenn Arbeit einerseits als subjektives, leibliches Handeln, andererseits als Selbstentdeckung und Selbstverwirklichung im subjektiven Handeln und schließlich als Handeln in sozialen Bezügen, als Kooperation, verstanden werden kann, so sind in diesen aufgewiesenen Bereichen auch die Ansatzpunkte (!) für Störungen zu sehen“ (24); (vgl. aber dieses Buch S. 359f).

Diese „Störungen“ sind physische Überforderung und psychische Überlastung, von welchen *Heinl/Petzold* zu recht feststellen, daß diese „Unterscheidung nur heuristischen Wert“ hätte (25).

Zur physischen Überforderung meinen sie: „Wenn eine Arbeitssituation so beschaffen ist, daß Arbeit über die Funktionslust des Körpers hinaus zur Mühe wird und über die Mühe hinaus den arbeitenden Leib angreift und zerstört, verwandelt sich ihre Qualität. Sie steht nicht mehr im Dienste der Selbsterhaltung und Selbstverwirklichung des Menschen, sondern sie beginnt ihn zu dominieren. An die Stelle der Befriedigung, der Befreiung und des Identitätserlebens durch Arbeit tritt das Gefühl der Überforderung, Unlust, ... der Identitätseinbuße“ (24f).

Bei aller Präzision der Beschreibung haben also *Heinl/Petzold* Schwierigkeiten, sich mit sich selbst zu einigen, ob es sich um eine Störung oder um eine Verwandlung der Qualität, ob es sich um Überforderung (bis zur Zerstörung des arbeitenden Leibes) oder um das Gefühl der Überforderung handelt. Diese Schwierigkeit wird therapeutische Konsequenzen haben.

Ähnlich präzise ist die Beschreibung der psychischen Überlastung: Autorin/Autor gehen u. a. auf die Entfremdung von Produktion, auf die Fragmentierung der Produktionsprozesse, auf den Stellenwert der Kooperation und ihrer Zerstörung durch vereinzelt-vermasste Arbeitsprozesse, auf die Akzeleration verdinglichter Arbeitsabläufe, auf die entsprechende Verknüpfung von Identität und psychosomatische Erkrankungen ein (25f). Daß der oben angedeutete Standardwiderspruch mit sich selbst auch hier auftritt, wird aus folgender Sentenz deutlich: „Das verfassungsmäßig garantierte(!) „Recht auf Arbeit“ reduziert die Arbeit zu sehr auf die Funktion der Bereitstellung lebenserhaltender (!) Güter und trägt ihrer identitätsstiftenden Wirksamkeit nicht genügend Rechnung“ (26). Als ob eine einfache Verfassungsänderung die aufgelisteten Erscheinungsformen zu beheben geeignet wäre ...

## 17.

In ihrem Begriff von Arbeit, von dem *Heinl/Petzold* ausgehen, erscheint ihnen diese als identifikationsstiftende anthropologische Kon-

stante, die durch das ihr äußerliche Eindringen von Entfremdung gestört wird, was Rückschlüsse auf „Entstörungs“möglichkeiten zuläßt. Aus ihrem Blick gerät ihnen hierbei der von mir eingangs angedeutete Strukturaspekt. Dies ist leicht zu veranschaulichen, wenn wir die zitierten Anmerkungen mit folgenden Fragen aus dem strukturellen Kontext konfrontieren:

- Durch die Kraft welcher Gestalt kann Fließbandarbeit transzendiert werden?
- Welche heute gängigen Arbeitsprozesse werden nicht über die Funktionslust des Körpers hinaus zur Mühe oder gar zur Destruktion des Körpers?
- Wie groß ist der aktuelle Anteil von Arbeitsprozessen, die nicht zugeschrieben, fremd, aufgezwungen sind? (Siehe die Rede von der zunehmenden „Job-Mentalität“)?
- Worin besteht die identitätsstiftende Wirksamkeit von z. B. dem Tippen von Lochstreifen, dem computerisierten Abrufen immer gleicher Geschäftsbriefe, dem Zusammenkehren abgefallener Herbstblätter u. a. m.?

## 18.

Nicht, daß *Heinl/Petzold* diese Probleme nicht ebenfalls wahrnehmen würden. Im 5. Abschnitt des Aufsatzes gehen sie gerade auf diese ein, und es erscheint mir wichtig, die entsprechende Passage vollständig zu zitieren, damit der Kontrast zur später ausgewerteten Praxis um so deutlicher wird:

„Im letzteren (dem „Gestaltungs- und Kooperationsaspekt“, Anm. d. A.) erweitert sich die Perspektive und geht über den der psychotherapeutischen, leibtherapeutischen ... bzw. soziotherapeutischen Intervention hinaus und verweist auf die gesellschaftliche Bestimmtheit von Arbeit, auf Macht und Herrschaft. Gerade im Hinblick auf die Arbeit gilt der in der Integrativen Therapie grundlegende Satz: ‚Die Veränderung von Pathologie erfordert die Veränderung des pathogenen Umfelds‘ (*Petzold* 1979), und damit ist nicht nur der unmittelbare situative Kontext, sondern der gesamtgesellschaftliche Zusammenhang gemeint. Es ist damit auch die politische Verantwortung des Therapeuten und seine Verpflichtung zu politischer Bewußtheit und Aktion angesprochen, *Ansonsten beschränkt er sich auf die ‚Reparatur von Schadstellen, auf Einzelfallhilfe‘, ohne daß er den Gesamtzusammenhang im Blick behält.*“ (Hervorhebung durch mich).

Als „Intervention“ definieren Autorin/Autor „das Gesamt von Maßnahmen, die durch ihr Zusammenwirken ... eine Situation im

Ganzen verändern.“ Aus den drei Globalzielen — „Humanisierung der allgemeinen Lebensbedingungen, Gewährleistung der Integrität von Individuen, Gruppen und Lebensräumen, Gewährleistung von Selbstregulation und Selbstverwirklichung im Lebenskontext und -kontinuum“ — leiten sie sechs „Richtziele und Interventionsbereiche“ (im Text irrtümlich: „fünf“) ab:

„1. Prophylaxe, d. h. präventive Interventionen zur Verhinderung von Destruktion (Petzold 1980e);

2. Erhaltung, d. h. konservierende bzw. stabilisierende Interventionen zur Bewahrung von vorhandenem positivem Bestand;

3. Restitution, d. h. reparative bzw. rehabilitative Interventionen zur Restituierung geminderten oder gestörten Bestandes;

4. Entwicklung, d. h. evolutive Intervention zur Entfaltung und Bereicherung des Bestandes;

5. Bewältigungshilfen ..., d. h. supportative Interventionen als Hilfen beim Umgang mit irreversiblen Störungen und Minderungen des Bestandes;

6. Repräsentation, d. h. politische Interventionen zur Vertretung und Sicherung von Ansprüchen im gesellschaftlichen Kontext“ (alle 27).

Ich will mich hier gar nicht länger bei der Sprache aufhalten, obgleich mir diese als bezeichnend genug erscheint. Die in den Globalzielen noch vorhandenen Menschen erscheinen wie ausgelöscht — in einem anderen Kontext könnte, mit einem unveränderten Text, von den Richtzielen betreffs Waren („Bestand“) oder Maschinen die Rede sein. Und dies will ich nicht als eine moralische Kritik mißverstanden wissen: es ist nur die außerordentlich realistische Beschreibung jenes variablen Kapitals, das die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse aus den lohnarbeitenden Menschen gemacht haben.

Vielmehr will ich diese sechs Richtziele als selbstgesetzten Anspruch betrachten, aus dessen Realisierung hervorzugehen haben wird, inwieweit *Heinl/Petzold* sich zu sich selbst in Widerspruch begeben oder nicht. Unterschlagen darf dabei nicht werden, daß sie sich sogleich (was jedem(r), der / die mit therapeutischer Praxis zu tun hat, verständlich sein wird) hinsichtlich der Ganzheit ihres Anspruchs wie folgt wieder einschränken: „Ein derart umfassendes Interventionskonzept kann im Einzelfall nur selten verwirklicht werden, aber es muß als Horizont präsent bleiben und als Zielsetzung angestrebt werden“ (27).

## 20.

Den von ihr analysierten Fallbeispielen stellt *Hildegund Heinl* einige kurze Abschnitte voraus, die sich schwerpunktmäßig auf die orthopädische Praxis beziehen. Auch sie erwähnt eine Reihe von Erscheinungs-

formen, die durchaus im Kontext einer marxistischen Analyse von Arbeit wahrzunehmen sind: die Abtrennung der individuellen Handarbeit von der therapeutischen Kopfarbeit (zu Recht schreibt sie, daß eine „augenscheinliche Kenntnisnahme der Arbeitsweise durch den praktizierenden Orthopäden ... dringend erforderlich“ — (29) — wäre); das Diktat von Bewegungsmuster und Arbeitsrhythmus durch Maschine und Band; die mangelnde Sensibilisierung (von Handarbeit und Kopfarbeit) für Fehl- und Überbelastungen als gesellschaftlich bestimmte Verdinglichung des Körpers als Arbeitsinstrument; die objektivierend-cartesianische Zerlegung des Objekts Mensch in der naturwissenschaftlichen Medizin; der Patient selbst als wichtigste Quelle für Informationen über den Patienten.

Im Fallbeispiel 1 (36f) stellt sich heraus, daß Muskelschmerzen an der Innenseite des linken Oberschenkels einer Supermarktkassiererin dadurch entstanden sind, daß die Kassiererin zu kurze Beine hat. Daß die Arbeit wiederholend und mühsam ist („Sie tippt mit der rechten Hand die Kasse und schiebt mit der linken die Ware durch ... wieviele Zentner sind das pro Tag?“ (37) geht aus der Beschreibung selbst hervor. „Ein Holzschemel unter die Füße und eine Wärmebehandlung der Muskeln befreien die Patientin von ihren Schmerzen“ (37).

Auch wenn Visualisierung und szenische Rekonstruktion der Arbeitsplatzsituation eindrucksvoll dargestellt sind: von den oben genannten Richtzielen können nur „Prophylaxe“ und „Restitution“ als erfüllt angesehen werden. Von den eingangs erwähnten Momenten von Selbstverwirklichung, Funktionslust des Körpers, Kraft der Gestaltung, Identitätsstiftung kann jedoch nicht ernstlich die Rede sein.

## 21.

Sehr hoffe ich, nicht allzusehr der Monotonie geziehen zu werden, wenn sich dies als Grundmuster erweist, das sich in verschiedenen Variationen in allen Fallbeispielen wiederholt.

Das 2. Fallbeispiel (37 - 39) beschreibt die Heilung einer Rentnerin (Spinnereiarbeiterin) von Beinschmerzen, die durch verinnerlichte Arbeitsbewegungen entstanden sind, durch deren szenische Konkretisierung (in Verbindung mit vordem wirkungslos gebliebenen Wärmebehandlungen und Massagen). Völlig legitimerweise beschränkt sich die Intervention auf die Richtziele der „Erhaltung“ und „Restitution“ (wenn auch der Gebrauch der Begriffe „Versöhnung“ und „Befreiung“ im Zusammenhang mit der Reaktualisierung verdächtig stimmt). Wie sähe es aber aus, wäre die Frau noch nicht in Rente, sondern aktuell Textilarbeiterin?

Gerade die präzisere Beschreibung in diesem Fallbeispiel, wie sich die *reale* Funktion der Arbeiterin als Anhängsel der Textilmaschinerie in ihren Körper einschreibt, macht es aber vielleicht verständlich, warum ich mich über das bloße Psychologisieren im 3. Fallbeispiel (39 - 44) mit am meisten geärgert habe. Wiederum handelt es sich um die Textilbranche (Akkordnäherin), diesmal ist die Frau Mitglied der aktiven Arbeiter(innen)armee.

Die Patientin leidet an schmerzhaften Sehnenansätzen und Muskelverspannungen, fühlt an der Maschine die Aufforderung, „immer noch schneller und schneller zu arbeiten“. In der Gestaltarbeit stellt es sich heraus, daß es sich um eine Art „Übertragung“ von Erfahrungen mit ihrer Mutter und ihrer früheren Dienstherrin auf die Maschine handelt. Nach vier Wochen verordneter Arbeitsruhe kann sie „ihre Situation am Arbeitsplatz im Kollegenkreis nachhaltig verändern, findet Kontakt und wird von den anderen Frauen geschätzt. Die Beschwerden treten nicht wieder auf.“ (42)

Dabei irritiert mich nicht, daß eine Art „Übertragung“ auf die Maschine herausgearbeitet wird: *Deleuze/Guattaris* Gebrauch der Maschinenmetapher erscheint durchaus vergleichbar. Mich irritiert, daß, entgegen dem ganzheitlichen Anspruch integrativer Therapie, die Wahrnehmung der Maschinerie auf die Übertragungsfunktion *beschränkt* wird. Daß die Maschinerie auffordert, „immer noch schneller und schneller zu arbeiten“ (39, ähnlich 40), ist unter den gegenwärtigen Bedingungen von Produktion das, was geschieht, ob mit oder ohne Mutter/Dienstherrin!

Wenn im Aufsatz die Angst der Akkordnäherin, ihre Existenz zu verlieren, als „Sorge, die im Hinblick auf die Situation des Arbeitsmarktes 1973 (Zeitraum der Behandlung) keine reale Basis hatte“ (eine eigenartige Argumentation von Autoren 1980, die sich sonst soviel auf die Reflexion des „Zeitkontinuums“ zugute halten), gekennzeichnet wird, so ist nicht erst im Nachhinein zu sagen, daß die Patientin hierin realistischer war als ihre Therapeuten, die „einfachen Leuten“ so gerne „Transferhilfe“ geben (44):

— Einer 33jährigen Frau konnte 1973 noch sehr wohl der Beginn der Strukturkrise 1966/67 im „Lebenskontinuum“ in Erinnerung sein, die ebenfalls eine (damals vorübergehende) bedeutende Arbeitslosigkeit zur Folge hatte. Der Großteil der nicht-apologetischen Ökonomen zwischen 1967 und 1974 rechnete fest mit einer vertieften Fortsetzung dieser Strukturkrise nach einem vorübergehenden konjunkturellen Aufschwung (daß oft daran unrealistische politische Hoffnungen, ja Revolutionserwartungen, geknüpft wurden, steht auf einem anderen Blatt).

— Ebenfalls ist erwiesen (und nachhaltig dokumentiert), daß die Jahre zwischen 1969 und 1973 durch eine Verschärfung des Akkords (gerade in der Frauenarbeit, siehe z. B. das „Kursbuch 21“) gekennzeichnet waren. Ein Nichtmithaltenkönnen hatte zwar nicht notwendig Entlassung, aber jedenfalls (manchmal ernsthafte) Lohnminderungen zur Folge.

— In der Textilbranche (die bekanntlich nicht zu den expansiveren zählt) findet seit jedenfalls 20 Jahren ein kontinuierlicher Rationalisierungsprozeß statt, so daß es keineswegs sichergestellt ist/war, daß eine entlassene Frau wiederum einen Arbeitsplatz in dieser erhält. (Leider erwähnt die Fallgeschichte ebenso wenig die Ganzheit der Job-Möglichkeiten dieser Frau, wie Fragen von Doppelbelastung, Einkommen des Mannes, so daß die Behauptung, „daß sie sich entscheiden kann, ob sie (Lohn-, Anm. d. A.) arbeiten will oder nicht“, im luftleeren Raum hängt.)

— Die Intensivierung der Arbeit im Kontext der Maschinerie hatte solche Formen angenommen, daß ausgerechnet die Zeit um 1973 als jenes Datum in die Geschichte eingegangen ist, an welchem sich tarifliche Auseinandersetzungen nicht mehr nur um Lohn, sondern um Erleichterung der akkordförmigen Arbeitsbedingungen gleichsam erstmalig handelten (Tarifvertrag der IG Metall Nordwürttemberg-Nordbaden!).

## 22.

Es kann sich hier nicht darum handeln, mehr als in Andeutungen die Probleme von Fokalthherapie abzuhandeln, die — an sich zu Recht — hier die Bühne der szenischen Rekonstruktion von Arbeitswelt betreten (42f). Wie alle Erscheinungsformen gesellschaftlichen Lebens weist auch die Fokalthherapie den ihr entsprechenden Doppelcharakter auf: Zum einen ist sie ein sinnfälliger Ausdruck des oben unter „Therapie als Arbeit“ (12.) angedeuteten. Sie drückt aus, daß auch die Zeiteinheit pro Patient für Therapeuten knapper wird (der Entfremdungsprozeß therapeutischer Arbeit, die von ihrem eigenen je ganzheitlichen Anspruch zu abstrahieren gezwungen wird, tritt ins Blickfeld — ganz deutlich z. B. bei *Malan*), entsprechend weniger an der (Wieder-)Herstellung der eigenen Wesenskräfte der Patienten gearbeitet werden kann (und selbst weniger an der Reparatur seiner Ware Arbeitskraft, obwohl dieser Aspekt dann überstark in den Vordergrund tritt). Zum anderen ist sie alltagsnäher, löst die Betroffenen weniger aus ihren Lebenszusammenhängen zugunsten eines selbständigen therapeutischen Diskurses. Kurz: die Fokalthherapie erscheint als therapeutisches Set-

ting, welches den gesellschaftlichen Verhältnissen selbst geschuldet ist und deren Anwendung keinesfalls verkürzend den Therapeuten zum Vorwurf gemacht werden kann.

Was aber bei den hier erörterten Problemen von Fokaltherapie skeptisch stimmt, ist die intendierte Richtung ihrer imaginierten ganzheitlichen Ausdehnung. „Ich habe sie (die Szenen mit der Mutter, Anm. d. A.) ‚ruhen lassen‘, da offensichtlich eine versöhnliche Haltung der Mutter gegenüber bestand und ich keinen Grund sah, diese durch konfliktzentriert-aufdeckendes Vorgehen zu stören (42) ... Ein gezieltes Aufgreifen der Mutterproblematik hätte zu einer längerfristigen Therapie führen müssen, deren Verlauf, Dauer und Resultat schwer zu übersehen sind.“ (43)

Von den oben genannten Richtzielen ist wieder der Schwerpunkt auf „Erhaltung“ und „Restitution“ gelegt worden (auf die „Entwicklung“ nur in einem relativ schmalen Bereich, nämlich der Verbesserung der Kontaktsituation im Kollegenkreis). „Prophylaxe“ und insbesondere „Repräsentation“ fehlen völlig. Nun kann an sich mit einiger Berechtigung argumentiert werden, die schmale zeitliche Basis der Fokaltherapie erlaubt nicht, die Totalität der Richtziele in jeden einzelnen Bereich anzugehen (wie wir oben gesehen haben, argumentieren *Heinl/Petzold* in der Tat so). Daß aber die Phantasien der Genannten in die Richtung des „gezielten Aufgreifens der Mutterproblematik“ gehen (also einer weiteren Erfüllung von „Erhaltung“/„Restitution“/„Entwicklung“), bei gleichzeitiger weiterer Ausblendung etwa des „Repräsentations“-Ziels (von dem wir gesehen haben, daß es 1973 historisch authentisch war), läßt mich an der ganzheitlichen Intention allmählich zweifeln. (Angemessen „repariert“ ist hingegen die Ware Arbeitskraft der Akkordnäherin — sie kann wieder an ihrer Maschine stehen, jedenfalls bis sie die nächste Rationalisierungswelle an das dürre Land der Arbeitslosigkeit wirft).

## 23.

Im 4. Fallbeispiel (die folgenden entstammen der psychotherapeutischen Praxis — wiederum mit einer in vielem ansprechenden Vorbemerkung: 44f) handelt es sich um „Störung (wieder einmal, Anm. d. A.) durch fehlende Arbeit“ (45 — 47). Im Vorspruch hat *Hilarion Petzold* zunächst faktisch die vordem beanspruchte Ganzheit bereits explizit zurückgenommen: „Schließlich könnte es zu einer Konfrontation mit der *Tatsache* kommen, daß Psychotherapie *in der Regel* eine Anpassung oder „Reparatur“ bedeutet, darauf gerichtet, den erkrankten Klienten wieder in den Arbeitsprozeß einzugliedern. Zu solchen Maß-



nahmen können sich Psychotherapeuten mit einem „humanistischen“ (sic!) Menschen- und Weltbild nur bereit erklären, wenn sie Störungen (sic!) aus der Arbeitswelt als krankheitsverursachende Faktoren weitgehend ausschließen, es sei denn, sie schließen in klarer Sicht der Dinge *zuweilen* programmatische Kompromisse oder sie sind resigniert“ (45).

Entgegen dem „zuweilen“ scheint es sich aber doch um einen echten „Dauerkompromiß“ zu handeln, denn es werden sogleich „Situatio- nen“ angesprochen, in denen „außer der anpassenden Wiedereingliederung keine Möglichkeiten realisierbar sind“ (45). Wobei immerhin „die Möglichkeit erwogen“ wird, „daß das Symptom der Arbeits- und Leistungsstörung ein *gesundes* sich-Wehren ist, eine Notreaktion gegenüber Anforderungen, die identitätsbedrohend oder -zerstörend sind ...“ (45). Bedauerlicherweise ist aber diese „Möglichkeit“ in keinem einzigen Falle *hier* dokumentierter therapeutischer Praxis realisiert worden, womit ich nicht behaupte, daß dies überhaupt nie der Fall war.

#### 24.

Das Fallbeispiel 4 betrifft eine Gruppe von arbeitslosen Jugendlichen mit entsprechenden Depressionen. Dieses Beispiel ist von den vorliegenden sicherlich das „ganzheitlichste“: es zeigt anschaulich, zu welch umfassenden Interventionsformen integrative Therapie fähig ist, und ist lehrreich für alle „Nur-Politischen“, die über jede sozialtherapeutische Intervention gleich die Nase rümpfen. Immerhin wird die Situation der Jugendlichen kollektiv bewältigt durch: Fokalintervention, gestalt-therapeutische Krisenintervention, aufdeckendes Vorgehen, Gruppenkohäsion, sozialarbeiterische Betreuung, kathartisch entlastende Gestalteinzelsitzungen in der Gruppe, Elternsitzungen, gemeinsame Eltern-Jugendlichen-Gruppe, Lehrgänge zum Reparieren von Elektrogeräten, Bildung einer Reparaturkooperative, Mitarbeit von Betriebskollegen der Väter (46f). Hier hatte, wenigstens in Keimform, die Gesamtheit der Richtziele ihren Platz. (Kritisch anzumerken wäre allenfalls, daß die unkritisch übernommene „allgemeine Verwahrlosung“, worunter *Petzold* ansteigenden Alkohol- und Zigarettenkonsum, Aufgabe der Wohnung bei den Eltern, und gut zahlende verheiratete ältere Freunde versteht, mehr über die Normen *Hilarion Petzolds* als über die Normen der Jugendlichen aussagt.)

#### 25.

Im 5. Fallbeispiel (47 — 50) leidet ein 63jähriger (sein Beruf und die Branche werden nicht erwähnt, wahrscheinlich mittleres Management

— seit acht Jahren Verkaufsleiter) in Antizipation des Pensionierungstraumas an Schlafstörungen, die er — insbesondere durch Panoramatechnik — verliert. Wiederum verständlicherweise sind die Richtziele auf „Prophylaxe“, „Erhaltung“ und „Entwicklung“ beschränkt.

Im Fallbeispiel 6 ist eine Phonotypistin naheliegenderweise depressiv geworden. Die Sinnlosigkeit der Arbeitssituation („Sie könne ja eh nur noch nach Platte oder Band schreiben, und ob sie das bei dieser oder einer anderen Firma tue, bleibe sich gleich“ — (51) wird „als Depression retroflektiert“ (32). Gestaltgruppentherapie und Rollenspiele, sowie die erreichte Versetzung in eine andere Abteilung ohne Band und mit Publikumsverkehr, sorgen für ein vorläufiges Ende der Depressionen. (In struktureller Analyse zu einer Szene des Films „Viridiana“ von *Luis Bunuel* phantasie ich, wie die nächste Phonotypistin den Arbeitsplatz einnimmt und depressiv wird. Die Sinnlosigkeit dieser Arbeitssituation ist geblieben.) Von den Richtzielen her sind neben der „Restitution“ auch eine Spur von „Entwicklung“ und „Repräsentation“ erhalten.

## 26.

Dieses Fallbeispiel schließt mit dem (in anderen Kontexten fast schon typischen) Satz: „Eine Aktivierung und Vitalisierung des Freizeitbereichs konnte überdies angeregt und erreicht werden“ (52). Mit einer ähnlichen Bemerkung schließt der vorletzte Absatz des 7. und letzten Fallbeispiels: „... noch die paar Jahre durchhalten, sich nicht mehr so angreifen lassen und im Freizeitbereich stärker Entlastung suchen“ (55).

Neben der Erinnerung an den frühen *Marx*, dem gemäß der Mensch nur außerhalb der Arbeit bei sich, aber bei der Arbeit außer sich sei, zeigt sich hier eine weitere Problematik des „Störung durch Arbeit“-Konzepts. Indem *Heinl/Petzold* von einer anthropologisch „richtigen“ Arbeit/Identität ausgehen (eine humanistisch-psychologische Tradition, die schon bei *Wilhelm Reich* beginnt), die durch entfremdete Arbeit bloß „gestört“ wird, können sie sich so verhalten, als ob „Arbeit“ und „Freizeit“ strukturell voneinander getrennte Bereiche wären. Daß die Form, Dauer, Intensität der Arbeit in die der Freizeit bestimmend einwirkt, und eine „Entlastung“ oder „Vitalisierung“ solcherorts problematisch wird, gerät dabei nicht ins Blickfeld. (Daß ein großer Teil der lohnabhängigen Bevölkerung von der intensivierten Arbeit so geschlaucht ist, daß er zu wenig mehr als Ausruhen und Fernsehen imstande ist, zählt schon zu den Gemeinplätzen neopositivistischer Meinungsforschung.)

Da im allgemeinen „Freizeit“ zu nichts mehr verwendet werden kann, als zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft, wäre ihre Aktivierung denn auch eher dem Richtziel der „Restitution“, als etwa dem der „Entwicklung“ zuzuordnen.

## 27.

Fallbeispiel 7 veranschaulicht das klassische Dilemma einer Drehpunktperson: Ein Außendienstleiter der Kosmetikbranche hat Magen-  
geschwüre, weil sein Chef mehr Umsatz und die ihm unterstellten Verkäufer weniger Druck von ihm fordern (52 — 55). Er entlastet sich durch (sehr überzeugend geschilderte) gestalttherapeutische Traumarbeit. Er nimmt sich vor, die Konflikte zwischen Chef und Verkäufer direkt an diese weiterzugeben — als ob er nicht gerade dazu angestellt wäre, den Puffer zwischen den Mühlsteinen zu machen.

Kein Fallbeispiel ist so direkt mit den ökonomischen Gesetzen der bestehenden Gesellschaft — Profitmaximierung durch Umsatzsteigerung auf Kosten der damit befaßten Menschen — verbunden wie dieses; daher ist auch an keinem Fallbeispiel so gut zu sehen wie an diesem, wie wenig „ganzheitlich“ integrative Therapie unter den Bedingungen der Fokalintervention entgegen dem formulierten Anspruch bislang ist. Die „Repräsentation“ bleibt wiederum aus. Ob „Prophylaxe“ der Fall sein wird, steht dahin: auch wenn es didaktisch sicher sinnvoll ist (ich habe im Rahmen von Supervisionstätigkeit schon selbst ähnlich gearbeitet), mit dem Außendienstleiter seinen „Interrollenkonflikt“ zu skizzieren (54), so tritt der nächste Konflikt sicher auf, wenn letzterer darauf hingewiesen werden wird, daß seine Verwertung gerade für Vermittlungsarbeit erfolgt. Abgesehen vom Diagramm und vom Freizeithinweis geht auch „Entwicklung“ aus dem Fallbeispiel nicht hervor. Da „Erhaltung“ und „Bewältigungshilfen“ eine situativ geringere Rolle spielen, bleibt wiederum zuvörderst die „Restitution“.

## 28.

Die Auswertung der Überprüfung des Übereinstimmens der von Autor/Autorin selbst beanspruchten „Richtziele und Interventionsbereiche“ mit den 7 Fallbeispielen hat bedauerlicherweise zum Ergebnis, daß die ersteren höchst ungleich bei der therapeutischen Arbeit zum Tragen kamen. „Restitution“ und (insbesondere dort, wo erstere situativ nicht mehr erheischt ist) „Erhaltung“ stehen eindeutig im Vordergrund.

Es folgen „Entwicklung“ und „Prophylaxe“, worin ein Vorzug integrativ-humanistischer Therapieformen gegenüber einer Reihe von an-

deren gesehen werden kann. Der Doppelcharakter dieser humanistisch-psychologischen Methode mag daran ersehen werden, daß „Repräsentation“ und „Bewältigungshilfe“ gleichermaßen das Schlußlicht bilden: Weder findet im allgemeinen politische Intervention zur Vertretung von Ansprüchen im gesellschaftlichen Kontext statt, noch wird, zum anderen, im allgemeinen von der Irreversibilität dessen, was als „Störung“ angesehen wird, ausgegangen.

## 29.

Somit scheint sich die Ausgangshypothese als richtig zu erweisen, daß auch der Schwerpunkt der dargestellten integrativen Fokaltherapearbeit in einer freundlichen Form der Wiederherstellung der Ware Arbeitskraft liegt (bzw. in der Reparatur von Schäden, die bei deren Verwertung aufgetreten sind). Demgegenüber findet eine Arbeit zur (Wieder-)Aneignung menschlicher Wesenskräfte nur selten statt (Fallbeispiel 4), oder wird in einen verkürzt verstandenen Freizeitbereich verlagert (Fallbeispiel 6 und 7).

Die eingangs konstatierte Auffassung von Autorin/Autor, daß die im Rahmen des kapitalistischen Produktionsprozesses mit Notwendigkeit produzierte Entfremdung als von außen eindringende „Störung“ einer naturgemäßen Anthropologie von Arbeit auftritt, scheint also zur Folge zu haben, daß im Zweifelsfall, in zeitökonomisch verknappter fokaltheraapeutischer Praxis, der Widerspruch zu seiner tauschwertanalogen Seite hin aufgelöst wird. Sie handeln häufig, wie wenn es sich um eine Störung (und nicht um eine Verwandlung der Qualität), um ein Gefühl der Überforderung (und nicht um die Überforderung selbst) handeln würde. Es nimmt nicht Wunder, daß entsprechend die von *Heinl/Petzold* selbst aufgeführten Globalziele therapeutischer Praxis in ihrem fokaltheraapeutischen Handeln nur noch in homöopathischer Form auftauchen. Dies hätte auch Folgen für die identitätstheoretischen Voraussetzungen der Autoren (20 — 23, 55), auf die hier nicht eingegangen werden kann — eine ähnlich differenzierte Betrachtung würde einen eigenen Aufsatz erfordern.

Auch wenn dies am vorliegenden Aufsatz nachgewiesen werden konnte: die Betrachtung anderer Therapieformen würde mit großer Wahrscheinlichkeit noch ungünstigere Resultate erbringen. Man vergleiche etwa die *Malansche* Darstellung psychoanalytisch orientierter Fokaltheraapien, welcher eine Kategorie wie „Repräsentation“ sicherheitshalber erst gar nicht ins Blickfeld gerät, oder die Mehrzahl der anpassungsorientierten Verhaltenstherapien, die sich von der Grundnorm des Bestehenden erst einmal gar nicht weg bewegen. Auch wenn

die integrative Therapie derzeit (ebenso wie einige von der Psychoanalyse ausgehende Radikalisierungen oder wie Konzepte der italienischen „demokratischen Psychiatrie“) die breiteste Perspektive umfaßt, hebt dies niemanden der Aufgabe, durch eine weitere, umfassendere Einbeziehung der Totalität der Lebens- und Wissenszusammenhänge die Lage zu verbessern. Dies müßte unsere gemeinsame Sache sein.

### Literatur

- Althusser, L., Für Marx, Frankfurt 1968.
- Bebel, A., Die Frau und der Sozialismus, Berlin (DDR) 1964<sup>61</sup>.
- Bierter, W., von Weizsäcker, E. U., Strategien zur Überwindung der Arbeitslosigkeit, AG SPAK (Hrsg.), Materialien zur Alternativen Ökonomie II, Berlin 1977, S. 26-42.
- Deleuze, G., Guattari, F., Anti-Ödipus, Frankfurt 1977.
- Foucault, M., Überwachen und Strafen, Frankfurt 1977.
- Gorz, A., Abschied vom Proletariat, Frankfurt 1980.
- Heinl, H., Petzold, H., Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention in der Behandlung von Störungen aus der Arbeitswelt, *Integrative Therapie* 1 (1980), S. 22-57; dieses Buch S. 178-219
- Huber, J., Wer soll das alles ändern, Berlin 1980.
- Illich, I., Die Entschulung der Gesellschaft, Reinbek 1973.
- , Shadow-Work, Cuernavaca 1980.
- Jahoda, M., Zeisel, H., Lazarsfeld, P., Die Arbeitslosen von Marienthal, Frankfurt 1975.
- Jervis, G., Kritisches Handbuch der Psychiatrie, Frankfurt 1978.
- Kursbuch 21/1970
- Kursbuch 43/1976
- Lorenzer, A., Symbol, Interaktion und Praxis, in: Brede, U., u. a., Psychoanalyse als Sozialwissenschaft, Frankfurt 1971, S. 9-55.
- Malan, D. H., Psychoanalytische Kurztherapie, Reinbek 1972.
- Marx, K., Das Kapital, Band 1, MEW 23, Berlin (DDR) 1969.
- , Die Frühschriften, Stuttgart 1971.
- Negt, O., Kluge, A., Geschichte und Eigensinn, Frankfurt 1981.
- Ottomeyer, K., Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen, Reinbek 1977.
- Scheurmann, W., Der Papalagi, a. O. o. J.
- Steinmüller, W., Die zweite industrielle Revolution hat eben begonnen, *Kursbuch* 66/1981, S. 152-188.
- Toffler, A., Die Zukunftschance, München 1980.
- Vinnai, G., Sozialpsychologie des Proletariats, Reinbek 1973.
- Weizenbaum, J., Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft, Frankfurt 1977.

# Psychotherapie und Arbeitswelt

*Gerhard Portele, Hamburg*

## 1. Die Nachfrage nach Therapie

Die Leute, die bei meinen Bekannten und mir um Therapie oder „persönliches Wachstum“ im Stil der Humanistischen Psychologie nachfragen, also Gestalttherapie, Gesprächspsychotherapie, Psychodrama, Bioenergetik, neoreichianische oder andere Körpertherapien in freier Praxis, sind in der Regel jung, Klienten über 50 sind sehr selten, die meisten sind zwischen 25 und 35 Jahre alt. Es sind meist Lehrer, Psychotherapeuten und Psychologen, Ärzte, Krankenschwestern, Pfarrer, Sozialarbeiter und Sozialpädagogen, hin und wieder Journalisten, Werbeleute, auch Künstler. Manche sind Studenten und jobben nebenher. Oder es sind Frauen, die nicht vollberuflich tätig sind, Frauen meist von Akademikern oder Frauen, die selbst Akademikerinnen sind, und natürlich Sekretärinnen. Oder es sind Aussteiger, also Leute, die ihren gelernten Beruf aufgegeben haben und jetzt etwas anderes machen, meist auch nur etwas nebenher. Selten sind unter den Klienten Ingenieure oder Naturwissenschaftler; eher schon Informatiker oder Leute aus der Datenverarbeitung. Auch Justizjuristen sind selten. Ein Arbeiter oder eine Arbeiterin, in dem Sinne, daß die Tätigkeit als Arbeiter die Lebensperspektive ist, kamen weder zu mir noch zu einem meiner Bekannten.\*

Ich bin ziemlich sicher, daß die von mir beobachteten Trends verallgemeinert werden können: Nachfrage nach „Therapien“ in Humanistischer Psychologie besteht bei jungen Leuten, überwiegend Frauen, überwiegend Akademiker, überwiegend aus Berufen, die mit Menschen zu tun haben. Unter den Frauen streuen die Berufe mehr als unter den Männern. In den wenigen Institutionen (Frauenberatung, so-

---

\* *Hilarion Petzold* hat da, wie er in einer persönlichen Mitteilung schreibt, andere Erfahrungen: Seiner „groben“ Schätzung nach sind in den psychologischen Privatpraxen der FPI-Therapeuten seiner Supervisionsgruppen die Klienten zu 20 % Arbeiter, 20 % kleine Angestellte, 20 % technische Berufe, 40 % Sozialberufe.

ziale Zentren, Drogenberatung, Krankenhäuser, Elternberatung, Familienberatung, Studentenberatung), in denen Humanistische Psychologie angeboten wird, sind die Klienten verständlicherweise, was den Beruf angeht, (wenn es sich nicht um Kinder handelt) gemischter. Das gilt auch für die wenigen medizinischen Praxen, in welchen Gestalttherapie möglich ist.

Die Beschwerden, Probleme, mit denen die Leute in die freie Praxis kommen, liegen, wenn man sie überhaupt einordnen will, hauptsächlich im Bereich der Neurosen (nach dem diagnostischen System der American Psychiatric Association), also Angst, hysterische, phobische, Zwangs-, depressive Neurosen, eventuell in Persönlichkeitsstörungen und bestimmten anderen, nicht psychotischen Störungen (Drogenabhängigkeit, Alkoholismus), seltener in psychophysiologischen Störungen (Asthma, Impotenz, Magengeschwüre, Hautausschläge). Geistige Retardierung, hirnorganische Syndrome und organisch nicht begründbare Psychosen (Schizophrenie und paranoide Zustände sind überhaupt nicht vertreten, sehr selten: affektive Psychosen). Am häufigsten sind wohl die sogenannten „Charakterneurosen“ — wenn man schon ein Etikett verwenden will — und nicht die „Symptomneurosen“ mit ihrem relativ stabilen, eng umschriebenen Erscheinungsbild „Ängste, Zwangssymptome, Depressionen etc.“

Die Diffusität der Störungen ist das Kennzeichen der „Charakterneurosen“: Allgemeine Unlust, Gefühle der Entfremdung, Beziehungslosigkeit, Identitätsprobleme, vage Gefühle der Unausgefülltheit (Kutter 1975; Thomä und Kächele 1976). Was die Probleme betrifft, ist das bei der Klientel in den Institutionen, in denen humanistische Psychologie angeboten wird, nicht wesentlich anders. In der alten Studie von Hollingshead und Redlich (1952) steigt der Anteil der Psychosen, je niedriger die Sozialschicht ist, insbesondere die Schizophrenie (für europäische Länder siehe Kohn 1968, der die These bestätigte). Der Anteil der Neurosen steigt, je höher die Sozialschicht ist, insbesondere die Charakterneurosen (bei Hollingshead und Redlich eine Restkategorie, die der oben erwähnten Bezeichnung sehr ähnlich ist). Über diese Zusammenhänge gibt es heute keine Diskussion mehr, wohl aber über die Ursachen dieser Zusammenhänge (Rushing und Ortega 1979). Die Probleme/Beschwerden sind also schichtspezifisch verteilt, und eines der wichtigsten Schichtmerkmale ist zweifellos die jeweilige Arbeit und daran gekoppelt das Einkommen. Die Arbeitswelt, mit der „Therapeuten“ der Humanistischen Psychologie über ihre Klienten in Berührung kommen, ist ein kleiner Ausschnitt aus der gesamten Arbeitswelt.

## 2. Psychotherapeuten als Teil der Arbeitswelt

Die „Psychotherapeuten“ der Humanistischen Psychologie in freier Praxis und in den Institutionen stellen wie die anderen Psychotherapeuten einen Teil der Arbeitswelt dar. Sie *arbeiten* als Therapeuten. Sie gehören einem professionalisierten Beruf an oder einem Expertenberuf (Luckmann und Sprondel 1972; Beck u. a. 1980). Als Modell für professionalisierte Berufe werden in der Soziologie die Ärzte und Rechtsanwälte verwendet. Zu den Dimensionen der Professionalisierung rechnet man:

(a) *Ausbildung einer Wissensbasis und Entwicklung eines Kompetenzmonopols.* Entscheidend ist hierbei, daß ein Unterschied zwischen Experten und Laien hergestellt wird. Der spezielle Kompetenzmonopolsanspruch der Humanistischen Psychotherapeuten wird ihnen zur Zeit von anderen Psychotherapeuten bestritten, ebenso von Ärzten.

(b) *Dienstleistungsgesinnung und Orientierung an gesamtgesellschaftlichen Werten.* Diese Professionalisierungsdimension dient vor allem zur Legitimation, aber auch zur Ausbildung einer professionellen Ethik. Das heißt u. a., daß es nicht legitim ist, in professionalisierten Berufen die Tätigkeit zur Befriedigung persönlicher Bedürfnisse (Einkommen, Prestige usw.) auszuüben. In diesem Bereich liegen eine Reihe der heutigen Konflikte der Psychotherapeuten: Die Dienstleistungsorientierung wird angezweifelt, nicht nur von Laien, sondern vor allem auch von Konkurrenten. Von den Therapeuten wird die Dienstleistungsgesinnung dagegen besonders betont.

(c) *Autonomie gegenüber Laien.* Professionelles Handeln ist dann als autonom zu bezeichnen, wenn es relativ geringen Sanktionen durch die Laien unterliegt. Diese Autonomie erfordert einerseits die Durchsetzung des Kompetenzmonopols, andererseits die Einrichtung professioneller Selbstkontrolle, d. h. die Professionsangehörigen kontrollieren sich selbst und niemand anderer sonst. Allerdings wird Kritik und Kontrollmaßnahme in der Regel nicht veröffentlicht, da dann die Legitimation der Autonomie erschwert wäre, aber es muß öffentlich nachgewiesen werden, daß Selbstkontrolle stattfindet.

(d) *Selbstkontrolle.* Bei der Selbstkontrolle handelt es sich insbesondere um die Selbstkontrolle der Rekrutierung (Psychologiediplom als Voraussetzung?), der Ausbildung (in der Humanistischen Psychologie an bestimmten Institutionen, die um Anerkennung ringen) oder durch ein Meister-Lehrling-Verhältnis (es wird angegeben, bei welchem Meister man gelernt hat), Lizenzierung der Titel und Bestimmung der Zugangsvoraussetzungen. Die Selbstkontrolle der Ausübung der Profession erfolgt bei Freiberuflern vor allem über Berufsverbände (z. B. An-



waltskammern, Ärztekammern); so weit sind die nichtärztlichen Psychotherapeuten noch nicht. Auf einem Aushang bei den Psychologen an der Universität Hamburg, auf dem ein Traumworkshop angekündigt wurde, las ich kürzlich folgende handschriftliche Bemerkung: „Bei wem bist du in Supervision?“. Hier wird deutlich, wie die „Laien“ auf die Selbstkontrolle achten.

(e) *Hochqualifizierte Ausbildung*. Professionalisierung eines Berufes ist heute fast nur noch möglich, wenn ein Universitätsstudium vorliegt. Da nichtärztliche Psychotherapeuten mit Ärzten mit Facharztqualifikation (also nachuniversitärer Ausbildung) konkurrieren müssen, wurden ebenfalls nachuniversitäre Ausbildungen eingerichtet (das macht es u. a. schwierig, Ausbildung zum Therapeuten in das Universitätsstudium zu integrieren).

(f) *Konsequenzen der Professionalisierung* sind überdurchschnittliches Einkommen, gesellschaftliches Ansehen, Macht, sowie Autonomie und Kompetenzakzeptierung, also Privilegien im Vergleich zu anderen Gesellschaftsmitgliedern.

Für Professionen gibt es eine ständige Bedrohung der Privilegien dadurch, daß viele in die Profession hineindrängen. Professionen können sich auf unterschiedliche Weise dagegen wehren. Eine Maßnahme ist die Drosselung des Zugangs z. B. durch numerus clausus an der Universität (auch bei den Psychologen), durch Auswahl in Aufnahmegesprächen bei der Zusatzausbildung, durch Erschwerung der Zusatzausbildung sowohl finanziell als auch leistungsmäßig. Eine weitere Maßnahme ist die Differenzierung und Spezialisierung, so haben sich bei den Ärzten die Fachärzte ausgebildet, bei den Psychotherapeuten sind es die Spezialisierungen in die verschiedenen Richtungen der Psychotherapie. Eine dritte Maßnahme ist, weniger qualifizierte Arbeiten abzustößeln, die Ärzte stießen an die Krankenschwestern und medizinisch-technischen Assistentinnen Arbeiten ab. Bei den Psychotherapeuten ist dies wohl noch nicht eingetreten, allerdings scheinen einige Ärzte Psychotherapie als etwas zu betrachten, das man auf diese Weise abstoßen kann. Eine vierte und wichtige Maßnahme, um die Privilegien der Professionalisierung zu sichern, ist die Ausdehnung des Tätigkeitsbereichs, also hier die Ausbreitung der Therapiebedürftigkeit. Die Definition der Ereignisse, die eine Beanspruchung der Professionsangehörigen durch Laien notwendig machen, wird dabei ausgeweitet. Auch dies ist wieder feststellbar bei den Ärzten an der Häufigkeit der Patientenbesuche im Vergleich zu früheren Jahren. Bei den Psychotherapeuten ist es wohl vor allem die fortschreitende Ausdehnung auf die diffusen Beschwerden, die sogenannten „Charakterneurosen“, auf den „neuen Patiententyp“ (siehe weiter unten). Diese vierte Maßnahme ist

mehr als alle anderen Maßnahmen von der Zustimmung (zu dieser Neudefinition) der Laien abhängig. Ich nehme an, daß die vielen Bücher, Zeitschriftenartikel, Fernsehsendungen, welche Methoden der Humanistischen Psychologie darstellen und über deren Erfolge berichten, auch diesem Zweck dienen, die Nachfrage zu steigern. Über Mundpropaganda wird hier wohl die Nachfrage noch stärker gesteuert.

Kompetenzmonopol und Selbstkontrolle sind nur möglich, wenn die Laien nichts oder wenig von der Expertentätigkeit verstehen. Andere Professionen sichern dies durch die Erfindung von Spezialsprachen: Ärztesprache, „Soziologenchinesisch“. Gerade die Psychotherapeuten der Humanistischen Psychologie versuchen, das immer wieder zu vermeiden. Sie verwenden wahrscheinlich eine andere Variante der Abschottung des professionellen Wissens, das *Wilensky* (1972) erwähnt. Ausgehend von der Tatsache, daß wir viele Dinge wissen, aber nicht ausdrücken können, definiert er einen Experten als einen Mann, der über seinen Gegenstandsbereich soviel weiß, daß er nur über einen Teil sprechen kann (S. 209). Die diagnostische Erfahrung eines Arztes z. B. ist fast nicht mitteilbar. Dem Laien bleibt die spezifische Kompetenz des Psychotherapeuten in der Humanistischen Psychologie etwas Geheimnisvolles („Wie kam er gerade auf diese Intervention?“), ebenso dem Experten selbst; er verfügt zwar über die Kompetenz, er weiß jedoch nicht, wie sie zustande kommt, noch ist sie voll der Reflexion zugänglich: Psychotherapeut in der Humanistischen Psychologie wird man vor allem durch Erfahrung.

Die Konfliktgegner bei professionalisierten Berufen sind neben den Konkurrenzprofessionen bürokratische Institutionen (hierzu zählt z. B. die Institution Krankenhaus), denn diese Institutionen versuchen, eine andere Form von Kontrolle, nämlich bürokratische Kontrolle, über die Selbstkontrolle der Profession zu stellen. Psychotherapeuten, die in einer Institution arbeiten, wissen, was das heißt und wie dadurch die Arbeit erschwert wird und die Belastung am Arbeitsplatz steigt. Was die Psychotherapeuten zur Zeit brauchen, um eine wirklich professionalisierte Profession zu werden, ist ein „staatliches Lizenzgesetz“ (*Wilensky*) wie andere Professionen auch. Die Querelen um das Psychotherapeutengesetz sind davon Ausdruck.

Psychotherapeuten gehören wie andere Akademiker zu der sogenannten „Intelligenz“ oder, wie *Gouldner* (1980) sagt, zu den „Intellektuellen und der technischen Intelligenz“. *Gouldner* faßt die Intellektuellen und die technische Intelligenz nicht als Diener des Kapitals wie etwa *Chomsky* (1969) noch als Teil der „neuen Arbeiterklasse“ wie *Mallet* (1972), sondern als „neue Klasse“ auf. Die *neue Klasse* be-

kämpft nach *Gouldner* die alte Besitzklasse, die „legale“ Eigentümerin der Produktionsmittel ist. Die *neue Klasse* besitzt zur Zeit allerdings aufgrund ihres Wissens die effektive Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel, die alte Besitzklasse ist auf das Expertentum der *neuen Klasse* angewiesen, um noch Profit machen zu können. Der *neuen Klasse* gelingt es durch die „Ideologie“ des Professionalismus, Kompetenzmonopole, Autonomie und Selbstkontrolle zu sichern. Die elementaren Ziele der *neuen Klasse* sind die Vergrößerung des eigenen Anteils am Sozialprodukt und die Herstellung der besonderen gesellschaftlichen Bedingungen, die eine Möglichkeit geben, sich größere Anteile des Einkommens privat anzueignen, und sie will ihre politische Macht vergrößern, um die gewünschten Ziele zu erreichen. Die *neue Klasse* kann das tun, weil sie über „kulturelles Kapital“ verfügt. Dieses kulturelle Kapital muß nicht unbedingt Produktivität oder Reichtum erhöhen, sondern Einkommensansprüche gesellschaftlich durchsetzbar und kulturell anerkannt machen. Die *neue Klasse* verbreitet und unterstützt die Ideologie, daß Produktivität primär von Wissenschaft und Technik abhängt. Im Dienstleistungsbereich — oder besser im Reproduktionsbereich —, dem u. a. die Ärzte und Psychotherapeuten angehören, wird die Ideologie verbreitet, daß nur durch Wissenschaft und Technik die Reproduktion der Arbeitskräfte adäquat möglich ist, damit die Produktivität aufrechterhalten werden kann. Psychotherapeuten wenden nur wissenschaftliches Wissen in der Therapie an.

Nach *Gouldner* bildet die *neue Klasse* — das vor allem ist ihr kulturelles Kapital — eine Sprachgemeinschaft. Sie verfügt über einen elaborierten Code, den „Code des kritischen Diskurses“. Dieser Code macht es zur Pflicht, jede Behauptung zu rechtfertigen, jedoch nicht durch Inanspruchnahme von Autoritäten, sondern indem die freiwillige Zustimmung des Adressaten allein auf Basis der beigebrachten Argumente erwirkt wird. Dieser Sprachgebrauch ist relativ situationsunabhängig, kontextfern, theoretisch und unpersönlich. Die Theoretizität dieser Grammatik führt bei den Benutzern zur Unterdrückung des Spielerischen, der Emotionalität und Spontaneität, zu Inflexibilität und Insensibilität für die Logik unterschiedlicher Kontexte und Situationen (also zu Dogmatismus). Was einzig zählt, sind sogenannte „Sachzwänge“. Die Psychotherapeuten als Angehörige einer *neuen Klasse* haben aufgrund ihrer langjährigen Sozialisation in höheren Schulen und Hochschulen mit diesem Code zu kämpfen, selbstverständlich tritt er auch bei ihren Klienten auf, da auch die Klienten (siehe Abschnitt 1) vor allem dieser neuen Klasse angehören.

Das „Paradoxon der neuen Klasse“ ist nach *Gouldner*, daß sie sowohl emanzipatorisch als auch elitär ist (S. 148). Sie untergräbt Herr-

schaft, gesellschaftliche Institutionen durch diesen Code, sie ist aber auch Träger von Herrschaft, indem sie behauptet, ihr Weg sei der einzige Weg zur Wahrheit, sie hat den Anspruch auf das Wahrheitsmonopol (wie früher etwa die Kirche).

Man kann nachweisen (Huber und Portele 1981, daß die weniger Privilegierten dieser *neuen Klasse* eher progressiv eingestellt sind, „emanzipatorisch“, die hoch Privilegierten dagegen konservativ und „elitär“. Die Psychotherapeuten gehören zur Zeit wohl zu den weniger Privilegierten der *neuen Klasse*.

Es gab Zeiten, in denen sich die weniger privilegierten Intellektuellen mit den Arbeitern verbunden haben, um die Gesellschaft zu verändern (vgl. Gouldner 1980). Ob das heute noch möglich ist, zu einer Zeit, da selbst Gorz (1980) und Bahro (1980) „Abschied vom Proletariat“ nehmen, scheint mir zweifelhaft. Aber: die Chance der Psychotherapeuten (und die Verpflichtung, wie ich meine) liegt in diesem „emanzipatorischen“ Potential, in der Nutzung der in der Grammatik des kritischen Diskurses liegenden Widersprüchlichkeit. Gerade die Humanistische Psychologie, welche bestimmte Aspekte dieser Grammatik kritisiert, nämlich die Unterdrückung des Spielerischen, der Emotionalität, Spontaneität, die Inflexibilität und Insensibilität für die Logik des Hier und Jetzt, kann, indem sie gleichzeitig kritisch diese Grammatik benutzt, um sie zu kritisieren, zur Emanzipation beitragen. Und sie sollte es tun.

Die „Psychotherapeuten“ der Humanistischen Psychologie können sich dabei mit ihren „Klienten“ verbünden. Das geht allerdings wohl nur, wenn sie auf bestimmte Privilegien verzichten (was sie zum Teil heute schon tun), auf Einkommensprivilegien, auf das Kompetenzmonopol ihres humanistisch-psychologischen Wissens. Das bedeutet, auf ihre Selbstkontrolle gegenüber ihren „Klienten“ zu verzichten — allerdings nur ihnen gegenüber.

Eine Möglichkeit hier ist meines Erachtens die Einrichtung von Selbsthilfegruppen. Hierzu ein vielleicht klärendes Argument: Ich glaube nicht, daß die emanzipatorisch Gesinnten in der neuen Klasse ihre Machtprivilegien gegenüber der herrschenden alten Besitzklasse aufgeben sollten, dem Staat oder den Sachzwangargumenten gegenüber, oder den Gegnern in der eigenen Klasse gegenüber, den Elitären: Für eine Veränderung der Gesellschaft wird diese Macht gebraucht. Die gesellschaftliche Lage der emanzipatorisch gesinnten Intelligenz kann nicht durch Verzicht aufgegeben werden, von ihr muß man ausgehen, man kann und muß sie nutzen, wenn man die Gesellschaft ändern will. Und das scheint mir notwendig, diese Gesellschaftsveränderung, einschließlich ihrer Sachzwangsideologie angesichts der drohen-

den Selbstzerstörung durch Atombomben, Energieverschleiß, Vergiftung, Wachstumsideologie, Ver-Wüstung usw. usw. (Portele 1981).

### 3. Der neue Patiententyp

Vor allem in der psychoanalytischen Literatur findet man die Beschäftigung mit dem „neuen Patiententyp“ (zusammenfassend Kratzer 1980). Erich Fromm (1972, S. 111) schreibt: „Diese neuen ‚Patienten‘ kommen zum Psychoanalytiker, ohne zu wissen, woran sie wirklich leiden. Sie klagen, daß sie niedergeschlagen seien, keine Freude an ihrer Arbeit hätten und über alle möglichen ähnlichen Beschwerden. (...) Ihre verschiedenen Beschwerden sind nur die Form, in der ihnen unsere Kultur gestattet, etwas zum Ausdruck zu bringen, was viel tiefer liegt und an dem alle die verschiedenen Menschen gleichermaßen krank, die glauben, an diesem oder jenem bestimmten Symptom zu leiden. Das allgemeine Leiden ist die Entfremdung von sich selbst, von den Mitmenschen und von der Natur; das Bewußtsein, daß uns das Leben wie Sand durch die Finger läuft, daß wir sterben werden, ohne gelebt zu haben, daß wir im Überfluß leben, doch ohne Freude sind“. Von der „Krankheit, nicht krank sein zu können“, wird gesprochen, sogar von „Störungen der Störungen“ (Kratzer 1980). Neben dem vermuteten neuartigen „sozio-psychischen Konfliktprofil“ (Schüle 1978) wird häufig eine bestimmte neuartige Bewältigungsform dieser Konflikte angenommen, also eine bestimmte Art von „Krankheitsverhalten“ (Mechanic 1968).

Der Begriff „Krankheitsverhalten“ stammt aus der Medizinsoziologie, bezeichnet im allgemeinen die Realitätskonstruktionen und das Verhalten bezüglich Krankheit und Gesundheit (vgl. auch Herzlich 1973). Man kann beim Krankheitsverhalten bei psychischen Störungen unterscheiden zwischen: Wahrnehmung der psychischen Störung (auch ihrer Ursachen); gefühlsmäßige Reaktion auf die Wahrnehmung der Störung: Leidensdruck; Entscheidung über die Inanspruchnahme von Hilfe bei Laien, Ärzten, Psychotherapeuten; Entscheidung für einen „Helfenden“; Verhalten und Verhältnis zu der Störung (z. B. „sich behandeln lassen“ oder „selbst handeln“); „Krankenrolle“.

Traditionelle Patienten wehren angeblich häufig ab, eine Therapie zu beginnen, sie brauchen einen hohen Leidensdruck, um dann einen Therapeuten aufzusuchen. Und das tun sie dann mit Mißtrauen und Schuldgefühlen, und sie haben anscheinend nicht besonders große Hoffnung auf Erfolg (Kratzer 1980; Moeller, 1972). In der Therapie lassen sich die traditionellen Patienten dann relativ passiv behandeln, sie erwarten von ihrem Psychotherapeuten, was sie vom Arzt erwar-

ten. „Neue Patienten“ dagegen stellen sich schneller den psychischen Problemen, versuchen zu einer adäquaten Lösung zu kommen. In den neuen Psychotherapien wie der Humanistischen Psychologie sehen sie eine Möglichkeit, sich selbst aktiv mit den Problemen auseinanderzusetzen, sie bezeichnen sich nicht unbedingt als „krank“, sondern eher als „unzufrieden“, „eingeschränkt“, „unausgeglichen“, „einseitig belastet“ und ähnliches. Sie haben mehr Hoffnung auf Erfolg als die traditionellen Patienten, das Prinzip der Selbstverantwortung haben sie bereits übernommen oder übernehmen es relativ schnell nach den ersten Kontakten mit dem Therapeuten. Das Ziel der neuen Patienten ist häufig nicht „eine Krankheit loswerden“, sondern „sich entwickeln“, „sich entfalten“, „sich selbst verwirklichen“; insofern ist es falsch, in diesem Fall von „Patienten“ zu reden. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß die *Weltgesundheitsorganisation* (WHO) Gesundheit definiert als „einen Zustand vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht allein das Fehlen von Krankheiten und Gebrechen“ (zit. nach *Lohmann 1978*, S. 73). „Neue Patienten“ nehmen auch nicht die herkömmliche Krankenrolle ein, eine Rolle, die bekanntlich der Kinderrolle in unserer Gesellschaft sehr ähnlich ist; beispielsweise brauchen Kranke genausowenig wie Kinder zu arbeiten, die Verantwortung wird ihnen weitgehend abgenommen (z. B. im Krankenhaus), und sie haben Anspruch auf Versorgung durch andere.

Verwirrt wird die gegenwärtige Situation dadurch, daß zum Teil Psychotherapeuten, die Gesetzgebung, öffentliche und private Arbeitgeber, Krankenversicherungen, an der Vorstellung vom „alten Patienten“ festhalten, zwar aus verschiedenen Interessen, aber mit dem gleichen Effekt, nämlich dem, Personen wie die „neuen Patienten“, die sich nicht ursprünglich als krank empfinden, als „krank“ zu definieren. „Psychisch krank“ meint dann meistens noch etwas Schlimmeres als „normal krank“, was damit zusammenhängt, daß „psychisch krank“ im Zusammenhang mit Psychiatrie gesehen wird, jener Einrichtung für gesellschaftliche Außenseiter, mittels derer die Gesellschaft ihre Normalitätsdefinition aufrecht erhält. Über die Psychiatrien als gesellschaftlicher Einrichtung ist in letzter Zeit viel geschrieben worden, so daß ich hier nicht mehr darauf eingehen will (z. B. *Jervis 1980*).

Die Unterscheidung alter und neuer Patiententyp unterstellt offensichtlich Krankheit bei beiden, auch beim neuen Patiententyp. Selbstverständlich gibt es Versuche, diese beiden unterschiedlichen Krankheiten zu erklären. Die psychoanalytische Erklärung ist schnell zusammengefaßt: Der alte Patiententyp ist gekennzeichnet durch Verdrängen von Es-Impulsen durch eine „Überfunktion“ des Über-Ich, durch die Erziehung in der autoritär-patriarchalischen Gesellschaft. In der

„vaterlosen Gesellschaft“ dagegen entstehen psychische Konflikte, wenn die soziale Matrix zu schwach geworden ist, um die Sozialisierung des Einzelnen in verbindlicher Weise zu fördern, den Einzelnen also ohne Anleitung in vielen Lebenslagen sich selbst überläßt und damit mehr unbewußte als bewußte Angst erweckt (*Mitscherlich* 1978, S. 46). Beschrieben wird die Symptomatik des neuen Patiententyps (a) mit der Symptomlosigkeit oder Unklarheit der Symptome (*Glatzer*: Es gibt „keine Grenzen mehr zwischen Persönlichkeit und Symptomen“, 1973, S. 70); (b) mit mangelndem oder geringem Leidensdruck; es wird kein starker innerer Konflikt erlebt; und (c) die Störungen treten auf als „diffuses Leidensgefühl, unterschwelliges Mangel erleben oder Störungen im Bereich der sozialen Beziehung“ (*Kratzer* 1980, S. 26). *Beese* meint, daß es Sekundärscheinungen geben kann, wie reaktive Depression, nervöse Erschöpfungszustände, psychische Versagungszustände und pathologische Ersatzbefriedigungs- und Suchthaltungen, vor allem Alkoholismus, aber auch Medikamenten- und Drogenmißbrauch (*Beese* 1974, S. 137).

Es kann an dieser Stelle nicht entschieden werden, ob es sich tatsächlich um eine neue Symptomatik, eine neue „Krankheit“ handelt, oder darum, daß die alte Symptomatik, wie sie der traditionelle Patiententyp vertritt, weiterhin vorhanden ist und daß zusätzlich — darüber hinaus — jetzt Psychotherapeuten beansprucht werden für etwas, das es schon gab, als Psychotherapie gleich Psychoanalyse war, aber nicht als „Krankheit“ definiert wurde. Zu berücksichtigen ist dabei sicherlich, daß die Psychotherapeuten zahlreicher geworden sind (vgl. oben das zur Professionalisierung Gesagte) und die Psychotherapien oder ähnliche Veranstaltungen wie Encounter, Gestalt, Bioenergetik usw. billiger geworden sind, also mehr Leuten zugänglich sind. Möglicherweise wird Psychotherapie einfach auch mehr als früher als „üblich“ eingeschätzt. Es könnte also sein, daß der neue Patiententyp auch ein Ergebnis des professionellen Handelns der Psychotherapeuten ist, nämlich ein Erfolg des Bemühens, die Nachfrage zu steigern. Hinzu kommt sicherlich, trotzdem, auch ohne Zutun der Therapeuten, daß die Symptomatik des neuen Patiententyps gesellschaftliche Ursachen hat, die sich verschärft haben und die jetzt erst hervorgetreten sind.

Was man vermeiden sollte, ist diese Symptomatik als „Krankheit“ zu bezeichnen, u. a. weil diese Bezeichnung „krank macht“, wie jede Etikettierung die Gefahr enthält, daß das Etikett angenommen wird von den Etikettierten. Noch herrscht das Krankheitsmodell „Erreger verursacht Krankheit“ in unserer Gesellschaft vor und damit ganz bestimmte Therapiestrategien, nämlich den Erreger (Virus, Bazillus) zu vernichten, was mitbeinhaltet, daß Gesundheit als Abwesenheit von

Krankheit definiert wird, der Patient lediglich als passiver Träger des Erregers und nicht als aktiv Handelnder gesehen wird usw. (vgl. *Lohmann* 1978). Ich denke, es bringt uns weiter, wenn wir die Symptomatik des „neuen Patiententyps“ ernst nehmen als *Ausdruck von etwas*, als Spitze eines Eisberges möglicherweise, und uns genau anschauen, wovon es Ausdruck ist. Meines Erachtens ist sie ein deutlicherer Ausdruck von Entfremdung als andere „Krankheiten“. Der Boden für Entfremdung liegt in der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit, also in der Arbeitswelt.

#### 4. Entfremdung

Es ist meines Erachtens nicht verwunderlich, daß die Beschreibung der Symptomatik des „neuen Patiententyps“ und die Beschreibung der „Jugendlichen“, wie sie in ernsthafteren Kommentaren anlässlich der sogenannten „Jugendkrawalle“, Hausbesetzungen, Demonstrationen, in Zürich, Bremen, Brokdorf, Berlin zu finden sind, sich so sehr ähneln (so z. B. *Walter R. Heinz* in den *Bremer Nachrichten* vom 27. 1. 1981 oder die Unabhängige Züricher Kommission in der *Frankfurter Rundschau* vom 25. 2. 1981, *Bischof Wilhelm Kempf* in der *Zeit* vom 13. 3. 1981). Der neue Jugendprotest ist meines Erachtens ein anderer Ausdruck für die gleiche Sache wie die Symptome des „neuen Patiententyps“: zwei unterschiedliche Formen des Protestes gegen die Unerfülltheit und Unerfüllbarkeit der Lebenswünsche, gegen Karrieresüchtigkeit, Konsumzwang, Leistungstreß, Recht-und-Ordnung-Moral, Vernichtung von Lebensqualität, Beziehungslosigkeit und Mangel an Liebe, gegen „Sachzwänge“ und nicht eingelöste Versprechen von Bildungsgerechtigkeit und Chancengleichheit der Arbeitswelt (Arbeitslosigkeit von Jugendlichen), gegen die profitsüchtige Zerstörung unserer Natur und die Wachstumsideologie. Jugendliche und „neuer Patiententyp“ scheinen nur sensibler zu sein für die Beschädigungen und Zerstörungen an ihnen selbst, an ihren Mitmenschen und an der Natur.

„Entfremdung“ ist inzwischen ein vieldeutiger Begriff geworden. An anderer Stelle habe ich ausgeführt (*Portele* 1980 a; 1981), warum ich *Adam Schaffs* Definition und Analyse allen anderen vorziehe. *Schaff* definiert „Entfremdung“ als Herrschaft der Produkte des Menschen über den Menschen, und er versteht unter Produkten nicht nur Sachen, Gegenstände, sondern auch Normen, Gesetze, „soziale Konstruktionen der Realität“, Moralen, Theorien, Religion, Staat, Ware. Immer dann, wenn diese Produkte den Menschen beherrschen und nicht er die Produkte, liegt Entfremdung vor. Z. B. dann, wenn sogenannte „Sachzwänge“ ihn beherrschen, und der Mensch nicht mehr



eingreifen und verändern kann. Ein Modell des entfremdeten Menschen ist z. B. der Arbeiter am Fließband oder an der Maschine. Fließband oder Maschine bestimmen den Handlungsablauf des Arbeiters, er ist ein „Anhängsel der Maschine“. Er bestimmt nicht, er wird bestimmt.

*Schaff* unterscheidet zwischen „objektiver Entfremdung“ und „subjektiver Entfremdung“. Subjektive Entfremdung wächst auf dem Boden der objektiven Entfremdung. Der Mensch vergegenständlicht sich immer in seiner Arbeit. Vergegenständlichung ist eine von der Geschichte unabhängige Erscheinung, die Vergegenständlichung wird unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen zur Entfremdung. Bei uns geschieht dies zur Zeit durch das Privateigentum an Produktionsmitteln, Warenwirtschaft (Waren-Fetischismus), gesellschaftlicher Arbeitsteilung in Hand- und Kopfarbeit; Arbeit ist dadurch Lohnarbeit und eine Ware. Bei der objektiven Entfremdung haben wir es „mit einem objektiven Verhältnis in dem Sinne zu tun, daß sich die Produkte der menschlichen Arbeit entfremden, sich seiner Kontrolle entziehen und ihn beherrschen, unabhängig davon, was der Mensch darüber denkt oder wie er es empfindet“ ... „Bei der Selbstentfremdung haben wir es mit einer subjektiven Relation in dem Sinne zu tun, daß sich der Mensch der gesellschaftlich von ihm geschaffenen Welt oder dem eigenen Ich (und von seinen Mitmenschen) entfremdet, und die Entfremdung beruht auf Empfindungen, Erlebnissen und Einstellungen des Menschen, also auf seinen subjektiven, wenn auch gesellschaftlich bedingten Reaktionen“ (*Schaff* 1977, S. 91).

Wahrscheinlich hat sich die objektive Entfremdung als das objektive Verhältnis nicht grundsätzlich gewandelt in den letzten Jahren, ich nehme an, daß es akzentuierter wurde, daß es wahrnehmbarer und offensichtlicher wurde, daß die Widersprüche deutlicher wurden, nicht zuletzt dadurch, daß die Studentenbewegung von 1968 durch ihre Analysen und Hinweise darauf aufmerksam gemacht hat. Verstärkt hat sich wohl vor allem die subjektive Entfremdung in bestimmten Teilen der Gesellschaft, nämlich in der Jugend, bei den Frauen und bei den Akademikern, und da insbesondere bei denjenigen, die mit Menschen umgehen (vgl. Abschnitt 1). Ein Beispiel ist die Arbeitslosigkeit, sie nahm zu — nicht nur die offizielle Arbeitslosigkeit, sondern auch die Ausdehnung der Ausbildungszeit für immer größere Teile der Bevölkerung —, sie hält immer mehr Menschen von einer verantwortlichen produktiven Tätigkeit fern. Die Veränderung der Berufstätigkeit durch stärkere Zerstückelung des Arbeitsablaufes, durch immer häufigeren

Berufswechsel innerhalb eines Lebenslaufs, der Abbau von Selbständigkeit zugunsten von Angestellten, auch in akademischen Berufen, die bisher noch als verantwortliche Tätigkeit galten (Ärzte, Architekten), die Verrechtlichung und Bürokratisierung auch der Berufstätigkeit — immer mehr Vorschriften sind einzuhalten (z. B. in Schule und Hochschule durch detaillierte Curricula) —, der zunehmende Konkurrenzdruck durch Arbeitslosigkeit, all das verhindert die Identitätsbildung über die Arbeit. Arbeit wird als etwas Fremdes gesehen, das nichts oder wenig mit mir als Person zu tun hat; was ich tue, können andere auch tun. Der „Arbeiter“ im Marxschen Sinne, also derjenige, der seine Arbeitskraft verkauft, weil das sein einziger Besitz ist — dazu gehören heute auch Akademiker —, ist „absolut disponibel“, einsetzbar für „wechselnde Arbeitserfordernisse“. Arbeit und Mensch sind austauschbar und haben immer weniger miteinander zu tun. Gebraucht werden vom Arbeiter nur ganz bestimmte und nur wenige Teile, z. B. stereotype Handbewegungen am Fließband, kaum sein Verstand, noch weniger sein Gefühl, seine Tätigkeit ist „behindert und vereinseitigt“, er wird selbst mit der Zeit „behindert und vereinseitigt“ (Holzkamp und Schurig 1973).

Erklärungsbedürftig ist, daß vor allem junge Menschen, meist Akademiker in sozialen Berufen, Frauen, mit subjektiver Entfremdung reagieren, der „einfache Arbeiter“ dagegen nicht oder kaum. Sehr eindrucksvoll schildert *Charlie Boyadijan* (1980), welche Auswirkungen eine langweilige unterfordernde Arbeit in einer Spinnerei in der französischen Provinz hat. Eingespannt in ein Dreischichtensystem, das alle menschlichen Beziehungen außerhalb der Arbeit zerhackt, die öde Arbeit unter dem Druck und der Überwachung der Vorgesetzten, Hitze und Lärm, Unmöglichkeit der Kommunikation unter Kollegen, Hetze, all das führt zur Auflösung der Persönlichkeit. Zum Aussteigen und zur Rebellion bleibt keine Energie mehr. Was entsteht, ist eine Lebensroutine, die allmählich alles Lebenswerte ausschließt. Nicht einmal das kann noch festgestellt werden. Die wirtschaftliche Krise des Unternehmens mit erzwungener Kurzarbeit führt dazu, daß *Boyadijan* aus der Routine aussteigen kann, merkt, was los ist, und gewerkschaftlich tätig wird. Das Besondere an *Boyadijans* Lebensbericht ist, daß er eindrucksvoll deutlich macht, wie diese Arbeit zur „Lebensverhinderung“ führt, eben zur „Behinderung und Vereinseitigung“ im Bewußtsein, in den Gefühlen, selbst in der Leidensfähigkeit. Das heißt nicht, daß die Arbeiter nicht leiden, im Gegenteil: Psychosomatische Krankheiten wie Magengeschwüre, oder somatische wie Herzinfarkte, Frühinvalidität, sind nicht selten (vgl. für Schweden *Lohmann* 1978).

Aber Störungen werden erst wahrgenommen, wenn sie die körperlichen Funktionen beeinträchtigen. Krankheit ist vor allem körperliche Krankheit. Das gilt auch noch für die psychischen Krankheiten. *Lohmann* schreibt, daß in Schweden 40 % aller vorzeitig bewilligten Renten auf psychische Krankheitsursachen fallen, nämlich „geistige Behinderung“ und „Psychosen“, also psychische Krankheiten, von denen am stärksten angenommen wird, daß sie physiologische Ursachen haben. Die Arbeiter gehen zum Arzt, nicht zum Psychotherapeuten. *Claudine Herzlich* (1973) hat in ihrer Untersuchung der „sozialen Vorstellung“ „Krankheit“ deutliche Unterschiede in den sozialen Klassen gefunden. In den Aussagen, was Krankheit meint, ist in der Arbeiterklasse deutlicher ein Protestaspekt zu beobachten gewesen als bei anderen Gesellschaftsmitgliedern. Aber es gibt anscheinend immer weniger ein Bewußtsein oder ein Gefühl von Entfremdung in der Arbeiterklasse. Wenn *André Gorz* und *Rudolf Bahro* Abschied nehmen vom Proletariat als gesellschaftsverändernder Kraft, dann auch deshalb, weil dieses Bewußtsein, das Gefühl der Entfremdung fehlt, die Anpassung an die bestehenden Verhältnisse immer stärker geworden ist: Die Werftarbeiter streiken, damit U-Boote nach Chile an die Militärjunta verkauft werden; der Betriebsrat einer asbestverarbeitenden Industrie protestiert gegen ein mögliches Asbestverbot, nimmt also Gesundheitsgefährdung für den Erhalt der Arbeitsplätze in Kauf. Es gibt eine Reihe von Untersuchungen, die den Arbeitern einen „autoritären Charakter“ bescheinigen (kritisch dazu *Jaerisch*, 1978). Insgesamt läßt sich wohl mit *Bahro* annehmen, daß die Arbeiter zur Zeit die bestehenden Verhältnisse anerkennen, lediglich „innerhalb des Systems“ Veränderungen erreichen möchten, z. B. Lohnerhöhungen, daß sie aber eben *nicht* wie große Teile der Jugend und kleine Teile der Akademikerschaft eine Systemreparatur für nicht mehr ausreichend erachten angesichts der drohenden Gefahren und grundsätzlichere Veränderungen anstreben. Die „Aussteiger“ oder „Alternativler“ haben das System, so gut es eben geht, ja bereits verlassen.

Es spricht einiges dafür, daß die Arbeiter größtenteils so „behindert und vereinseitigt“ sind durch die Verhältnisse am Arbeitsplatz, daß Identitätsprobleme und Identitätskrisen, wie wir sie kennen, die wir in einer anderen Klasse leben und die im „neuen Patiententyp“ und im Jugendprotest ihren Ausdruck finden, fehlen. Uns scheinen Identitätsprobleme und -krisen selbstverständlich, so daß wir nicht verstehen können, daß sie bei jemandem nicht vorhanden sind. Anders ist es in den naturwissenschaftlichen und technischen Akademikerberufen, da kann man wohl über die Berufstätigkeit, da sie gegenständlich ist, auch noch etwas Identität gewinnen.

## 5. Identität

Identität ist für mich die Vorstellung, die jemand von sich selbst hat, sein Selbstbild also, sein Selbstmodell (*Filipp* 1980). Dieses Selbstbild wird nicht unabhängig und selbständig entwickelt, sondern ist wie alle Konstruktionen der Realität sozial, d. h. gesellschaftlich, geformt. Identitätskonzepte gibt es wohl fast ebenso viele wie Entfremdungskonzepte (hierzu *Filipp* 1980; *Döbert* u. a. 1979). Meiner Meinung nach wird Identität auf zweierlei Art gebildet: Erstens durch die Herstellung von Produkten, wobei der Beitrag des Ich zu diesem Produkt feststellbar sein muß, das Ich sich als Ursache oder Mitursache des Produktes sehen muß (also kein Zufallsprodukt, nicht glückhaftes Gelingen); zweitens durch die Reaktionen und Aktionen des Ich (also: *Interaktionen*) mit anderen, das Ich ist dasjenige, auf das andere auf eine spezifische Weise reagieren. Identitätsprobleme und Identitätskrisen gibt es immer dann, wenn die Ichvorstellungen und die Handlungen — Produktion oder Interaktion — auseinanderklaffen (wenn die Handlungen z. B. erzwungen sind oder wenn das Ich überhaupt nicht im ausreichenden Maß handeln kann, z. B. bei Arbeitslosigkeit oder Isolation, sei sie nun selbst herbeigeführt wie in der Depression oder erzwungen wie in der Isolationshaft). Ich bin überzeugt, daß beide identitätsstiftenden Formen vorhanden sein müssen, d. h. weder eine Produktionsidentität noch eine Interaktionsidentität allein ausreicht. Der Idealzustand ist, wenn Produktions- und Interaktionsidentität einen Zusammenhang haben, d. h. wenn ich und mehrere andere eine gemeinsame Sache produzieren und die Beziehungen zwischen mir und der Sache, zwischen mir und den anderen, den anderen und der Sache ausbalanciert sind (vgl. *Ruth Cohn* 1975; und *Portele* 1981).

Das Problem ist, daß es immer weniger möglich ist, Identität durch Produktion zu gewinnen. Um wieder das Modell des Fließbandarbeiters als Extrem zu nehmen: Das Anhängsel einer Maschine oder des Fließbandes kann in der Arbeit oder Produktion keine Identität gewinnen, sein Produkt wird nicht ihm als Ursache zuzurechnen sein, sondern der Maschine, und sein Beitrag zum Produkt ist kaum feststellbar — wird jedenfalls nicht festgestellt bei der Endkontrolle, es sei denn als Fehler. Arbeitslosigkeit ist die Unmöglichkeit der Produktion. Freizeitprodukte sind gesellschaftlich nicht anerkannt, sie haben meist nur einen Gebrauchswert für den Hersteller, aber nicht für andere — außerdem ist das Freizeitprodukt häufig teurer als das vergleichbare Massenprodukt. In anderen Arbeitsbereichen ist es einfacher, über seine Produkte Identität zu erlangen; Rechtsanwälte bei erfolgreichem Abschluß ihres „Falles“, Ärzte und Therapeuten bei Heilungserfolgen,

Lehrer bei Erfolgen ihrer Schüler usw. Ebenso können wohl auch naturwissenschaftliche und technikwissenschaftliche Akademiker leichter Identität gewinnen und zusätzlich die Privilegien der Profession bzw. der *neuen Klasse* in Anspruch nehmen. Aber auch in diesen Bereichen ist es im Laufe der Geschichte schwerer geworden. Wenn die Heilung nur einem Medikament zuzuschreiben ist, wenn der Fall als der Tausendste seiner Art durchging, weil es Standardlösungen gibt, wenn der Lehrer und andere Beamte und Angestellte aufgrund von Vorschriften und Regeln handeln und nicht, weil sie es so wollen, kann der Erfolg oder Mißerfolg nicht mehr ihnen zugeschrieben werden. Sie sind nicht verantwortlich. Das hat zwar Vorteile, wenn es sich um Mißerfolge handelt, aber auch den entscheidenden Nachteil, daß eben nur über Verantwortung (bei Erfolg und Mißerfolg) Identität gewonnen werden kann.

Es scheint mir offensichtlich, daß in Arbeitssituationen, wie sie *Boyardijan* (siehe oben) schildert, in welchen Kommunikation unmöglich ist, oder in Arbeitssituationen, in welchen Konkurrenzdruck und Angst Kommunikation verhindern wie in Lehrerkollegien, am Arbeitsplatz auch keine Interaktionsidentität gewonnen werden kann. Die Beziehungslosigkeit ist ein Aspekt der Identitätsprobleme. Diese Kommunikationslosigkeit, Angst, Unsicherheit und Beziehungslosigkeit gibt es auch außerhalb des Arbeitsplatzes, auch in der Familie, in der „Freizeit“. Auch da herrscht Konkurrenz, auch Konsumkonkurrenz in den berühmten Prestigeekäufen wie dem neuen schönen Auto, der weiteren, sonnigeren Ferienreise usw. Hinzu kommt wahrscheinlich in einer Welt, in der Produktionsidentität so schwer zu gewinnen ist, daß Interaktionsidentität im Übermaß gesucht wird, z. B. Liebe in einem nicht mehr erfüllbaren Ausmaß und in einer unerfüllbaren Form. Auch dadurch entsteht Konkurrenz oder Eifersucht, was man Interaktionskonkurrenz nennen könnte.

Die Verrechtlichung und Bürokratisierung vor allem unserer Gesellschaft führt noch zusätzlich dazu, daß Handlungen ausgeführt werden müssen, die nicht mit dem Selbstbild übereinstimmen. Dies gilt insbesondere für Berufe im öffentlichen Dienst, also auch für Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Lehrer, Hochschullehrer, Ärzte, Pfarrer. In einer kleinen Untersuchung bei Hamburger Jurastudenten des einphasigen Studienganges, bei dem das Referendariat, d. h. die Praxis am Gericht, im Rechtsanwaltsbüro, in der Verwaltung, nicht nach dem Studium erfolgt, sondern in das Studium integriert ist, konnte ich diese Identitätskrisen genauer beobachten. Ein Modellfall hierfür ist die ehemalige Sozialarbeiterin, die im Jugendstrafvollzug tätig war und diesen Beruf aufgab, weil sie in ihrer Tätigkeit keinen Sinn sah, und Jura zu studie-

ren begann, um Jugendrichterin zu werden. Das Gerichtspraktikum machte sie wunschgemäß am Jugendgericht und begründete da u. a. Urteile, trug also bei dazu, daß Jugendliche in die Jugendstrafanstalt kamen. Die Handlungen, die sie ausführen mußte, stimmten nicht mit dem überein, was sie sich vorgestellt hatte, Handlungen und Selbstbild waren nicht zu vereinbaren. Diese Identitätskrise und ähnliche ihrer Kommilitonen konnten in der Arbeits- und Wohngemeinschaftsgruppe bearbeitet werden. Sie hat ihr Jurastudium nicht aufgegeben, sie plant jetzt, Frauenberatung zu machen (*Portele 1980 b*). Während des Studiums sind solche Identitätskrisen noch durch Veränderung des Berufswunsches bearbeitbar, für Personen, die schon im Beruf stehen und als Lehrer, Sozialarbeiter oder was immer Handlungen ausführen müssen, die zum Selbstbild diskrepant sind, sind diese Krisen sicher schwieriger. Eine Lösungsmöglichkeit ist, sich zu distanzieren von seinem Beruf, indem man eine Berufsrolle spielt, indem man den Beruf zum Job macht; der Beruf wird damit definiert als etwas, das nichts mit der Identität zu tun hat — dann allerdings kann der Beruf auch keine Identität mehr stiften.

Eine andere Lösungsmöglichkeit, die in letzter Zeit immer häufiger eingesetzt wird, ist das „Aussteigen“ oder das „alternative Leben“ (*Joseph Huber 1980*). Das Ziel der Alternativler ist, den Handlungszwängen, wie sie in Institutionen vorherrschen, zu entgehen und die Arbeit weitgehend selbst zu bestimmen, um nicht mit der permanenten Krise leben zu müssen, etwas zu tun, was man nicht verantworten kann, was mit dem Selbstbild nicht übereinstimmt. Freilich ist das zur Zeit nur in Nischen möglich, welche von der Gesellschaft zugestanden werden. Immerhin ist die Entscheidung, alternativ zu leben, mit einer Reihe von Entbehrungen, Verzichten und harter Arbeit verbunden, also wenig bequem; das zeigt meines Erachtens, wie ernst dieses Identitätsproblem genommen wird.

*Klaus Ottomeyer (1980)* hat auf eine weitere Konstellation in der kapitalistischen Gesellschaft aufmerksam gemacht, die zu Identitätskrisen führt. Er unterscheidet in marxistischer Tradition zwischen Zirkulations-, Produktions- und Konsumtions- (oder Reproduktions-) Sphäre. In der Zirkulationssphäre geht es um die Ware, auch die Ware Arbeitskraft. „Der grundlegende Charakter von Identität ist hier durch einen konsequent egoistischen Kampf um Überlegenheit in der Konkurrenz und durch einen positiven Individualismus geprägt“ (S. 179). In der Zirkulationssphäre geht es darum, hart und erbarmungslos Geschäfte zu machen, hier treten notwendigerweise Interessenkonflikte auf zwischen Käufer und Verkäufer, und der Vorteil des einen ist der Nachteil des anderen. *Marx* hat bereits auf den „liebenswürdigen

Schein“ hingewiesen, der gerade bei diesem harten Marktverhalten aufrechterhalten wird: Um zu einem guten Abschluß zu kommen, ist es notwendig, sich in den Marktpartner hineinzusetzen, um zu sehen, wie weit man mit seinen Forderungen gehen kann. Einfühlung dient dem eigenen Nutzen; der Nachteil, den man durch den eigenen Nutzen dem anderen zufügt, muß jedoch gleichgültig sein. In der Zirkulationssphäre braucht man zum Überleben die „Charaktermaske“ des Warenbesitzers: Härte, mißtrauische Antizipation, Gleichgültigkeit, kaltes Einfühlungsvermögen, Kampffähigkeit und Konflikttoleranz. In den anderen Sphären braucht man andere Kompetenzen. Ein häufiger Fehler der Humanistischen Psychologie z. B. in Lehrertrainings oder Managementausbildung oder in der Organisationsentwicklung besteht darin, diese Zirkulationssphäre nicht anzuerkennen und den Lehrern, den Angestellten, den Vorgesetzten vorzugaukeln, bei Verhalten zwischen Vorgesetzten und Untergebenen könnten Fähigkeiten, die man für die Interaktion mit Gleichberechtigten, beispielsweise mit Ehepartnern und Freunden gelernt hat, eingesetzt werden. Was dabei unterstützt wird, ist der „liebenswürdige Schein“, die Ideologie der „Partnerschaft“ und des „wir sind doch alle eine große Familie“. Die Nachteile haben dabei meistens die Untergebenen.

In der Produktionssphäre — ich habe weiter oben darüber berichtet — besteht die Möglichkeit, Produktionsidentität zu gewinnen. Aber: „Die Fähigkeit zu einer isolierten und zähen Selbstinstrumentalisierung unter der Dominanz von reproduktiven und Lohninteressen ist ein zentrales Erfordernis der Identitätsbildung von Lohnarbeitern“ (Ottomeyer 1980, S. 180). Diese „Selbstinstrumentalisierung“ — des Kopfes, des Körpers, der Gefühle — stellt in sich ein Identitätsproblem dar, Proteste dagegen äußern sich in der Arbeiterklasse psychosomatisch oder somatisch (vgl. auch Ottomeyer 1980, S. 181) in den Demonstrationen und dem Aussteigen der Jugendlichen und den Symptomen des neuen Patiententyps.

Die Reproduktionssphäre ist in unserer Gesellschaft von der Produktionssphäre strikt getrennt. — Familienbetriebe gibt es fast nicht mehr wie in einem Land mit überwiegend bäuerlicher Bevölkerung und familiären Handwerksbetrieben. In der Reproduktionssphäre besteht der Zwang, sich zu „reproduzieren“ und zu reparieren für die Produktionssphäre, sonst wird man entlassen. Die Interaktion mit dem Interaktionspartner ist durch die Trennung von Produktion und Reproduktionssphäre auf eigenartige Weise entleert. — Es gibt keine oder nur selten eine tragende „dritte gemeinsame Sache“ (vgl. Portele 1980 a). Die Identitätsprobleme werden auf „bloß interpersonale“ Probleme reduziert, dadurch werden die Interaktionen in der Familie, zwischen

Partnern, Freunden, überbelastet. Identität ist dann nur noch Interaktionsidentität. Häufig wird in der Reproduktionssphäre das „wahre Selbst“, das „authentische Ich“ gesucht, weil es in den anderen Sphären nicht zu finden ist. Manchmal werden Kinder zu einer „gemeinsamen dritten Sache“, zu „Ersatzgegenständen“, die kompensatorische Funktion für die Identitätsbildung und Stabilisierung der Eltern übernehmen können (Ottomeyer 1980, S. 183).

Die unterschiedlichen Kompetenzen, die partiellen Identitäten und Handlungsweisen in den drei Sphären zu synthetisieren zu einer Identität, ist sicherlich ein sehr schwieriges Unterfangen. Das ist die Zusatzthese von Ottomeyer. Hinzu kommt, daß diese „Meta-Identität“ ja auch in der Zeitdimension irgendwie aufrecht erhalten werden muß, also von der Schul- und Berufsvorbereitungszeit bis hin in das Alter.

Daß in Berufen, die mit Personen zu tun haben, also bei Lehrern, Sozialarbeitern, und Sozialpädagogen, Ärzten, Krankenschwestern, Psychologen, Soziologen usw., die Identitätsprobleme verschärft auftreten und einen besonderen Charakter haben müssen, scheint mir offensichtlich zu sein: Berufliche Tätigkeit ist Lohnarbeit, sie gehört für diese „Helfer“ gleichsam zur Produktionssphäre, es ist nicht ihre Reproduktionssphäre, und die Arbeit mit Klienten ist nicht ihre Zirkulationssphäre. Die Klienten erwarten jedoch von ihnen Verhalten, wie es in der Reproduktionssphäre üblich ist, also liebevolle, verständnisvolle Interaktionen. Häufig erwarten das die „Helfer“ von sich selbst auch. Das führt zu einer Fülle von Widersprüchen und Problemen. „Selbstinstrumentalisierung“ und liebevolle, verständnisvolle Interaktion z. B., das paßt nicht zusammen oder führt zu Überforderung. Ein weiterer Konflikt besteht dann darin, daß die „Helfer“ als Repräsentanten der staatlichen Verwaltung oder irgendeiner anderen Institution staatliche oder institutionelle Zwangshandlungen ausüben müssen: als Lehrer prüfen und Noten geben, ärztliche Zeugnisse schreiben, als Bewährungshelfer das Verhalten überprüfen usw. In diesem Bereich wird von ihnen die Gleichgültigkeit (das entspricht der Forderung nach Gleichheit vor dem Gesetz), Härte, mißtrauische Antizipation, kaltes Einfühlungsvermögen, Konflikttoleranz erwartet, wie es in der Zirkulationssphäre üblich ist. Es ist nicht verwunderlich, daß dabei Charakterneurosen, „allgemeine Unlust, Gefühle der Entfremdung und Beziehungslosigkeit, Identitätsprobleme, vage Gefühle der Unausgefülltheit“ entstehen.

## 6. Zusammenfassung

Ich bin ausgegangen von der Charakterisierung der besonderen „Klienten“, die „Therapeuten“ der Humanistischen Psychologie aufsu-



chen. Ich habe sie als relativ jung charakterisiert, aus helfenden Akademikerberufen kommend, wobei Frauen überwiegen. Bei der Charakterisierung ihrer „Probleme“ stellte ich den sogenannten „neuen Patiententyp“ vor, der erstaunlich gut mit der Beschreibung der gegenwärtigen Jugendprotestler übereinstimmt. Ich habe behauptet, daß es sich weder um Patienten noch um eine Krankheit im herkömmlichen Sinn handelt. Die Psychotherapeuten sind auch nicht im herkömmlichen Sinne Therapeuten. Ihre gesellschaftliche Stellung in der Arbeitswelt, als professionalisierter Beruf und als Angehörige der neuen Klasse, der „Intellektuellen und der technischen Intelligenz“, tendieren sie jedoch dazu, sich zu „Therapeuten“ im herkömmlichen Sinn und den neuen Patiententyp zum „Patienten“ und die Symptomatik zur Krankheit zu machen.

Die Symptomatik des „neuen Patiententyps“ ist meiner Meinung nach der Ausdruck eines Protestes gegen Entfremdung und ihre Folgen, die drohende Zerstörung der Erde. Ich habe die Ursachen für Entfremdung geschildert und bin danach stark auf die damit verbundene *Identitätsproblematik* eingegangen. Dabei habe ich versucht zu erklären, warum es genau diese „Klienten“ sind, welche die „Therapeuten“ der Humanistischen Psychologie aufsuchen und nicht andere.

Ich schlage vor, daß Klienten und Therapeuten sich verbinden gegen die *Entfremdung* und ihre Bedingungen. Gerade die Humanistische Psychologie mit ihrem expliziten Ziel der Selbstverwirklichung bildet dazu eine gute Grundlage. Voraussetzung allerdings ist, daß die „Therapeuten“ und „Klienten“ sich ihrer gesellschaftlichen Stellung (als Teil der *neuen Klasse*, als Agenten in der Zirkulations-, Produktions- und Reproduktionssphäre) bewußt sind und wissen, von wo aus sie gegen die Entfremdung angehen. Ich bin überzeugt, daß wir, wenn wir uns bewußt sind, wo wir stehen und wie die Entfremdung sich auswirkt, etwas verändern können.

### Literatur

- Bahro, R., Marburger Alternativen, in: Sozialistische Konferenz, Rundbrief Nr. 5, April, 1981, S. 19-21.
- Beck, U., Brater, M., Daheim, H. J., Soziologie der Arbeit und der Berufe, Rowohlt, Reinbek 1980.
- Beese, F., Der Neurotiker und die Gesellschaft, Piper, München 1974.
- Boyadijan, Ch., Die Nacht der Maschinen, Verlag Neue Kritik, Frankfurt 1980.
- Chomsky, N., Amerika und die neuen Mandariner, Suhrkamp, Frankfurt 1969.
- Döbert, R., Habermas, J., Nunner-Winkler, G. (Hrsg.) Entwicklung des Ichs, Kiepenheuer u. Witsch, Köln 1979.
- Filipp, S. H., Selbstkonzeptforschung, Klett-Cotta, Stuttgart 1979.

- Fromm, E., Psychoanalyse und Zen-Buddhismus, in: Fromm, E. u. a. (Hrsg.), Zen-Buddhismus und Psychoanalyse, Suhrkamp, Frankfurt 1972, S. 101-179.
- Glatzer, A. T., Die Behandlung der oralen Charakterneurose in der Gruppenpsychotherapie, in: Sager, C. J., Kaplan, H. C. (Hrsg.), Handbuch der Ehe-, Familien- und Gruppen-Therapie Bd. I, Kindler, München 1973, S. 70-83.
- Gorz, A., Abschied vom Proletariat, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1980.
- Gouldner, A. W., Die Intelligenz als neue Klasse, Campus, Frankfurt 1980.
- Herzlich, C., Health and Illness. A Social Psychological Analysis, Academic Press, London 1973.
- Hollingshead, A. B., Redlich, F., Der Sozialcharakter psychischer Störungen. Eine sozialpsychiatrische Untersuchung, Fischer, Frankfurt 1975 (Original 1958).
- Holzkamp, K., Schurig, V., Zur Einführung in A. N. Leontjews „Probleme der Entwicklung des Psychischen“, in: Leontjew, A. N.: Probleme der Entwicklung des Psychischen, Fischer Athenäum, Frankfurt 1973, S. II-L II.
- Huber, Joseph, Wer soll das alles ändern. Die Alternativen der Alternativbewegung, Rotbuch, Berlin 1980.
- Huber, L., Portele, G., Hochschullehrer, in: Enzyklopädie Erziehungswissenschaften, Klett-Cotta, Stuttgart 1983 (im Druck).
- Jaerisch, L., Sind Arbeiter autoritär? Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1978.
- Jervis, G., Kritisches Handbuch der Psychiatrie, Syndikat, Frankfurt 1980.
- Kohn, A. L., Social class and schizophrenia, in: Rosenthal und Kety (Eds), The transmission of Schizophrenia, Pergamon Press, Elmsford 1968.
- Kratzer, H., Leidensbewußtsein und therapiebezogene Erwartungshaltung „neuer Patienten“. Eine Studie zu Aspekten des Konfliktprofils und des „Krankheitsverhaltens“ bei Teilnehmern gruppentherapeutischer Verfahren aus dem Bereich der Humanistischen Psychologie, Diplomarbeit an der Universität Konstanz, 1980.
- Kutter, P., Über moderne Neurose-Formen und ihre gesellschaftliche Bedingtheit, in: Goepfert, S., (Hrsg.), Die Beziehung zwischen Arzt und Patient, List, München 1975, S. 215-226.
- Lohmann, H., Krankheit oder Entfremdung. Psychische Probleme in der Überflußgesellschaft, Thieme, Stuttgart 1978.
- Luckmann, Th., Sprondel, W. M. (Hrsg.), Berufssoziologie, Kiepenheuer und Witsch, Köln 1972.
- Mallet, S., Die neue Arbeiterklasse, Luchterhand, Neuwied u. Berlin 1972.
- Mechanic, D., Medical Sociology, Free Press, New York 1968.
- Mitscherlich, A., Krankheit als Konflikt. Studien zur psychosomatischen Medizin I, Suhrkamp, Frankfurt 1978.
- Moeller, M. L., Krankheitsverhalten bei psychischen Störungen und die Organisation psychotherapeutischer Versorgung, *Der Nervenarzt*, 1972, 7, S. 381-360.
- Nage, H., Seifert, M. (Hrsg.), Inflation der Therapieformen Gruppen- und Einzeltherapien in der sozialpädagogischen und klinischen Praxis, Rowohlt, Reinbek 1979.
- Ottomeyer, K., Gesellschaftstheorien in der Sozialisationsforschung, in: Hurrelmann und Ulich (Hg.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Beltz, Weinheim und Basel 1980, S. 101-193.
- Portele, G., Humanistische Psychologie und die Entfremdung des Menschen, in: Völker, U., (Hrsg.), Humanistische Psychologie, Beltz, Weinheim und Basel 1980 a.
- Portele, G., Identität und Moral. Interviews mit Studenten der einphasigen Juristenausbildung in Hamburg, in: Nave-Herz, R., (Hrsg.), Erwachsenensozialisation, Beltz, Weinheim und Basel 1980 b.
- Portele, G., Entfremdung bei Wissenschaftlern, Campus, Frankfurt 1981.

- Rushing, W. A., Ortega, S. T., Socioeconomic Status and Mental Disorder: New Evidence and Sociomedical Formulation, *American Journal of Sociology* 84, 1979, 1175-1200.
- Schaff, A., Entfremdung als soziales Phänomen, Europa-Verlag, Wien 1977.
- Schülein, J., Psychoanalyse und Psychoboom, *Psyche*, 1978, 5/6, S. 420-440.
- Thomä, R., Kächele, H., Bemerkungen zum Wandel neurotischer Krankheitsbilder, *Psychoth. Med. Psychologie* 1976, 26, S. 183-190.
- Wilensky, H. L., Arbeit, Karriere und soziale Integration, in: Luckmann, Sprondel (Hrsg.), Berufssoziologie, Kiepenheuer u. Witsch, Köln 1972, 318-343 (1960).

# Leib, Arbeit und Arbeit am Leibe

Rudolf zur Lippe, Oldenburg

für Wolodja Lindenberg Tschelistscheff

## 1. Einführung

*Leib, das sind die körperlichen Voraussetzungen unserer menschlichen Existenz und ihr Zusammenwirken mit Seele, Verstand, Geist, Gemeinschaft, Natur. Leib ist aber auch ein Medium, in dem das Wechselspiel dieser Momente aufgesucht und zum Vorbild für ein Wechselspiel in der Gesellschaft wie mit dem Kosmos werden kann: „Mimesis an uns selbst“ transzendiert, d. h. sie weist auf sich hin und über sich hinaus.*

*Auf einem solchen Wege ist Leib eine Vielzahl von Hinweisen auf die Behinderungen von Kulturen, Klassen, Einzelnen, aber auch die Entdeckung von Wegweisern, die über die Behinderungen hinauszeigen. In der Arbeit am Leibe erfahren wir sogar die Bedingungsgefüge und Vorgehensweisen dafür. Aber wie können wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu einer solchen Arbeit finden?*

Die Worte Körper, Leib und Körperlichkeit kommen in den letzten Jahren auffallend häufig vor: Einsichten? Schlechtes Gewissen? Narzißtischer Rückzug? Sicher Leiden und Hoffnungen! Die Worte verbinden sich mit vielseitigen Beobachtungen von Körperlichkeit im Alltag und Bedürfnissen nach körperlichen Tätigkeiten am Rande des gesellschaftlich organisierten Lebens. An diesem Rande sind Körpertherapien die auffallendsten, vielleicht auch die deutlichsten Angebote. In vielen Lebensbereichen und bei wesentlich mehr Menschen als noch vor fünf oder zehn Jahren setzt sich leidvoll die Erkenntnis durch, daß unsere gesamte Kultur von einer grundsätzlichen Nichtbeachtung des Leibes charakterisiert ist. Wir erfahren neuerdings durch Sozialforschung, Kulturgeschichte, Anthropologie, durch die Künste, aber auch durch Humanbiologie und Physiologie, wie es zu Beginn der sogenannten Neuzeit dazu kam, daß in Europa ein mechanistisches Weltbild vom Menschen selbst unsere Beziehungen zu durchsetzen begann: unsere Beziehungen zu den leiblichen Vermögen, zur Natur uns gegenüber und in uns selbst, unsere Beziehungen zueinander.

Wir wissen heute schon viel genauer als vor zwanzig Jahren, wie diese Entwicklungen sich für die Gesellschaft als Ganzes und die individuellen Lebensgeschichten auswirken. Ich selber habe an dieser Klärung aus kritischen Rückblicken in unsere Geschichte seit gut zehn Jahren gearbeitet, weil ich überzeugt bin, daß wir nur aus einer genauen Kenntnis der Entstehung und der systematischen Zusammenhänge verschiedener uns bedrohender Erscheinungen Wege zu einem besseren Gleichgewicht finden können.

Daß solche Wege zu suchen sind, habe ich allerdings viel früher in der Arbeit am eigenen Leibe wahrgenommen, in die mich meine Lehrerin *Irene Haller* und mein Lehrer *Karlfried Graf Dürckheim* einführten. Die grundsätzlich fließenden Übergänge zwischen Übung und übrigen Leben, auf die mit ihnen hingearbeitet wird, sind für mich verbindlich erfahrener Maßstab und treibendes Motiv geworden. Ich habe dort gelernt, daß bestimmte Übungen therapeutische, pädagogische, meditative und einfach Lebenstätigkeit entfaltende Bedeutung weitgehend und grundsätzlich danach einnehmen, was die Lebenssituation der Übenden erfordert. *Dürckheim* vermittelt seinen Schülern und Patienten ebenso die notwendige Strenge der Sitz- und Atemübung — um seinen wichtigsten Zugang zu nennen — wie die daraus folgende Forderung: „Der Alltag als Übung“ (*Dürckheim* 1972). Als ich später diese Zusammenhänge vor allem von der Seite der geschichtlich-gesellschaftlich organisierten Lebenssituationen zu untersuchen begann, bot sich von selbst an, die Verbindung in umgekehrter Richtung zu suchen: Aus der systematischen Beobachtung des Mangels im Alltag und seiner geschichtlichen Untersuchung erwachsen die Fragen nach dem, was uns dennoch zu leben erlaubt. Wie vermögen wir diese Quellen zu befreien?

Der Mangel ist ein wesentliches Moment der Transzendierung, die im alltäglichen Einzelgeschehen auf sinnhafte, übergreifende Zusammenhänge hinweist; aber, wie konkret auch bestimmt, es bleibt negativ. Wie finden wir zu einer sich positiv bestimmenden Transzendenz?

Der Alltag ist systematisch in hervorragender Weise von sinnentleerten Arbeitsweisen bestimmt, zunehmend auch von gleichgeschalteten Formen des Wohnens, des Transports, des Einkaufens, der Erholung menschlicher Vermögen im körperlichen, geistig-seelischen und im sozialen Beziehungsformen geeignet sein. Seine Situationen müssen Erfahrungen von Wirkungszusammenhängen enthalten — Körperfunktionen, Naturgesetzmäßigkeiten, Materialeigenschaften, Mit- und Zusammenarbeit usw. —, an denen geübt werden kann. Solche Übungen sind immer bestimmte Schrittfolgen, wie eine Bewegung aus der anderen zu entwickeln ist. Das heißt, Zeit spielt eine entscheidende

Rolle. Übungen sind immer Rhythmen, Zeitgestalten und auch Sozialgestalten, die man nur langsam zu einem beglückend gleichgewichtigen Gang auszubilden vermag. Deshalb muß der Alltag nicht nur entsprechende Situationen schaffen, sondern dem Entdecken und Üben von Vermögen auch die notwendigen Zeiten geben. Wie sollen sich Ausatmen und belebendes Einströmen der Luft in alle freien Innenräume des Körpers zu einem starken und ruhigen Rhythmus ineinanderfügen, wenn ein Arbeitstakt zur Hetze treibt? Aber auch da, wo kein Aufpasser und kein Automat uns zur Mißachtung spürbaren Geschehens zwingt, setzen Unfreiheiten, Abhängigkeiten sich fort, unter denen wir Erfahrungen und Entfaltungen versäumen. Wie finden wir Kraft, Grund und Wege, um zwanghaft verinnerlichte Mechanismen aufzulösen?

*Dürckheim* kritisiert unsere Atemlosigkeit und spricht vom Leib-  
Sein als Weg zum Rhythmus von innen. Vor ihm hat vor allem *Hel-  
muth Plessner* von Körper und Leib gesprochen. In den beiden Begrif-  
fen Körper-Sein und Leib-Haben stellt er einen Gegensatz dar, wie ihn  
die europäische Geschichte tatsächlich hervorgebracht hat, darin eine  
lebenswichtige Bedeutungsgestalt versäumend. Die existentielle Einheit  
mit unserem Körper ist so denkbar, daß wir unbewußt einfach seinen  
Funktionen folgen, eben „Körper sind“: laufen, an einer Wurzel zie-  
hen, verdauen, schlafen usw. Wenn unser Bewußtsein eine eigene Be-  
deutung erlangt, wird der Körper zu unserem Instrument, das wir „ha-  
ben“. Dabei wird der Körper im Sinne der bewußten Person durchge-  
staltet und gebraucht, so daß *Plessner* von Leib spricht. „Leib-Haben“  
ist aber eine dualistische Situation; wir stehen unserem Leib gewisser-  
maßen gegenüber, der Kraft hergeben muß, Sehleistung, eine einzelne  
Geschicklichkeit. *Plessner* nennt diesen Leib ein „Futteral“, also etwas  
uns eigentlich Äußerliches. Wir stehen demnach vor der äußerst unbefriedigenden Alternative zwischen einer bewußtlosen Körperlichkeit und einer Art Benutzerverhältnis zu einem uns dienenden Leib. Dieser falschen Alternative von „Körper-Sein“ und „Leib-Haben“, die *Plessner* aus einer grundsätzlich treffenden Analyse der herrschenden Wirklichkeit in den hochindustrialisierten Ländern abgeleitet hat, setzt *Dürckheim* etwas Drittes entgegen.

„Leib-Sein“ soll die Möglichkeit zeigen, den Körper zu einem Werk-  
zeug der Person zu machen und mit unserem ganzen Bewußtsein dann  
auch dieser Leib zu sein, der von innen her zum Werkzeug eines be-  
wußten Lebens wird, statt daß wir ihn instrumentell im Griff haben.  
Dabei setzt *Dürckheim* den Dualismus, den er kritisiert und den er  
überwinden will, noch in gewisser Weise fort, indem er ein wahres Le-  
ben der Menschen „übernatürlich“ nennt und einem bloß „natürli-

chen“, weltgebundenen gegenüberstellt. Entscheidend scheint mir aber an der Arbeit von *Dürckheim* zu sein, daß er praktisch den Körper in einer Arbeit am Leibe zu einem Werkzeug auf dem Wege macht, der alle Vermögen und Ebenen des Menschen entfalten soll. Der Leib ist damit nicht nur Instrument einer für andere Zwecke nützlichen Arbeit, sondern Werkzeug auf dem Wege der Arbeit an uns selbst — bis hin zu universalen Erfahrungen.

Die menschlichen Vermögen und Organe werden nicht für einzelne virtuose Leistungen, sondern eines für das andere und mit dem anderen entfaltet. Ihr vollendetes Wechselspiel wäre die Leiblichkeit einer freien Person. Jeder Schritt dahin schafft Klarheit in uns selbst und für das Wechselspiel mit Menschen, Kräften und Dingen. Ich möchte es Leib-Werden nennen. Im Leib-Werden finden wir und erfahren wir sichtbar sich vollziehendes Wissen, so daß „die Darstellung von Ideen durch materielle Formen das Prinzip der Arbeit ist“ (*Viktor von Weizsäcker*). Diese praktische Ausdrucksweise entspricht *Dürckheims* Wort der Transzendenz in der Sicht des ganzheitlichen Leib-Seelenarztes *Viktor von Weizsäcker*. In solcher Arbeit werden wir, ich möchte sagen, bestimmter Gestalten inne, die sich uns zeigen, indem wir sie mitvollziehen.

Widersprüche der faktischen Arbeitsorganisation und des übrigen Alltages zu einer gestalt-trächtigen Arbeit sind sicher immer stark gewesen. Leib und Leben, Kraft und Fähigkeiten der Menschen sind in vorindustriellen Kulturen durch die Arbeit für den Lebensunterhalt vielfach derart rücksichtslos verbraucht worden, daß nicht auszumachen ist, wieviel Belebung, geschweige denn menschliche Selbstgestaltung solcher Alltag hat hergeben können. Im Extremfall z. B. eines Sklaven gab es kaum anderes als solchen Alltag. Für die hochindustriellen Lebensverhältnisse müssen wir nun feststellen, daß zwar extremer Verschleiß von Körperkraft in der unmittelbaren Form jener Arbeitsweisen außerordentlich weitgehend vermieden werden kann; gleichzeitig sind aber auch leibliche Tätigkeiten und Erlebensweisen mindestens ebenso an Erfahrungen von Naturgestalten, Sozialgestalten, Produktgestalten usw. verarmt. Von „Körpertechniken“ (*Marcel Mauss* 1976) auf allen Ebenen gesellschaftlichen und individuellen Lebens — von einer bestimmten Arbeitsgeschicklichkeit bis hin zu Meditationen und kunstvollen Liebesbegegnungen, wie sie *Marcel Mauss* vergleichend untersucht hat — kann als einem Werkzeug entfalteter Menschlichkeit immer weniger die Rede sein. Dabei ist für uns wichtig, nach den Wirkungen und Möglichkeiten zu fragen, die jeweils in unseren Lebenssituationen zu erkennen sind, und behindernde, bzw. zerstörerische Mechanismen von den ihnen widerstehenden Kräften und

Fähigkeiten zu unterscheiden. Was uns zu überleben befähigt, kann auch zu einer Kraft freierer Lebenstätigkeit über das bloße Überleben hinaus entfaltet werden. Sichten wir also gängige Situationen unseres Alltages und ihnen gegenüberzustellende Situationen etwa von Übungen, aber auch von uns fernliegendem Alltag; denn wir suchen doch neben notwendigen Ausnahmesituationen auch mögliche Rhythmen und Wieder-Holungen im alltäglich Möglichen.

## 2. Modelle körperlicher Arbeit

*Einige Modelle körperlicher Arbeit aus vorindustriellen Gesellschaften sollen Vergleichsmöglichkeiten geben. Sie sollen auf die in ihnen gesetzten Möglichkeiten wie Grenzen untersucht werden, Wechselbeziehungen auszubilden und deren Niederschlag zu einem weiterführenden Bewußtsein der Menschen zu entwickeln. Die elementaren Beispiele sollen möglichst deutlich verschiedene Ebenen der Wirkung und Bedeutung in den Menschen greifbar machen.*

### 2.1 Jäger und Sammler

Völker, die sich von der Jagd und wilden Früchten ernähren, leben in nicht zu großen Stammesgruppen und in nahem Umgang mit der Natur. Ihre Nahrung verdanken sie kaum dem eigenen Einfluß; Bedingungen und Zufälle des natürlichen Vorkommens, zum Beispiel der Büffel in Nordamerika oder von Pilzen und Beeren in der Taiga, und die Geschicklichkeit des menschlichen Sich-Einpassens in die Natur entscheiden über den Erfolg. Arbeit dieser Jäger ist weitgehend Beobachten der Tiere und ihrer Umgebung sowie körperliche und geistige Anpassung an die Bewegungsformen dieser Natur. Große Anstrengungen und Gefahren müssen aus Leistungen des menschlichen Körpers bestanden werden, der nur durch einen sehr klugen Gebrauch und ein scheinbar spielerisch sicheres Zusammenspiel von Sinnen und Organen dazu befähigt werden kann. So vielseitig dabei die Vermögen ausgebildet werden, so vielseitig sind auch die Bedrohungen von Leib und Leben, denen die Jagenden und Sammelnden sich aussetzen müssen. Sie leben unter sehr ähnlichen Bedingungen wie die gejagten Tiere und sind mit dem selben Land, den selben Pflanzen, Jahreszeiten und Früchten vertraut. Wissen über die äußere Natur und Geschicklichkeit im Gebrauch ihrer Ressourcen wie auch allgemeinere Kenntnisse über Naturgesetzmäßigkeiten entwickeln sich im notwendig genauen Beobachten der äußeren Natur, den Wanderbewegungen der Tierherden,



den Wachstumszyklen der Beeren und ihren unterschiedlichen Verwendungsmöglichkeiten und Wirkungen.

Das Großwild, das zudem in Herden lebt, und notwendige gegenseitige Hilfe gegen Zufall und Ausfall von Nahrung zwingen die Menschen dazu, zu vielen gemeinsam nach Plänen zu jagen und die Beute zu teilen. Die sozialen Beziehungen der indianischen Stämme sind ebenso brüderliche wie die Beziehungen zur Natur. Arbeit kann nicht anders als leiblich vermittelt sein, aber muß alle Vermögen vom sicheren Taster bis zum raschen Überblick schärfen. Schaden an Leib und Leben gehört zum alltäglichen Geschäft. Zusammenarbeit ist entscheidend, wie das Nachahmen der Natur. Geistige Arbeit als Verbindung der Menschen untereinander in Stamm und Geschichte, wie als Verbindung zur Natur und ihren Kräften und Gesetzen, bildet eine unauflösbare Einheit mit der körperlichen Arbeit. Zusammenwirken ist lebensnotwendig, aber der einzelne Mensch ist ersetzbar, auch wenn er geliebt wird.

## 2.2 *Ackerbauern*

Arbeit im Ackerbau vollzieht sich in grundsätzlich anderen Erfordernissen und Möglichkeiten. Die Menschen haben ihre eigene Einwirkung auf die Naturbedingungen so weit entwickelt, daß auch die Gefahren gering gehalten werden, sich zu verletzen. Mit dem Pflanzstock können südamerikanische Indianer gut allein ein Stück Erde bearbeiten. Beobachtungen der Natur beschränken sich auf die Eigenarten weniger Pflanzen und einiger schädlicher Tiere, die einander im Wachstum fördern oder hindern. Der Körper muß vor allem in bestimmten Haltungen Kraft hergeben. Wo dem Boden sehr viel abgerungen werden muß, wird zum Graben oder Pflügen sehr viel Kraft erfordert. Wo Menschen selber den Pflug ziehen, muß der eine sich zum Zugtier machen — mehr oder weniger bloße Verausgabung von Energie; und die Zusammenarbeit der beiden geht im Schuften bis auf ein paar Richtungsverständigungen unter. In jedem Fall ist Feldarbeit aber jahreszeitlich bedingt und erlaubt deshalb, monatelang zu leichteren Tätigkeiten zu wechseln, so daß die Kräfte sich regenerieren und auch Sinnenwachheit und Geschick entwickelt werden können. Freilich lassen sich Felder auch von mehreren Menschen bebauen, die nebeneinander die gleiche Arbeit verrichten. Sie haben dann eher in Pausen und durch ein gemeinsames Interesse am Ertrag miteinander zu tun, obwohl auch eine Schnitterkolonne ein Maß von Zusammenarbeit entwickelt.

Trotz der eigenen Einwirkung auf die Naturbedingungen hängen die Menschen vom Reichtum des Bodens und vom oft unberechenbaren

Einfluß der Naturgewalten ab. In ihren Beziehungen zu sich selbst und zur Natur kommt zum Ausdruck, daß sie ihre Arbeit nur als Zugabe zu dem Vorgang des Wachsens und Vergehens erfahren. Die Regelmäßigkeiten, die sie in den Naturvorgängen beobachten, stellen sich ihnen als Ordnung und als Rhythmen dar; sie fügen sich diesen teils notgedrungen, teils vorausschauend und in freier Entwicklung eigener Rhythmen ein. So arbeiten etwa die afrikanischen Dogon im Wechsel auf Feldern, die verschiedenen Gruppen gehören (der väterlichen Familie, der ganzen Dorfgemeinschaft usw.) und deren Ernte in verschiedenen Situationen die Nahrung sichert (für den täglichen Bedarf, in Notzeiten usw.). Immer aber kann der einzelne Mensch „die Frucht seiner Arbeit sehen“ und lebt von ihr, freilich in einer Gemeinschaft mit anderen, die gemeinsam sich gegen die Natur und menschliche Feinde zur Wehr setzt. Es wäre gut, die verschiedenen Eigentumsformen in diesem Zusammenhang genauer zu bestimmen und ihre Wirkungen auf die Ausbildung von individueller Identität wie verschiedenen sozialen Beziehungsformen zu untersuchen, die sich durch große kollektive Anlagen wie Deiche oder Bewässerungen komplizieren. Wir sind hier aber mehr an den deutlicher leibhaften Zusammenhängen interessiert.

### 2.3 *Sklavenarbeit*

Typus der Sklavenarbeit könnte die Galeere sein. Die Ruderer geben nichts als ihre Körperkraft, dazu in einer einseitigen, erschöpfenden und kaum beeinflussbaren Weise. Wohin die Fahrt geht, bestimmen andere; schlimmer noch, die Ruderer können an ihren Plätzen unter Deck nicht einmal sehen, wo sich das Schiff befindet, an das sie angekettet sind. Der vom Aufseher geschlagene Takt läßt eigene Rhythmusentwicklung kaum zu. Der einzelne kann sich allenfalls durch ein gewisses Vorwegnehmen oder Nachschleppen sehr geringen zeitlichen, durch Verlagerungen von Körperhaltung und Schwerpunkt einen minimalen Spielraum für die Bewegungsgestalt schaffen. Als der Romanheld Ben Hur zur Geleere verurteilt wird, erwirkt der Autor für ihn Vergünstigungen, die es möglich erscheinen lassen, daß er später durch die Muskelarbeit gestählt statt verkrüppelt zu glücklicherem Status überwechseln kann: Ben Hur darf täglich die Ruderbank wechseln, so daß linke und rechte Seite gleichmäßig beansprucht werden; und er darf gelegentlich durch das Ruderloch einen Blick auf die äußere Lage tun. Außerdem darf er sich seiner Schönheit und Bedeutung von einst sowie seiner geschichtsträchtigen Rolle für sein Volk erinnern, um sich nicht rückhaltlos an den Kräfteverbrauch zu verlieren. So nimmt er

auch die Männer neben sich als einzelne wahr, statt wie sie nach ihrer Ration zu schielen und auf ihre Kraft zu zählen, die sich beim nächsten Schlag spurlos im Hau-ruck der Mannschaft verlieren wird. Es dürfte charakteristisch sein, daß diese Art von Arbeit eigentlich nur durch den Widerstand gegen sie inhaltlich bestimmt werden kann, der ihr jedoch meist rasch erliegen dürfte.

Es ist wichtig, sich klar zu machen, daß zweifellos manche Formen von Arbeit in traditionellen Gesellschaften auch ohne den Sklavenstatus ähnlichen Charakter haben, wenn der Erfolg der Verausgabung kaum zum Überleben reicht. Natur tritt dann als der gefürchtete oder schon ersehnte Untergang auf; vielleicht als gelegentliches Labsal. Bestimmt werden die Geschicke von einem unerreichbaren „Oben“, über das ein Nachdenken sinnlos ist oder in der verzweifelten, geschundenen Anstrengung erlischt.

Ohne diese Klarheit gerät Vergangenheit einseitig im viel berufenen Handwerk zum Vorbild, in dem vom Lehrling bis zum Meister jeder immer Neues am Holz oder Eisen oder Weben entdeckt, immer froher die geschickte Hand im Hobeln oder Schnitzen übt, immer klüger schon beim einzelnen Teilstück die ganze Form vor Augen hat wie der Steinmetz als Baumeister der Dome. Doch Arbeit steht — selbst als pädagogische, therapeutische oder künstlerische — *zwischen* Not und Entfaltung. Freilich können innerhalb einer Gesellschaft die Not und die Entfaltung die verschiedenen Menschen nach Gruppen wie individuell sehr unterschiedlich treffen.

Die Tätigkeiten sind, manchmal bis zur Ununterscheidbarkeit, in die Vorgänge eingebunden. Ihr Niederschlag im Bewußtsein bleibt seiner existentiellen Entstehung und ihrer Wiederholung in neuen Vollzügen unlösbar nah. Gestalten treten hervor, wie z. B. die Sozialgestalt der Brüderlichkeit, die Naturgestalt von Wachstum und Pflege der Maispflanze, die Zeitgestalt des Tageslaufs oder auch die Sinngestalt des Ringens von Sonne und Finsternis. Ihr Hervortreten wird aber nicht als Leistung der Menschen erfahren, sondern als Erscheinen allanwesender Ordnungen. Sie selber lebendig zu erhalten und das Wissen von ihnen zu tradieren, sind menschliche, geschichtliche und gesellschaftliche Aufgaben. Entsprechend ist der wesentliche Modus der Erfahrung die Kontinuität. Die Gestalten sind ebenso der Gefahr fern, intellektuell abgelöst und instrumentell übertragen zu werden, wie der Möglichkeit, aus der einzelnen Situation im Zusammenhang mit einem abstrakteren Überblick ihr „Exemplarisches“ herauszuziehen.

Die Kontinuität wird umso bewußter gepflegt. Geschichts- und Zeit-, Sozial- und selbst Produktgestalten werden kultisch erneuert in der Ar-

beitsteilung eines Kastensystems und der von Göttern erfundenen Gestalt von Geräten und Behausungen.

Die Systematik industrialisierter Gesellschaften, gerade auch in den Arbeitsformen, beruht auf einseitiger Zurechnung des Hervortretenden zur menschlichen „Leistung“, während die übrigen Gestalten in dem sehr parteiischen Begriff des Roh-Stoffs untergehen. Gestalt wird zum Privileg von Wille und Verstand, von kalkulierender Absicht. In der wirklichen Arbeit setzen sich freilich unbewußte Momente hervortretender Gestalten durch, die damit dem menschlichen Vermögen, den geschichtlichen Bedingungen und Entwicklungen, den Strukturen eines Materials, den Gesetzmäßigkeiten von Naturwirkungen angemessener sind. Ihre Kontinuität ist aber allenfalls die eines Unterstromes, die der Systematik des herrschenden Bewußtseins auch in den einzelnen Arbeitenden entgegengesetzt ist und nicht besser entkommen kann, als es die Traumarbeit (*S. Freud*) gegenüber dem Ego vermag oder die somatische Krankheit (*V. v. Weizsäcker*) gegenüber den kontrollierten Ausdrucksformen von Leib und Seele.

Desto wichtiger sind solche Ansätze, in denen der Leib von den Arbeitsformen spricht, die er hervorzubringen vermag, die ihm entsprechen und die Zugänge bewußter Erfahrung von Lebenszusammenhängen versprechen.

Der Flaschensortierer greift zwischen die Glaskörper wie ein Melker in die Euter der Kuh, nachdem der geübte Blick den fehlerhaften Verschuß registriert hat. Der Bierfahrer wirft im genauen Schwung auf den Stapel von sechs, sieben Kästen den achten noch so oben drauf, daß er steht. Der Mann an der Walzstraße nimmt das glühende Band des Vierkanteisens mit seiner Zange in unnachahmlichem Schwung aus der Walze, um in riesigem Bogen es in umgekehrter Richtung noch einmal hindurchlaufen zu lassen. Der Automonteur oder die Elektrolöterin legen sich ihr Werkstück etwas anders zurecht und verbiegen ein Werkzeug, um es besser ansetzen zu können. Aber alle diese Geschicklichkeiten und Leistungen werden weder von Soziologen noch von Physiologen beobachtet. Die Arbeitsverfahren benutzen sie stillschweigend. Den Arbeitenden geben sie allenfalls beiläufige Befriedigung, weil sie nicht als Reife und Rang, als Arbeit an Gestalten anerkannt werden.

Zugänge können nur tätige sein, das heißt, aufnehmend und wirkend beteiligt an den Gefügen und Beziehungen, die nach und nach sich als das abzeichnen, was wir hier Gestalten nennen. Das Gefühl dafür, zweifellos durch bestimmte Mangelenerfahrungen wie durch bestimmte positive Andeutungen gestärkt, drückt sich in dem aus, was ein Chefarzt in einer breiten Untersuchung mit sogenannten „Arbeit-

Nehmern“ in der Bundesrepublik „arbeitstüchtig“ nennt. (Dr. G. Mentzel, im WDR, Bilder der Wissenschaft, 3. 9. 80). Diese Bedeutung von Arbeit als der eigentlichen und wesensvermittelnden Lebenstätigkeit kann eine bloß „ausgleichende“ oder „therapeutische“ Arbeit am Leibe allein nicht erfüllen. Die „gesellschaftlich notwendige Arbeit“ erst recht nicht. Die Therapien und freien Formen werden heute sicher noch mehr Sonderaufgaben erhalten als schon in allen traditionellen Gesellschaften, die immer zweckfreie leibliche Tätigkeiten, insbesondere in kultischen Vollzügen von Tanz, Gebet, Versenkung, Spiel usw., für alle ihre Mitglieder entfaltet haben. Die Arbeit am Leibe wird aber auch Maßstäbe und überhaupt erst einmal Kriterien für die auch zweckgebundenen Arbeiten mit dem Leibe zur Erhaltung und zum Ausbau des Lebensunterhalts zu bestimmen haben. Erst dann wird die Rede von „Qualität“ z. B. am Arbeitsplatz oder in der Schule oder in der Arbeit mit Kranken einen Sinn annehmen.

### 3. Gestalten, die Natur und Geschichte durchwirken und übergreifen\*

*Arbeit am Leibe dient dazu, einen gleichgewichtigen Gang neu zu finden aus den Bedingungen und Entfaltungsmöglichkeiten, die wir heute in ihm auffinden können. Das heißt besonders auch, daß die leiblich aufzuspürenden Mechanismen der Behinderung und Zerstörung so bestimmt werden, wie sie auf einem Wege der Leibarbeit überwunden werden können und beseitigt werden müssen. Diese Arbeit ist heute noch weitgehend Therapie im Sinne individueller Fälle und Maßnahmen. Sie bereitet den Weg zu einer Therapie der geschichtlichen Situation als ganzer und zu allgemeineren Formen von „Leibes-Erziehung“, die einmal als Gattungsarbeit begriffen werden könnten. Der neu sich abzeichnende tiefgreifende und weit reichende Begriff von „Gesundheitserziehung“ — etwa der WHD — würde auf dieser Basis gut genauer bestimmt werden können.*

Leib und Arbeit sind Begriffe der menschlichen Geschichte; zwei der wichtigsten. Was bedeuten sie für die Menschen?

Leib ist ein Begriff für den Körper, der im Wechselspiel der Funktionen, Entwicklungsschritte und Bedeutungen mit den anderen Dimensionen unserer Existenz — wir sind gewohnt, von der geistigen, der seelischen und der sozialen zu sprechen — eine lebendige Einheit bildet. Das Wort Wechselspiel weist darauf hin, daß es um einen Vor-

---

\* In diesem Aufsatz kann keine wissenschaftstheoretische Diskussion geführt werden. Deshalb kann auch nicht auf die Geschichte des Gestaltbegriffes eingegangen werden. Diese Ausführungen bauen, was das Problem und die Sicht der Arbeit betrifft, so unmittelbar auf den Aufsatz von Viktor v. Weizsäcker „Zum Arbeitsbegriff“ auf, daß dem Leser die Lektüre dieses Textes ausdrücklich empfohlen wird.

gang geht, nicht um einen Zustand. Leiblichkeit bedeutet einen Prozeß.<sup>1)</sup>

Schon der organische Körper ist ein Prozeß. Die biologischen Funktionen *sind* nur im Werden, selber im Wechselbezug zueinander und zur Außenwelt. Stoffwechsel ist nur ein bescheidener Begriff dafür. Er erinnert nicht daran, daß die Funktionen erst im Wechsel von Fülle und Mangel, Druck und Sog, Ausdehnung und Zusammenziehen usw. sich ausbilden. Die Einbindung eines solchen, wesentlich prozeßhaften Organismus in ein Leben mit Gefühlen, Bewußtheit, Verstand, Geist, geschichtlich gemeinschaftlichen Beziehungen, in der ein Körper die Bedeutung eines Leibes einnimmt, muß erst recht prozeßhaft sein.

Die Menschen haben in ihrer Naturgeschichte ausgedehnte Möglichkeiten erworben, das Bedingungsgefüge, welches im Wechselspiel der Funktionen und Vermögen jedem Teil und dem Ganzen die weitere Existenz gewährt, in unerhörter Weise zu erweitern. Absolut sind aber auch bei uns Menschen diese Möglichkeiten nicht, wir sind an unsere Grenzen als biologischer, seelisch-geistiger und sozialer Organismus gebunden, ebenso wie wir andererseits prozeßhaft, und das heißt auch immer in verändernder Bewegung, leben.

Im Körper haben wir unsere Begrenzungen und unsere Konkretheit und unsere Einheit. In diesem ganz material greifbaren Sinne ist unser Leib universal: alle Dimensionen des „ganzen Menschen“ sind *real* anwesend, und zwar gerade in ihrem Zusammenwirken als jeweilige Gestalt, die uns durchwirkt wie auch andere Vorgänge und Wesen. Diese Gestalten treten in Prozessen, ja als Prozesse auf, die in der Zeit sich entwickeln, so daß wir es immer mit Zeitgestalten zu tun haben. Techniken im weitesten Sinne und Bewußtsein, Werkzeuge und Naturveränderungen haben die Situation und Momente unserer Existenz, also der Wechselprozesse zwischen Mensch und Natur, zwischen Bewußtsein und Körperfunktionen, zwischen einzelnen Menschen, zwischen Menschengruppen usw. außerordentlich erweitert gegenüber einem „Haushalt der Natur“. Dessen Zwangscharakter sind wir soweit entkommen, daß eine „Arbeit am Leibe“ aus geschichtlichem Bewußtsein möglich wird. In kleinen Kindern sind die Bedingungsgefüge und die Entwicklungsrichtungen, in die sie erweitert werden können — zum Teil auch müssen —, tätig, selbsttätig, angelegt und zu beobachten. Besonders in den hochindustrialisierten Gesellschaften stellen sich Fragen nach den Grenzen der Erweiterung im existenziellen Sinne: Mittelbar und unmittelbar ist der Körper als Vermittlung und Basis der Ein-

---

<sup>1)</sup> Mir scheint, daß *Stanley Keleman* den Begriff ‚process‘ in sehr ähnlichem Sinn gebraucht.

heit gefährdet. Vom Leibe ist gegenwärtig am meisten die Rede in angstvollen Phantasien seiner Zerstückelung oder Mechanisierung und in Bemühungen, uns seiner neu zu versichern. Dabei ist es leicht verständlich, daß viele dieser Bemühungen auf ihre Weise noch den zerstörerischen Mechanismen verhaftet bleiben und sich zu speziell auf die einen oder die anderen Momente unserer Existenz richten.

Besonders wichtige Momente sollen als Teilgestalten hervorgehoben werden, denen starke eigene Bedeutung zukommt, deren notwendige Zusammenhänge aber in jedem Beispiel angedeutet sind. Mehr und mehr haben wir uns bereits daran gewöhnt, Tätigkeiten, in denen diese Momente verbunden werden, auch dann Arbeit zu nennen, wenn diese Arbeit nicht unmittelbar unserem Lebensunterhalt dient: künstlerische Arbeit, therapeutische Arbeit, politische Arbeit usw. Dabei wird deutlich, daß die verschiedenen Momente sehr unterschiedlich stark die Ziele und Mittel verschiedener Typen von Arbeit bestimmen, daß aber immer nach allen Momenten zu fragen ist.

Arbeit ist immer ein bewußtes, eingreifendes Verhalten in den Wechselbeziehungen zwischen Menschen und äußerer Natur, das ebenso in das innere Wechselspiel und Bedingungsgefüge eingreift. Da Arbeit eine viel zu komplexe Strategie ist, um von einem Einzelindividuum her denkbar zu sein, da Arbeit die geschichtliche Lebensform von Menschengruppen ist, bedeutet hier der Ausdruck inneres Wechselspiel und Bedingungsgefüge eine doppelt reflektierte Wirklichkeit. Das Verhalten und das Verhältnis zur Natur draußen ist mit Entwicklungen innerhalb des einzelnen wie innerhalb der Gesellschaft, also zwischen Individuen, verbunden. Versuchen wir, einfach verschiedene Wirkungen der Arbeit für den Menschen zu beschreiben.

— Durch die Erfolge von Arbeit wird unsere Existenz, jedenfalls um ein bestimmtes Stück, aus den Zufällen sogenannter naturwüchsiger Lebensbedingungen befreit und zuverlässiger gesichert.

— Dies geschieht dadurch, daß Natur verändert wird, wir sagen auch bearbeitet wird. Statt Urwald oder Steppe gibt es Acker.

— Im Bearbeiten der Natur verändern wir uns selbst. Der Körper antwortet auf angemessene Beanspruchung mit Ausbildung seiner Vermögen, sowohl der Muskelkraft wie der Geschicklichkeit im Wahrnehmen und Einwirken. Er antwortet auf unangemessene Beanspruchung mit Erkrankung und Zerfall, aber auch mit Verfall und Abstumpfen von Geschicklichkeit im Wahrnehmen wie bei der eigenen Wirksamkeit. Beide Formen der Beanspruchung schlagen sich unter Umständen nicht nur von Fall zu Fall, sondern als Umbildung der Funktionszusammenhänge nieder. Beim einzelnen bedeutet das Ausbildung der Anlagen oder Verkümmern bzw. Zerstörung, weil die Grenze der Möglich-

keiten nicht in einer Lebensgeschichte erweitert werden. In der Gattungsgeschichte können Umbildungen als Erweiterungen vorkommen; wir pflegen von Anpassung zu sprechen. Wir sollten es Gattungsarbeit nennen.

— Nicht nur im Körper und in der Natur draußen bleibt eine Spur des Bearbeitens. Vom bearbeiteten Acker und vom Arbeiten am Acker bleiben auch Vorstellungen über die Tätigkeit selbst hinaus im einzelnen und für die Gemeinschaft. Wir können sie Bilder nennen. Wie alle Niederschläge von Prozeßschritten verändern auch die Bilder sich im Wechselspiel unseres weiteren Lebens. Sie wirken auch ihrerseits bestimmend darauf ein: Bildhaftes, sprachliches und begriffliches Denken.

— Auf dem Wege zum Leib, der unsere Vermögen integriert, bildet sich der Körper zu einem Werkzeug des Menschen heraus. Bestimmte Arbeitsstrategien schlagen sich in äußeren Werkzeugen nieder. Arbeitsstrategien, Wirkungen der Arbeit in der Natur und Erfahrungen beim Arbeiten an uns selbst erhalten sich in unsichtbaren Werkzeugen, in weiteren Bildern.

— Zu den Erfahrungen der Arbeit wie schon zu den Strategien gehören bestimmte Formen der Zusammenarbeit mit anderen Menschen. Vorstellungen von solchen Beziehungen, von uns selbst und von anderen entstehen im Arbeiten und verändern sich in jeder neuen Arbeitssituation, führen aber auch Veränderungen der Arbeitssituationen, -strategien und -ziele herbei.

Wir erhalten dabei eine Reihe von Teilgestalten oder Gestaltmomenten, die einmal benannt werden sollen. Die Reihe von Gestalten ist offen. Selbstverständlich wären andere Reihenfolgen gleich sinnvoll. Auf ihren jeweiligen Anteil und die Wechselbeziehungen und -bedingungen zwischen ihnen ist besonders zu achten. Das Gesamt der Gestalten nimmt eigentlich schon vorweg, was Aufgaben und Wege von „Arbeit am Leibe“ sein müßten.

In der freieren therapeutischen oder pädagogischen Arbeit werden nur die hier in bestimmten Richtungen gebundenen Beiträge ausdrücklich, bewußt auf einen gleichgewichtigen Gang bezogen — auch je danach, welche besonderen Ungleichgewichte die geschichtliche und lebensgeschichtliche Situation vorgeben. Wir arbeiten also mittelbar zugleich Ausrichtungen und Maßstäbe für neue Wege heraus.

1. *Zeitgestalt*. Erst ein bestimmtes Nacheinander von bestimmten Bewegungen, Schritten bestimmt, was diese sind und was diese bewirken. Dabei sind sowohl die Verhältnisse der Dauer von Teilphasen zueinander wie die jeweilige absolute Dauer von Bedeutung. Die Zeitgestalt als ganze läßt sich nicht aus einzelnen Vollzügen ihrer Phasen zu-



sammensetzen, sondern bildet eine Einheit: Rhythmus. So haben noch die letzten Teilschritte gewissermaßen nachträglich einen prägenden Einfluß auf die Gestalt als ganze.

Allein entwickeln bei der Arbeit Zimmerleute, früher auch Schmiede, mit dem Hammer einen solchen Rhythmus. Dabei wechseln immer „volle“ und „leere“ Zeiten miteinander, das heißt, nicht jeder Schlag treibt den Nagel tiefer in den Balken. Dazwischen dienen leichtere Schläge dazu, sich zu versichern, daß Schwung und Richtung des Armes der Stellung des Nagels noch Rechnung tragen, daß der Arm sich nicht verkrampft und seine Kräfte frei zum Zuge kommen. In einem solchen Wechselrhythmus von Einwirken und Sich-Vergewissern kann die Energie eines Schlages nach dem harten Treffen des Nagels in das leichte Zurückschwingen auslaufen. Die Energie für das nächste Zuhauen kann im Zwischenschwung vorbereitet werden. Dies ergibt auf die Dauer eine pendelartige Wirkung, in der ein Schwung auf den vorigen aufbauend geführt, ein Ausholen vom ganzen Rhythmus getragen wird. In Handwerksliedern ist davon die Rede, daß es in der Schmiede oder auf dem Bau „lustig“ zugehe.

Zu mehreren Menschen werden ähnliche Rhythmen entwickelt, z. B. wenn kambodschanische Hafendarbeiter — selbst unter dem alles ver-gewaltigenden Regime des *Pol pot* — mit einem Baumstamm eine Wand rammen. Sie bewegen von beiden Seiten den zwischen ihnen schwebenden Stamm, den sie an quer befestigten Stangen fassen. Sie versetzen ihn in Schwingungen vor und zurück, die sie nach und nach immer stärker gegen die Wand ausrichten, bis ein energisches Vorschwingen und ein leichteres Zurück sich ergeben. Beide werden durch einen freien, nicht zum Treffen bestimmten Schwung miteinander verbunden, während dessen jeder für sich und alle miteinander den Rhythmus sichern. Sie proben immer neu Kraft, Maß und Richtung ihrer Bewegungen. Der Zwischenschwung ist als Schwungholen unerläßlich. Über längere Zeit kommt selbst in der schweren Arbeit eine schwingende Kontinuität zustande, wie sie ein gelegentliches Hau-Ruck nicht ermöglicht.

Afrikanische Frauen stampfen in ähnlicher Weise gemeinsam den Lehm Boden für eine Behausung. Der besondere Rhythmus wird in einem Lied überliefert, das sie dazu singen. Arbeitsgesänge, Shanties und ähnliche Erinnerungsformen zeigen die Übergänge vom Arbeitsrhythmus zum befreiten Rhythmus an, der z. B. in Beschwörungstänzen neue Aufgaben des Ausdrucks und der Erinnerung, der Verbindung zu anderen, fernerer Bereichen der Natur übernehmen kann. In Ostfriesland wurden noch bis vor kurzem die Lehmtennen in der gleichen Technik wie in Afrika von der Gemeinschaft der Nachbarn ge-

stampft. Mexikanische Frauen stehen um einen großen Mörser und lassen zu viert abwechselnd einen riesigen Holzstößel auf das Getreide niederfahren, das sie so gemeinsam mahlen. Dazu singen auch sie. Eine von ihnen darf abwechselnd den Stößel in die Luft werfen, so daß auch hier ein Rhythmus mit leeren Zeiten entsteht.

2. *Selbstgestaltung* — der Gattung als solcher wie im einzelnen. Wenn chinesische Bauern im Frühjahr zu alten Melodien in langen Reihen den Reis pflanzen, waten sie nach dem Takt von Musikinstrumenten im Schlamm. Die Geübten finden nach dem Winter und nach anderen Tätigkeiten ihre Gesten des Haltens und Einsetzens der kleinen Pflänzchen wieder. Die Jungen erlernen im Zuge der Musik diese Arbeit. Die Fingerfertigkeit bildet sich aus. Melodien vergegenwärtigen noch einmal ausdrücklich den transzendierenden Sinn, daß diese Tätigkeit Leben schafft und die Menschen an diesem Leben teilhaben, als Pflanzende und Erntende und Essende. In all diesen Arbeiten gestalten sich die Menschen auch selbst, aber die Selbstgestaltung ist nicht vorherrschender Sinn wie bei anderen Vorgängen.

Jeder Mensch leistet die entscheidende Arbeit an der eigenen Gestalt im Wachsen und Lernen, das uns vom Embryo zum Säugling, vom Säugling zum Kind, vom Kind zum Erwachsenen macht. Diese Arbeit hört nie auf. Aber es ist entscheidend, wie stark sie noch die Verrichtungen der Menschen bestimmen darf. Davon hängt ab, wie weit kindlich erworbene Vermögen in das bewußtere Leben der Erwachsenen fortgesetzt und weiter ausgebildet werden können — vom Spiel zum Lernen, vom Tasten und Greifen zur Geschicklichkeit, vom Atmen zum Singen, von der Versunkenheit zur Meditation, vom Stochern zum Graben usw.

Völker, Stämme, Gesellschaften bringen entsprechende Techniken und Wege ihres Erlernens und verschiedene *Gattungsgestalten* hervor. Die ökonomischen, sozialen und geistigen Gestalten, die dabei entstehen, sind sehr unterschiedlich in vielen Hinsichten. Wesentlich ist hier vor allem die Frage, ob der alltäglich sich wiederholende Vollzug mehr dazu führt, daß die Feldarbeit, die Herstellung von Geräten, die kultischen Rituale, die Zubereitung der Speisen usw. mit immer mehr innerem Anteil oder nur als Abstumpfung und Verschleiß ausgeführt werden. Selbst ein gewisser Verbrauch des Körpers verhindert nicht einfach, daß ein besonderes Können in der Handhabung von Material und Werkzeug oder Maschinen sich mit jenem „lustig“ tragenden Rhythmus der Werkstatt und dem Wissen vom Anteil an einem bestimmten Lebenszusammenhang zu einem viel weiteren Bewußtsein verbindet. Allein in diesem tätig begründeten Bewußtsein kann sich ein Selbst ohne Identitätsängste gestalten. Allerdings fragt sich genau-

so, wie frei ein solches Selbst noch einmal von den Wechselprozessen seiner Ausbildung wird? Im Handwerk bleibt „der Kunstsinn borniert“ (Karl Marx 1845). Im Zen-Meister befreit sich das Wissen vom „Weg“ aus agrarischen und handwerklichen Erfahrungsgrundlagen, aber ein Ich im modernen Sinne entsteht nur bedingt (vgl. Herrigel 1953; Dürckheim 1971). Immer perfektere Differenzierungen einer abgelösten Ego-Instanz ermangeln, umgekehrt, der tätigen Selbstdarstellung im Zusammenhang der Momente (vgl. besonders die Schriften von Ronald D. Laing).

3. *Naturgestalt.* Am weitesten von einer solchen Gefahr ist vielleicht ein Indianer, der seine eigenen Bewegungen in der Nachahmung einer Tierbewegung ausbildet, um jagen zu können. Er entwickelt eine Gestalt seiner Bewegung, die der des Wildes ähnlich ist, und wird dabei mehr seine Verbindung mit der Tier- und Pflanzenwelt empfinden als das Bewußtsein, mit diesem Gattungsvermögen sein Selbst zu entwickeln, obwohl dies ganz einfach auch dabei geschieht.

Ein Naturwissenschaftler andererseits, der die Naturgestalt eines „chemischen Elements“ so in einer Formel fassen kann, daß danach ein neuer Stoff mit bestimmten gewünschten Eigenschaften hergestellt werden kann wie z. B. das PVC, wird sich diese Leistung sehr hoch anrechnen. Die Naturgestalt und ihre Erfahrung aber spielt in seiner Arbeit nur eine sehr geringe Rolle.

Zwischen beiden Extremen verlaufen Tätigkeiten wie die der Gestaltung eines Gartens oder einer Landschaft in Anlehnung an geographische und botanische Bedingungen; eines Steineklopfers, eines Künstlers, der wie Max Ernst Holzmaserung durch „Abreiben“ auf ein Blatt Papier übernimmt; des legendären Flötenmachers, der erst einmal in die Wälder zog, um das geeignete Holz wachsen zu sehen.

Eine besondere Naturgestalt entfaltet sich in der Arbeit der Mutter, ihr Kind werden zu lassen. Die Frauen begegnen hier der Natur in ihnen selbst, bringen sie hervor und gestalten sie durch ihr Verhalten mit und finden sich dann doch einem ganz eigenständigen Wesen gegenüber. Geschichtliche Gestaltung des mütterlichen Lebens und ihrer Lebensgeschichte wirken mit der embryonalen Selbstgestaltung in einer durchaus folgenreichen Weise zusammen. Sie bewirken durchaus historische Prägungen, auch wenn diese nicht bewußt sein sollten. Dennoch ist in dieser Arbeit die Naturgestalt die bestimmende.

4. *Produktgestalt.* In der neuzeitlich europäischen Auffassung von der „nützlichen“, „Werte schaffenden“ Arbeit als „Verausgabung von Körperkraft“ (z. B. Adam Smith) wurden mehr und mehr alle Momente dem Resultat, dem Produkt untergeordnet. In jedem Fall muß die Arbeit von einer geforderten oder vorgestellten Produktgestalt wesent-

lich mitbestimmt werden; ihre Zeitgestalt wird z. B. mit behutsameren oder schwereren Hammerschlägen dem Ziel entsprechen müssen, je nachdem ob aus größerem Material ein großer Kessel getrieben werden soll oder aus feinsten Bronze ein wohlklingender Gong. Zunehmend werden allerdings mit der Industrialisierung sowohl die Naturgestalten des Materials durch Kunststoffe wie die Bewegungsgestalten der Arbeit — einst besondere geschichtliche Verbindungen von Naturgestalt des verrichtenden Körpers und Zeitgestalten der Vorgänge — so einseitig wie möglich von einem Produktplan her bestimmt.

Wechselprozesse in der Spannung der Arbeit zwischen den Naturgestalten von Material und menschlichem Vermögen einerseits und andererseits einer gewünschten Produktgestalt wurden zunehmend zugunsten einer freier bestimmbareren Produktgestalt aufgelöst. Damit gerät unerwartet auch die Gestaltung der Produkte in Schwierigkeiten, weil einstige Bedingungen nicht nur Begrenzungen, sondern auch Orientierungen für die Gestalt bedeuten. Eine Form in Holz entwickelt sich aus der Härte und Maserung und dem Umfang und aus den Möglichkeiten des Sägens, Fügens, Schnitzens usw. Die Form aus Plastik muß man sich „ausdenken“. Was an Kriterien nicht aus Notwendigkeiten des Prozesses kommt, wird bei uns — ist das logisch so? — ebenso wenig aus den Kriterien etwa der Selbstgestaltung gewonnen. Die Freiheit der Gestaltbestimmung wird stattdessen unter der ökonomischen Ideologie der „Knappheit“ für immer mehr „Rentabilität“ genutzt. Die Produktgestalt soll möglichst wenig mit den Gestalten der Arbeit zu tun haben.

So kann sie nicht länger deren Spiegel sein. Und nur als solcher Spiegel hat sie einen wesentlichen Bezug zu der Entstehungsgeschichte des Produkts. Bei einem Werkzeug etwa spiegelt seine Brauchbarkeit, seine weitere Wirkungsgeschichte also, was seine Gestalt ist. Das Reisfeld zeigt im Stand der Pflanzen und im Ertrag, ob zu eng oder zu weit oder im richtigen Maß die Keimlinge gesetzt wurden, ob es gut bewässert worden ist. Beim Zen-Meister zeigt sich, ob er — in einer Formulierung der Black-Power-Bewegung —, „das Problem oder die Lösung“ der ihn berührenden Lebenssituation wird. Für die Frauen beim Maismahlen erweist sich, ob sie jede zum gemeinsamen Rhythmus des Stoßes mit dem Stößel so beigetragen haben, daß sie im Aufnehmen des gemeinsamen Schwungs ihre eigene Energie haben einfügen können. Dabei ist das Produkt keineswegs nur das materiale Ergebnis. Neben dem Mehl ist auch die Zeitgestalt selber, die Zeitgestalt als eine Sozialgestalt des gemeinsamen Rhythmus das Produkt, in dem sich die Vorgänge spiegeln. In allen unterschiedlichen Gewichtungen der Teilgestalten wird die Produktgestalt insbesondere auch Spiegel und Gegenpol für die

Selbstgestaltung; zwischen beiden steigern sich die Wechselbeziehungen zu immer sicherer beiderseitiger Bestimmtheit empor, so daß ihr Rhythmus über die einzelne Arbeit und ihr Produkt hinausträgt.

Das schlägt als übertragbares Wissen und Können sich nieder und kann sich fortsetzen in freieren Formen. Tanz, Masken und Gesang, Ritual und Bewußtsein, Denken und Überlieferung.

5. *Bedeutungsgestalt*. Dieser Begriff soll helfen, die Fülle solcher Niederschläge zusammen greifbar zu machen. Zu ihnen gehören die Sprache, die erfahrene Vorgänge und Zusammenhänge benennt, wie die Logik, die sie nach den Grundformen der Beziehungen und Wechselbeziehungen noch einmal neu zu ordnen und zu sichten unternimmt. Neuere Autoren begreifen auch von unseren westlichen Naturwissenschaften her alle Vorgänge bis ins Biologische hinein als Geschichte mit bestimmten Bewegungsformen und das menschliche Denken dann als eine abstraktere Sonderform, nicht aber als etwas ganz Unvergleichbares (G. Bateson 1979). Für die Chancen zu einer allgemeinen befreienden Veränderung, die in den Übungen etwa des Aikido<sup>2)</sup> liegen, kann man z. B. das Prinzip der Spirale nennen. Es begegnet allen, die mit einem Tau arbeiten, dessen elastische Stärke sich bildet, indem seine Teilstränge sich drehend mit einander verbinden. Beim Auswringen nasser Tücher tun wir im Prinzip dasselbe, indem wir Drehungen gegen einander setzen. Ein Baum, der auf einem stark geneigten Hang dennoch nach oben wächst, dreht sich in seinem Stamm beim Wachsen um sich selbst und schafft sich so eine Statik, die große Zugkräfte abzufangen erlaubt. Dies zu tun oder zu sehen, ist eins. Das Prinzip denken und übertragen zu können, als Bedeutung, ist ein weiteres.

Die Bedeutungsgestalt kann erlebt und im jeweiligen Zusammenhang entsprechend beantwortet, aber *als solche* versäumt werden. Dann bleibt z. B. der Kunstsinn des Handwerkers borniert. Der Tischler kennt wohl die Maserung seines Holzes genug, um für sein Werkstück seine Tragkraft richtig zu nutzen und vielleicht auch ihr schönes Bild etwa auf den Türen des Schrankes wirken zu lassen. Aber sie abreibend auf ein Blatt zu übertragen, auf dem dieses Bild sich mit anderen Bildern und in der Begegnung mit aufgetragenen Farben zu einem Ausdruck viel weiter gespannter Wechselbeziehungen vereinigt, dazu kommt es nicht. Er kann sein Holz richtig greifen und dennoch nicht

---

<sup>2)</sup> Aikido ist eine von Meister *Ueshiba* seit etwa fünf Jahrzehnten gelehrt Verbindung von Techniken verschiedener japanischer Selbstverteidigungstraditionen in einem neuen Geiste: Weg der Entfaltung geistiger Kräfte in Liebe und Harmonie. Aikido wird in Nordamerika und in Europa seit etwa zwei Jahrzehnten von Schülern des Meisters *Ueshiba* gelehrt, aber auch schon vielfach von kommerziellen Trainern imitiert.

begreifen, daß auch er ständig an einer „Schlüsselsituation“ (P. Freire) arbeitet zu den Beziehungen zwischen der menschlichen Geschichte und der Natur überhaupt.

Wenn der Fabrikarbeiter seine Verstöße gegen die Produktionsanweisung, z. B. ermogelte kleine „leere Zeiten“ oder ein heimliches Verstellen der Mechanik seiner Maschine (Herzog und Haraszy), nicht als das begreift, was diesen Vorgang überhaupt zu verwirklichen erlaubt, versäumt er vielleicht das Wesentliche von dem, was er von sich hinzutut, und glaubt weiter an die „Unproduktivität des Arbeiters“ (LIP-Gespräche, Kursbuch 19). Die Bedeutungsgestalten liegen ähnlich nahe an den eigenen Erlebnisvorgängen wie die Bilder von Träumen, in denen das innere Erleben des Tages zu den Gestalten wird, die seine tiefere und allgemeinere Bedeutung zu erkennen geben. Die Arbeit an ihnen ist schwer und wird überwiegend versäumt, seit nicht mehr mythische Bilder das Erleben — der Arbeitsweisen wie der Träume und vieler anderer Bereiche — in den Kreis gesellschaftlich überlieferter Deutungen zurückbindet (V. v. Weizsäcker). Abstraktere Begriffe, abstraktere Sprache, abstraktere logische Modelle konnten uns aus einem zu engen Kreis von Erleben und Deuten herausführen. Gegenwärtig sind sie aber so fern vom Erleben, daß sie, wie z. B. die Semiotik, den Zusammenhang mit den anderen Teilgestalten — wie er sich durch Arbeit als gemeinsame Geschichte entwickelt — verlieren oder leugnen.

Der Begriff Kooperation z. B. hilft nur in Verbindung mit bestimmten *anschaulichen Erfahrungen*, die Sozialgestalt eines Vorganges zu entfalten, also das Zuarbeiten des Schmiedes für das Pflügen zu verbessern, oder die Zusammenarbeit bei der Büffeljagd in einem Jagdtanz festzuhalten oder durch „gegenseitige Hilfe“ (Liu Ling; J. Myrdal 1969) bei der Arbeit zu einer politischen Dorfgemeinschaft zu werden. Wie bedeutend ist es umgekehrt, daß ein junger Mensch entdeckt, *was* ihn bewegt, in den Worten: „Ich liebe dich“. Und wie wichtig bleibt es, sie auch immer wieder auszusprechen.

Die Bedeutungsgestalt Mensch von der Bedeutungsgestalt Mann unterscheiden zu können, statt im Französischen für beide nur „homme“ zu besitzen, macht einen Unterschied im Denken und Empfinden, wie es die entsprechenden Unterschiede zwischen den Sozialgestalten zum Ausdruck bringt. Den „Blutkreislauf“ sich als ein zentrales Pumpsystem mit dem Herzen als dem Motor vorzustellen, ist das Bild einer Gesellschaft, die unter Herzinfarkten und kalten Füßen leidet. Das Gegenbild selbsttätig pulsierender Adern und eines Herzschlages, der für Anregung und Einklang sorgt, entspricht anderen Umgangsformen mit dem eigenen Körper wie mit den anderen Menschen und der Natur. Wie fern immer Worte und logische Konzepte vom leiblichen Gesche-

hen sein mögen, mit allen Gedanken sind körperliche Vorgänge, etwa als unsichtbare Veränderungen von bestimmten Muskelspannungen (Tonus) verbunden, die zu einer Weitung oder Verengung, zu Durchlässigkeit oder Verkrampfung usw. beitragen. Deshalb ist ein bestimmtes Denken auch geeignet, Arbeit am Leibe zu unterstützen oder zu behindern. Behinderung geht sowohl von einer Bedeutungsgestalt aus, die zu unfrei nur die beteiligten Naturgestalten wiederholt, wie auch von der, die von ihnen sich derart frei macht, daß sie den Naturgestalten geradezu zuwiderläuft, Zeitgestalten nicht zuläßt, Sozialgestalten verhindert usw.

6. *Sozialgestalt*. Eine soziale Organisation wie die abstrakte Arbeitsteilung industrialisierter Gesellschaften ist eher eine abstrakte Bedeutungsgestalt als eine Sozialgestalt im Sinne von Teilgestalten eines leibhaftigen Geschehens. Sie wird in einem wirklichen Arbeitsvorgang manifest am stärksten dadurch, daß sie anschauliche, den Vorgang in seinen Momenten vermittelnde Sozialgestalten entleert, aufsaugt oder verhindert. Wenden wir uns also noch einmal *den* Formen zu, die geeignet sind, Teil eines komplex vermittelten und vermittelnden Geschehens zu sein. Die Pflanzarbeit im Reisfeld, das Mahlen des Getreides, auch das Dreschen von Korn mit Dreschflegeln können technisch durchaus von einzelnen durchgeführt werden. Gemeinsame Arbeit fügt eine Sozialgestalt eigener Bedeutung hinzu. Begründet ist sie oft in gemeinschaftlicher Ernährung und bildet sich entsprechend für Familien, Nachbarschaften, Dörfer oder Stämme aus.

Der Lebensunterhalt ist aber weder nur eine materiale, ökonomische Aufgabe, noch ein von den anderen Lebensdimensionen getrennter Bereich. Schlafen der Frauen und der Männer in einem eigenen Frauen- und Männerhaus, und sei es für bestimmte Zeiten des Jahres, oder aber gerade gemeinsames Schlafen und Kochen und Essen von sonst mehr für sich lebenden Familien sind Lösungen für Aufgaben des Lebens, wie gemeinsame Arbeit auf dem Felde oder beim Dreschen. Je „primitiver“ Gesellschaften leben, desto vielfältiger sind meist die einander übergreifenden und ergänzenden Sozialgestalten. Die afrikanischen Dogonmänner arbeiten auf verschiedenen Feldern, deren Ertrag in einem Falle ihnen für ihre Kleinfamilie, in einem zweiten ihrer väterlichen Großfamilie, in einem dritten der Dorfgemeinschaft zukommt und der Ernährung dieser Gruppen dient, in denen sich die Menschen zu bestimmten Perioden — in der Dorfgemeinschaft so z. B. nur in Notzeiten — unmittelbar „zu Hause“ fühlen (Parin, Morgenthaler 1969). Dadurch werden auch eigene soziale Zeitgestalten entwickelt, die Jahreszeiten oder besonderen Ereignissen entsprechen.

In Ostfriesland begegnet man noch heute den Spuren gemeinschaftlicher Trauerarbeit. Wenn ein Todesfall eintritt, sind die Sorgen für den Sarg, für die Bestattung und für das Tragen der Leiche Aufgabe der Nachbarn. Sie übernehmen Verantwortung auch in anderen Situationen des Lebens. Wer erkrankt und nicht im eigenen Hause versorgt ist, bekommt von den Nachbarn eine Suppe. Die Türgirlande zur Hochzeit wird von den Nachbarn für das junge Paar gebunden, das dann die Bewirtung übernimmt; die Girlande wird von den Bindern nachts wieder abgenommen und zu dem nächsten verlobten Paar gebracht.

Die Bedeutungsgestalt solcher Sozialgestalten, nicht nur ihre unmittelbar ökonomische Überlebensnotwendigkeit, ist in den Industrieländern geschwunden. Sicher sind sie im Zusammenhang mit ökonomischen Lebensformen wie der gemeinsamen Jagd oder der gemeinsamen Verteidigung oder der gemeinsamen Ernährung entstanden. Der arbeitsteilige Anbau von vier verschiedenen Hauptfrüchten bei einem Südseestamm ist die Grundlage für die soziale Ordnung in vier Clans, die jeder eine Frucht anbauen, die durch bestimmte Heiratsregeln miteinander verbunden, durch bestimmte Tabus von einander getrennt sind usw. Die Mythen, etwa die Abstammung der vier Clans von vier verschiedenen Tieren (*Totem*), die ihnen je eine Frucht zu besorgen gaben, haben als eigene Bedeutungsgestalt den Sinn der Sozialgestalten über deren jeweiligen Vollzug hinaus gegenwärtig gehalten und für Übertragungsmöglichkeiten in weitere Lebensbereiche gesorgt.

Während bei uns ökonomische Aufgaben von Nachbarschaften auf abstrakte Vergesellschaftungen übergegangen sind, bleiben doch nur zu deutlich andere Aufgaben, die mit ihnen verbunden waren, ohne Lösung. Bedürfen wir weniger der Ermutigung und des jeden beschwingenden Rhythmus, auch wenn wir jeder Mehl in Tüten kaufen können? Ist die Trauerarbeit für eine Kleinfamilie leichter zu tragen, wenn jeder unabhängig vom Nachbarn auf eine andere Arbeitsstelle geht? Jugendliche suchen heute etwa Sozialgestalten im Tanzen, die wieder alle in gemeinsamen Formen und Rhythmen vereinigen könnten, wie es in dem Nachleben feudaler oder bäuerlicher Überlieferungen noch lange geschah, obwohl der Reigen nicht mehr von der Runde der Drescher seine „ökonomische Berechtigung“ gewinnt. Sie wollen auch, z. B. in einer eigenen Werkstatt, „zusammen etwas machen“.

Wichtige Zeitgestalten und Produktgestalten sind umgekehrt geradezu aus unserem Leben verschwunden, weil die sie tragenden Sozialgestalten zerfallen sind. Selbst wo in einem Dorf noch viele Menschen praktizierende Katholiken sind, finden sie oft nicht mehr zu den Prozessionen zusammen, die sich im Wechsel von Schreiten, Verweilen in einem langatmigen Rhythmus vollzogen und über einen ganzen Weg



hin die Muster aus Blüten auf der Straße zu einem einzigen Teppich verbanden. Kein anderes Verfahren kann die Arbeit der tibetanischen Mönche ersetzen, die ihre Gongs singend im Wechsel der Hammer schläge aus der Bronze für die bestimmte Klanggestalt hervortrieben.

7. *Geschichtsgestalt*. Im Leben von Gruppen und Einzelnen, von Völkern und Menschheit, Kosmos sind Bedeutungsgestalten wirksam, die auf existentielle Weise den Augenblick mit Vergangenheit und Zukunft zusammenschließen. Eine solche Gestalt bildete *Plato* im „Symposium“ zu einer sehr einfachen Lehre aus, indem er die Menschen als je die Hälfte einer vollendeten Einheit verstand — die Hälften einer Kugel auf der Suche nach einander — und sie als Teile eines zu einer großen Harmonie zusammenschwingenden Kosmos sah. Die Lehre nimmt viel ältere Mythen auf und ist von ihren Nachfolgern umgeformt worden. Sie ist mit der Grundauffassung des Yoga verwandt, nach der alle Wesen im Kern rein sind und eine Gemeinschaft bilden, sich aber immer wieder verirren und gegeneinander kehren. Die indianischen Kulturen des alten Amerika sahen die Geschichte so grundsätzlich als nie endenden Kampf zwischen chaotischen Mächten und wohlthuenden, Leben ermöglichenden Ordnungsspendern, wie sie das Naturgeschehen um sich herum erlebten. Umso mehr Bedeutung gewann die Unterstützung, die sie als Menschen den Kräften des Lebens geben wollten, zusammen mit ihnen kämpfend und sie erneuernd, sogar mit ihrem Herzblut.

Die abendländische Geschichte wurde in der herrschenden Tradition jüdisch-griechisch-christlicher Prägung dualistisch. In der zunehmenden Bedeutung des individuellen Seelenheils sind Geschichtsgestalten wie der Gottesstaat verfallen. In den meisten traditionellen Gesellschaften schließen sich Vergangenheit und Zukunft durch die Gegenwart hindurch als ein Kreislauf, eine ewige Wiederkehr, zusammen. Die abendländische Geschichte hat mit dem dualistischen Bruch zwischen dem Irdischen und dem Ewigen auch den zwischen einem Beginn und einer Welt-Geschichte, zwischen ihr und einem Ende gesetzt. Die Suche nach dem Ende eines Prozesses, z. B. der Arbeit in ihrem Ergebnis, ist viel älter als die neuzeitliche Ökonomie. Und sie setzt sich fort in den neuen Geschichtsgestalten, die in Revolutionen totale Brüche erwarten.

So zeigen sich Geschichtsgestalten in unserer Zeit am ehesten noch als ein bestimmter Bezug auf die Zukunft, weniger auf die Vergangenheit oder heute Geltendes. *Ernst Bloch* nennt sie ein Vor-Bewußtsein, in dem ebenso ein Stück Gewißheit wie die Offenheit des Ahnens steckt, das zum Vortasten und zum Stärken und Erproben der Ahnungen auffordert statt zum Gehorsam gegenüber „ehernen Gesetzen“.

Das Vor-Bewußtsein schult sich freilich am Aufdecken vergangener Geschichtsgestalten.

Die Menschen suchen nach sozialen Sinngestalten, indem sie sich „Aufgaben“ wünschen und „von irgend jemandem gebraucht“ werden wollen. Wir fragen nach „Perspektiven“ und wissen, daß wir die „Aufstiegschancen“ eigentlich nicht meinen. Wir fordern das „Recht auf die Entfaltung der Persönlichkeit“, auch wenn wir keine Ahnung haben, was es eigentlich zu entfalten gilt und wie das geschehen könnte. Wir leiden unter Einsamkeit, und schon Kinder nehmen sich unter solchem Leidensdruck das Leben. Die „Arbeitnehmer“ verlangen nach „Selbstverwirklichung in der Arbeit“, und die „Arbeitgeber“ versprechen sie uns. Studenten fragen unausgesetzt und in den kompliziertesten Tarnungen nach dem „Sinn des Lebens“, z. B. wenn der resigniert-skeptische Satz „was soll das“ wieder einmal gesagt wird.

Im „Vor-Bewußtsein“ steckt die großartige Hoffnung, daß die eigentliche Geschichte der Enge der in Kreisläufen eingebundenen Traditionen entkommen wird. Sein Stück Gewißheit gewinnt es aber, wie je eine Bedeutungsgestalt, aus erfahrener Geschichte, die freilich heute sich nicht mehr die eine aufs engste mit der anderen verbinden, sondern durch Räume zwischen ihnen getrennt werden. Diese Abstände können Freiräume sein, in denen Bewegungen zu Gleichgewichten ansetzen; zunächst einmal sind sie aber Leerräume, Niemandsland, Todesstreifen der Isolierung.

Während die Gattung, freier für ein freieres Gestalten ihrer Geschichte denn je, zutiefst von geschichtlichem Lebensentzug bedroht wird, wäre es die Aufgabe einer Gattungsarbeit, auf den vielen noch möglichen Wegen die noch zugänglichen Erfahrungen von Geschichte — noch wirksame Gestalten — zu einem allseitigen Netz von neuen Wechselbeziehungen miteinander zu verbinden.

Ein Politiker sagt, ein Volk habe nur im Hinblick auf eine bewußte gemeinsame Aufgabe eine politische Zukunft (*Peter Glotz* 1980). Ein Lehrer und Therapeut sagt, nur in der Arbeit an einem über uns hinausweisenden Leben können einzelne „Erlebnisse“, in denen wir unsere Teilhabe an viel weiteren als nur lebensgeschichtlichen Wechselbeziehungen spüren, zu einer „Wandlung“ im ganzen miteinander verbinden (*Dürckheim*). Da alles geschichtliche Erleben immer auch in der Individualität erlebt werden muß — in den Einzelnen oder den Gemeinschaften —, um Ansatzpunkte zu einer solchen Arbeit zu werden, kann auch individuelle therapeutische und pädagogische Arbeit dazu beitragen. Ohne eine Arbeit an einer über sie hinausführenden Geschichtsgestalt wird sie aber im narzißtischen Zirkel stecken bleiben oder sich in der Eiswüste der Beziehungslosigkeit verlieren.

Das Universale, das es zu erfahren gilt, bietet sich uns jedoch schon in kleinsten Stücken gestalthaften Geschehens dar, wenn wir es nicht als ein „Faktum“ nehmen, sondern auf seine Funktionsweisen, auf Bewegungsformen untersuchen, die immer auch allgemeinere Bedeutung zu erschließen erlauben, wie ein Atemzug die Wechselbeziehungen zwischen Innen und Außen, zwischen oberer und unterer Leibeshälfte, zwischen Aufnehmen und Abgeben als gemeinsamen Rhythmus schafft.

Wie der biologische Organismus, aus dem sie hervorgehen und mit dem sie in unserem Leib eine Einheit bilden, wirken die Teilgestalten als ein Bedingungsgefüge. Dieses Bedingungsgefüge läßt bestimmte Verschiebungen in den Proportionen zu. Es bricht aber bei weiteren Verschiebungen zusammen; wir nennen das Einseitigkeit von Beanspruchungen und Ausbildungen. Gleichzeitig ist dieses Gefüge als Erweiterung des biologischen, also auch als Einheit mit ihm zu leben.

Diese an sich durchaus selbstverständliche Beschreibung bekommt einen Sinn dadurch, daß die Erweiterungen bei dem noch überschaubaren Stadium der Werkzeuge und Bilder nicht stehengeblieben sind. Eine vollständige Tafel der weiteren, in den hochindustrialisierten Gesellschaften hervorgebrachten Momente kann selber kaum noch dargestellt und vor allem nur im Vergleich mit einem so viel einfacheren Modell begriffen werden. Die Betonung von Bedingungsgefüge und Proportionen zielt darauf, daß ein gegenwärtig sich darbietendes Gewirr von Verletzungen und Disproportionen uns eine Vorstellung von Gefüge und Einheit zu rekonstruieren aufgibt. So weit sind die Bedingungen von den Wirkungen der Bearbeitung — äußere Natur wie unserer inneren — gesetzt, daß ein gleichgewichtiger Gang menschlicher Entwicklung *erfunden* werden muß. Er ist vielmehr Ziel als Voraussetzung unserer Geschichte. So soll das überschaubare Bild von einem angenommenen einfacheren Stadium der Menschheit, auf dessen Verwandte wir doch in den verschiedensten Konstellationen bei anderen Kulturen treffen können, der Grund sein, der uns Maßstäbe für die so viel komplexere Gegenwart zu entwickeln erlaubt.

Wir wollen nicht einen Naturzustand als das Heil verstehen wie vielleicht *Rousseau*: In dem Reichtum der Beziehungen zwischen Natur und Geschichte dürften die Menschen auch befangen und gefangen sein wie in dem Lianengeschling eines Urwaldes. Wir wollen Gleichgewichtigkeit nicht als eine Naturkraft voraussetzen, etwa im Sinne der Evolutionstheoretiker. Auf den kahlgehauenen Schneisen, erst recht auf den Kahlschlägen der zivilisierten Umwelt kann der Mangel an Beziehungen so weit gehen, daß keine Orientierungen mehr möglich sind. Unterliegt Arbeit, zu eng in das Bedingungsgefüge von Natur ge-

zwängt, zu leicht ihrem sinnlosen Verschleiß, so gehen in der hochindustrialisierten Arbeit die Bedeutungszusammenhänge der Arbeit mit den Menschen in dem Maße verloren, wie die Bedingungsbeziehungen mit der Natur geleugnet werden, die deshalb immer wieder auch in therapeutischer Arbeit an einem Gegenstand der Bearbeitung vergegenwärtigt werden müssen.

#### 4. Zur geschichtlichen Situation unseres Leibes

*Weitere Modelle körperlicher Arbeit sollen genauer zu sehen helfen, wie die geschichtliche Situation unseres Leibes bestimmt ist und wo, beziehungsweise wogegen, eine „Arbeit am Leibe“ heute anzusetzen hat.*

Fassen wir noch einmal einzelne Aussagen zu den hochindustrialisierten Gesellschaften zusammen, die von Land zu Land, von Region zu Region, von Sektor zu Sektor und zwischen den Systemen von Staats-, beziehungsweise Privatkapitalismus in Ost und West wichtige Unterschiede aufweisen, aber gleichen Grundstrukturen folgen.

Die Erweiterungen des menschlichen Bedingungsgefüges werden nach dem *Prinzip der Trennung* vorangetrieben. Dabei wird dieses Prinzip allenfalls unter Teilgesichtspunkten, etwa in der Betriebswirtschaftslehre oder in der Medizin, ausgesprochen und im übrigen stillschweigend oder sogar unbegriffen praktiziert. Solch allbekannte Prinzipien müssen immer wieder neu erinnert und durchdacht werden. Gegenwärtig versuchen zumindest Randgruppen in den westlichen Ländern, mit einzelnen Erprobungen ihnen entgegenzuwirken, und die gesamte sich industrialisierende „Dritte Welt“ steht mitten in den Entscheidungen für radikale Durchsetzung der Trennungen oder für Wege, die Erweiterungen der Lebensformen auf vergangenen Beziehungserfahrungen aufzubauen erlauben.

Die Trennung von Hand- und Kopfarbeit, die Trennung von Arbeit und Verfügungsgewalt, die Trennung von Produktion und Konsumtion, von Produzent und Konsument, die Trennung von innerem Rhythmus und äußerer Bewegung der Menschen, die Trennung von Arbeit und Kommunikation, die Trennung von Geschichte und Natur und viele andere mehr. Trennung bedeutet dabei nicht nur Unterscheidung. Jede menschliche Kultur hat in einigen entsprechenden Unterscheidungen, grundlegend in der von Geschichte und Natur, ihre besonderen menschlichen Lebensformen begründet. Dabei blieben aber immer die unterschiedlichen Seiten aufeinander bezogen, jede auch ein

Moment ihres Gegenübers enthaltend; sie bildeten also über die Unterscheidung hinaus Pole eines gemeinsamen Kraftfeldes. Das deutlichste und bekannteste Bild dafür ist das altchinesische Symbol für Yin und Yang, die wie die „Fischblasen“ eines gotischen Maßwerkes zueinander liegen und, das eine schwarz, das andere weiß, jedes in seiner Mitte einen Punkt von der Farbe des anderen enthalten.

Trennung bezeichnet den systematischen Mangel an derartigen Beziehungen der Unterschiede, vielleicht Gegensätze, aufeinander. Von Trennungen ist da zu sprechen, wo weder Wechselprozesse zwischen den Polen noch Spannungsfelder als solche und als geschichtliche Bewegungsformen Grundlage der Organisation des gesellschaftlichen Lebens sind.

Fragen wir also nach den Wirkungen solcher Trennungen in den praktischen Situationen der Arbeit und des Alltags und danach, was im Leib der Menschen an faktischer Universalität aufgrund seines Bedingungsgefüges noch zu spüren ist — durchaus auch in der Form von somatischen Erkrankungen, die versäumte Beziehungszusammenhänge und Rhythmen einklagen. Fragen wir aber auch nach Ansätzen bewußterer Entfaltung solcher Zusammenhänge.

Die Kriterien der Beobachtung sind so greifbar herausgearbeitet worden (Abschnitt 3), daß wir uns jetzt darauf beschränken können, mit einigen Beispielen zu eigenen Überlegungen aufzufordern. Die industriesoziologischen Untersuchungen der *Produktionsorganisation* geben für die Arbeit vier Hauptbereiche an: „stoffumwandelnde“, „stoffverformende“, „montierende“, „verpackende“ Prozesse, bei denen „kontrollierende“ entweder miteingebaut oder als eigene Berufsbilder konzipiert sind (*Kern/Schumann*). Typen der Industriearbeit werden nach dem Grad ihrer Mechanisierung unterschieden, also nach dem Grad, in dem *die Gestalten an Komplexität und Wechselbezügen* verlieren. Doch schon der Handwerksbetrieb, heute immer stark mechanisiert, lebt in der Regel nur wenig von einem Kontakt der Hand mit dem Material; wichtiger schon ist der Umgang mit Werkzeugen. Industriell aufbereitetes Rohmaterial, Normen von Maschinen und Produkten z. B. am Bau, lassen es zum „meisterlichen Werkstück“ nur in Ausnahmefällen kommen. Für den Schreiner oder Bäcker, der Unternehmer ist, wirkt sich gerade die Verbindung von praktischer mit Büroarbeit als Entfremdung gegenüber den „eigentlichen“ Tätigkeiten aus. Kalkulatorisches Geschick ist für einen Erfolg fast wichtiger als manuelles und setzt für dessen Entfaltung enge Grenzen.

Die höchste Stufe der Mechanisierung stellt die Automation dar, in der die Arbeiter „Meßwartentätigkeit“ und „Kontrollgänge“ zu absolvieren haben. Das Maß von Verantwortung für die auf dem Spiel ste-

henden Werte ist enorm, aber die Leistung wird negativ, als Vermeiden von Störungen, definiert. Sie vollzieht sich als fortgesetzter Vergleich von Signalen mit Sollnormen, also allenfalls auf der Ebene von Bedeutungsgestalten, deren Grundlagen, z. B. chemische Umwandlungen in riesigen Anlagen, in technischen Zeichnungen noch am anschaulichsten begegnen, aber nie handgreiflich werden.

Nur in wenigen Bereichen ist die Verlagerung der Belastungen durch die Arbeit von der Kräfteverausgabung zum psychischen Streß und der Ansprüche von der zugreifenden Geschicklichkeit zur Perfektion passiven Registrierens derart stark. Aber auch in anderen Bereichen findet sie statt. Was unter den Händen einer Löterin an einem elektrischen Schaltelement einige hundert mal am Tage zusammenkommt, ist gerade keine vielfältige Gestalt. Aufmerksamkeit entsteht nicht durch Mitleben mit den zu bewirkenden Prozessen, sie muß als unabhängige Tugend gewissermaßen moralisch hergestellt werden für einen Vorgang, der nichts mit Moral zu tun hat.

Hier muß an die Kritik (*Kükelhaus, Lippe*) gegenüber der anthropologischen These erinnert werden, nach der menschlicher Fortschritt unmittelbar mit der „Ersparung“ an physischem Aufwand bei den Lebenstätigkeiten gleichzusetzen sei (*Gehlen, Plessner*). Wo sinnliche Tätigkeiten, in denen Organvorgänge des Körpers, Wechselprozesse und der Vollzug von Gestaltbewegungen „in die Gänge kommen“, fehlen, da fallen Medium und Motor von Prozessen aus, die selber lebensnotwendig sind und außerdem die Grundlage von Pole verbindenden Gestalten bilden. Da fehlen dann auch für seelisch geistige und soziale Verbindungen die grundlegenden leiblichen Bedingungen, etwa Naturgestalten und Grunderfahrungen, etwa Rhythmen und Wechselbeziehungen. So wird zwar Körperkraft für Arbeit am Leibe frei; der Gegensatz zwischen beiden Formen von Arbeit wird aber auch immer unvermittelt.

Entsprechend ist der Begriff der *Habitualisierung* zu kritisieren, wo er die beschriebene Aushöhlung von Arbeitsprozessen einfach als „Ersparung“ auffaßt. Wenn ein „Handgriff“ „in Fleisch und Blut übergeht“, d. h. keiner je neuen Aufmerksamkeit bedarf, um treffsicher zu bleiben, kann dies dadurch geschehen, daß alle Vermögen des Menschen durch Übung in höchster Sensibilität auf Phasen eines vertrauten Rhythmus, einer vertrauten Gestalt reagieren. Sie spielen sich dann sogar auf jeweilige Verschiebungen in den Teilgestalten „von selber“ ein — anderen Boden beim Laufen, härteres Holz beim Sägen usw. Das ermöglicht uns, mit mehr und tieferen Dimensionen des Erlebens beteiligt zu sein als bloß mit dem „Aufpassen“, also einer verstan-

desmäßigen Kontrolle. Erst die derart vertraute Übung eröffnet wirklich Wege der „Arbeit am Leibe“.

*Habitualisierung* heißt aber gerade die „automatische“ Verrichtung, bei der ich derart „unbeteiligt“ bin, daß z. B. Werkhallenmusik unbeschäftigte „Emotionen“ ableiten muß. Hier wird konditioniert. Die habitualisierten Verrichtungen erzeugen keine Fertigkeiten und Sensibilisierungen, die auf andere oder ähnliche Bewegungszusammenhänge übertragen werden könnten. Im Gegenteil, sie machen das Individuum unbeweglicher im Umgang mit seinem Leibe. Das ist eine psychomotorische Entsprechung zu der rein körperlichen Unfähigkeit eines Schwerarbeiters, z. B. sehr feine Tastwahrnehmungen zu machen oder kleine Bewegungen mit hoher Intensität zu vollführen — die früher verbreitetere „Berufskrankheit“.

Wer Flaschen in Kartons verpackt, muß Muskelkraft aufwenden oder irgendwie auf ein Produkt einwirken. Wer Flaschen oder ihre Verpackung kontrolliert, muß sehr schnell Ergebnisse von Vorgängen erfassen, die selber kaum der Beobachtung wert sind und auch schneller abgelaufen sind, als man beobachten kann. Bei allen diesen Arbeiten — sie gehören mehr oder weniger dem modernen Typus der „repetitiven Teilarbeit“ zu — hat das Tempo der Verrichtungen weder etwas mit einer *Zeitgestalt* im Produzieren noch im Produzenten gemeinsam. Je stärkere körperliche Anstrengungen zu solchem Tempo hinzukommen, z. B. am Montageband einer Automobilfabrik, desto tiefer ergreifen die Widersprüche zwischen innerer Bewegung und äußerer auch die leiblichen Funktionen. Im Kampf gegen die Sekundenzeitvorgabe für das Anziehen von den und den Schrauben oder das Einsetzen eines „Himmels“ in eine Karosserie gerät man auch sichtbar „außer Atem“. Beim Flaschenkontrollieren drückt sich dagegen der unverdauliche Bilderwechsel körperlich eher in einer scheinbar „lässigen Haltung“, das heißt im Verfall des notwendigen Spannungsgefüges der aufrechten Haltung aus — darin einem gelangweilten, überforderten Schüler vergleichbar.

In den seltensten Fällen können *Sozialgestalten* in gemeinsamer Arbeit entwickelt werden. Als ganz neuer Versuch dazu, mit dem Ziel von mehr Stetigkeit und Verantwortungsgefühl bei der Fertigung, wurden vor einem Jahrzehnt kleine selbständige Montagegruppen in der schwedischen Autoindustrie geplant. Dabei wurden auch nur nach einem von Ingenieuren festgelegten Programm vorgefertigte Teile im Turnus zusammengesetzt; aber es wäre immerhin das fertige Auto für alle Beteiligten sichtbar zustande gekommen. Durch die *Produktgestalt* werden jedoch indirekt die anderen Gestalten weitgehend vorgegeben. Es kommt auf ein Ausfüllen eindeutig geplanter Programme an, wie es

z. B. mit dem „Lückentest“ in besonders krasser Form inzwischen auch die Lerntechniken unserer Schulen kennzeichnet. Umgekehrt waren die Schulsysteme die ersten, die eine menschlich-gesellschaftliche Funktion, das Lernen, aus dem Zusammenhang der Lebenstätigkeiten herausisolierten. Inzwischen findet auch Leistung der Erwachsenen unter weitgehendem Ausschluß von Familie und Öffentlichkeit hinter den Wänden von Werken und Großraumbüros statt. Fortgesetzte Trennung der verschiedenen Berufe und „Statusgruppen“ entspricht einer immer erbarmungsloseren Ausgrenzung der Altersgruppen. Schon zwischen zehn und sechzehn werden Heranwachsende aus den alten Spielverbänden der Nachbarschaft durch Schulklassen, „altersspezifische“ Sport- und Spielangebote, nicht zuletzt durch Mode und Spielwarenindustrie in mindestens drei voneinander getrennte „peer groupes“ gesondert. Dadurch geht der Rest von Übergängen von der Kindheit in das Erwachsenenalter verloren: man spielt Spiele nicht von und mit Älteren, sondern durch spezielles Personal und Programm. Man nimmt Erinnerungen und Gewohnheiten aus den schöpferischen Spielen, z. B. des Baumhausalters, nicht mehr mit in die Funktions-tüchtigkeit der Vollbürger hinüber.

Nicht nur in der Produktion, zum Teil mehr noch im Alltag werden Auseinandersetzungen mit *Naturgestalten* verhindert, mit denen der Bergmann in den harten Grenzen der „Maloche“ oder der Bauer auf dem Traktor doch immerhin noch zu tun haben. Die Erfahrungszusammenhänge, in denen aus der Beschäftigung oder in der Teilhabe an den kleinen Stücken von geschichtlichem Geschehen, an tätigen Gestaltprozessen übergreifende, über die Situation hinausweisende Vorstellungen entwickelt werden können, fehlen zunehmend. Sie fehlen im körperlichen Sinne der anregenden Wirkung und herausfordernden, fördernden Belebung von Sinnen und Organen. Sie fehlen deshalb, aber auch unmittelbar, in der seelisch-sozial-geistigen Dimension. Woher sollen sich Geschichtsgestalten bilden? Woran sollen deren Bewegungsformen ihre Maßstäbe und Vorbilder gewinnen?

Diesen Verhältnissen steht gegenüber, daß verschleißende Kräfteverausgabung gering geworden ist, viel mehr Tageszeit außerhalb der Arbeitsstelle verbracht wird. Selbst wenn man die ungeheuren Zeitfresser der urbanistischen Transportsysteme, der Supermarkteinkäufe, der Gänge zu komplizierten Behörden weit vom Wohnort in Rechnung stellt, bleibt „freier“ Raum. Selbst wenn man die Unverdaulichkeit der zahl- und wahllosen Bilder, Informationen und Schicksale bedenkt, die ein Fernsehpublikum ohne Möglichkeiten zu einem verarbeitenden Gestalten in sich aufnimmt, bleibt ein beachtlicher Zuwachs an Überblicken, Einblicken und wenigstens kognitiven Instrumenten. Trotz



dem Mangel an öffentlichem Leben im kleinen und großen, trotz verkleisterten politischen Auseinandersetzungen sind kritische Überlegungen bei vielen wach. Mitten in den alten Vorurteilsstrukturen haben z. B. Reisen und Begegnungen mit Gastarbeitern bei vielen Interesse für Ungewohntes geweckt. Manche Tätigkeiten, wie Gartenarbeit oder Reparaturen an Haus und Geräten, geben mehr als früher Gelegenheiten, den Körper spielerisch zu üben und Freude an Geschicklichkeit und wohltuender „Ausarbeitung“ der Kräfte zu haben, ohne daß ein Zwang zu Überforderung herrscht. Trotz klischeehafter Übernahme von Modegesten begegnen sehr viele Jugendliche im Tanz immer wieder auch ihrer Fähigkeit, rhythmisch sich zu bewegen und zu empfinden. Trotz der Verregelung der Spiele und der Isolierung von Teilleistungen im Sport werden dort beschwingende Erlebnisse gesucht und zunehmend gerade im Balancieren aus dem Becken — der Leibmitte! — gefunden.

Doch gilt heute noch die schneidige Leistung mehr, reizt das spektakuläre Risiko mehr als eine Sicherheit, die langsam gewachsen ist und alle Funktionen des Leibes auch innerlich zu freiem Zusammenspiel vereinigt. *Bruce Lee* begeistert, *Meister Noro* befremdet zunächst die jungen Leute. Weder in der Arbeitswelt noch im Sport oder der Liebe oder sonst irgendwo findet jene Sicherheit gesellschaftliche Anerkennung. Einmal habe ich einen Autoschlosser so an einem Motor arbeiten gesehen, daß seine Entschiedenheit und Behutsamkeit den leichten und kraftvoll ruhigen Bewegungen eines Tai chi-Lehrers gleichkommen; auch in ihrer Heiterkeit. Aber Achtung gewinnt er damit kaum; eher das Mißtrauen seines Arbeitgebers. Dabei strahlte auf uns, allein während wir der Reparatur durch diesen Mann beiwohnten, soviel konzentrierende Klarheit aus, daß tagealte Knoten einer komplizierten Stimmung zwischen uns sich lösten und auch wir wieder füreinander und für unser Erleben frei wurden. So gelassen und kraftvoll beobachtete er die technischen Funktionen, griff in sie ein und gab sein Verständnis von ihnen an uns weiter. Aber solche Ereignisse verlieren sich im Alltag der Trennungen.

Wesentliche Schranke gegenüber neuen Formen von befreiter, befreiender, entfalteter leiblicher Arbeit dürfte ein tief eingeschliffenes Gefühl der Ohnmacht sein. Eine lange Geschichte „schlechter Verhältnisse“ hat in den Menschen Abwehr ausgebildet, mehr Achtung auch vor dem eigenen Leben zu entfalten; durch Arbeit und Alltag würde man doch nur gezwungen, sie umso tiefer zu verletzen.

Die Angebote einer „Arbeit am Leibe“ könnten zu diesen Erscheinungsformen des systematischen Lebensentzuges Gegenerfahrungen zu entwickeln erlauben. Sie würden gegen unabdingbare Entfremdungen

Gegenpotentiale, sie würden existentiell eigene Urteilsfähigkeit der Betroffenen gegenüber den unnötigen Entfremdungen von enormem Ausmaß ermöglichen. Sie würden über entscheidende Stücke von Lebensgeschichten ein Handeln und Denken in Rhythmen und allseitigen Beziehungsgefügen zugänglich machen. Sie könnten auch den Mut geben für ein Leben im Widerspruch zwischen schwer belastenden Einseitigkeiten und beglückender Ganzheit.

Aber dazu müssen erst Erfahrungen aufgenommen werden und über längere Übungszeiten zu Keimen werden können. Dazu müssen die Belastungen auf der anderen Seite auf ein auch ohne allgemeine Abstumpfung ertragbares Maß zurückgehen. Dazwischen haben wir es mit den weiten Bereichen unserer gesellschaftlichen Existenz zu tun, in denen der systematische Entzug durch kein ökonomisches Problem wirklich bedingt ist, in denen er herrscht, ohne daß andere Lebensformen unmittelbar verhindert würden, in denen aber die systematischen Trennungsprinzipien sich unbemerkt und unwidersprochen aus der Unfähigkeit zu anderem nähren und durchsetzen.

Die an Bedeutung und Umfang wachsenden Bereiche von Schule, Sozialpädagogik, Freizeit und Therapien gehören besonders dazu. Hier könnte ein handelndes Umdenken vielfältigen Ausgang nehmen. Nach umfassenderen Vorstellungen von Gesundheit und Wegen zu allseitiger Gesundheit wird nicht zufällig seit kurzem verzweifelt gesucht.

## 5. Übungen zur Arbeit am Leibe

*Arbeit am Leibe ist mitvollziehende Erfahrung von Geschehen in uns, mit uns und um uns. In ihr vollzieht sich, mit unterschiedlichen Ausrichtungen des Übens, ein vielfältiges Funktionsgefüge. Sie sollte uns das öffnen, was heute Menschen suchen, wenn sie eine Stelle annehmen, eigentlich nur um „mal rauszukommen“; denn sie wollen in Wirklichkeit in einen Sinnzusammenhang hinein kommen und von Einseitigkeiten frei werden. Sie sollte zum verbindenden — und auch sichtenden — Zusammenhang für Lernwege werden, für die Ansätze dazu heute „ästhetische Ausgleichsfunktionen“ zugewiesen erhalten, ohne sie gegen den kognitiven Streß erfüllen zu können. Arbeit am Leibe sollte allseitige Lebenstätigkeiten erschließen, wo derzeit noch nach „sinnvollen Freizeitbeschäftigungen“ gefragt wird. Sie sollte aber auch als integrative Therapie in den verschiedensten Bereichen von Ungleichgewicht und Schädigung Zugänge zu den Wechselprozessen öffnen, die für einzelne Funktionen und das gesamte Gleichgewicht lebensnotwendig sind und sich nicht anders erschließen lassen als leibhaftig tätig.*

Die Fülle möglicher und notwendiger Ansätze, erst recht der von ihnen ausgehenden Wege darzustellen, würde den Raum einer Buchreihe in Anspruch nehmen. Verschiedene Beschreibungen und Angebote liegen uns auch dargestellt vor. Mich selber würde es besonders reizen, ihnen eigene Erfahrungen und Erprobungen hinzuzufügen, die leibliche Arbeit als Übungsform im wissenschaftlichen Lernen, aber auch als Lernformen für junge Pädagogen auf dem Wege zu ihren Vermittlungsaufgaben vorstellen würden. Hier können nur einige grundsätzliche Fragen in einem Modell aufgezeigt werden, dessen Dimensionen anzudeuten schon Raum genug einnimmt, wenn sie an leiblichen Vorgängen anschaulich nachvollzogen werden sollen.

Den geschichtlichen Trennungen entgegen sind Verbindungen zu entfalten. Grundlegende Verbindungen müssen zwischen den verschiedenen Partien und Funktionen des Leibes selbst wiedergefunden oder entfaltet werden. Besonders wichtig ist dafür die Arbeit am Atmen, wie sie *Karlfried Graf Dürckheim* aus dem japanischen Za-Zen entwickelt hat, weil in ihr innere und äußere Bewegung, der Austausch mit dem Außen und das verbindende Schwingen des Zwerchfells zwischen oberem und unterem Leibraum geübt werden können. Üben heißt dabei, sich den Wirkungen von innen her zu öffnen. Im Gegensatz zu jedem „Training“ kommt das Ziel jeder Übung aus dem leiblichen Erleben; man muß ihm besonders in den Richtungen nachgehen, die in der eigenen Lebensgeschichte deutlicher ausgeprägt worden sind: von bestimmten zu überwindenden Hindernissen wie von dem Vorgefühl angelegter und möglicher Verbindungen. So wird immer auch die gesellschaftliche Geschichte bearbeitet: bewußt, aber mittelbar. So wird auch unser Reagieren und Wirken auf Natur und Geschichte bearbeitet, als Äußerung innerer Arbeit; als gestaltende Wiederholung naturhafter Vorgänge und Auseinandersetzung mit geschichtlichen.

Vor-bilder von seiten des Lehrers sind keine Normen, denen man sich anzugleichen hätte; sie sind als Gestaltganzes das Bild, das mimetische Umsetzung in eigene Vollzüge erlaubt, und sie spenden den Übenden, solange ihnen selber noch keine ganze Gestalt zu entwickeln, noch nicht sich am eigenen Rhythmus das Maß und den „Schwung“ für den Bewegungszusammenhang zu sichern möglich ist, den weitertragenden Gestaltzusammenhang, den die Mais malenden Frauen mit einander hervorbringen und bis zum Gesang überhöhen.

Besonders anschaulich für allseitige Verbindungen ist eine Übung, die in verschiedenen fernöstlichen Traditionen vorkommt und in verschiedenen Haltungen ausgeführt werden kann. Wir stehen mit einem vorgesetzten Bein und nach vorn weisendem Fuß, einem zurückgesetzten und quer gedrehten, also zur Seite weisenden Fuß. Das Gewicht

des Körpers ruht auf beiden. Es ist eine Haltung, aus der wir uns ohne weitere Vorbereitungen sowohl nach vorn wie rückwärts wie zu der Seite bewegen können, in die der zurückgesetzte Fuß weist. Gerade diese Bewegungsmöglichkeiten verhelfen uns gleichzeitig zu einem festen Stand. In etwa diesem Stand muß ich stehengeblieben sein, als mir einmal nachts in einer engen einsamen Gasse einer italienischen Stadt ein bedrohlicher junger Mann entgegentrat. Ich tat nichts, war nur allseits präsent. Er ließ ab mit den Worten: Von solchen Leuten soll man die Hände lassen. Dies war Alltag. Wie wird geübt und mit welchen im Grunde anderen Aufgaben?

Ein Partner wird an allen unseren Körperpartien und in allen Richtungen einen Druck auf uns ausüben. Wir können so unsere Festigkeit erproben; aber dies ist etwas ganz Zweitrangiges, weil wir vor allem so ihre naturbedingten Voraussetzungen zu erfahren und uns ihnen anzuvertrauen lernen: Eine innere Bewegung nimmt den Druck von außen auf, an der Grenze dazu, ihm in einer sichtbaren Körperbewegung nachzugeben. Solche Bewegung ist aber gerade in sich eine Wechselbeziehung.

Der Partner drückt in diesem Augenblick mit beiden Händen gegen meine Schultern. Mein Körper entspricht diesem Druck auf zwei grundsätzlich verschiedene, einander sogar entgegengesetzte Weisen. Ich weiche ihm aus, und ich wirke ihm entgegen. Beide Vorgänge halten einander die Waage und werden nicht sichtbar. Sie sind aber höchst wirksam. So weichen meine Schultern innerlich dem Druck aus, indem sie ihn an den Rumpf, über ihn an das Becken, an die Füße, an den Boden weitergeben. Ein guter Lastenträger tut das gleiche. Wie ich den Druck meines eigenen Körpergewichtes auf dem Boden aufrufen lasse — statt mich z. B. an hochgezogenen Schultern mit Muskelkraft tragen zu wollen —, so mache ich es auch mit der Einwirkung von außen. Nur nach unten abzugeben, würde aber heißen, selber zu Boden zu gehen. Das Prinzip des aufrechten Ganges entwickelt sich im Wechselspiel solchen Abgebens nach unten mit dem dagegen sich richtenden Aufrichten. Die Gegenbewegungen im Körper spielen als Spannungsfeld und Wechsel zusammen. Während ich möglichst weitgehend mein Gewicht der auf die Körpermassen einwirkenden Erdanziehung folgen lasse, bilden meine Haltungsmuskulaturen eine aufrichtende Spannung in genau der entgegengesetzten Richtung.

So funktioniert mein Körper ohne besonderes Zutun, jedenfalls der des Kindes oder des „schönen Wilden“. Er funktioniert so, weil er so entstanden ist. Im Wechselspiel von äußerem Zug und innerer Gegenbewegung haben sich die Zellen, die Gewebe und die Knochen-Muskelsysteme gebildet. (Im schwerelosen Raum kann sich nicht einmal ei-

ne Zellbefruchtung vollziehen). Diese Spannung wird allerdings nur von einem Minimum von Muskelsystemen aufgebaut, und zwar vor allem von den den Körper umhüllenden, die wirken können, ohne daß jene inneren Bewegungen mit blockiert werden — wie die Atmung oder das Sacken z. B. der Lunge zum Unterleib.

Diese Vorgänge und ihr Zusammenspiel sind sehr komplex. Sie verstandesmäßig zu beschreiben, ist so kompliziert wie eine operationalisierte Anweisung zum Schnürsenkelzumachen. Mimetisch, also in nachahmender Anlehnung an das Vorbild der gesamten Bewegungsgestalt, läßt sich mit der Zeit große Klarheit gewinnen. Die Vorgänge antworten einander, ihren Funktions- und Entstehungsweisen entsprechend. Wir brauchen die Konzentration auf dieses Ganze als ein vielfältiges Zusammenspiel verschiedenster Richtungen und Vorgänge. Nur in diesem Ganzen sind wir selbst ganz präsent. Erster Übungsschritt dazu ist die Aufmerksamkeit im zurückgesetzten Fuß, die dem Druck auf die Schultern antwortet, weil in den Fuß der Druck fließen, aus dem Fuß die Gegenspannung aufgebaut werden muß. Üben heißt, sich ganz behutsam diesen Zusammenhängen zuzuwenden. Der Partner wird so behutsam, nicht etwa zaghaft, drücken, er wird den Druck leicht verstärken oder abschwächen, damit ich mich nicht zu krampfhafter Abwehr verleiten lasse. Er wird mir ein reizvolles Spiel anbieten, das ihm erlaubt zu spüren, wie sein Druck sich durch mich hindurch fortsetzt, wie ich zu einer Stütze für ihn werde. Zugleich werde ich ihn meine Gegenspannung spüren lassen als eine sehr bewegliche Verbindung von Aufnehmen und Widerstehen. Er wird spüren, daß auch er sich auf beide entgegengesetzte Reaktionen von mir zugleich einstellen muß.

Er wird als nächstes vielleicht hinter mich treten und den Halt des zurückgesetzten Fußes am Boden prüfen, indem er gegen ihn schiebt oder unter die Ferse, unter den Spann, unter die Zehen zu fassen sucht. Nun werde ich besonders das Gewicht meines Oberkörpers, aber auch das der übrigen Partien zur Hilfe nehmen, um mit ihrer Last dem Standfuß hinten guten Halt gegen den Zug nach oben zu verschaffen. Dieser Teil der Übung ist nur ein zweiter Schritt von vielen. Die eine Richtung und ihre Gegenrichtung bleiben das Thema, das jetzt nur vom anderen Ende her aufgegriffen wird. *Gerhard Walter*<sup>3</sup> betont zur Zeit, daß man „nicht üben kann“, weil das Üben nur einer Richtung oder auch dieser und ihrer Gegenrichtung der Allseitigkeit nicht gerecht wird, ja, von ihr ablenkt. Und es geht doch gerade um das ge-

---

<sup>3)</sup> *Gerhard Walter* hat den dritten Dan im Aikido, ist Schüler mehrerer Schüler von Meister Ueshiba und hat eine Schule in Berlin aufgebaut.

samte Zusammenspiel, das eben nicht durch die Verstandeskontrolle eines Teils nach dem anderen gewonnen werden kann. Arbeit am Leibe darf nicht auf das Wesen des Leibes vergessen und vergessen lassen, nämlich überhaupt nur im allseitigen Wechselspiel leben zu können, Leib zu sein. Teilganzheiten — Teilgestalten wären zwar etwas anderes als repetitive Teilarbeiten, doch sie würden auf höherem Niveau noch das Ziel versäumen lassen.

Trotzdem muß man sich behelfen bis zu dem Augenblick, in dem die Teilfunktionen, die doch in Fixierungen, Blockaden, einseitigem Gebrauch, also durch Habitualisierungen, Konditionierungen gebunden sind, füreinander ganz frei werden. Wie in der Freudschen Kur wenden wir uns also durcharbeitend nacheinander den verschiedenen Teilgestalten und Körperpartien und Richtungen — Gegenrichtungen zu. Aber wir warten auch auf ihre verschiedenen Zusammenhänge untereinander. Üben heißt dann, daß in einem dritten Schritt mein Partner nun seitlich gegen eine Schulter drücken wird, so daß die Diagonale links oben — rechts unten ins Spiel kommt. Wenn er merkt, daß sein Druck z. B. im Brustraum von mir festgehalten oder mein Gegenspiel nicht aus dem ganzen Stand, sondern nur aus dem Oberkörper entwickelt wird, schiebt er vielleicht zwischendurch von derselben Seite gegen die Hüfte, um die Sicherheit von unten erst einmal wachzurufen, die dann von alleine bewirkt, daß ich oben nicht mehr krampfhaft festzuhalten brauche oder den Druck bis in den Gegenfuß durchlassen kann. Im Nacheinander werden Stirn und Knie, Druck und Zug an die Reihe kommen.

Aber so ist die Übung eben noch falsch dargestellt. Das Nacheinander hat nur einen Sinn, solches Üben nur eine Chance, wenn immer auch mindestens in Spuren alle Richtungen und Parteien beteiligt sind. Anders können wir ohnehin gar nicht stehen. Im Nacheinander von Hauptrichtungen sind die anderen wenigstens „nebenbei“ mit im Spiel. Die beschriebene Arbeit macht das praktisch deutlich. Wir schließen in der Regel dabei die Augen und richten uns innerlich also auf einen Druck von irgendeiner, d. h. von allen Seiten ein, bis er nun wirklich im nächsten Schritt z. B. am rechten Ellbogen in Richtung auf die Leibmitte ansetzt. Der Partner wird unsere allseitige Bereitschaft stützend herausfordern, indem er nicht immer nur in Richtung und Gegenrichtung drückt oder zieht. Das ist die äußerliche Hilfskonstruktion.

In Wirklichkeit löst sich mit dem Schließen der Augen bereits ein, daß wir uns darauf einstellen, nicht Reaktionen auf Strategien, die wir sehen, zu kalkulieren, also unseren Körper in konditionierten Handlungen gegenüber standardisierten Anforderungen einzusetzen. Wir sind bereit, von innen her, also im Aufnehmen einer bereits in uns ein-

dringenden Einwirkung und in unwillkürlicher Entgegnung ein Verhalten zu entwickeln. Das verlangt Vertrauen, vor allem in unseren Leib. Daran aber gerade muß gearbeitet werden. Es soll gefunden und entwickelt, nicht wie im Leistungssport vorausgesetzt und abverlangt werden. Dies kann nur durch innere Begegnungen mit den Gesamtgestalten geschehen. Solange wir lebendig sind, solange unser Körper durch Blockaden hindurch und unterhalb von speziellen Konditionierungen noch in gewissem Umfange das physiologisch unabdingbare Miteinander der Funktionen aufrecht erhalten kann, solange sind auch solche Begegnungen noch möglich. Auch wenn es nur Momentaufnahmen oder Vexierbilder sind. Jugendliche fahren stehend auf ihrem Rad und gleichen die Tretbewegung nach einer Seite dadurch aus, daß sie das Rad zur anderen kippen: Daraus gewinnen sie eine kühne, schwingende Bewegungsgestalt. Warum nicht ebenso aus dem Bedingungsgefüge des Leibes allein?

Psychologisch-physiologisch läßt sich das ebenfalls beschreiben. Viele frühembryonale Entstehungs- und Gestaltungszusammenhänge wie die gemeinsame Ausbildung von Nervenbahnen und Organen und Muskulaturen, die den späteren Atmungsvorgang bilden, garantieren gemeinsames Funktionieren „unwillkürlich“. Dies braucht nur erfahren zu werden, indem man Luft bekommt, ohne bewußt die Lungen aufzupumpen. Das Zusammenspiel etwa von „Durchlassen“ des Drucks, Gegenspannung in der „Haupttrichtung“ und den entlastenden und ergänzenden „Nebenrichtungen“ kann in vergleichbarer Weise ohne „Befehl des Gehirns“ zustandekommen.

Das ist umso entscheidender, als kein Gehirn genügend rasch genügend viele Befehle zu geben vermöchte und wir deshalb in verstandesmäßig kontrolliertem Verhalten eben immer die Allseitigkeit versäumen müssen, in der allein wir wirklich unsere Lebenstätigkeit zu entfalten vermögen.

Zwar „speichert“ das Gehirn Erfahrungen, die wir im Körper machen. Die Integration ist aber nicht ausschließlich Aufgabe der „Zentrale“. Körperpartien können, durch je besondere Einwirkungen — wie z. B. den Druck in einer bestimmten Richtung und Intensität — angeregt, frühere in ihnen gemachte Erfahrungen gewissermaßen abrufen und somit ein Verhalten unterhalb der Schwelle bewußter Kontrollen entfalten, an dem dennoch der ganze Mensch beteiligt ist. Wir sind daran in dem Sinne und in dem Umfange beteiligt, in dem unsere Erfahrungen Beziehungen in einem inneren Handeln zwischen den Körperpartien und als Funktionen unserer Organe entwickelt und mit diesem und jenem besonderen Gegenüber draußen abgewandelt haben.

An Momenten davon setzt das Üben an. Es ist immer ein Entwurf zur Gesamtgestalt. Sein Mißlingen bleibt nur in Extremfällen von absoluter psychischer oder physischer Schädigung, etwa beim Fehlen eines Beines oder bei unwiederbringlicher Zerstörung ganzer Gehirnpartien, fragmentarisch. In aller Regel werden alle „Nebenrichtungen“ mit innerviert, auch wo es bei weitem nicht für ein Gleichgewicht ausreicht. Üben darf nicht dazu führen, daß man sich bewußt auf eine Richtung, z. B. auf die Schulter, die doch Widerstand leisten soll, konzentriert, dabei den anderen Richtungen und Vorgängen die Aufmerksamkeit entzieht und die in ihnen zur Wirkung bereiten Kräfte krampfhaft blockiert. Dann wird Üben zur schlechten Wiederholung der problematischen Arbeit mit äußeren Leistungszielen. Arbeit am Leibe hat äußere Ziele nur in dem erläuterten Sinne von Vor-Bildern dessen, was als Entwurf in ihr schon selbst entsteht. Bereits bei der ersten Stehübung gewinnt jeder soviel neue Festigkeit und gewinnt sie so unerwartet, daß eine Ahnung vom Weg für uns greifbar wird.

Arbeit am Leibe ist selber zur Allseitigkeit aufgerufen. Allerdings präsentieren oder versprechen manche Schulen und Therapien die Ganzheit unvermittelt prompt. Wir wissen, daß aus der Naturgeschichte der Menschen wir alle auf einen gleichgewichtigen Gang hin angelegt sind. Was gemeinsam entstanden ist, ist auch im Wechselspiel miteinander und bietet weiterführende Wechselprozesse an. Wir werden, jeder einzelne, eines solchen Ganges mächtig geboren. Blockaden, Einseitigkeiten, Konditionierungen usw. sind Ergebnisse unserer Lebensgeschichte und damit sehr weitgehend unserer Gesellschaftsgeschichte. In der Arbeit am Leibe werden schädigende und hindernde Prozesse dieser Geschichten zur Bearbeitung fällig. Dabei ist nicht die erkennende Kritik Vorstufe dazu, Fähigkeiten wiederzugewinnen oder zu entfalten. Vielmehr wird umgekehrt aus der entfalteten Arbeit kritisches Verhalten begründet, sobald man sich dafür stark genug fühlt.

Die dargestellte Übung soll noch in einigen Richtungen einer derartigen Arbeit weiter angedeutet werden. Im Grunde wird Selbstgestaltung geübt in der Erfahrung und Erprobung der eigenen Naturgestalt des Körpers. Dies geschieht im Widerspiel mit einem Druck von außen. Der Druck läßt nach und verstärkt sich, und ich antworte von innen, so stark, daß ich bei plötzlichem Ausbleiben des Drucks dem drückenden Partner entgegenzufallen drohe, wenn die Gegenspannungen meines Muskelsystems nicht wach genug die Spannungen begleiten. Jeder solche Wechsel gewinnt eine Zeitgestalt. In Druck und Antwort, Veränderung des Drucks entsprechend meiner Reaktion und meiner veränderten Verhaltensfähigkeit entwickelt sich selbstverständlich und spürbar für mich und den Partner eine Sozialgestalt. Eine äu-



ßere Bewegungsgestalt, ein Hin und Her, ist in den inneren Bewegungen bereitet.

Verfolgen wir die Vorgänge noch bis in solche äußeren Bewegungen, um noch greifbarer die Verbindungen nachvollziehen zu können. Damit verfolgen wir einen besonders wichtigen Grundsatz der Arbeit am Leibe, nämlich den Versuch, immer wieder gewonnene Fähigkeiten und Wahrnehmungen aus einer Situation in andere hinüberzunehmen. Läßt die Zeitgestalt des unsichtbaren Einverständnisses sich aus der minimalen in größere raumgreifende Veränderungen des Drucks hinüberretten? Können Spannungen und Gegenspannungen im stehenden Bein, im stehenden Körper so sicher aufeinander reagieren, daß sie auch in äußeren Bewegungen und anderen Haltungen des Körpers genau genug im Spiel miteinander bleiben? Gehen wir besonders der Sozialgestalt nach. Sie soll Gelassenheit — wir sagten auch Durchlässigkeit — und Aufnahmebereitschaft mit der Bereitschaft zur Entgegnung und einer Bestimmtheit verbinden. Wird sie nicht schon im Alltag von Institutionen und Beziehungslosigkeit, erst recht in den Organisationsformen der Arbeit, für den Lebensunterhalt überfordert und deformiert?

Grundform der Partnerübungen im *Aikido* ist ein Gegenüber von zwei Übenden, die beide in der eben dargestellten Haltung stehen, deren vorgesetzte Füße jeweils genau auf den Partner weisen. Da sie vielleicht in einem Meter Abstand gerade einander gegenüberstehen, ergibt sich eine Verschränkung der Haltungen. Die Schultern stehen, rechts die meine der linken des Partners und umgekehrt, voreinander. Meinem vorgesetzten Bein gegenüber ist das seine zurückgesetzt und umgekehrt. Mein rechter Arm ist mit dem rechten Bein vorgestreckt auf den anderen zu, der seine auf der anderen Seite auf mich zu. Nun ziehe ich das zurückgesetzte Bein mit einem leichten Vorschieben meines Beckens vor und schiebe es an meinem anderen vorbei. Mein Schritt führt auf den Partner zu. Der vorgehende Fuß weist jetzt auf ihn. Während ich ihn am anderen Fuß vorbeischiebe, dreht sich dieser seitlich, so daß ich wieder in eine Vor- und Seitstellung gelange. Der Partner weicht meinem Schritt aus, indem er sein vorgesetztes Bein hinter das andere zurückzieht. Unsere Arme folgen diesen Bewegungen.

Wir bewegen uns so, daß wir uns ständig genau einer dem anderen gegenüber befinden. Durch den Abstand und die Gleichzeitigkeit im Vorgehen des einen, im Zurückziehen des anderen Partners, können wir uns nicht verletzen, nicht einmal berühren. Dennoch fällt der Schritt auf den anderen zumeist unendlich schwer. Uneingestanden traut man dem anderen die Reaktion nicht zu. Man hat auch Angst,

weil man sie sich wohl selbst ebenso wenig zutraut. Wir sind in unserer Gesellschaft auch nicht gewohnt, in einem Wechsel von Vor und Zurück Beziehungen zu einem Gegenüber auszutragen. Wir denken eher in extremen Gegensätzen — „rette sich wer kann über alle Berge“ oder „auf ihn mit Gebrüll“.

Beim Üben merkt man, wie fehl am Platze falsche „Rücksicht“ auf den Partner ist. Je entschlossener er mir gegenübertritt, desto besser weiß ich, woran ich bin, desto präziser kann ich zurückweichen, desto sicherer fühle ich mich. Ich kann aber aus einem solchen Rückzug auch umso sicherer meine Initiative auf ihn zu vortragen. Vermittelt spielt eine wesentliche Erfahrung mit. Aus eigenem Vorgehen weiß ich, daß ich im Augenblick des „Ankommens am Ziel“, dort, wo ich den Partner anzutreffen gedachte, einen toten Punkt habe. Wie beim Schach habe ich meinen Zug gemacht, und der andere ist am Zuge. Nicht nur, weil die Regel es so will, sondern weil ich mit meiner Initiative mich auf eine bestimmte Bewegung festgelegt habe und ins Leere gelaufen bin.

In dieser Übung kann mit der Sozialgestalt auch eine Geschichtsgestalt erfahren werden. Sie ist gewissermaßen die Gegenerfahrung zu den höflichen deutschen Herren, die nie durch eine Tür kommen, weil sie sich endlos gegenseitig den Vortritt geben wollen. Es ist auch eine Gegenerfahrung zu den Diskussionen, in denen man seine eigenen Vorstellungen aus Rücksicht, die anderen nicht „überfahren“ zu wollen, nicht zu erkennen gibt und diese in dem entstehenden Mangel an klaren Haltungen frustriert zusammenbrechen.

Arbeit am Leibe bedarf, wie jede Arbeit, geeigneter Wege. Die erprobten Übungstraditionen, z. B. des *Tai chi*, des *Do in* u. v. a., sind seit Jahrtausenden den Gestaltbewegungen des Leibes nachgegangen. Sie entsprechen insbesondere den Naturgestalten unseres Leibes und seinen Vermittlungen mit den seelischen Funktionen, wie den Begegnungen mit den Naturphänomenen. Sozial- und Geschichtsgestalten sind ungleich komplizierter geworden als in den Kulturen ihrer Ursprünge. Das gilt für Übungen und Rituale der Schamanen oder für afrikanische Tänze usw. in noch stärkerem Maße. Trotzdem ist durch die sichtende und verändernde Praxis der Allseitigkeit leiblicher Beziehungs- und Bedingungsgefüge mit größerer Sicherheit für einen gleichgewichtigen Gang gesorgt als in den neueren Körpertherapien, die erst seit Jahrzehnten erprobt werden und doch gerade unter dem Eindruck der Leibzerstörung entwickelt worden sind. Bei den letzteren gelingt oft ein Auflösen unserer Art von Verspannungen unter der Herrschaft der Trennungen — etwa im Autogenen Training. In anderen Fällen werden diese aber auch nur partiell zerbrochen. Für die auf-

bauende Entfaltung wird der Weg vielleicht frei gemacht, aber nicht gebahnt. Zufälliges und Verspieltes, Verkrampftes und Unvermitteltes können wohl nicht ohne sehr viele Erfahrungen vermieden werden.

Oft ist die Versuchung, rasche Erfolge zu forcieren, zu groß. Das geht aber an dem eigentlichen Leib-Werden vorbei, weil jeder Schritt in der Berührung mit der Gesamtgestalt auf sie zu wichtiger ist als jeder spektakuläre „Erfolg“, da in der Arbeit jede freiere Bewegung allen Beziehungen im Leib und vom Leib her zu gute kommt, also aus dem Bedingungsgefüge des Körpers her universal angelegt ist. Deshalb ist aber jede spezielle Übung ebenso mit Vorsicht zu verwenden wie die allgemein zu oberflächlichen, z. B. in den gängigen Formen von *sensitivity training*, die von Erlebnis zu Erlebnis führen, ohne an ihnen zu arbeiten, d. h. ohne zu lehren, dabei selbsttätig zu werden. Konzentration heißt immer Vergegenwärtigung des Ganzen, von einer bestimmten Seite her, gewiß, aber nie Ausgrenzung grundsätzlicher Art oder aber Fixierung auf Stimmungen. Sie ist nur im Zusammenhang mit Kontinuität über sehr lange Zeiträume wirklicher Arbeit, gelassenen Beobachtens und wechselnder Intensität zu denken, weil nur in der Zeit die Fülle zugänglich werden kann. Außerdem müssen Wege auch verlassen und wieder aufgesucht werden können, wenn z. B. große andere Belastungen eine Zeit lang keine Energie freilassen. Auch in die verstreuten Situationen des Alltags dringen die Übungserfahrungen nur nach und nach, nur im Wechsel von Begreifen und Abwarten ein. Für eine systematische Arbeit am Leibe ist es aber wesentlich, daß ihre Werkzeuge und Entdeckungen — die doch eigentlich allgemein sein sollten — in konfrontierenden Vergleichen wie in wechselnden Ergänzungen zusammenwachsen.

Durch die Arbeit am Leibe werden die Verbindungen stärker, die Gegensätze zu den Trennungen im Alltag spürbarer werden. Das bedeutet, daß wir immer in größeren Widersprüchen werden leben müssen, allerdings auch mit wachsenden Kräften. Viele fürchten sich davor, die Widersprüche so genau zu erfahren. Aber helfen Illusionen weiter? Viele Menschen sind so krank, leiden so stark, daß sie sich gezwungen sehen, Keime der Lebendigkeit in sich zu entwickeln. Leib-Werden hat nichts mit einer Askese zu tun und macht doch stückweise unabhängig. Unabhängig jedenfalls auch von gesellschaftlichen Zwängen, denen so überhaupt erst kritisch und tätig entgegengetreten werden kann, soweit wir von innen her ausscheiden und umsetzen können, was in uns zerstörend hat eindringen können. Selbstgestaltung ist eben ein vom Leibe aufzunehmender Prozeß, der aber gleichzeitig mit den körperlichen auch die seelischen, geistigen Haltungen, Einstellungen, Bewegungen im gleichen Sinne bearbeitet. Selbstgestaltung entfaltet

tet so auch unmittelbar mit uns verbundene Sozialgestalten und Geschichtsgestalten darüber hinaus.

Der Begriff Arbeit ist immer umfassender geworden, seit *Hegel* das Arbeiten als Grundmodell bewußten, menschlichen Tuns dargestellt hat. Wir fassen inzwischen als Arbeit auf, was in der Kunst und in der Therapie geleistet wird. Wir sprechen von Jugend- oder Altenarbeit, sogar von Traum- oder Trauerarbeit. Und gerade in diesen Bereichen meinen wir damit unverkennbar ein Mitwirken an einem gleichgewichtigen Gang oder ein Hinwirken darauf, während in der sogenannten Arbeitswelt, in der doch nach wie vor die herrschenden Maßstäbe gesetzt werden, ein vergleichbares Gleichgewicht immer weniger bestimmend ist. Arbeit am Leib wird immer weniger im unmittelbaren Zusammenhang mit Bearbeitung von Natur zur Sicherung der Lebensbedingungen geleistet. Vielmehr taucht sie, in den Körpertherapien z. B. als sogenannter Ausgleich, also als Gegensatz auf. Welches sind die Aussichten einer Arbeit am Leibe, an einer Überwindung des schlechten Gegensatzes mitzuwirken? Welches kann und welches sollte ihr Verhältnis zu jener anderen Arbeit sein, wie sie etwa von der Bundesanstalt für Arbeit gemeint ist und verwaltet wird?

Als praktisches Beispiel habe ich eine Grundübung aus dem *Aikido* gewählt. Inzwischen hat der *Meister Noro*, um falschen Erwartungen entgegenzuwirken, wie sie an ein kommerzialisiertes *Karate* oder *Judo* gestellt werden, seine Arbeit verändert und ihr den Namen *Kinomichi* gegeben. In einer großen Vorführung<sup>4)</sup> wählte er nun eben die Standübung, die ich hier darzustellen versuche, in einer anderen Variante zum Ausgangspunkt aller zu übenden *Kinomichi*-„Techniken“ des Schreitens, Greifens, Ausweichens, Rollens und Fliegens. Zwei Übende stehen einander gegenüber, mit einem vor und einem zurückgesetzten Fuß. Der Arm der nach vorn gewandten Körperseite weist genauso nach vorn wie das Bein und ist leicht angehoben, so daß die ausgestreckte Hand etwas höher als die Schulter ist. Die Arme der beiden Partner berühren einander an den Handgelenken. Ein Druck der ganzen stehenden Person überträgt sich auf den anderen, der ihm in gleicher Weise antwortet. So kommt ein Aneinander-Herantasten, ein Ausloten von Widerstand und Gelassenheit zustande, in dem beide gleichzeitig durch das Spiel von Schieben und Drücken, von Aufnehmen und Zurückgeben verbunden sind. Dies erlaubt, zumal in der aufeinander verweisenden Stellung einander gegenüber, den Regungen

---

4) Vorführung von *Meister Noro* und seiner Pariser Schule zu Ehren von *Karlfried Graf Dürckheim* und *Maria Hippus* bei der Tagung „Dreißig Jahre Rütte“ in Todtmoos am 1. Oktober 1981.

und Wechselspannungen in der Druckübung frei in größere Bewegungszusammenhänge nachzugehen. Daß „Techniken“, wie komplex und energievoll dann auch immer, aus solchem Bewegungsspiel tastend sich entwickeln, ist eine wesentliche Veränderung des *Kinomichi* gegenüber selbst dem *Aikido*, wie dieses sich bereits durch die liebevolle Zuwendung zum Partner von den unvermittelter geübten Kampftechniken Japans unterschied. Dieses Neue ist ein pädagogischer Schritt, der den alten feudalen Kriegskünsten fremd war. Er ist möglich geworden, so sagt *Meister Noro*, aus den Begegnungen mit westlicher Körperarbeit, etwa bestimmten gymnastischen Schulen. Damit hat der Lernweg sich nun auf die besondere industrialisierte Lebenssituation der westlichen Menschen bezogen, denen Arbeit am Leibe nicht einfach eine bestimmte Art von Arbeit ist, sondern möglich wird und not tut gerade auch als Gegensatz zur äußerlich ökonomisch notwendigen Arbeit, die der Ruhrpottwestfale Maloche nennt. Charakteristisch für die Vorführung der neuen Übungsauffassung wurde, daß mit einer allereinfachsten Übung — an der Empfindungs- und Greiffähigkeit der Füße — die Zusehenden einbezogen werden. Eine gemeinsame Atemübung aller schloß die erste Begegnung mit *Kinomichi* ab.

Vorhersagen über die Entscheidungen unserer Gesellschaft zu machen, wäre unsinnig. Es ist umso schwerer, als die wesentlichen Entscheidungen — wie auch *Bertrand de Jouvenel* und *Hartmut von Hentig* beklagen — immer zu spät, meist ohne klares Bewußtsein von der Lage und unter dem Druck inzwischen übermächtig gewordener, aber an sich sekundärer „Sachzwänge“ fallen. So können wir hier nur überlegen, welche Aufgaben Arbeit am Leibe für eine Organisation unseres gesellschaftlichen Lebens zu erfüllen hätte und vermöchte. Der gegenwärtigen Praxis stellen sich die Aufgaben tatsächlich auch noch vorwiegend als Fälle von Einzelnen oder kleinen Gruppen. Von der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung her ist dafür vorerst mehr eine allgemeine Zielvorstellung wichtig, die der konkreten Arbeit Bewußtsein und Aussichten im Blick auf eine umfassendere Wirkung gewinnt.

Seitdem die Menschen den aufrechten Gang mit allen seinen Folgen — wie starker Gehirntätigkeit, weitgreifendem Blick und zum Fühlen und Greifen freien Armen, also den physiologischen Phänomen der erweiterten Möglichkeiten — *bewußt* zu einem gleichgewichtigen Gange zu entfalten haben, gibt es eine grundsätzlich nicht gelöste anthropologische Aufgabe. Die europäische Neuzeit hat ihr eine besondere Richtung gegeben. Um die vielen komplexen Funktionen zur besten Wirkung zusammenzuführen, bedürfen wir des Verstandesvermögens. Dieses haben wir einseitig zum Kommandeur gemacht und damit den Leib zu einer abhängig ausführenden Kraft. Entleibte Strategien und

entseelte Körper, das ist seit Beginn der sogenannten Neuzeit die immer verbreitetere Tendenz. Ihre außerordentliche Gefährlichkeit für Leben und Überleben der Menschen wird gegenwärtig vielfach deutlich und auch erkannt. An entsprechende umfassende Analysen möchte ich hier nur erinnern (vgl. meine unten angegebenen Veröffentlichungen). Die Aufgabe heißt: Wege eines gleichgewichtigen Ganges für die Menschen und die Menschheit erfinden, indem die Menschen miteinander und aneinander arbeiten.

Arbeit am Leibe hat heute in Europa und Nordamerika viele Felder, die unter sehr verschiedenen Zielen und in sehr verschiedenen Richtungen bearbeitet werden. Von der europäischen Leibeserziehung und dem Leistungssport über spielerische Bewegungen und Tanz bis zu therapeutischen, rehabilitierenden und vorbeugenden Maßnahmen. Sie alle stehen in dem aufgezeigten Gegensatz zu Arbeit im uns gewohnten ökonomischen Sinne. Aus anderen Traditionen übernommene Meditations- und Körperübungen — unsere eigenen Traditionen von Gebet, Ritual und Spiel haben diese Dimensionen mehr und mehr verleugnet — entwickeln ebenfalls eine Arbeit am Leibe. Ihr Gegensatz zu der ökonomischen Arbeit ist noch wesentlicher, weil sie nicht einmal als Maßnahme zur Herstellung oder Wiederherstellung der Arbeitskraft gelten. Arbeit am Leibe ist also in jedem Falle eine von der Mühe der ökonomischen Selbsterhaltung befreite Arbeit, zumindest ein Stück weit.

Und trotzdem soll gerade sie als geschichtliche Arbeit der Menschen anerkannt werden? Ja, wenn sie sich dieser Aufgabe bewußt sind. Die Zusammenhänge unseres Lebens mit dem Bedingungsgefüge und seinen erweiterten Möglichkeiten sind neu und immer neu zu erforschen; ihre Bedeutung ist zu erproben. Dafür bedürfen wir analytischen Wissens. Der Mensch ist aus den sich selbst regelnden Systemen, die wir instinkthaft nennen, in weiten Bereichen herausgetreten. Die naive Vernunft von Kindern und tierischen Wesen können wir nicht ohne die Vermögen von Verstand und Geist zu ersetzen hoffen. Lebendige Zusammenhänge und Bedeutungen müssen aber auch erfahren werden, und Erfahrung vollzieht sich immer in einem Leibe. Arbeit am Leibe ist eine Grundlage des Lernens für die Weltgestaltung, mit dem wir die außerordentlichen Vorsprünge bestimmter Erweiterungsmöglichkeiten einzuholen haben. Solches Bewußtsein, die Welt zu gestalten im leiblichen Selbstgestalten, ist aber auch notwendiger Bezug für die Arbeit der einzelnen am Leibe.

Wir bedürfen, jeder für sich und für die Gesamtheit, einer entfalteten Arbeit an dem Leib, der seit jeher und heute in besonderer Weise Gefahr läuft, an den höheren und weiteren Möglichkeiten menschlicher Existenz nicht weiter teilzuhaben. Je näher Gesellschaften im unmittelbaren Austausch mit der Natur den Menschen gegenüber gelebt haben, desto stärker war die befreite Arbeit am Leibe als Arbeit mit

dem Leib und durch den Leib für die Gesamtheit Teil des öffentlichen Lebens. Tänze als leibliche Erinnerung an Jagdformen und andere Bearbeitungen der Natur. Meditative Übungen als leibliche Konzentration; leibliche Bewegung miteinander und im Raum zur Vergegenwärtigung überlieferter Orientierungen für das soziale Leben und die Beziehungen zur Natur. Alle Gestalten wurden, auch, leiblich gewonnen, erinnert, zur Wirkung gebracht.

Ob wir heute noch in den industrialisierten Gesellschaften solcher primitiven Übungen bedürfen? Wir haben andere Medien für Prozesse des Gedächtnisses und der Planung. Wiederbelebung älterer Formen von sozialem Leben wirken oft genug künstlich und betulich. Andererseits gewinnt ein Gedächtnis nur durch leibhaftige Erinnerung Gegenwart, nur leibhaftige Teilnahme an Entscheidungen gibt ihnen Verbindlichkeit. In irgendeiner Weise müssen auch unsere Prozesse von Erinnern und Entscheiden durch eine leibliche Gegenwart gehen.

Der uralte Gegensatz von befreiter Arbeit und alltäglich nützlicher ist immer noch gültig und sogar notwendig. Ein neuer, haben wir gesehen, ist hinzugekommen, seit die alltäglich nützliche Arbeit immer weniger Zusammenspiel unserer körperlichen, geistigen, seelischen und sozialen Vermögen bedingt. Auch von daher kommt der befreiten Arbeit nur umso größere Bedeutung zu, gerade auch der leiblichen. Schließlich begründen wir alle Veränderungen durch die Industrialisierung damit, daß sie uns von bloß verschleißender Arbeit befreien soll. Wozu das, wenn nicht, um uns besser der Suche nach dem gleichgewichtigen Gang widmen zu können?

Die Suche war nie so selbstverständlich, wie Fortschrittsdenker angenommen haben. Inzwischen sind vielleicht mehr Kräfte für sie frei geworden, aber wir haben uns auch umso weiter von dem letzten Stande entfernt, aus dem Vorstellungen von einem Gleichgewicht mit seinen bestimmten Bedingungen und Möglichkeiten erinnert werden könnten. Solche Erinnerung wird von den abstrakteren Vermögen wie dem Verstand nicht getragen; vielleicht durch Erkenntnisse gefördert. Sie kann sich nur in der Wiederbegegnung mit dem Wechselspiel des Bedingungsgefüges in uns vollziehen. Wir bedürfen also eines Dialogs zwischen unseren bewußten Formen des Erlebens und den tieferen Schichten. Unwillkürlich vollzieht sich diese Beziehung immer. Wir erfahren das als vegetative Quelle unserer bewußteren Erlebnisformen oder als somatische Störung des Leibes durch seelische und geistige Beanspruchung. Die Psychologie spricht von Regression, wenn wir anstelle bewußten Verhaltens in stärker vom Körper geprägte Reaktionen uns zurückziehen, und kritisiert die damit einhergehende Aufgabe von kontrollierendem Ich. Seit *Michael Balint* begreifen wir aber auch, daß „Regression im Dienste des Ich“ stehen kann. Wir versichern uns dann, vorübergehend, neu einer tiefen Erfahrung von Gleichgewicht

keit in Schichten, die jenseits — man kann sagen tiefer — liegen als die Störungen, unter denen wir gegenwärtig so stark leiden. Wir steigen in die Brunnen hinab, um verschüttete Quellen wieder zu öffnen. Richtiger noch wäre ein anderes Bild: Wir öffnen dann wieder den Zugang zu Erdschichten, durch deren Kapillaren das Grundwasser noch ungestört von Sperren und Eingriffen aufsteigen kann.

Solche Arbeit am Leibe ist therapeutisch für das Ich — ein Ich, das seine Identität nicht wie das Ego aus einer sozialen Rolle von außen bezieht, sondern sich im Zusammenspiel seiner eigenen Vermögen und seiner Mitwelt offene Integrität erwirbt. Das ist dann auch Arbeit für das Wir, dem sowohl die Stärke des Ich wie die erneuerte Erfahrung von der Möglichkeit eines gleichgewichtigen Prozesses Wege der Beziehung begründen sollen.

### Literatur

- Bateson, G., *Mind and Nature — a Necessary Unity*, Dutton, New York 1979; deutsch: Frankfurt, Suhrkamp 1982.
- Dürckheim, K. Graf von, *Japan und die Kultur der Stille*, O. W. Barth, München 1971<sup>5</sup>.
- , *Der Alltag als Übung*, Huber, Bern-Stuttgart, 1972<sup>3</sup>.
- Haraszti, Miklós, *Stücklohn* (Vorw. Heinr. Böll), Rotbuch 1975.
- Herrigel, E., *Zen in der Kunst des Bogenschießens*, O. W. Barth, München 1953, 1975<sup>17</sup>.
- Herzog, M., *Von der Hand in den Mund. Frauen im Akkord*, Rotbuch 1976.
- Kern, H., Schumann, M., *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein. Eine empirische Untersuchung über den Einfluß der aktuellen technischen Entwicklung auf die industrielle Arbeit und das Arbeiterbewußtsein*, Suhrkamp KNO/Stel. ausg. 1977.
- Kükelhaus, H., Lippe, R. *zur Entfaltung der Sinne. Ein Erfahrungsfeld zur Bewegung und Besinnung*, S. Fischer, Frankfurt 1982.
- Lippe, R. *zur Anthropologie für wen?* in: D. Kamper, V. Rittner (Hrsg.), *Zur Geschichte des Körpers*, München 1976.
- , *Naturbeherrschung am Menschen*, 2 Bde., Suhrkamp, Frankfurt 1981<sup>2</sup> (Syndikat).
- , *Wiederkehr des Körpers?* in: *Merkur*, Okt./Nov. 1981.
- , *Am eigenen Leibe. Zur Ökonomie des Lebens*, Syndikat, Frankfurt 1982<sup>3</sup>.
- , *Alltag als Übung*, in: Dürckheim, K. Graf v. (Hrsg.), „Der zielfreie Weg“, Herder Verlag, Freiburg 1982.
- Marx, K., *Deutsche Ideologie*, 1845, MEW, Bd. 3.
- Mauss, M., *Körpertechniken*, in: M. Mauss, *Soziologie und Anthropologie*, 2 Bde., Hauser, München 1976.
- Mentzel, G., in: *Westdeutscher Rundfunk, Bilder der Wissenschaft*, am 3. 9. 1980.
- Myrdal, J., *Bericht aus einem chinesischen Dorf*, dtr./KNO, 1969.
- Parin, Morgenthaler, Parin-Mathey, *Die Weißen denken zu viel*, 1969
- Platon, *Symposium* (gr. und dt.), übers. von F. Boll, E. Heimeran-Verl., München 1969<sup>6</sup>.
- Plessner, H., *Conditio humana. Aufsätze zur philosophischen Anthropologie*, Suhrkamp/KNO, Frankfurt 1976.
- , *Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kulturosoziologie*, Suhrkamp/KND, Frankfurt 1974.
- , *Philosophische Anthropologie. Lachen und Weinen. Das Lächeln. Anthropologie der Sinne*.
- Weizsäcker, V. von, *Der Arbeitsbegriff*, in: (Hrsg.), *Festschrift für Alfred Weber*.



# Die Rolle der Arbeit in der Psychoanalyse und in der Dynamischen Psychiatrie

Günter Ammon

unter Mitarbeit von Gisela Ammon und Brigitta Marsen,  
Berlin

Zwei konträre Standpunkte haben im Laufe der Menschheitsgeschichte die Einstellung zur Arbeit bestimmt:

1. Arbeit ist notwendig und wird nur unter Zwang verrichtet aufgrund der äußeren Lebensumstände. Diese Ansicht finden wir bereits im Buch Genesis der Bibel, wo das Paradies als ohne Arbeit geschildert wird und wo es bei der Vertreibung aus dem Paradies heißt: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“ (Gen. 3,19). Diese Einstellung finden wir auch bei *Freud* und bei vielen seiner Nachfolger.

2. Arbeit dient der Selbstverwirklichung des Menschen durch die Arbeit selbst und durch die mit ihr verbundene Kommunikation, sowie durch die Vollendung des Arbeitsprojekts. Dieser Standpunkt wird zumindest teilweise von den Sozialpsychiatern in den USA, den sowjetischen Psychologen und der Berliner Schule der Dynamischen Psychiatrie eingenommen. *Ammon* hat auf diesen Aspekt bereits 1959 in seiner Arbeit über „Theoretical Aspects of Milieu Therapy“ hingewiesen.

*Levenstein* (1968) stellt die Frage, was geschehen würde, wenn eines Tages aufgrund von Technologie die Arbeit wegfallen würde und welche Haltung der Mensch in einer automatisierten Gesellschaft gegenüber der Arbeit einnehmen kann. In der Geschichte hatte der Mensch allen Ansporn zur Arbeit, solange er glaubte, daß Arbeit notwendig sei für das physische Überleben. Solange er glaubte, daß Arbeit verbunden war mit dem wichtigsten Ziel in seinem Leben, nämlich dem, Gott zu dienen, den er fürchtete, brauchte er keine andere Motivation. Die Säkularisierung der Arbeit und erst recht die Industrialisierung haben die Bedeutung der Arbeit infragegestellt. Das Verlangen nach Selbstverwirklichung, das in der Befriedigung durch Arbeit lag, bleibt im Zeitalter der Massenproduktion unbefriedigt. Die Lösung kann nach *Levenstein* nicht in einer Trennung in Arbeit und Freizeitwelt liegen, sondern „in the involvements of community, in taking part with others in a team effort to produce goods for all“.

## Freuds Einstellung zur Arbeit

Freuds Einstellung zur Arbeit entsprach der im 19. Jahrhundert weit verbreiteten Ansicht, daß Arbeit zur Überwindung des Hungers notwendig sei. Freud kam zu der Ansicht, daß der Mensch nur aus Lebensnotwendigkeit arbeite, auch aus theoretischen Erwägungen und leitete seine Vorstellungen aus dem Triebkonzept ab. Er postulierte, daß Menschen nicht spontan arbeiten, sich nur notgedrungen dem Realitätsprinzip unterordnen. Nur wenn der Mensch seine Triebe unter Kontrolle bringt, ist er in der Lage zu arbeiten, nur unter Triebverzicht gewinnen die höheren psychischen Instanzen, die am Realitätsprinzip orientiert sind, die Oberhand. „Es scheint vielmehr, daß sich jede Kultur auf Zwang und Triebverzicht aufbauen muß; es scheint nicht einmal gesichert, daß beim Aufhören des Zwanges die Mehrzahl der menschlichen Individuen bereit sein wird, die Arbeitsleistung auf sich zu nehmen, deren es zur Gewinnung neuer Lebensgüter bedarf“ (Freud 1927).

Freud grenzt die Arbeit von Liebe, Freude und Spiel scharf ab und gibt damit der Möglichkeit einer Befriedigung durch Arbeit keinen Raum. Nur wenn es gelingt, Triebe durch Sublimation in geistige Arbeit umzuwandeln, d. h. nur wenn der Lustgewinn aus den Quellen psychischer und intellektueller Arbeit genügend erhöht werden kann, ist Befriedigung durch die Arbeit in gewissem Maße möglich. „Besondere Befriedigung vermittelt die Berufstätigkeit, wenn sie eine frei gewählte ist, also bestehende Neigungen, fortgeführte oder konstitutionell verstärkte Triebregungen durch Sublimierung nutzbar zu machen gestattet. Und dennoch wird Arbeit als Weg zum Glück von den Menschen wenig geschätzt. Man drängt sich nicht zu ihr wie zu anderen Möglichkeiten der Befriedigung. Die große Mehrzahl der Menschen arbeitet nur notgedrungen und aus dieser natürlichen Arbeitsscheu des Menschen leiten sich die schwierigsten sozialen Probleme ab“ (Freud 1930).

Nur für verhältnismäßig wenige Menschen hat die Arbeit eine besondere Qualität, nämlich in der Freude des Künstlers am Schaffen, in der Verkörperung eigener Phantasiegebilde und im Erforschen an der Lösung von Problemen und Erkennen der Wahrheit.

Alle Energie ist für Freud Triebenergie, und daher wird jede Aktivität letztlich aus Triebenergie gespeist. Von daher sind Hunger und Sexualität die energetische Quelle und das Motiv der Arbeit. Sobald sich andere Möglichkeiten zur Triebbefriedigung bieten und der Zwang zur Arbeit wegfällt, würde der Mensch nicht mehr arbeiten, sondern sich nur noch seinem Lustgewinn hingeben.

Zum ökonomischen Gesichtspunkt sagt *Freud* (1915): „Unter dem *Drange* eines Triebes versteht man dessen motorisches Moment, die Summe von Kraft oder das Maß von Arbeitsanforderung, das er repräsentiert“. — „Unterdrückte Menschen, die am Rande des Existenzminimums leben, werden eine intensive Feindseligkeit gegenüber einer Kultur entwickeln, deren Existenz sie zuvor durch ihre Arbeit mit aufgebaut haben, aber an deren Reichtum oder Wohlstand sie einen zu geringen Anteil haben. Unter solchen Bedingungen kann eine Internalisierung gesellschaftlicher Verbote und Vorschriften bei den unterdrückten Gruppen nicht erwartet werden und von daher auch keine Motivation zu weiterer Aufbauarbeit. Das Potential des Menschen, die Kultur zu zerstören, ist mindestens genauso groß wie das Potential, sie aufzubauen“ (*Freud* 1927).

Arbeit wird von *Freud* individuell verstanden und begründet. „Bereits frühzeitig in der Menschheitsgeschichte konnte die Arbeit effektiver gestaltet werden durch einen Mit-Arbeiter, durch das Zusammenarbeiten mehrerer Menschen. So ist auch das Motiv menschlicher Gemeinschaft im letzten Grunde rein praktischer Natur, denn nur wenn genügend Mitglieder einer Gemeinschaft arbeiten, werden genügend Lebensmittel für alle vorhanden sein“ (*Freud* 1916/1917). „Die Zahl der Mitglieder einer Gemeinschaft muß in einem gewissen Rahmen konstant gehalten werden, so daß auch unter diesem Gesichtspunkt eine Umleitung der Energien von der Sexualbetätigung zur Arbeit sinnvoll erscheint“ (*Freud* 1916/1917).

Arbeitshemmungen wie verminderte Arbeitslust und schlechte Ausführung der Arbeit bis hin zu Müdigkeit, Schwindel und Erbrechen haben ihre Wurzel in einem Triebkonflikt. *Freud* (1926) unterscheidet Arbeitsstörungen bei der Hysterie, bei der ein physisches Organ zu stark erotisiert und zur Konfliktvermeidung die Funktion dieses Organs beeinträchtigt wird. Dem stellt er Arbeitsstörungen bei der Zwangsneurose gegenüber, die sich durch fortgesetzte Ablenkung und Zeitverlust, durch eingeschobene Verweilungen und Wiederholungen auszeichnen. Dieser Form der Arbeitsstörung liegt eine Tendenz zur Selbstbestrafung durch das Über-Ich zugrunde. Diese Form der Arbeitsstörung tritt besonders bei beruflichen Aktivitäten auf und hängt mit dem Verbot zusammen, Erfolg zu haben.

In einer interessanten Untersuchung zeigt *Riesman* (1950), wie sich *Freuds* Einstellung zur Arbeit auch in seinem persönlichen Leben, in seiner Arbeitsweise (*Freud* machte 10-12 Stunden am Tag Analysen und schrieb nachts an seinen Arbeiten) und in seiner Theoriebildung auswirkt. Mit dieser Einstellung *Freuds* zur Arbeit und zum Leben bringt *Riesman* *Freuds* Interpretationen von Mythen (Moses), seine

Traumtheorie und seine Sicht künstlerischer Tätigkeit in Zusammenhang. *Freud* lehnte alle Erkenntnisse und Einsichten, die leicht und ohne Anstrengungen gewonnen waren, ab; je entfernter und schwieriger die Lösung eines Problems war, desto wahrscheinlicher war sie. Er mißtraute der Intuition und verurteilte *Leonardo da Vincis* spielerische Seiten als infantil und seinen Forscherdrang als neurotisch.

Selbst Träume kommen nur durch Triebimpulse zustande (*Freud* 1900); ohne diese würden wir nach *Freud* nicht träumen, sondern in einem Zustand wonnevoller fötaler Ruhe verharren. Phantasiereiche Träume deuten für *Freud* ganz besonders auf einen verborgenen Triebwunsch hin, weil der Mensch nichts von sich aus tut. Deshalb werden Träume, aber auch Mythen von *Freud* häufig überinterpretiert. Wenn wir dagegen Entwicklung und Wachstum und das Sich-Entfalten neuer Möglichkeiten als dem Leben inhärent ansehen, dann muß nach *Riesman* gerade ihr Fehlen als pathologisch angesehen werden. Deshalb sollten gerade kreative Träume, die reich an Symbolen sind, als Ausdruck einer auch sonst gegebenen Lebensfülle erscheinen und nicht als besonders verdächtig auf einen dahinter liegenden Konflikt.

Hier wird *Freuds* pessimistische Grundeinstellung dem Leben und damit auch der Arbeit gegenüber besonders deutlich. Diese pessimistische Einstellung und ebenso die individualistische Auffassung, die im Mitmenschen nur das Liebesobjekt oder den Mit-Arbeiter sehen, führen bei *Freud* zu der grundsätzlich negativen Einstellung gegenüber der Arbeit.

## Das Verständnis der Arbeit in der Nachfolge *Freuds*

*Freuds* Nachfolger haben die Bedeutung einzelner Triebe und ihre Zuordnung zu bestimmten Tätigkeiten weiter differenziert und ausgeführt (*Bartemeier* 1950; *Feldman* 1955). In diesem Zusammenhang werden Arbeitsstörungen von *Bunker* (1953) und *Lüders* (1967) mit konfliktuösen Grenzsetzungen des Über-Ichs in Zusammenhang gebracht. Anhand von *Freuds* Narzißmuskonzept führt *Lüders* Lern- und Leistungsstörungen auf nicht transformierte narzißtische Energien, die durch Allmachtsillusionen repräsentiert werden, auf exhibitionistische Triebimpulse und libidinöse Ich-Ideal-Bedürfnisse zurück.

Das Triebmodell ist nach *Greenson* (1966) prinzipiell auch auf die analytische Arbeit des Patienten übertragbar, indem der Patient seine libidinösen Objektbeziehungen im Analytiker wiedererlebt und gleichzeitig mit Hilfe des analytischen Ichs durch Abspaltung und teilweise Identifizierung mit dem Analytiker die neurotischen Übertragungsercheinungen bearbeitet.

Für *Oberndorf* (1951) sind Spiel und Arbeit nicht streng voneinander zu trennen; was beim Kind die spielerische autoerotische Beschäftigung mit dem eigenen Körper bedeutet, entspricht beim Erwachsenen der Befriedigung durch die Arbeit, nämlich durch die lustvoll erlebte Integration neuromuskulärer und intellektueller Funktionen bis hin zu einem allgemeinen Wohlbefinden, das den Erfolg begleitet. Der Unterschied besteht darin, daß im Spiel die Befriedigung sofort erfolgt, bei der Arbeit erst später.

Zwischen der Freudschen Theorie und der modernen Ich-Psychologie ist nach *Neff* (1965) *Ives Hendrick* (1943) anzusiedeln, der als Energiequelle für die Arbeit eine primäre Befriedigung durch einen „*mastery instinct*“ annimmt.

## Die Konzeption der Arbeit in der Ich-Psychologie

Von Autoren, die der Ich-Psychologie von *Hartmann* (1950) nahe stehen, wird die von den Trieben abgerungene, neutralisierte Ich-Energie als Motiv und Quelle der Arbeit betrachtet. *Barbara Lantos* (1952) definiert Arbeit als die Summe aller Aktivitäten, durch die Menschen aller Altersstufen Wege und Möglichkeiten geschaffen haben, ihre angeborenen Bedürfnisse zu befriedigen oder kulturell entwickelten Forderungen nachzukommen. Arbeit umfaßt hochintegrierte Ich-Aktivitäten, die teilweise unabhängig von Triebenergien sind, also genuine Ich-Aktivitäten, die durch die Lösung der gestellten Aufgaben Befriedigung erfahren. Archaische und prägenitale Triebimpulse sind beim Erwachsenen in produktive Energie umgewandelt; libidinöse und aggressive Kräfte werden dazu verwendet, mit der Umwelt umzugehen, sie zu kontrollieren, den Forderungen der Zivilisation nachzukommen. Nach *Lantos* ist die internalisierte Aggression, die keine direkte Abfuhrmöglichkeit hat, die Garantie für die Aufrechterhaltung der Arbeit und somit auch der Selbsterhaltung. So ist letztlich das Motiv für die Arbeit Selbsterhaltung.

Bei *Lantos* fließen Triebenergie und genuine Ich-Aktivitäten in der theoretischen Konzeption über die Arbeit zusammen und führen hin zu den beiden Aspekten der Arbeit, nämlich Selbsterhaltung und Befriedigung durch die Arbeit. Damit führt *Lantos* hin zu einem positiven Verständnis der Arbeit, ohne dabei allerdings die Grenzen einer individuellen Betrachtungsweise zu überschreiten.

Anknüpfend an *Ferenczis* Arbeit über die Sonntagsneurosen (1919) untersucht *Alexander Reid Martin* (1969) die psychischen Voraussetzungen, die gegeben sein müssen, um die Freizeit sinnvoll zu nutzen. Nur der autonome Mensch, d. h. nur der Mensch, der nicht auf äußere

Hilfsmittel wie Arbeit, Familie, Gesellschaft, öffentliche Meinung, Sport, Zeit, Normen angewiesen ist, kann mit seiner freien Zeit kreativ umgehen entsprechend seinen inneren Bedürfnissen. Er kann regulativ mit Anstrengung und Entspannung umgehen, während der wenig autonome Mensch den für ihn gefährlichen Triebimpulsen unterworfen ist, die er unter Kontrolle zu bringen versucht. Die Arbeitswelt wirkt sich hier im Sinne einer weiteren Schwächung der Ich-Autonomie aus. — Mit der eigenen Zeit, Anstrengung und Entspannung regulierend, frei umzugehen, halte ich für einen wichtigen Aspekt des sich selbst realisierenden Menschen und der Identität.

Vom ich-psychologischen Standpunkt aus werden Arbeitsstörungen mit einer mangelhaften Adaption an verschiedene Realitätsbereiche und damit einem Zuwenig an neutralisierter Energie in Zusammenhang gebracht. *Douglas Holmes* (1965) ist der Meinung, daß die Art, wie ein Individuum mit der Realitätsanpassung umgeht, eine direkte Funktion davon ist, wie das Individuum die Weise der Eltern, mit den Realitätsbereichen umzugehen, sehr früh wahrgenommen hat. Flucht in die Phantasie statt Realitätsanpassung findet beim Kind dann statt, wenn es einen Konflikt zwischen elterlichen Werten und psychischer Energiebeteiligung an Arbeit erlebt. Dann herrschen primär Es-Wünsche vor. Integration findet nur statt, wenn die familiäre Umgebung so beschaffen ist, daß das Kind klar begrenzte Wertkonzepte integrieren kann. Das Kind kann dann in der Phantasie mit diesen bewerteten Aktivitäten arbeiten und sich damit beschäftigen.

Auch *Halpern* (1964) untersuchte Arbeitsstörungen bei Kindern und führte sie auf eine Fehlentwicklung des Ichs durch die falsche Einstellung der Eltern zurück, die dem Kind nicht die Entwicklung eigener Fähigkeiten und die Übernahme eigener Verantwortung gestatteten. Darüber hinaus spielen Konflikte zwischen Ich und Es bzw. Ich und Über-Ich eine Rolle, die mit der ambivalenten Einstellung der Eltern gegenüber ihrer eigenen Arbeit zusammenhängen.

*Fast* (1975) führt für die Arbeitsstörung von Borderline-Persönlichkeiten ursächlich eine Entwicklungsstörung während des Übergangs von der Phase des Narzißmus zur Phase der objektiven Realität an. Deshalb haben Borderline-Patienten Schwierigkeiten mit der zielgerichteten Tätigkeit der späteren Phase, sie verharren in einem Zustand „kreativer Aktivität“, die ihre eigenen narzißtischen Bedürfnisse erfüllt und dem Lust/Unlustprinzip unterworfen ist.

*Hatterer* (1965) beschreibt wichtige Aspekte der Therapie von Künstlern und unterstreicht die Notwendigkeit, den kreativen Bereich vom Bereich neurotischer Störung in zwischenmenschlichen Beziehungen zu unterscheiden und sich bei der Therapie auf diesen Bereich zu beschränken.

## Neurose und Arbeitsstörungen

Wie neurotische Schwierigkeiten eine gesunde Haltung gegenüber der Arbeit stören können, beschreibt *Karen Horney* (1949). Sie untersuchte vier Bedingungen schöpferischer Arbeit: Begabung, Ausdauer, Selbstvertrauen und eine positive Einstellung zur Arbeit. Als störend beschreibt sie hierzu: Verleugnung der Begabung aus Angst vor Lächerlichkeit, ein idealisiertes Bild vollkommener Meisterschaft, das der Realität nicht standhält, Zersplitterung von Interessen und Energie, weil Grenzen als erniedrigend erlebt werden. Selbsteidealisation mit Haß gegenüber dem wahren Selbst oder Verleugnung von Mißerfolgen bzw. Verleugnung von Arbeitshemmungen. Das Gefühl unbegrenzter Möglichkeiten kann so brüchig sein, daß es nur durch Untätigkeit zu sichern ist, was noch durch den sekundären Stolz, gerade *nicht* zu arbeiten, gerechtfertigt wird. Um sich nicht mit anderen gleicher Altersstufe vergleichen zu müssen, müssen diese Menschen sich isolieren und jeglichen Kontakt vermeiden. Der innere Kampf zwischen Stolz und Selbsthaß gelangt oft nicht an die Oberfläche und wird oft nur als Konzentrationsunfähigkeit, Nervosität und Abschweifen oder tödliche Müdigkeit erlebt. Die Arbeitshemmungen sind am ehesten greifbar, es müssen jedoch auch Störungen auf anderen Gebieten vorhanden sein, denn es gibt keine Erfüllung unserer selbst ohne aufbauende Arbeit. Der neurotisch Kranke kann von seinen eigenen Schwierigkeiten so beansprucht und daher so ich-bezogen sein, daß seine Liebesfähigkeit schwer geschädigt ist. Gerade seine Arbeitshemmungen empfindet er als eine solche Kränkung seiner Eigenliebe, daß er sein Interesse abwendet oder sogar einen rachsüchtigen Haß gegen seine Arbeit entwickelt.

Eine Zuordnung von bestimmten Neurose-Strukturen zu Arbeitsstörungen und ihren Entstehungsbedingungen versucht *Zander* (1967). Der zwangsneurotisch Kranke mit Aggressionsgehemtheit ist nur in der Lage, reproduktive Arbeit zu leisten, und versucht, Aufgaben und Probleme durch Grübeln zu lösen. Er entgeht so der Eigenverantwortlichkeit und einer möglichen Kritik der anderen. Bei der schizoiden Entwicklung ist eine echte Beziehung zum Arbeitsprojekt unmöglich; die Arbeitsfähigkeit ist besonders dort gestört, wo sie Kontakt mit anderen Menschen erfordert. Der Schizoide kann nur distanziert oder allein arbeiten und verbleibt in der Welt eigener Ideen und Phantasien. Solche Patienten erscheinen oft ursprünglich gar nicht arbeitsgestört und benutzen ihre Arbeit im Sinne einer Kompensation. Diesen Menschen fehlt das Urvertrauen aufgrund einer ablehnenden Haltung ihrer Mutter bei einer oberflächlich überkompensatorischen Überschweng-

lichkeit. Patienten mit depressiver Struktur fühlen sich dauernd gehetzt, weil sie sich verpflichtet fühlen, alle von außen kommenden Anforderungen zu erfüllen. Sie können weder ihre Kräfte noch ihre Zeit einteilen, und weil sie nicht aktiv sinnvoll planen können, fühlen sie sich dauernd gehetzt. Diese Menschen fühlen sich von anderen abhängig, denen sie ihre eigene Aktivität aufopfern, können nichts selbständig tun und keine Arbeit abgeben. Patienten mit hysterischer Struktur sind der Überzeugung, daß sie alles durch geniale Anlagen können und ohne viel Arbeit erreichen werden. Intuition und Ideen werden überbewertet, Lernen wird als demütigend abgelehnt. Jede Auseinandersetzung mit der Realität, die Aneignung solider Kenntnisse und jede Kleinarbeit werden als degradierend aufgefaßt. Die Arbeit wird abgebrochen, sobald Schwierigkeiten auftreten, reale Leistungen sollen durch persönliche Wirkung ersetzt werden.

Zander bringt die Arbeitsstörungen in Zusammenhang mit der individuellen Lebensgeschichte der vier exemplarisch geschilderten Patienten, basierend auf der theoretischen Konzeption von *Schultz-Hencke*, wie auch *Schwidder*. *Schwidder* (1967) betont, daß bei der neurotischen Entwicklung entweder gar keine oder Fehlentscheidungen getroffen werden, die den wirklichen Wünschen aufgrund von Hemmungen und Abwehrvorgängen nicht entsprechen, ja ihnen sogar konträr entgegengesetzt sein können und daher ständig eine innere Ambivalenz hervorrufen.

Ich habe eine Reihe von wichtigen Aspekten der Arbeit vom Standpunkt des Triebkonzepts, der Ich-Psychologie und der Neoanalyse dargestellt und meine, daß allen Richtungen die Frage zugrundeliegt: warum arbeitet der Mensch, was sind seine Motive, woher kommt die Energie? Im Zentrum des Interesses steht der individuelle Mensch mit einer bestimmten Triebstruktur, die als gegeben vorausgesetzt wird. Um zu einer umfassenden Theorie der Arbeit zu gelangen, scheint es mir wichtig zu untersuchen, welchen Einfluß die Arbeit bzw. Tätigkeit im weitesten Sinne auf den Menschen und seine psychische Struktur hat, und dabei auch den kommunikativen Aspekt, den Arbeit immer hat, mit einzubeziehen. In diesem Sinne am weitesten geht *Karen Horney*, wenn sie sagt, daß es keine Erfüllung unserer selbst ohne aufbauende Arbeit gibt.

## Die Bedeutung der Arbeit aus der Sicht sowjetischer Psychologen

Die Bedeutsamkeit der Arbeit für die Persönlichkeitsentwicklung, wie ich sie aus psychiatrischer Sicht bereits 1959 in meiner Arbeit über



die Milieuthherapie herausgestellt habe, wurde besonders von den sowjetischen Psychologen untersucht. Ich stehe seit 10 Jahren in einem engen geistigen Kontakt mit einer Reihe von sowjetischen Forschern, besonders der Uznadze-Schule. Auf dem Tbilisi-Symposium über das Unbewußte hatte ich Gelegenheit, unsere Arbeitskontakte durch vielfältige persönliche Diskussionen zu vertiefen, (vgl. *Sherozia* in einem Statement für die 34. Jahrestagung der American Psychiatric Association 1981 in New Orleans).

In der sowjetischen Psychologie wird Tätigkeit einerseits als ein grundlegendes Erklärungsprinzip verstanden, andererseits sind die psychologischen Momente der Tätigkeit des Menschen direkter Forschungsgegenstand in der sowjetischen Psychologie. In den 30er Jahren wurde vor allem durch *Wygotski* der Zusammenhang des Wesens und der Funktionen des Psychischen mit der gegenständlichen Tätigkeit der Menschen entdeckt. Zentrale Begriffe wie „Interiorisation“ und „Aneignung“ entstanden aus der Erkenntnis heraus, daß sich die psychischen Funktionen des Menschen in der gegenständlichen Tätigkeit und durch sie entwickeln, daß die Tätigkeit genetischer Ursprung und Quelle des Psychischen ist. „Ausgangspunkt jeglicher psychologischer Analyse ist die reale Wechselwirkung von Mensch und Umwelt in Form seiner praktischen und theoretischen Tätigkeit (*Rubinstein, Leont'ev, Galperin*). Nur über die Tätigkeit und in ihrem Rahmen läßt sich Psychisches objektiv erforschen. Indem das Psychische in der Tätigkeit entsteht und sich formt, äußert es sich auch in der Tätigkeit, im Verhalten des Menschen“ (*Clauß et al.* 1981).

*Rubinstein* definiert Arbeit als „die grundlegende, historisch ursprüngliche Form menschlicher Tätigkeit“ und sagt weiter, „daß in den höchsten Formen der schöpferischen Arbeit, die das ganze vielseitige Wesen des Menschen widerspiegeln, alle seelischen Kräfte, Absichten und Gefühle der Persönlichkeit ihren aktiven Ausdruck und ihre Entwicklung finden“ (*Rubinstein* 1971). Nach *Rubinstein* ist das Ziel der Tätigkeit ihr Produkt und, da kein Mensch alle für ihn notwendigen Produkte selber hervorbringen kann, „ist das Motiv der menschlichen Tätigkeit nicht mehr das Produkt der eigenen Tätigkeit, sondern das der Tätigkeit anderer Menschen, das Produkt der gesellschaftlichen Tätigkeit. Darum entsteht in der Arbeit die für den Menschen charakteristische Fähigkeit, mit weiter Zielsetzung zu handeln“. Arbeiten bedeutet für *Rubinstein*, Schöpfer und Gestalter zu sein. Störungen der Tätigkeit treten nach *Rubinstein* dann auf, wenn Wertungen, die durch die soziale Umwelt vorgenommen werden, auf die Tätigkeit einwirken und es infolge dieser Einwirkung zu einer Divergenz von Motiv und Ziel kommt. Diese Divergenz tritt dann auf, wenn die Erlangung einer

positiven Wertung zum dominierenden Motiv wird und das eigentliche Ziel der Tätigkeit wegschiebt. Die Wirkung einer sozialen Wertung auf die Tätigkeit eines Menschen ist nach *Rubinstein* davon abhängig, welche Einstellung und welches Verhältnis der betreffende Mensch zu der sozialen Wertung hat.

*Leont'ev* (1977) betont, daß in der sowjetischen Psychologie die gegenständliche Tätigkeit nicht nur die erste Kategorie ist, sondern die Basis der Persönlichkeit. Er formuliert die These, „daß die reale Basis der Persönlichkeit des Menschen die Gesamtheit der seiner Natur nach gesellschaftlichen Beziehungen zur Welt ist, aber der Beziehungen, die *realisiert* werden: sie werden realisiert durch seine Tätigkeit, genauer gesagt durch die Gesamtheit seiner mannigfaltigen Tätigkeiten“.

Während der Entwicklung des Subjekts gehen seine einzelnen Tätigkeiten miteinander hierarchische Beziehungen ein; diese Hierarchien bilden nach *Leont'ev* den Kern der Persönlichkeit. *Leont'ev* fragt, wie die Hierarchie der Tätigkeiten psychologisch zum Ausdruck kommt. „In Übereinstimmung mit unserer Definition bezeichnen wir als Tätigkeit den Prozeß, der von einem Motiv, von dem, worin ein bestimmtes Bedürfnis vergegenständlicht ist, hervorgerufen und gesteuert wird. Mit anderen Worten: Hinter der Wechselbeziehung der Tätigkeiten verbirgt sich die Wechselbeziehung der Motive. Wir kommen damit zur Notwendigkeit, zur Analyse der Motive zurückzukehren und ihre Entwicklung, ihre Transformation, die Fähigkeit zur Teilung ihrer Funktionen und jene Verschiebungen zu untersuchen, die sich innerhalb des Systems von Prozessen vollziehen, die das Leben des Menschen als Persönlichkeit bilden“. Noch schärfer als *Rubinstein* kennzeichnet *Leont'ev* die Divergenz von Motiv und Ziel in der menschlichen Tätigkeit.

Für *Leont'ev* sind die Motive zwar nicht vom Bewußtsein getrennt, aber sie bleiben oftmals weitgehend unbewußt. „Nicht bewußte Motive sind ebenso determiniert wie jede andere psychische Widerspiegelung: durch das reale Sein, die Tätigkeit des Menschen in der objektiven Welt. Nichterkennbares (Unbewußtes) und Erkennbares (Bewußtes) stehen sich nicht einander gegenüber; es sind nur verschiedene Ebenen der psychischen Widerspiegelung, abhängig von der jeweiligen Stellung des Widerspiegelnden in der Struktur der Tätigkeit. Die Ziele und die ihnen entsprechenden Handlungen treten notwendigerweise in das Bewußtsein, nicht aber das Motiv, dank dessen die Ziele gestellt und erreicht werden. Das Paradox liegt darin, daß sich die Motive dem Bewußtsein nur objektiv darbieten, nämlich durch die Analyse der Tätigkeit und ihrer Dynamik. Subjektiv äußern sich die Motive nur indirekt, als Emotionen des Wünschens, Wollens, Strebens nach einem Ziel“.

*Leont'ev* sieht aber keinen prinzipiellen Widerspruch zwischen Motiv und Bewußtsein, sondern sieht im Bewußtwerden von Motiven bereits einen bestimmten Grad der Persönlichkeitsentwicklung. Das Bewußtwerden von Motiven setzt selbst eine psychische Arbeit der heranreifenden Persönlichkeit voraus. *Leont'ev* nennt das „innere Arbeit des Bewußtseins“.

Eine wichtige Rolle für das Bewußtwerden unbewußter Motive spielen nach *Leont'ev* die Emotionen. Nicht erkennbare Motive finden „dennoch ihre bewußte Widerspiegelung, aber in einer besonderen Weise — nämlich durch die emotionale Tönung der Handlung. Diese emotionale Tönung (ihre Intensität, ihre positive oder negative Wertigkeit und ihre qualitativen Eigentümlichkeiten) hat eine spezifische Funktion, und man muß deshalb zwischen den Emotionen und dem persönlichen Sinn unterscheiden“.

*Leont'ev* unterscheidet zwischen sinnbildenden Motiven und stimulierenden Motiven. Eine Gruppe von Motiven, die gleichzeitig die Tätigkeit anregt und ihr einen persönlichen Sinn verleiht, heißt sinnbildend, eine andere Gruppe, der die sinnbildende Funktion fehlt, hat eine stimulierende Funktion (positiv oder negativ, emotional, affektiv).

*Leont'ev* kritisiert die hedonistischen Konzeptionen in der Theorie der Motive, die davon ausgehen, daß jede Tätigkeit des Menschen angeblich dem Prinzip der Maximierung positiver Emotionen und der Minimierung negativer Emotionen untergeordnet ist (*Skinner'scher Behaviorismus* mit positiver Verstärkung, *Freudsches Lustprinzip*). *Leont'ev* sieht in diesen Konzeptionen eine Überbewertung bzw. Vereinfachung der Rolle der Emotionen innerhalb der Tätigkeit. „Die Besonderheit der Emotionen besteht darin, daß sie die Beziehungen zwischen den Motiven und der Möglichkeit einer ihnen adäquaten Tätigkeit des Subjekts widerspiegeln. Dabei handelt es sich nicht um eine Reflexion dieser Beziehungen, sondern um ihre unmittelbar sinnliche Widerspiegelung im Erleben. Somit entstehen die Emotionen unmittelbar nach der Aktualisierung eines Motivs und vor der rationalen Bewertung der Tätigkeit durch das Subjekt“.

*Ananjew* (1974) untersuchte die Bedeutung der Arbeit in ihrer lebenserhaltenden und lebensverlängernden Form bei alten Menschen. Er weist auf den Zusammenhang zwischen frühem Abbruch der Arbeit und vorzeitigem Altern hin und schließt von daher, daß die Arbeit und andere Formen der Tätigkeit „eine entscheidende Rolle für die Erhaltung und Erneuerung der psychophysischen Kräfte des Menschen spielen“.

Nach unserer Ansicht verliert der Mensch im Rentenalter häufig für ihn lebenswichtige Gruppen und damit ein Feld sozialenergetischer Re-

gulation, das für seine weitere Identitätsentwicklung lebensnotwendig ist. Daraus resultiert ein mehr oder minder geschlossenes System, Wachstum ist nicht mehr möglich, der Mensch ist tot. Der physische Tod ist dann nur noch eine natürliche Folge des psychischen Todes.

Was eben für die alten Menschen gesagt wurde, gilt in noch viel stärkerem Maße für psychisch Kranke. In diesem Zusammenhang möchte ich die Untersuchung von *Bamdas* (1969) erwähnen, der sich mit der Bedeutung der Arbeit für die Eingliederung der schizophren Erkrankten in Beruf und eine gesellschaftlich relevante Tätigkeit befaßt. Die Behandlung soll gewährleisten, „daß der Kranke in gemeinnützige Tätigkeit eingeschaltet wird, (denn das) ist der Readaption und Wiedereinstellung des Kranken in das soziale Leben förderlich“. Arbeit versteht der Autor dabei immer als eine nützliche Tätigkeit, wie Studium, berufliche Arbeit und Erfüllung eigener Bedürfnisse durch die Arbeit.

Diesem Konzept können wir nur zustimmen, benutzen jedoch bei unserer Konzeption weitgehend die Ergebnisse unserer ich-strukturellen Untersuchung und setzen therapeutisch die Arbeit im Rahmen aller Tätigkeit eines strukturierten gruppenspezifischen milieutherapeutischen Konzeptes ein.

## Kritik am triebpsychologischen Verständnis

Vom Freudianismus unterscheidet uns seine Negativdefinition der Arbeit, die er als eine lustlose Pflicht unter Zwang ansieht, die erst dem sexuellen Triebstreben abzugewinnen sei. Wir dagegen sehen in der Arbeit einen Akt von Menschwerdung und Menscherhaltung, d. h. daß selbst ein Gefangener, dem Nahrung und Unterkunft gewährt ist, bei Versagung von Arbeit dahinsiecht, ähnlich wie dies durch die Hospitalismusforschung bei psychisch Kranken festgestellt wurde. Kritisieren müssen wir auch *Freuds* Menschenbild eines nur auf Triebbefriedigung ausgehenden und außerdem noch mit einem Destruktionstrieb behafteten Wesens.

Arbeit und Tätigkeit machen m. E. den Mensch erst zum Menschen, geben ihm Ausdruck, die Möglichkeit zur Gestaltung, zur Selbsterfahrung, zur Kreativität, zur Auseinandersetzung und zum Miteinander mit anderen Menschen und Gruppen sowie Beziehung zu gesellschaftlichen Prozessen. Es ist erst die Arbeit, die den Menschen zum Menschen gemacht hat. Mit der Arbeit untrennbar verbunden ist die Gruppe; Arbeit macht die Gruppe zur Gruppe. Arbeit ist ein untergeordneter Begriff der Tätigkeit, wobei Tätigsein des Menschen alle seine Lebensbereiche umfaßt und auch Kreativität und Spiel ihren Raum haben. Arbeit definiere ich metapsychologisch wie folgt:

1. Arbeit ist im gesellschaftlichen Rahmen zu sehen und ist von ökonomischen Prozessen abhängig.
2. Die Arbeit unterliegt psychischen und gruppendynamischen Prozessen, die intrapsychischer und interpersonaler Natur sind. Hierbei spielt das Arbeitsmilieu, in dem sich der Mensch befindet, eine wichtige Rolle.
3. Von besonderer Bedeutsamkeit ist das Gerichtetsein auf Arbeitsziel und Arbeitsaufgabe. Hierin liegt der wesentliche motivationale Faktor der Arbeit.
4. Arbeit schafft menschliche Identität und verkörpert gesellschaftliche Identität.
5. Alle Arbeit findet statt in gegebener Begrenzung von Raum und Zeit.
6. Seit der Vorzeit ist Arbeit nur möglich durch Produktionsmittel und schafft Produkte. Sie dient dem Erhalten der Existenz des Menschen körperlich, geistig und psychisch.
7. Durch Arbeit findet Ich-Struktur-Wachstum und dadurch Persönlichkeitsentwicklung statt. Durch Arbeitsziele und durch Arbeit bilden sich Gruppen und erhalten dadurch Beständigkeit und Bedeutsamkeit.

## Die Entwicklung des Menschen durch Arbeit

Aufgrund der Beobachtung, daß den den Menschen nahestehenden Schimpansen rudimentäre Werkzeuge zur Verfügung stehen — sie benutzen Stöcke und Steine, bauen Höhlen aus Zweigen, verfügen über mitteilbare Gebärden und Laute —, können wir annehmen, daß beim *Homo erectus* und seiner Gruppe (600.000 Jahre vor der Zeitrechnung) als erster organisierter Jägergruppe Entwicklung u. a. auch dadurch stattfinden konnte, daß Kommunikation über Tätigkeit und Bedürfnisse stattfand. Der *homo erectus* konnte die Natur verändern durch die Entwicklung eines vielfältigen Gebrauches der Hand. Der Cro-Magnon-Mensch (100.000 bis 35.000 Jahre vor der Zeitrechnung) ererbte von seinen Vorfahren bereits ein größeres Gehirn und eine brauchbare Technologie. Er erreichte die wichtige Entwicklungsstufe der symbolischen Darstellung seiner ihn umgebenden Realität und der Sprache. Paläontologen haben durch Abdrücke an den inneren Schädeldecken entdeckt, daß sich das menschliche Gehirn von ca. 500 Gramm auf heute maximal 1.550 Gramm entwickelt hat. Nur durch Leistungsanforderungen seiner Umwelt kann verstanden werden, daß sich die Gehirns substanz des Menschen von dieser Zeit her bis zum heutigen Menschen mehr als verdoppelt hat. Auch die früheste Entwick-

lung von Gruppen muß man in dieser Zeit annehmen. Bei seiner Entwicklung vom Frühmenschen zum Homo sapiens der Spätzeit durchschritt er viele Stadien von Entwicklung und domestizierte Pflanzen und Tiere. Bereits in der Steinzeit war er an seinen ökologischen Grenzen angelangt und mit dem Problem der Übervölkerung konfrontiert. Nach neuesten Erkenntnissen verhinderte er durch Geburtenbegrenzung und Nutzung aller Ressourcen Hungersnöte und Umweltschäden (Wendt 1982).

Unsere Hypothese ist, daß bei der Entwicklung des menschlichen Gehirns durch Arbeit ein sozialenergetischer Austausch der dadurch entstandenen Gruppendynamik unerläßlich war. Sozialenergie heißt Entwicklung von Kontakt und Beziehung unter Geben und Nehmen von lebensnotwendiger Energie (Ammon 1982a, 1982b). Durch Kontakt werden auch entstehende Ängste am Arbeitsplatz zu bewältigende Ängste.

Am Arbeitsvorgang ist die Gesamtpersönlichkeit des Menschen mit all seinen Ich-Strukturen und -Funktionen beteiligt, wobei die vorwiegend bewußten Funktionen Tätigkeiten und Fertigkeiten sind. Die interdependenten Strukturen wie konstruktive Aggression, Kreativität, Ich-Abgrenzung, Angstbewältigung, gesunder Narzißmus und konstruktive Sexualität — vorwiegend im Unbewußten angesiedelt — münden in die Identität der Persönlichkeit ein, stehen regulierend, koordinierend und integrierend im Zentrum. Nach dem neuesten Stand der Hirnforschung basieren diese auf der neurophysiologischen, gehirnlichen und gesamtbiologischen Matrix des Menschen und sind vorwiegend linkshemisphärisch angesiedelt, basieren jedoch vorwiegend auf den rechtshemisphärischen, nichtbewußten und oben erwähnten Kräften (Rotenberg 1982, Zenkov 1978).

## Die Arbeit in steinzeitlichen Kulturen

In den steinzeitlichen Kulturen, wie wir sie heute noch bei den Lakandon-Maya-Indianern in Mexiko beobachten können, dient die Arbeit der Befriedigung der Bedürfnisse der Gruppe (Nahrung, Kleidung etc.). Die Gruppe kann durch eigene Arbeit alle Lebensbereiche abdecken. Bei den Lakandon-Indianern kann heute noch jedes Mitglied der Gruppe alle Arbeitsvorgänge übersehen und auch selber handhaben, was diesen Selbstwertgefühl, Autonomie, Stolz und Sicherheit gibt. Wir hingegen in der Industriegesellschaft sind einer Unzahl von Spezialisten in einer Unzahl von Spezialgebieten ausgeliefert, die weder übersehen noch verstanden werden, was ein Gefühl von Angst und Ausgeliefertsein entstehen läßt.

Von Anbeginn an hatte die Arbeit den Aspekt der Befriedigung konkreter Bedürfnisse und den Aspekt der Selbstdarstellung sowie Selbstverwirklichung durch das Produkt. Darüber hinaus setzte Arbeit die Kommunikation über die Bedürfnisse in Gang — über das konkrete Projekt in der Planung aller Einzelheiten — und in dem zu erreichenden Ziel. Von meinem Verständnis her ging es bereits um Kontakt und Auseinandersetzung, die sich in einer spezifischen Gruppendynamik abspielte. Durch die Auseinandersetzung um die gemeinsame Aufgabe konnten sich die Gruppenmitglieder einander Sozialenergie geben. Unter Sozialenergie verstehe ich die Energie, die zwischen Menschen entsteht, wenn sie sich in ihren Bedürfnissen gegenseitig ernstnehmen und sich durch die Forderungen der anderen weiterentwickeln.

Unter Arbeit in unserer heutigen Gesellschaft verstehe ich zielgerichtete Tätigkeit zur Herstellung eines Produktes im weitesten Sinne, in dem immer alle Bereiche — materiell, psychisch, geistig — zusammenwirken. Hierzu gehören die Herstellung von Waren, aber auch wissenschaftliche und künstlerische Produkte, die politische Arbeit, die Hervorbringung politischer Ziele und Ideen, die zwischenmenschliche Arbeit wie Erziehung, Unterricht und auch Psychotherapie.

Während in der Steinzeit die Lebensgruppe alle für sie notwendigen Produkte selber herstellen konnte, ist dies heutzutage aufgrund der Komplexität unserer gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Struktur nicht mehr möglich. Arbeit hat damit weiterreichende Ziele zu erfüllen, sie greift über das konkrete Arbeitsprodukt hinaus. Die Arbeitsprojekte einzelner Gruppen stehen in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zueinander und bilden ein Gewebe mit einer hierarchischen Struktur, d. h. daß einzelnen Arbeitsprojekten zusammenfassende, koordinierende Projekte übergeordnet sind, welche wiederum anderen Arbeitsbereichen und übergreifenden Zielen dienen. Innerhalb einer arbeitsfähigen Gruppe sollte es keine festgelegten hierarchischen Strukturen in dem Sinne geben, daß immer ein und dieselbe Person die Führung hat und andere die Arbeit passiv — ohne mitzudenken — ausführen.

## Arbeit und Gruppe

Die Ich-Struktur eines Menschen bildet sich in einem Prozeß, in dessen Verlauf das Individuum und die Gruppe, deren Mitglied es ist, sich über ihre Bedürfnisse verständigen und deren Befriedigung organisieren. Dieser Aspekt ist ganz besonders wichtig bei der Organisation von Arbeitsprojekten in einer arbeitenden Gruppe. Ich- und Gruppenbildung bzw. Ich-Struktur-Entwicklung bedeutet fortschreitende Diffe-

renzierung der Bedürfnisse und der Kommunikation, d. h. Entwicklung von Sozialenergie und deren Einfluß für die Entwicklung von Ich-Strukturen. Umgekehrt entsteht durch die Prozesse von Arbeit, Verständigung, fortschreitender Differenzierung von Arbeitsbedürfnissen und von Kontakt und Kommunikation wieder neue Sozialenergie, die dem Arbeitsprojekt wie auch jedem einzelnen Menschen der arbeitenden Gruppe zugutekommt.

Wie man sich über Bedürfnisse und Arbeit verständigt, hängt davon ab, wie man die Bedürfnisse befriedigt. Das gilt für die Menschengattung als Ganzes, ebenso für das Individuum Mensch. Im Prozeß ihrer Geschichte differenziert die Gattung Mensch ihre Bindung zur Natur und ihre Bewältigung der umgebenden Natur. Sie hat in diesem Prozeß verschiedene Produktionsweisen entwickelt und sich in verschiedenen Produktionsverhältnissen organisiert, und der Geschichte dieser Produktionsweisen und -verhältnisse entspricht eine Geschichte der Bedürfnisse, eine Geschichte gewachsener Ich-Strukturen im Unbewußten und auch ihre Artikulation in Mythen, Religion, Erotik, Arbeit, Ökonomie und Ideologie.

Freud hat in seinen metapsychologischen Schriften 1920 die beiden Momente dieses Prozesses als antagonistische Prinzipien formuliert, als Gegensatz von Lustprinzip und Realitätsprinzip, von Trieb und Kultur. Den Prozeß ihrer Interaktion hat er verstanden als die fortschreitende Unterdrückung der Triebnatur durch die kulturellen Systeme. Die psychoanalytische Ich-Psychologie und die psychoanalytische Gruppenforschung haben uns gezeigt, daß die antagonistischen Prinzipien Momente eines dialektischen Prozesses sind.

Das biologische Moment dieses Prozesses der Ich-Entwicklung bilden die primär gegebenen autonomen Ich-Funktionen in ihrer ursprünglichen Anlage, die wir später gefiltert durch das Unbewußte auch im Verhaltens-Ich feststellen und untersuchen können, nämlich Wahrnehmung, Gedächtnis, Affekt, Motorik und die uns mehr und mehr bekannt werdenden Phasen sozialenergetischer Entwicklung.

Befriedigung der jeweiligen Bedürfnisse am Arbeitsplatz, d. h. der Bedürfnisse der Arbeitssituation, der Produktion am Projekt und der Bedürfnisse der einzelnen Mitarbeiter der Gruppe, d. h. gelingende Arbeitsbeziehungen, gelingender Kontakt und gelingende Kommunikation sind daher Voraussetzung für die Möglichkeit fortschreitender Differenzierung des Arbeitsprozesses. Auch für den Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung hat entscheidendes Gewicht, wie die Gruppe, in deren Medium sie vor sich geht, die Bedürfnisse am Arbeitsplatz versteht und wie sie ihnen begegnet. Auf die Gesellschaft bezogen ist zu fragen: Wie wird die Befriedigung der gemeinsamen Produktionsbe-



dürfnisse organisiert, und entspricht die Forderung an Produktion für die Gesellschaft der gegebenen Wirklichkeit am Arbeitsplatz? Auf die Arbeitsgruppe bezogen ist zu fragen: Über welches Maß an Erfahrungsfähigkeit gegenüber ihren Mitarbeitern verfügt die Gruppe, und entspricht ihr tatsächliches Arbeitsverhalten ihrem Selbstverständnis?

Die Kommunikationsebene ist also eine doppelte: Befriedigung und Arbeitsleistung sowie Verständigung über Arbeitsleistung und Befriedigung jedes einzelnen am Arbeitsplatz.

Heinz Hartmann (1964a, 1964b) unterscheidet den „Lustcharakter einer Aktivität“ von dem „Lustcharakter ihrer Ziele“ und nimmt an, daß den verschiedenen Ich-Funktionen ein Kontinuum von Energie „von der reinen triebhaften zu der völlig neutralisierten Art“ zugrundeliegt. Wir würden allerdings hier ein Kontinuum von Sozialenergie annehmen und haben auf den Triebbegriff und dessen Neutralisierung, die wir als Konstrukte ansehen, verzichtet.

In meiner Theorie der Arbeit ist die Gruppendynamik von zentraler Bedeutung. Wir verstehen unter Tätigkeit, als dem umfassenden Begriff, jede körperliche, psychische und geistige Tätigkeit. Sie kann zielgerichtet sein oder sich auch ohne Ziel im Phantasieren, Träumen, Denken, Sichentspannen ausdrücken. Unter Arbeit verstehen wir eine zielgerichtete Tätigkeit, die der Existenz, und zwar der eigenen und der der anderen Menschen, dient und den damit zusammenhängenden und übergeordneten Zielen.

Jede Tätigkeit und Arbeit sollte aber von übergeordneten Zielen, die über die einzelne Gruppe hinausgehen, bestimmt sein. Dies können verändernde, aufbauende, revolutionierende Ziele oder auch religiöse, kulturelle, künstlerische, architektonische, wissenschaftliche und lehrende Ziele sein. Wenn dies nicht der Fall ist und die Gruppe nur eine Gruppe (um den Ausdruck zu prägen: *le groupe pour le groupe*) ist, dann wird sie zu einer erstarrten, überinstitutionalisierten, in Raum und Zeit toten Gruppe werden. Subjektiv wird sich das Gefühl von „verschwendeter Zeit“ einstellen, die Decke wird jedem auf den Kopf fallen, wie es landläufig heißt. Diese Gefühle kennzeichnen eine symbiotische, geistige Tätigkeit vernichtende Gruppe.

Es ist die Arbeit, die die Gruppe zur Gruppe macht, wenn diese sich um ein Projekt bildet. Mit den über das Projekt hinausgehenden Zielen stimmen in einer kreativ arbeitenden Gruppe alle Mitglieder überein. Um den konkreten Weg zur Erlangung dieses gemeinsamen Zieles geht die Auseinandersetzung in der Gruppe. Auch geistige und menschliche Werte werden durch Gruppen produziert: im Sinne ihrer Ziele, die greifbar, sichtbar und erfaßbar sind und damit einen gesellschaftlichen Beitrag darstellen.

Neue Werte schaffen heißt Infragestellen von Altem und ist Voraussetzung zur Schaffung neuer Werte. M. E. sind Werte wichtiger als Leistung, sie sind direkt mit dem zentralen Ich verbunden, dem Ziel verbunden; Leistungen sprechen das sekundäre Ich an. Neugeschaffene Werte sind *per se* bedeutsam, da sie etwas Neues sind.

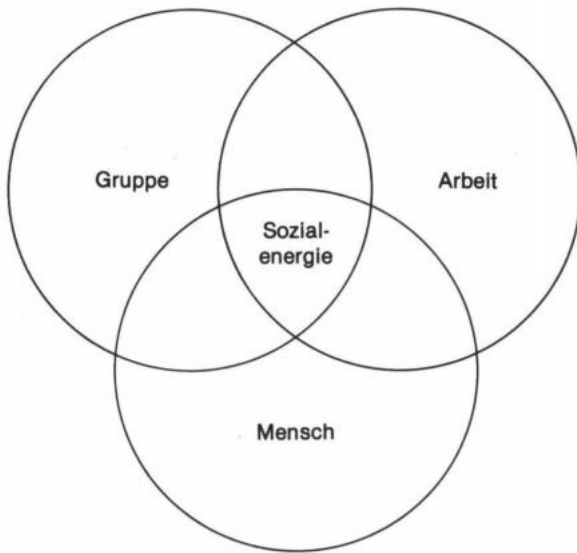
Gruppen, die sich um ein Arbeitsprojekt herum bilden, gewinnen durch dieses Projekt ihre Grenzen. Die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit einzelner Menschen zu einer Gruppe, ihre Funktion, Stellung und Rolle in der Gruppe werden durch das Projekt in Bewegung und lebendig gehalten. — Im Zusammenhang damit bestimmen sich Gruppengrenzen. Daher können wir sagen, daß es die Arbeit ist, die eine Gruppe zur Gruppe macht. Man kann aber auch das Umgekehrte sagen, daß Mitglieder einer Gruppe sich über ihre Bedürfnisse und Ziele verständigen, Vorstellungen und Ideen entwickeln und somit eine konkrete Arbeitsaufgabe schaffen. M. E. wird hier die Interdependenz von Gruppe und Arbeit bzw. Arbeit und Gruppe anschaulich.

Sogenannte Arbeits- und Beschäftigungstherapie ist gruppen- und identitätszerstörend. Milieutherapeutische Projekte haben konträr hierzu immer eine reale, nicht artifizielle und nicht ausbeuterische oder entfremdete Bedeutung — seien es handwerkliche Projekte, wie der Bau eines Brunnens oder eines Blockhauses, seien es geistige Projekte wie eine Theateraufführung oder das Kennenlernen und Durchdenken einer archaischen Religion oder Kultur, seien es das Körpererleben herausfordernde Projekte wie Tanz-, Reit- und Pantomimen-Therapie. Als bedeutsame und ernstzunehmende Projekte bewirken sie Bedeutsamkeit des Erlebens und der Auseinandersetzung und damit Bedeutsamkeit und Ernstgenommenwerden der eigenen Person. Sie fordern die Identität heraus an ihre Grenzen, so daß Identitätswachstum entstehen kann, wie dies für jede bedeutsame Arbeit und jede konstruktive Gruppe gilt.

## Sozialenergetischer Austausch in der Gruppe

Durch Kontakt und Auseinandersetzung um das Arbeitsprojekt können die einzelnen Gruppenmitglieder in der Struktur ihrer Persönlichkeit wachsen, d. h. es findet, vermittelt durch das Arbeitsprojekt, ein sozialenergetischer Austausch statt. Dieses Verständnis von Arbeit und Gruppe ist analog der Strukturbildung des kleinen Kindes in seiner Familiengruppe, aber auch der eines Patienten in seiner Therapiegruppe zu sehen.

Gehen wir davon aus, daß sich die Persönlichkeitsstruktur des Kindes in quantitativer und qualitativer Hinsicht durch die Beziehung,



*Idealtypische Beziehung von Arbeit, Gruppe und Mensch und der sozialenergetische Niederschlag.*

durch sozialenergetischen Austausch in der Primärgruppe bildet. Die Ich-Struktur stellt einen Niederschlag der spezifischen Gruppendynamik dieser Primärgruppe dar, d. h. die Ich-Funktionen und die Identität entwickeln sich konstruktiv, wenn ihnen Wachstum ermöglicht wird, bzw. destruktiv, wenn die Bedürfnisse des Kindes in diesem Bereich nicht zugelassen werden, und defizitär, wenn die Bedürfnisse keine Resonanz finden und kein Kontakt besteht. Hierbei ist auch zu beobachten, daß die Primärgruppe innerhalb eines spezifischen gesellschaftlichen Kontextes zu sehen ist; Art und Weise des Umgangs mit der Arbeit durch die Eltern oder entsprechende Bezugspersonen haben dabei ebenfalls einen Einfluß auf die Primärgruppendynamik. Die Familie ist nach unserer Auffassung der früheste Ort, in dem sich Ich-Strukturen und Identität durch Sozialenergie entwickeln und ausformen. Die Arbeitssituation der Eltern hat hierauf insofern einen Einfluß, als sie die gruppendynamische Situation der Familie beeinflußt. Einerseits durch konkrete Einflußnahme von Anwesenheit oder Abwesenheit einer oder beider Elternteile. Andererseits wird dabei auch eine Rolle spielen, ob die Eltern eine bedeutsame Arbeit leisten, von der sie erfüllt sind, oder einen „Job“ zum Gelderwerb haben.

Bisher haben wir die Rolle der Gruppendynamik und ihren Einfluß auf Arbeitsprojekte diskutiert und müssen nun fragen, von welcher Bedeutung die Arbeit im Hinblick auf ihren Inhalt und ihre Form ist (selbständiger Handwerksbetrieb versus vollautomatisierter Arbeitsplatz). Ein Handwerker ist in der Lage, alle Schritte seines Arbeitsprojektes zu überschauen, er kann sie selbst ausführen und kann letztendlich sich als Schöpfer des Produktes fühlen. Dieses wird sein Selbstwertgefühl entscheidend beeinflussen und stärken und ihn damit kontaktfreudiger machen. Hingegen wird nun der Arbeiter in einem vollautomatisierten Betrieb u. U. keine Befriedigung durch die Arbeit selbst erlangen, sondern vielleicht nur durch die Kontakte zu anderen Menschen, die ihm durch diese Arbeit ermöglicht werden.

In diesem Zusammenhang möchte ich die Untersuchung von *Oldham* (1977) erwähnen über den Zusammenhang zwischen Forderungen, die einerseits an den Arbeiter an seinem Arbeitsplatz gestellt werden und andererseits an die Befriedigung, die er durch diese Arbeit erfährt. Die reine Vermehrung der Anzahl notwendiger Operationen im Arbeitsprozeß (*job enlargement*) veränderte nichts. Erst wenn die Arbeiter eigene Verantwortung für ihr Arbeitsprojekt übernehmen, Methoden auswählen konnten, mit denen sie die Arbeit durchführen und ihren Arbeitsplatz selbst gestalten konnten, erlebten die Beschäftigten Befriedigung durch ihre Arbeit.

Ein wesentlicher Aspekt der Arbeit, auch wenn sie selbst keine Befriedigung schafft, liegt darin, daß sie vielfältige Kontaktmöglichkeiten mit anderen Menschen ermöglicht. In südlichen Ländern z. B. können wir häufig beobachten, daß routinemäßige Tätigkeiten freudig ausgeübt werden durch die damit verbundenen Gespräche und Kontakte. Hier dient die Arbeit in erster Linie als Vermittler für Sozialenergie.

## Das Arbeitsprojekt Krankheit in der therapeutischen Gruppe

In therapeutischen Gruppen sollten sich die einzelnen Gruppenmitglieder darin einig werden und mit dem Therapeuten darin verbünden — die Psychoanalyse nennt diesen Vorgang seit langem das „Arbeitsbündnis“ zwischen Therapeut und Patient —, daß es Ziel des Hier und Jetzt und der Zukunft einer Therapiegruppe ist, von Krankheit und identitätsverbietenden Anteilen im Leben der Patienten zu befreien, die konstruktiven Potentiale zu fördern, sie von ihrer Verklammerung mit den destruktiven Anteilen abzulösen und ihnen ihre pathologische, Persönlichkeitsdefizite kompensierende Funktion zu nehmen.

Dieses Arbeitsprojekt von Therapiegruppen erfordert und ermöglicht alle diejenigen Gruppenbildungsprozesse und -strukturen, die für jedes bedeutsame Arbeitsprojekt gelten, wie ich sie oben dargestellt habe. Auch hier strukturiert und bildet die Arbeit die Gruppe und stellt das Interessenfeld des Zugangs und der Auswahl der einzelnen Gruppenteilnehmer dar, auch hier ist der Gruppenleiter — der Therapeut — Baumeister der Gruppe, auch hier sind es die Gruppengrenzen nach innen und außen, die durch die gemeinsame Arbeit entstehen bzw. die Arbeit ermöglichen, auch hier wächst an der Grenze zur gemeinsamen Arbeit die Identität der einzelnen Gruppenmitglieder. Hier besonders ist die Auseinandersetzung mit dem Unbewußten erforderlich, wenn Arbeitsziel und Gruppe nicht zerstört werden oder zerfallen sollen.

Es gibt allerdings Patienten, die so schwer in ihrer Persönlichkeit gestört sind, daß sie nicht in der Lage sind, ein tragfähiges Arbeitsbündnis in einer ambulanten gruppenpsychotherapeutischen Gruppe einzugehen. Es gelingt ihnen nicht, sich selbst und ihr Kranksein innerhalb einer solchen Gruppe zum Gegenstand und zum Ziel der ich-strukturellen Arbeit werden zu lassen. Wir haben für diese Patienten stationäre, halbstationäre und ambulante Milieuthérapie geschaffen, deren Prinzip es ist, bedeutsame, gemeinsame Arbeit in Arbeits- und „Freizeit“-Projekten jenseits der eigenen Person zum Arbeitsgegenstand der Gruppe zu machen. Es wird den schwerst kranken Patienten hierdurch ermöglicht, ebenfalls ein Erlebnis- und Erfahrungsfeld bedeutsamen Geschehens und ein Gruppenfeld der Auseinandersetzung um Identitäts- und Arbeitswiderstände zur Verfügung zu stellen.

Aus dem bisher Gesagten hat sich die Bedeutung der Gruppe und ihrer Dynamik für die Arbeit herauskristallisiert. — Zweites bedeutsames Moment für die Bildung einer Gruppe um ein Arbeitsprojekt ist die zentrale Person, die die Leiterfunktion unter den Gruppenmitgliedern ausübt. Ein Gruppenleiter hat nur dann gruppenbildende Kraft, wenn er das Ziel der Gruppe oder der sich bildenden Gruppe in seiner Bedeutsamkeit vertritt. Das Arbeitsprojekt in der Gruppe, ihr Ziel und ihre Identität sind nicht voneinander zu trennen. Existentielle Grundzüge einer Gruppe sowie Wichtigkeit und Bedeutsamkeit des Arbeitsprojektes geben einer Gruppe Identität und damit auch ihren Mitgliedern.

Der Leiter, der zentrale Person ist, d. h. der weder autoritär noch bürokratisch, fassadär oder menschlich abwesend ist, verkörpert das Arbeitsprojekt und vertritt dessen Bedeutsamkeit. Belanglose bzw. zur Ausbeutung von Kreativität, Arbeitskraft und Lebenszeit dienende Arbeitsprojekte werden nie lebendige Gruppen hervorbringen, ihre Manager und Funktionäre ebensowenig. Hierfür ist es erforderlich, daß

die zentrale Person Sorge dafür trägt, daß Lernfähigkeit und Kreativität der Gruppe und in der Gruppe gewährleistet sind. Diese bedeutet, daß sie Grenzen nach innen bilden kann, durch die die einzelnen Mitglieder sich voneinander unterscheiden und abgrenzen, d. h. auch sich zu erkennen geben können.

Die idealtypisch für unsere gruppenpsychotherapeutischen und milieuthérapeutischen Gruppen beschriebenen Gegebenheiten treffen in der Regel für Arbeitsplätze in der heutigen Gesellschaft kaum zu. Doch lassen sich hieraus Schlußfolgerungen ziehen, nach denen beurteilt werden kann, ob auch Arbeit an diesen Arbeitsplätzen Wachstum der Persönlichkeit zuläßt. Ermöglicht ein Arbeitsprojekt Identitätserweiterung und Identitätswachstum, ist ein Wechsel von Aufgaben und Rollen — jeder wird z. B. einmal Ideen beitragen — notwendigerweise damit verknüpft. Dazu gehört auch, daß die Gruppenmitglieder zum Arbeitsprojekt einen eigenen Standpunkt haben, ihn vertreten und darin ernstgenommen werden. Der einzelne hat die Möglichkeit, über die alten Rollen hinauszuwachsen und neue Positionen einzunehmen. Ist die hierarchische Struktur ein für allemal starr festgelegt und stellt die Gruppe insgesamt ein geschlossenes System dar, so werden weder die einzelnen sich entwickeln können, noch wird die Gruppe lebendig sein.

Sowohl bei starren, überinstitutionalisierten Grenzen als auch bei fehlenden Gruppengrenzen ist die Beziehung der einzelnen Gruppenmitglieder zum Arbeitsprojekt unklar, ebenfalls die der Mitarbeiter untereinander. Bei fehlenden Gruppengrenzen wird es für die einzelnen Menschen nie nötig, sich für das Arbeitsprojekt der Gruppe zu entscheiden, ihre Stellung diesem Projekt gegenüber bleibt immer diffus. Durch starre Gruppengrenzen wird Arbeit zur Routine, die Gruppe wird zu einer erstarrten, toten Gruppe und die Zeit der Arbeit zu einer toten Lebenszeit.

## Die Bedeutung einzelner Ich-Funktionen für die Arbeit

Ich habe vorher die Bedeutung des sozialenergetischen Austausches in Gruppen und für die einzelnen Gruppenmitglieder erwähnt. Sozialenergie bewirkt Entwicklung, Wachstum und Strukturbildung, wobei ich an erster Stelle Identität nennen möchte. Unter Identität verstehe ich eine übergreifende Ich-Funktion, die die übrigen zentralen Ich-Funktionen, die den Kern der Persönlichkeit ausmachen, integrativ und regulativ umgreift. Sie stellt die Summe der lebensgeschichtlich erfahrenen Identifikationsprozesse dar, aber sie ist mehr als diese. Sie ist Grundlage und Ausgangspunkt auch der sekundären Ich-Funktionen — des Verhaltens-Ich sowie seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten, und

des primären Ich, unter dem ich die biologisch und besonders die neurophysiologischen Strukturen verstehe.

Im Arbeitsprozeß sind folgende zentralen Ich-Funktionen von besonderer Bedeutung: Aggression, Ich-Abgrenzung, Kreativität, Körper-Ich, Ich-Integration, Frustrationsregulation, Narzißmus, Selbstwertgefühl, Emotionsfähigkeit, Angst, Phantasie und konzeptionelles Denken.

Die konstruktive Aggression, unter der ich das neugierige und interessierte Zugehen auf Menschen und Objekte verstehe, ist der eigentliche Motor von Aktivität und Arbeit. Sie äußert sich nicht nur im Verhalten, sondern auch im Denken und Planen, im spielerischen Entwerfen neuer Möglichkeiten. Diese Ich-Funktion der Aggression kann auch aufgrund lebensgeschichtlicher Erfahrung destruktiv oder defizitär ausgeprägt sein und sich störend auf das Arbeitsprojekt auswirken. So kann z. B. die Intensionslähmung eines depressiven Gruppenmitgliedes, d. h. seine defizitäre Aggression die Aktivität einer Gruppe und die Freude am Arbeitsprojekt entscheidend hemmen.

Alle Ich-Funktionen, die für die Arbeit bedeutsam sind, können durch die Verstärkerwirkung der Gruppe im konstruktiven wie im destruktiven Sinne „gefördert“ werden, müssen es aber nicht. Dies kann verhindert werden durch aggressive Auseinandersetzung mit Gruppenmitgliedern, die den Widerstand gegen das Arbeitsprojekt verkörpern. Die zentrale Person sollte von jedem Mitglied fordern, daß es Standpunkt zum Projekt und zum übergeordneten Ziel der Gruppe bezieht. Durch diese Forderung nach einem eigenen Standpunkt wird erkennbar, wer das Projekt wirklich unterstützt und wer es unbewußt zu verhindern sucht. Indem der Leiter Leistungsanforderungen stellt, die auch mit Enttäuschung, Versagung oder Kränkung verbunden sein können, schafft er Auseinandersetzung auf der inhaltlichen Projektebene.

Wegen ihrer Verstärkerwirkung ist die Gruppe auch besonders geeignet zum Studium und zum Erkennen von Ich-Strukturen. In meiner mehr als 30jährigen Arbeit mit Gruppen verschiedenster Art bin ich nicht durch Zufall, sondern wegen dieser Verstärkerkraft der Gruppe zur Entdeckung der Ich-Strukturen und zum Ich-Struktur-Modell der Persönlichkeit gelangt. Die Gruppe hat auch eine Verstärkerwirkung für Arbeitshemmung und Arbeitsstörung, in der Gruppe ist der ich-strukturelle Träger dieser Störung dabei leicht zu erkennen. Daher ist die Gruppe auch ein Instrument für die Erforschung von Arbeit, Arbeitsstörung und der Bedeutung der Arbeit für den Menschen und seine Persönlichkeitsstruktur.

Prinzipiell können sich alle zentralen Ich-Funktionen zerstörerisch auf die Gruppe und das Arbeitsprojekt auswirken, denn auch in diesem Punkt hat die Gruppe eine Verstärkerwirkung. Das zerstörerische Moment liegt in der Überbetonung einer Ich-Funktion ohne den Synergismus mit anderen. Jede Ich-Funktion, die sich verselbständigt, wird gruppenzerstörerisch und auch zerstörerisch auf das Arbeitsprojekt wirken. Dies können alle oben genannten Ich-Funktionen sein, die Welt der Gefühle genauso wie eine zu starre Abgrenzung gegen die Mitglieder der Gruppe, gegen das Arbeitsprojekt oder hinsichtlich freier Zeit, oder auch Unabgegrenztheit, z. B. als destruktive Angst oder destruktive Sexualität. Diese destruktive Dynamik wird entstehen, wenn keine Auseinandersetzung um die destruktiven Anteile in der Gruppe stattfinden kann.

Es gibt Gruppen, die ihr Arbeitsziel auf dem Wege der Auseinandersetzung verfehlen, z. B. Arbeitsgruppen von Studenten, die ein Referat oder ihr Examen vorbereiten und häufig in der Diskussion über die Vorgehensweise oder in der Auseinandersetzung mit einigen Gruppenmitgliedern — sie beschäftigen sich im Sinne von Widerstand mit sich selbst, anstatt mit der Arbeit — steckenbleiben. Wenn das Arbeitsprojekt zur Bestätigung des Narzißmus eines oder mehrerer Mitglieder mißbraucht wird, kann sich destruktiver Narzißmus zerstörerisch auswirken.

In Gruppen, in denen nur noch Leistungsanforderungen im Mittelpunkt stehen, wo nur die sekundären Ich-Funktionen gefordert werden — wie wir es heute in unserer durchschnittlich zu erwartenden Arbeitswelt beobachten können —, wird der Mensch gleichsam zu einer Art automatisierter Produktionsmaschine gemacht. Umgekehrt kann jedoch die Arbeit auch z. B. als eine Flucht in die Arbeitswelt mißbraucht werden, indem sie nämlich zu einer Flucht vor einer Auseinandersetzung mit sich selbst, mit zwischenmenschlichen Beziehungen, einer Flucht vor Ängsten, die eine Angst vor der Angst ausdrücken, und oft zu einem mechanisierten, routinemäßigen, toten Leben führt und so vom Standpunkt der Psychotherapie aus gesehen auch eine sozial-automatische Flucht in die Arbeit, ein Ausagieren darstellen kann. Manche Menschen haben auf diese Weise einen Teil ihres Lebens verthan; die Arbeit wurde bei ihnen zu einer Art Droge und konnte sie nicht zu Identität und Kontakt führen.

Gruppen, die im oben beschriebenen Sinne nur auf der Leistungsebene funktionieren, haben keine Gruppenidentität und ermöglichen auch dem einzelnen nicht die Entwicklung einer eigenen Identität. Von daher ist das Ziel, das sich diese Gruppen selbst gesetzt haben oder das ihnen gesetzt wurde, beliebig. Diese Gruppen bieten sich zur Ausbeu-



tung für fremde Ziele, politische Ideen, religiöse (Wahn-)Vorstellungen an, haben weder Verantwortung ihren Mitgliedern gegenüber, deren Entwicklung ihnen gleichgültig ist, noch höheren Zielen und Werten der Gesellschaft gegenüber. An dieser Stelle möchte ich nur an die Ausbeutung innerhalb des Hitlerismus erinnern, aber auch an die Atomphysiker, die an der Herstellung der Atombombe beteiligt waren.

Wenn einzelne Menschen mit spezifischen Ich-Funktionen nur als Fachleute gefordert werden, können diese speziellen Ich-Funktionen destruktiven Charakter annehmen, indem sie sich verselbständigen, Gruppen- und Arbeitsbezug verlieren oder sogar Gruppe und Arbeitsprojekt zerstören. Die anderen Gruppenmitglieder werden quasi entmündigt, wenn sie dieses geschehen lassen, anstatt sich damit auseinanderzusetzen. Über den Leiter dieser Gruppe läßt sich in diesem Zusammenhang sagen, daß er den „Spezialisten“ für eigene Bedürfnisse ausbeutet und die Gruppe dem gemeinsamen Ziel opfert.

Vergleichbar der konstruktiven Aggression für Zusammenarbeit, Kontakt und Sozialenergie ist die Erotik in Gruppen, die infolgedessen auch dem Arbeitsprojekt dienlich ist. Sie stimuliert die Gruppenmitglieder, fördert die Beziehung zum gemeinsamen Projekt. Für jede kreative Arbeit ist eine gewisse konstruktive Erotik notwendig; Menschen mit einer antierotischen Ausstrahlung, die körperlich abstoßend erlebt werden, erschweren oder verhindern Zusammenarbeit und letzten Endes damit auch Kontakt. Im Gegensatz dazu wird Sexualisieren, was ich als eine destruktive Erotik auffassen möchte, stören und sich zerstörerisch auf Gruppen und Arbeitsprojekte auswirken.

Die Ansicht, daß Arbeitswelt und Sexualität voneinander zu trennen seien, läßt sich u. a. auf *Freuds* Verständnis dieser beiden Bereiche zurückführen. *Freud* war, wie oben ausgeführt, der Meinung, daß der Mensch in erster Linie Triebbefriedigung sucht und nur gezwungenermaßen arbeitet. Dies mag der Hintergrund sein, daß auch heute noch in der Arbeitswelt Sexualität generell als Störfaktor angesehen wird, insgeheim aber eben doch stattfindet. Von meinem ich-strukturellen Verständnis her kann die Sexualität durchaus förderlich für die gemeinsame Arbeit von Gruppen sein, vorausgesetzt, daß die Ich-Funktion der Abgrenzung und Regulation intakt sind.

Ich habe nun eine Reihe von Störfaktoren von Arbeit beschrieben, denen gestörte Ich-Funktionen einzelner Gruppenmitglieder, die dadurch in Gang gesetzte Gruppendynamik oder auch Störfaktoren in Gruppen zugrundeliegen können. Ob sich einzelne Störfaktoren destruktiv für die ganze Gruppe und die Arbeit auswirken können, hängt davon ab, wie weit die Gruppe in der Lage ist, durch Auseinanderset-

zung diese zu überwinden. Damit wird auch deutlich, daß Arbeitsstörungen nicht ausschließlich als das Problem eines einzelnen Menschen verstanden werden können, sondern in Beziehung zur gesamten Arbeitsgruppe zu sehen sind. Deswegen können wir ein individualistisches Verständnis von Arbeitsstörung — wie es in der orthodoxen und neoanalytischen Psychoanalyse dargelegt wird — nicht aufrechterhalten. Der einzelne mag zwar seine lebensgeschichtlich bedingten individuellen Arbeitsstörungen mitbringen, aber ihre Auswirkungen hängen immer davon ab, wie die Gruppe damit umgeht.

Da die einzelnen Gruppenmitglieder unterschiedliche Ich-Strukturen mitbringen, werden sich diese Strukturen ergänzen, so daß einer für den anderen in speziellen Bereichen Hilfs-Ich-Funktionen übernimmt. Eine Gruppe wird ihre Produktionskraft, auch in geistiger und menschlicher Sicht, verstärken, wenn jedes Mitglied der Gruppe für den anderen Hilfs-Ich-Funktionen übernimmt.

## Arbeit und Freizeit

Bei erfüllter Arbeitszeit wird auch die arbeitsfreie Zeit des Menschen dem Ausdruck seiner Persönlichkeit dienen können und ihm tiefe Befriedigung verschaffen (vgl. auch *Ammon 1970*). Bei frustrierter Arbeitszeit wird ebenfalls frustrierte Freizeit-Zeit die Folge sein, wie ich dies bereits (1971a, 1971b, 1975c) dargelegt habe. Im Idealfall ist die Trennung von Arbeit und Freizeit aufgehoben, und sie gehen ineinander über. Jedoch innerhalb unserer heutigen Arbeitstrukturen, die bestimmt sind durch abhängig machende und dem Menschen weitgehend entfremdete Arbeit, ist eine Trennung, die auch vor Ausbeutung schützt, notwendig. Daher ist es umso wichtiger, dem Menschen zu helfen, seine Freizeit zu einer ihm eigenen, befriedigenden Lebenszeit zu machen. Hierbei spielt die zur Verfügung stehende Identität und Autonomie die Hauptrolle.

Arbeitsstörungen gehen mit Störungen, die Freizeit sinnvoll zu nutzen, Hand in Hand. Ein von mir beschriebenes Beispiel einer individuellen Arbeitsstörung, wie wir es häufig bei unseren Patienten antreffen (*Ammon 1971a, 1971b*), zeigt als charakteristische Momente:

1. ein ozeanisches Gefühl von Zeit,
2. die Planung eines ebenfalls ozeanisch großen Projektes,
3. das Herausschieben des Beginns der Arbeit,
4. erschöpft von den vergeblichen Arbeitsversuchen und Schuldgefühlen, das Projekt aufzugeben.

Für die Dynamik dieser Störung sind das Gefühl fehlender Begrenzung und Schuldgefühle bezeichnend. Die Schuldgefühle hängen damit zu-

sammen, daß die Freizeit der Arbeitszeit gestohlen wird, die Arbeit selbst wird als übermäßige Belastung empfunden. Einer Unendlichkeit an Zeit steht unendlich viel Arbeit gegenüber, so daß die Bewältigung aussichtslos erscheint.

Der gestörte Narzißmus kann sich als überhöhter Leistungsanspruch an sich selbst hemmend auf die Arbeit auswirken, d. h. aus Angst vor Kritik und Blamage muß die geleistete Arbeit perfekt sein und deshalb kann die Arbeit nicht fertiggestellt werden, denn nur so kann eine Bewertung vermieden werden.

## Arbeitsstörung in Beziehung zur psychischen Erkrankung

Bereits weiter oben haben wir uns mit Arbeitsstörungen befaßt, die aus verschiedenster ich-struktureller Störungen resultieren. Wenn man herkömmliche Krankheitsbilder betrachtet, so steht oft bei allen Formen von Depression und Zwangsneurose die Arbeitsstörung im Vordergrund. Bei der *Depression* liegt der Schwerpunkt der Symptomatik in der Intentionslähmung, allgemeiner Verlangsamung, Müdigkeit und Motivations- und Interessenlosigkeit. Therapeutisch ist hierbei wichtig: Herstellung von Kontakt, Leistungsforderung und, bei der Anwendung von Milieuthherapie bei schwerer Kranken, die Anwendung eines sog. antidepressiven Programms, das in seinen Forderungen härter sein muß als die feindseligen Selbstvorwürfe des Patienten. Die verbale Auseinandersetzung mit dem Therapeuten und seine aktive, auch interpretatorische Methodik mit dem Ansprechen der Angst hinter der depressiven Fassade kann ein Bündnis mit dem Patienten gegen das Arbeitsprojekt Krankheit darstellen.

Zwangskranke Patienten sind oft gelähmt durch maßlose Überforderung ihrer selbst und durch die verschiedensten Zwänge, die Kontakt und damit Arbeitsfähigkeit abwehren. Hier ist das Wichtigste: Kontakt und Verständnisvermittlung über das Leiden einer die Persönlichkeit und das Leben einengenden und damit ich-verarmenden Krankheit. Hierbei kann die Konfrontation mit dem eigenen Anteil an dem Krankheitsgeschehen von großer Wichtigkeit sein. Bei geringer Zwangssymptomatik oder bei mehr symptomgerichteter Zwangsneurose und weniger ich-struktureller Schädigung wird sich der Zwangskranke von Kontakten zu sich selbst und anderen in die Arbeit flüchten. Auch dies ist eine Art von Arbeitsstörung und benötigt gütige und verstehende therapeutische Hilfe, jedoch in ambulanter Praxis.

Bei den Erkrankungen von *schizophrenen Reaktionen* handelt es sich ich-strukturell um gestörte Ich-Abgrenzung und um die Herrschaft ständiger größter Todes- und Verfolgungsängste, die das Leben dieser

Leidenden bestimmen. Die Stärke dieser Strukturschädigung ist jedoch spektraltheoretisch zu sehen. Auch Kontakt wird hier als fast tödliche Verletzung erlebt oder ist nur über kürzere Zeitdauer ertragbar. Diesen Menschen müssen wir helfen, Kontakt, Beziehung, Leistungsanforderung und Angst ertragen zu lernen in der Beziehung zum Therapeuten, in der Gruppe und im Milieu. Die Arbeitsfähigkeit spielt bei diesem Krankheitsgeschehen wie auch bei der Therapie eine entscheidende Rolle und wird durch das Ertragen oben angeführter Aspekte schrittweise versucht, wieder zu ermöglichen, wobei Identifikationsprozesse eine Rolle spielen. Hierbei ist natürlich die Bearbeitung und Verringerung der Ich-Störungen notwendig. Dabei sind die angebotenen Hilfs-Ich-Funktionen von verschiedenen Mitpatienten und Therapeuten sowie Angehörigen, Freunden und Arbeitskollegen bedeutsam.

Bei der Gruppe der *Borderline-Kranken* sind in der Regel die Ich-Funktionen des Verhaltens und des tätigen und bewußten Ich erhalten, die Störungen liegen jedoch in den zentralen psychischen Ich-Funktionen, besonders in der Identität, Aggression, Ich-Abgrenzung, Narzißmus und Sexualität. Durch diese Störung ist auch die Arbeitsfähigkeit erheblich gestört, nämlich durch ständig wechselnde Arbeitsplätze wegen fehlender Identifikationsmöglichkeit, Gefühle von innerer Leere mit fehlender Befriedigung von der Arbeit, Sexualisierung der Arbeit und die Unterstellung der Arbeit unter eigene narzißtische Bedürfnisse. Hierbei kann Gruppenpsychotherapie von großem Wert sein, manchmal auch kombiniert mit Einzelanalyse.

Im Bereich der *psychosomatischen Erkrankungen* resultieren ebenfalls Arbeitsstörungen nicht nur durch den sekundären Krankheitsgewinn der Symptomatik, sondern auch durch das fehlende Interesse an Arbeitsprojekten und durch eine Gefühls- und Kontaktverarmung. Auch hier liegt dem Krankheitsgeschehen eine Identitätsstörung zugrunde, immer wieder verbunden mit depressiven Zügen. Auch hier ist Gruppenpsychotherapie indiziert, wie ich dies in meinem Buch „Psychoanalyse und Psychosomatik“ (1974) beschrieben habe. Wichtig ist hierbei, sich nicht auf das psychosomatische Symptom zu konzentrieren, sondern zu versuchen, den Menschen mit seinen Ängsten zu erreichen und der Frage „Wer bin ich“ statt „Was leide ich“ zu führen.

Nach meiner Lehre sind alle Krankheiten auf einem gleitenden Spektrum letztendlich als Identitätserkrankungen anzusehen und haben deswegen auch gesellschaftlichen Bezug. Die gesellschaftliche Umgebung greift bereits auf das werdende Leben im Mutterleib ein, ganz besonders aber auf das erste postembryonale Lebensjahr, in dem das Gehirn seine ganz entscheidende Entwicklung und Reifung erfährt. Gesellschaftsbedingt ist auch das Umgehen mit psychischer Erkrankung

und ihrer Arbeitsstörung, da wir in jeder Form psychischer Erkrankung Arbeitsstörungen vorfinden werden.

Darüber hinaus können wir jedoch auch sagen, daß wir bei psychisch nicht kranken Menschen schwerste Arbeitsstörungen feststellen werden, wenn sie aus verschiedenen Gründen, manchmal auch aus politischen Gründen oder durch Alter ihren Arbeitsplatz verlieren, oder wenn sie gezwungen sind, an einem für sie falschen Arbeitsplatz zu arbeiten. Was die Rolle der Arbeit für das Alter betrifft, so kann man sagen, der Mensch lebt solange, wie er eine Aufgabe hat, wie er Arbeit und Tätigkeit hat und wie er dadurch von anderen Menschen gebraucht wird. Ich habe auf diese Aspekte in meinen Forschungen über Tod und Sterben in der Industriegesellschaft (1971c, 1972, 1975a, 1975b) und in meinem Interview mit der „Ärztlichen Praxis“ über die identitätsverbietende Gesellschaft (1975) hingewiesen.

Zum Schluß möchte ich noch einmal betonen, daß zum Menschlichsein Arbeit gehört, das sie das Miteinander von Menschen ermöglicht und Identität und Leben gibt.

### Literatur

- Ammon, Günter, (1959), Theoretical Aspects of Milieu Therapy. The Menninger School of Psychiatry, Topeka, Kansas, USA und Pinel-Publ., Berlin 1977.
- (1970), Ich-Struktur und Gesellschaft: Zur psychoanalytischen Kulturtheorie, *Dyn. Psychiat.* (3), 65-76.
  - (1971a), Analytische Milieuthérapie und „freie Zeit“ — eine sozialpsychiatrische Studie, *Beschäftigungstherapie*, 2, 1-4.
  - (1971b), Freizeitgestaltung im Rahmen einer gruppenspezifischen Arbeitstherapie, *Praxis der Psychotherapie*, Bd. XVI, 152-161, und *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie* (21), 197-204.
  - (1971c), Zur Psychodynamik des Todes, *Die med. Welt* (22), (N. F.), 575-578.
  - (1972), Sulla Psicodinamica della morte e del morire nella società industriale, *Incontri culturali* (5), Nr. 4.
  - (1974), Psychoanalyse und Psychosomatik, Piper, München (englische Lizenzausgabe: Psychoanalysis and Psychosomatics, Springer, New York 1979).
  - (1975a), Tod und Identität. Im Rollenschema der modernen Leistungsgesellschaft herrscht die Angst vor Selbstverlust, *Ärztliche Praxis* XXVII, Nr. 79, 3066-3071.
  - (1975b), Tod und Identität, in: *Le domaine human / The human Context / Der Mensch und seine Welt*, Vol. VII, Nr. 1, Concer Publishing, London.
  - (1975c), Zur Theorie und Praxis der Dynamischen Psychiatrie unter besonderer Berücksichtigung der Milieuthérapie, *Psychiatrische Praxis*, 2, 243-252.
  - (1982a), Das sozialenergetische Prinzip in der Dynamischen Psychiatrie, in: *Ammon, Günter* (Hrsg.), *Handbuch der Dynamischen Psychiatrie*, Bd. II, Ernst Reinhardt Verlag, München.
  - (1982b), Identität — ein Geschehen an der Grenze von Raum und Zeit. Zum Prinzip der Sozialenergie, *Dyn. Psychiat.* (15).

- Ananjew, B. G. (1974), *Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis*, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin (DDR).
- Bamdas, B. S. (1969), Die Arbeitsfähigkeit schizophrener Kranker mit neuroseähnlicher Symptomatik, *Social Psychiatry*, Vol. 4, Nr. 3, 115-120.
- Bartemeier, L. H. (1950), Eating and Working, *American Journal of Orthopsychiatry*, Vol. 20, 634-640.
- Bunker, H. A. (1953), A Dream of an Inhibited Writer, *Psychoanalytic Quarterly*, Vol. 22, 519-524.
- Clauß, G. et al. (1981), *Wörterbuch der Psychologie*, VEB Bibliographisches Institut, Leipzig.
- Fast, I. (1975), Aspects of Work Style and Work Difficulty, *Borderline Personalities. Psycho-Anal.* 56, 397-403.
- Feldman, H. (1955), The Illusions of Work, *Psychoanalytic Review*, Vol. 42, 262-270.
- Freud, S. (1900), Die Traumdeutung, G. W., Bd. II/III, Imago, London.
- (1915), Triebe und Triebchicksale, G. W., Bd. X, Imago, London.
- (1916/17), Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, G. W., Bd. XI, Imago, London.
- (1920), Jenseits des Lustprinzips, G. W., Bd. XIII, Imago, London.
- (1926), Hemmung, Symptom und Angst, G. W., Bd. XX, Imago, London.
- (1927), Die Zukunft einer Illusion, G. W., Bd. XXI, Imago, London.
- (1930), Das Unbehagen in der Kultur, G. W., Bd. XIV, Imago, London.
- Greenson, R. R. (1966), Das Arbeitsbündnis und die Übertragungsneurose, *Psyche*, Bd. 20, 81-103.
- Halpern, H. (1964), Psychodynamic and Cultural Determinants of Work Inhibition in Children and Adolescents, *Psychoanalytic Review*, Vol. 51, 173-189.
- Hartmann, H. (1950), Bemerkungen zur psychoanalytischen Theorie des Ichs, in: Hartmann, H. (1972), *Ich-Psychologie. Studien zur psychoanalytischen Theorie*, Klett, Stuttgart.
- (1964a), *Zur psychoanalytischen Theorie des Ichs*, Klett, Stuttgart.
- (1964b), *Essays on Ego Psychology*, Intern. Univers. Press. Inc., New York.
- Hatterer, L. (1966), A Psychotherapeutic Dimension, *American Journal of Psychiatry*, Vol. 122, 1284-1286.
- Hendrick, J. (1943), Work and Pleasure Principle, *Psa. Quart.*, 12: 311-328.
- Holmes, D. (1965), A Contribution to a Psychoanalytical Theory of Work. In: *Psychoanalytical Study of the Child*.
- Horney, K. (1949), Arbeitsstörungen, *Psyche*, Bd. XI, 481-492.
- Lantos, B. (1952), Metapsychological Considerations on the Concept of Work, *International Journal of Psycho-Analysis*, Vol. 33, 439-443.
- Leont'ev, A. N. (1977), Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit, in: Kussmann, T. (Hrsg.), Klett, Stuttgart.
- Levenstein, A. (1968), Work Incentives in the Age of Automation, *American Journal of Orthopsychiatry*, Vol. 38, 893-899.
- Lüders, W. (1967), Lern- und Leistungsstörungen. Ein Beitrag zur Psychoanalyse der Arbeitsstörungen, *Psyche*, 12, Bd. 21, 915-938.
- Martin, A. R. (1969), Idle Hands and Giddy Minds. Our Psychological and Emotional Unpreparedness for Free Time, *American Journal of Psychoanalysis*, Vol. 29, Nr. 2, 147-156.
- Neff, W. S. (1965), Psychoanalytic Conception of the Meaning of Work, *Psychiatry*, Vol. 28, Nr. 4, 324-333.
- Oberndorf, C. P. (1951), Psychopathology of Work, *Bulletin of the Menninger Clinic*, Vol. 15, Nr. 3, 77-84.

- Oldham, G. R. (1977), Work Design, in: Wolman, B. B. (Hrsg.), International Encyclopedia of Psychiatry, Psychology, Psychoanalysis, and Neurology, Vol. 11, 443-446, Aesculapius Publ., New York.
- Riesmann, David (1950), The Themes of Work and Play in the Structure of Freud's Thought, *Psychiatry*, Bd. 13, 1-16.
- Rotenberg, V. S. (1982), Funktionale Dichotomie der Hirnhemisphären und die Bedeutung der Suchaktivität für physiologische und psychopathologische Prozesse, in: Ammon, Günter (Hrsg.), Handbuch der Dynamischen Psychiatrie, Bd. II. Ernst Reinhardt, Verlag, München.
- Rubinstein, S. L. (1971), Grundlagen der allgemeinen Psychologie, Verlag Volk und Wissen, Berlin.
- Schwidder, W. (1967), Zur Strukturspezifität von Arbeitsstörungen, *Zeitschrift für psychosomat. Medizin und Psychoanalyse*, 13, 244-246.
- Sherozia, A (1981), Offener Brief an die Teilnehmer des Kongresses der APA (American Psychiatric Association) in New Orleans zur Diskussion der Ergebnisse des Internationalen Tbilisi Symposiums über das Unbewußte, *Dyn. Psychiat.* (14), 83-89.
- Wendt, H. (Hrsg.) (1982), Kindlers Enzyklopädie „Der Mensch“, Bd. II, München.
- Wygotski, L. S. (1964), Denken und Sprache, Berlin.
- Zander, W. (1967), Arbeitsstörungen und Neurosestruktur, *Zeitschrift für Psychosomatik und Psychoanalyse*, Vol. 13:4, 236-244.
- Zenkov, L. R. (1978), Some Aspects of the Semiotic Structure and Functional Organization of „Right Hemispheric Thinking“ (in russischer Sprache), in: The Unconscious. Nature, Functions, Methods of Study, Bd. I, S. 740-750. Metsniereba Publ. House, Tbilisi.

# Der verhaltenstherapeutische Zugang zur Psychotherapie in der Arbeitswelt

Peter Braun, Würzburg

## Einführung

Der verhaltenstheoretische Zugang zum Thema „Psychotherapie und Arbeitswelt“ entspricht methodologisch dem Ansatz der experimentellen Psychologie (vgl. *Schulte 1974; Rimm u. Masters 1974*). Die Ergebnisse der so orientierten Forschung und Erfahrung bilden u. a. die Grundlage für einen therapeutischen Zugang, wie ihn die Verhaltenstherapie praktiziert. Diese Grundlage ist verhaltenstheoretisch insofern, als dieser Ansatz alle meßbare, beobachtbare oder auf experimenteller Grundlage erschließbare psychische, psychophysische und motorische Aktivität unter dem Begriff des Verhaltens subsumiert (vgl. Kap. 1). Aus demselben Grund kann die Verhaltenstherapie außer auf Verhaltens- und Lerntheorie auf den gesamten Fundus der experimentellen Grundlagenforschung zurückgreifen (vgl. *Schulte 1978; Kanfer u. Phillips 1975; Braun u. Tittelbach 1978*).

Für eine Reihe von Autoren ist es strittig, ob es sich bei der Verhaltenstherapie um Psychotherapie handelt. Sie sprechen z. B. im Zusammenhang mit der Verhaltenstherapie von „übenden Verfahren“ oder von der sog. „Kleinen Psychotherapie“. In ähnlicher Absicht wird auch immer wieder von einigen Autoren behauptet, was die vergleichende Psychotherapieforschung schon lange widerlegt hat (vgl. *Sloane u. a. 1975; Grawe 1976; Plog 1976; u. a.*), daß die Verhaltenstherapie nur für weniger gravierende Störungen indiziert sei. Autoren, die solche Standpunkte vertreten, berufen sich, wenn sie sich überhaupt der Mühe einer Begründung unterziehen, auf den lernpsychologischen Ansatz der Verhaltenstherapie, oder sie argumentieren per negationem mit dem der Verhaltenstherapie mangelnden Persönlichkeitsbegriff. Sie verkennen entweder den Inhalt des Lernbegriffes der Verhaltenstherapie oder reflektieren die Implikationen ihres eigenen Persönlichkeitsbegriffes zu wenig.

Der Begriff des „Lernens“, wie ihn die Verhaltenstherapie verwendet, umfaßt jede Veränderung von funktionalen oder strukturellen Zusammenhängen, die nicht auf Reifung, Adaptation oder somatische



Einflüsse, wie z. B. körperlich bedingte Krankheit, Intoxikation oder Altersabbau zurückgehen. Die verfügbaren Lernmodelle sind zwar sicherlich nicht für das Verständnis all dieser Prozesse ausreichend. Darin unterscheidet sich jedoch die Lernpsychologie nicht von allen anderen theoretischen Versuchen, Änderungsprozesse zu erklären. Worin sie sich jedoch erheblich unterscheidet, ist ihre Operationalisierbarkeit und praktische Nützlichkeit (vgl. *Rimm u. Masters 1974*). In diesem Sinne ist der Lernbegriff so umfassend, daß er alle Veränderungen in sich begreifen kann, auch solche, die als „Persönlichkeitsänderung“ bezeichnet werden (vgl. *Braun 1982*).

Werden Lernprozesse, die sich auf konkrete, abgegrenzte Handlungs- oder Reaktionskomplexe beziehen, als „elementaristisch“ oder „mechanistisch“ bezeichnet, z. B. im Unterschied zu dem, was ein Persönlichkeitstheoretiker tut, dann übersieht man, daß sich auch z. B. der Psychoanalytiker mit Verhalten, z. B. sprachlichem, kognitivem, emotionalem usw., befaßt und nur indirekt auf dem Weg über Verhalten die Persönlichkeit zu beeinflussen hofft. Denn „Persönlichkeit“ ist kein Faktum, sondern eine Abstraktion. Wenn aber der Satz der Persönlichkeitstheoretiker von der Ganzheit der Persönlichkeit als Prämisse gelten soll und wenn der Satz des Aristoteles gilt, daß die Ganzheit mehr sei als die Summe ihrer Teile, dann ist eben auch jede Veränderung eines „Teiles“ eine Veränderung des Ganzen, bzw. in der verhaltenstheoretischen Sprache formuliert, jede funktionale Veränderung notwendigerweise auch eine strukturelle (vgl. *Braun 1978, 1982*). Worin aber konkret solche Veränderungen dann tatsächlich bestehen, darüber weiß die experimentelle Grundlagenforschung mehr als die reine Spekulation.

Da verhaltenstherapeutische Maßnahmen außer Verhaltens- und Lerntheorie in gleichem Umfang auch die Sozialpsychologie (vgl. *Schulte 1978; Kanfer u. Phillips 1975*), die Motivations- und Kognitionspsychologie (vgl. z. B. *Beck u. a. 1981; Hoffmann 1979*) sowie die Psychophysiologie und Neuropsychologie (vgl. *Birbaumer 1973; Butollo 1979*) als Grundlagen benutzt, ist sie in der Lage, neben der funktionalen Analyse auch strukturelle Zusammenhänge intrapersonaler und interpersonaler Art bei der Fundierung ihrer Maßnahmen zu berücksichtigen.

## 1. Der Verhaltensbegriff der Verhaltenstherapie

Dieses Modell formuliert den Bezugsrahmen, in welchem sich der verhaltenstheoretische Zugang orientiert. Es enthält — stark abstrahiert — alle wichtigen Faktoren, die für die Diagnose oder Therapie

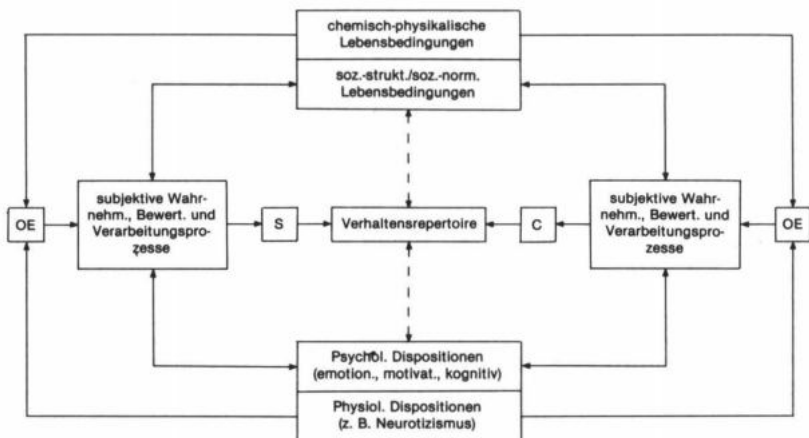


Abb. 1: Der Verhaltensbegriff der Verhaltenstherapie im funktional-strukturellen Modell

OE objektive Ereignisse, organisiert durch chemisch-physikalische Lebensbedingungen, physiologische Dispositionen, sozial-strukturelle und sozial-normative Lebensbedingungen, psychologische Dispositionen (emotionale, motivationale, kognitive)

S als Reize wirksame Ereignisse in der Folge von subjektiven Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Verarbeitungsprozessen

C als Verhaltenskonsequenzen wirksame Ereignisse, in der Folge von subjektiven Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Verarbeitungsprozessen

unter verhaltenstheoretischen Voraussetzungen interessant sind und beschreibt formal deren Zusammenhang. Die R-Variable ist hier nicht als Einzelverhalten sondern als problem- bzw. bereichsspezifisches Repertoire an Handlungsmöglichkeiten zu verstehen (vgl. Kanfer u. Phillips 1975; Miller, Galanter, Pribram 1973; Braun 1978). Dieses Repertoire wird zu

- chemisch-physikalischen,
- sozial-strukturellen und sozial-normativen,
- intrapersonalen-dispositionellen (kognitiv, emotional, motivational),
- physiologischen und anderen somatischen

Faktoren in Beziehung gesetzt. Darüber hinaus betont dieses Modell den Sachverhalt, daß Reize (S) und Verhaltenskonsequenzen (C) nicht mechanisch Verhalten determinieren, sondern daß hier hoch komplexe und vielfältige Vermittlungsprozesse zwischen dem objektiven Ereignis (OE) und dem, was als Reiz bzw. Verhaltenskonsequenz wirksam

wird, ablaufen. Die drei Lernparadigmata (klassisch, operant, Modelllernen) werden diesen Vorgängen nur z.T. gerecht (vgl. *Bandura* 1979).

Hier wurden in den letzten 15 Jahren für die Verhaltenstherapie eine Vielzahl von strukturellen Prozeßmodellen erarbeitet, die die klassischen lernpsychologischen Paradigmata ergänzen (vgl. *Kanfer* 1976; *Braun* 1978; *Meichenbaum* 1979; *Mahoney* 1977; *Beck*, u. a. 1981; *Hoffmann* 1979). Der Verhaltensbegriff und die zugehörigen Prozeßmodelle umfassen also alle in den empirischen Persönlichkeitstheorien (vgl. z. B. *Herrmann* 1969) thematisierten Manifestationsebenen psychischen und psycho-physischen Geschehens.

## 2. Entscheidungs- und Strategieprobleme der Verhaltenstherapie

### 2.1 Systemorientierte Strategien

Die in dem obigen Verhaltensmodell ausgeführte Vielfalt von Faktoren, die auf das Verhalten Einfluß hat, führt natürlich zu der Frage nach ihrem relativen Gewicht in der Beziehung zum Verhalten. Auf diese Frage gibt es nach Auffassung der Verhaltenstherapie sicher keine Antwort in dem Sinne, daß z. B. sozial-normative Faktoren immer wesentlicher seien als z. B. chemisch-physikalische, oder subjektiv-emotionale immer wesentlicher seien als z. B. behaviorale. Eine solche Logik, wie sie z. B. dem Latenz-Axiom der Tiefenpsychologie (vgl. *Pongratz* 1974) zugrunde liegt, wird durch den differentiellen Ansatz der Verhaltenstherapie hinterfragt.

Die operationale Logik der Verhaltenstherapie verlangt, dieses relative Gewicht einzelner Faktoren je im Einzelfall diagnostisch zu klären (vgl. *Braun* 1978) und eine entsprechende therapeutische Strategie festzulegen. So ist es z. B. eine auch subjektiv belegte Erfahrung vieler Menschen, daß z. B. sozial-normative Bedingungen am Arbeitsplatz so belastend sein können (z. B. das Verhältnis zum Vorgesetzten, Formen der Leistungskontrolle, Sanktionen für Fehler usw.), daß die individuelle Belastbarkeit dadurch überfordert wird und die Möglichkeiten des Ausgleichs, der Vorbeugung oder der Erlebnisverarbeitung nicht verhindern können, daß z. B. Angst, Selbstwertprobleme, sensibilisierte Verhaltensweisen oder psychosomatische Störungen sich entwickeln. Ebenso gut kann jedoch bei der Analyse der Arbeitsplatzbedingungen eines Schülers deutlich werden, daß z. B. die Geräuschkulisse oder die Sitzgelegenheit für sich allein oder zusammen so ungünstig sind, daß bereits durch diese „physikalischen“ Einflüsse massive Belastungserfahrungen entstehen, die Symptomreaktionen hervorrufen.

Werden Störungen durch solche pathogenen Systembedingungen (vgl. Braun 1978b) hervorgerufen und hat der Betroffene nicht die Möglichkeit, z. B. die soziale oder institutionelle Macht, auf diese Bedingungen Einfluß zu nehmen, dann ist ein Wechsel der Systembedingungen, z. B. des Arbeitgebers, oder aber ein Wechsel der durch die therapeutische Intervention betroffenen Person (z. B. der Eltern des Kindes) eine sinnvollere Strategie, als auf Einsicht und Erlebnisverarbeitung des Patienten Einfluß zu nehmen. Damit ist zwar das Problem nicht notwendigerweise gelöst, weil Bedingungen, vor allem wenn sie über längere Zeitspannen aufrecht erhalten wurden, häufig eine gewisse „funktionale Autonomie“ gewinnen und dann unter anderen Systembedingungen erhalten bleiben können. Wird aber der neue Arbeitsplatz oder die Veränderung der Systembedingungen, wo sie bewirkt werden können, sorgfältig geplant, dann liegt darin in jedem Fall eine Entlastung.

## 2.2 Strategie der „passiven Anpassung“

Wird auf die *Operationalisierung* der strukturellen und funktionalen *Determinanten der Entstehung oder Aufrechterhaltung* einer Störung kein Wert gelegt, dann wird allzu leicht ein anderer Weg beschritten, der hier als „passive Anpassung“ bezeichnet werden soll und auf eine Veränderung der *Erlebnisverarbeitung* hinausläuft. Unter rein spekulativen Denkvoraussetzungen läßt sich eine solche Strategie sogar als konstruktiv für die Persönlichkeit ausweisen, z. B. als Aufarbeitung verdrängter Konflikte, als Selbstverwirklichung oder kognitive Umstrukturierung. Solche Konzepte sind oft im Hinblick auf ihre implizite Logik stimmig und konsequent, versäumen es aber, ihre Denkvoraussetzungen selbst in Frage zu stellen. Die modernde Diskussion zum Krankheitsbegriff in der klinischen Psychologie und Psychiatrie ist hierzu ein wesentlicher Beitrag (vgl. z. B. Kraiker 1974; Perrez u. a. 1978; Szasz 1972; Goldfried u. Kent 1974).

Vor allem ein Krankheitsbegriff, der eine Störung lediglich als ein intrapersonales Phänomen begreift, führt, sofern seine Logik konsequent umgesetzt wird, zu solchen Strategien der „passiven Anpassung“. In diesen Zusammenhang gehört auch das „Krankschreiben“ und das Verordnen von Medikamenten. Wo sekundäre Störungen infolge der primären Belastung bzw. Überlastung aufgebaut wurden, ist mit solchen „therapeutischen“ Maßnahmen oft nur eine Verlängerung und Erschwerung des Leidens verbunden, weil zum Anlaß für die Behandlung nun noch die Erfahrung hinzugefügt wird, dem gesellschaftlichen bzw. dem Leistungsprozeß nur noch mit „Krücken“ gewachsen zu sein

oder den Anschluß ganz zu verlieren. Letzteres geschieht vor allem dann, wenn nach mehreren Krankenschreibungen noch immer keine anhaltende Besserung eingetreten ist.

## 2.3 Strategie der „aktiven Anpassung“

Die Verhaltenstherapie hat ein erhebliches Potential an therapeutischen Möglichkeiten geschaffen, auf die *instrumentellen Fertigkeiten und Fähigkeiten* von Patienten Einfluß zu nehmen. Damit hat sie wirkungsvolle Mittel, um deren Selbständigkeit und Wirksamkeit bei der *aktiven Gestaltung von Lebensbedingungen* im Sinne der eigenen Ziele, Werte und Bedürfnisse zu fördern. Zwar haben Veränderungen in dieser Hinsicht — wie sich leicht belegen läßt — immer auch Veränderungen der intrapersonalen Struktur zur Folge; aber unter diesem Blickwinkel läßt sich nun überprüfen, ob nicht schon die primäre Überlastung, zumindest aber die sekundäre, d. h. die Folgestörungen, auf einen Mangel oder eine falsche Anwendung vom *Problemlösungs-instrumentarium* zurückgehen. Instrumentelle Defizite können

- auf einen Mangel an Repertoire (Handlungspläne),
- auf einen Mangel an Orientierung (Ziele, Werte),
- auf einen Mangel an Kriterien (Diskriminationsfähigkeit)

zurückgehen.

### 2.3.1 Repertoire-mangel

Repertoire-mangel umfaßt das Fehlen von Verhaltenselementen zur Auseinandersetzung mit Anforderungen und Problemen und/oder das Fehlen von Handlungsplänen (vgl. Miller, Galanter u. Pribram 1973). Der Fall, daß ein Verhaltenselement überhaupt nicht im Repertoire verfügbar ist, tritt wohl nur im Zusammenhang mit sehr spezifischen Anforderungen häufiger auf. Sehr viel häufiger geht es darum, prinzipiell verfügbare Verhaltenselemente bzw. -abläufe in der *richtigen Situation* zum Einsatz zu bringen oder eine Sequenz von Verhaltenselementen in der *richtigen Reihenfolge*, Kombination, Dosierung usw. zum Einsatz zu bringen.

Unter funktional-struktureller Rücksicht ist hier vor allem das Verhältnis zwischen motivationalen bzw. emotionalen und Repertoirefaktoren zu beachten. Zum Beispiel ist die Breite und Flexibilität des Verhaltensrepertoires unter Bedingungen von Vermeidungsmotivation häufig eingeschränkt (vgl. unten Kap. 3). In stärkerem Ausmaß wird dieses Phänomen unter Bedingungen von extremer physiologisch-emotionaler Aktivierung sichtbar.

Je nach ursprünglicher Ausstattung und anderen Faktoren, die die Belastbarkeit beeinflussen, reduziert sich das Instrumentarium unter Belastungsbedingungen der beschriebenen Art auf ein paar wenige oder eine einzige Möglichkeit, bei weitgehender Einschränkung der Flexibilität und situativen Anpassungs- bzw. Umstellungsfähigkeit.

Aber komplexe Sequenzen von einzelnen Verhaltenselementen stellen auch für sich ein gängiges Lernziel im Zusammenhang mit Repertoiremangel dar.

### 2.3.2. Orientierungsmangel

Orientierungsmangel ist sowohl ein kognitives wie auch ein motivationales Problem. Es geht hierbei um die kognitive Repräsentation der jeweiligen Situation — im komplexen Sinne — und deren individuell-subjektive Bedeutung. In der Regel ist die Aufmerksamkeit infolge eines Bedürfnisses nach Orientierung auf die situativen Aspekte der Umwelt gerichtet (vgl. Kanfer und Phillips 1975), um deren Implikationen, Anforderungen und Risiken zu erkennen. Dies ist aber nur möglich, wenn die innere Struktur (kognitiv, motivational) der Komplexität der Außenbedingungen gerecht wird. Bestehen hier erhebliche Differenzen, dann wird es erforderlich, Gefühle, Bedürfnisse, vor allem aber Werte und Ziele zu definieren, um die eigene Beziehung zur Situation verstehen und bewerten zu können. „Situation“ ist hier im allgemeinsten Sinne zu verstehen: eine konkrete aktuell bestehende Aufgabe, eine neue oder ungewohnt komplexe Problemkonstellation, die berufliche Perspektive oder die Frage nach Selbstwert und Sinn überhaupt.

Orientierungsmangel kann auftreten unter dem Einfluß objektiver Überforderung (bezogen auf Erfahrung, Vorbildung, Fähigkeiten und Fertigkeiten), aber auch infolge einer plötzlichen Veränderung kognitiver Voraussetzungen der Wahrnehmung einer Situation oder infolge von existentiell erlebten Konflikten. Analog dem oben angedeuteten Zusammenhang zwischen kognitiver Organisation und Aktivierung kann es bei anhaltender Belastung solcher Art ebenfalls zu einem Orientierungsmangel kommen.

### 2.3.3. Mangel an Kriterien

Ein Mangel an Kriterien führt zur Einschränkung der *Diskriminationsfähigkeit*. Diese ist eine Basisvoraussetzung für Handeln und die Antizipation von Handlungseffekten. Kriterien sind erforderlich für die Einschätzung einer *Situation*, für die Einschätzung von *Verhalten* sowie für die Einschätzung von *Verhaltenseffekten*. Insofern sind Kri-

terien eine fundierende Voraussetzung für differenziertes, zielorientiertes und situations- bzw. zieladäquates Verhalten, sowie für Verhaltensänderungen bzw. für Lernen überhaupt.

Ein besonders wichtiger Aspekt in diesem Zusammenhang ist auch die Frage, ob und wie ein Individuum reale Verhaltenseffekte im Hinblick auf die jeweiligen Verhaltensziele *überprüft*. Die entsprechende Aufmerksamkeitshaltung und die motivationalen Voraussetzungen werden durch Mißerfolgserlebnisse und Konflikte gefördert (vgl. Kanfer 1976). Natürlich spielen hier auch Einstellungen, Werthaltungen und Selbstbild- bzw. Selbstwertaspekte eine Rolle.

Verursacht durch emotional-affektive Überlastung (z. B. aversive Stimulation) kann es, wie in der experimentellen Psychologie gezeigt wurde, sekundär zum *Verlust der Diskriminationsfähigkeit* kommen (vgl. Seligman 1964; Rosenbaum, G. 1953, 1950; Ferster und De Myers 1961; Rodnik und Garmezy 1957; Ferster 1963). Dieser Verlust — sofern er durch die genannten Bedingungen verursacht wurde — scheint auch nur sehr schwer wieder rückgängig zu machen zu sein (vgl. Bandura 1978).

## 2.4 *Änderungsdimensionen bei instrumentellen Problemen*

Die Verhaltenstherapie hat ein wirkungsvolles Instrumentarium für die Auseinandersetzung mit *instrumentellen Problemen* entwickelt. Von Anfang an wurde viel Gewicht auf die aktive Auseinandersetzung mit sozialen Bedingungen gelegt, und Fallbeispiele stammen häufig aus dem beruflichen Bereich (vgl. z. B. Wolpe 1972). Die Literatur zum Thema „Arbeitsplatzgestaltung“ (vgl. Schröder-Naef 1974); Hülshoff und Kaldewey 1976), Arbeitsorganisation und Planung (Braun 1978b, 1982), Arbeitstechniken (Leitner 1974; Schröder-Naef 1974; Hülshoff und Kaldewey 1976) zeigt, daß der Bereich von Arbeitsstörungen ein besonderes Beispiel für die Möglichkeiten der Verhaltenstherapie ist, aktive Anpassung im instrumentellen Bereich zu fördern. Die entsprechenden Änderungsdimensionen liegen hier im Bereich der Bedingungen der Umwelt.

Eine moderne Entwicklung in der Verhaltenstherapie, die in der Literatur unter dem Leitbegriff der „*Selbstkontrolle*“ dargestellt wird (vgl. Kanfer 1976; Bandura 1974; Mahoney und Thoresen 1974; Braun und Tittelbach 1978; Rheinecker 1978), hat aber Möglichkeiten geschaffen, auch Änderungsdimensionen im *intrapersonalen Bereich* aktiv zu gestalten. Hier wurden Konzepte für die *selbstkontrollierte Verhaltensänderung* entwickelt, wie z. B. für die Angstbewältigung (vgl. Florin

und Tunner 1976; Kanfer 1976; Watson und Tharp 1975) und für die Kontrolle psycho-somatischer Symptome (vgl. z. B. Braun 1979). Aktive Auseinandersetzung mit pathogenen Faktoren durch Förderung instrumenteller Fertigkeiten kann sich also auf verhaltenstherapeutischer Grundlage *nach außen*, auf die Umwelt, aber auch *nach innen*, d. h. auf intrapersonale Dispositionen, richten.

## 2.5 Die Operationalisierung instrumenteller Probleme

Am besten eignet sich für die Operationalisierung des Problems ein *kybernetisches Modell*. Nach Maßgabe eines solchen Modells geht es darum, in der richtigen Situation ( $S^D$ ) dasjenige Verhalten (R) so einzusetzen zu können, daß dessen Effekt (C) einem in dieser Situation aktuellen Ziel (Z) nach bestimmten Kriterien (K) entspricht. In einem funktionalen Denkschema kann dies wie folgt verdeutlicht werden:

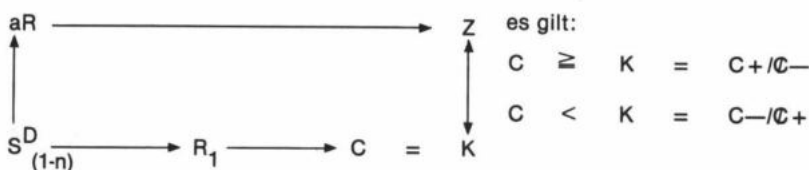


Abb. 2: Ein kybernetisches Modell zur Operationalisierung instrumenteller Probleme

Legende zu Abbildung 2:

- $S^D_{1-n}$  Eine Anzahl von Situationen, die in Verbindung mit einem Ziel (Z) gebracht wird.
- $aR$  Antizipatorische Reaktion, durch die eine Situation  $S^D$  in Verbindung mit einem Ziel (Z) gebracht wird.
- Z Ziel, welches durch ein bestimmtes Verhalten oder eine Handlung (R) verwirklicht werden kann.
- R Verhalten oder Handlung
- C Verhaltenseffekt
- K Kriterien, die von einem bestimmten Ziel abgeleitet sind und zur Beurteilung von Verhaltenseffekten (C) herangezogen werden.
- $C = K$  Vergleichsoperation:  
wenn:  $C \geq K$ , dann resultiert  $C + / C -$   
wenn:  $C < K$ , dann resultiert  $C - / C +$

Untersuchungen (vgl. Braun und Retza 1976; Stiftung: Rehabilitation, Forschungsbericht 1978) zeigen, daß im instrumentellen Bereich



neben dem rein fachlich-beruflichen Aspekt auch die soziale Interaktion von Bedeutung ist. Instrumentarium hat in beiden Fällen eine zweifache Funktion: Die erste ist offensichtlich, nämlich die Bewältigung der *sachlichen* und *sozialen Anforderungen*. Die andere ist therapeutisch oft wesentlich interessanter, nämlich die *aktive Gestaltung der Bedingungen*, unter welchen das Instrumentarium zum Einsatz gelangt. Gelingt es, durch Förderung der Kompetenz zur Einflußnahme auf Arbeitsplatzbedingungen den Patienten zu befähigen, überfordernde bzw. belastende Bedingungen zu seinen Gunsten zu ändern, dann kann dies ebenso effektiv sein wie der Wechsel des Arbeitsplatzes. Natürlich können instrumentelle Defizite auch unabhängig von überfordernden Arbeitsbedingungen vorliegen und dazu führen, daß eine Person auch normale und durchaus humane Bedingungen als Überforderung erlebt. Dies zu unterscheiden, ist vor allem eine diagnostische, aber auch eine normative Frage. Man hat jedoch unter dem Eindruck von Erfolgen im Umgang mit instrumentellen Fragen in der Verhaltenstherapie diesen Aspekt von Problemstrukturen sehr stark betont. Dabei sind andere Problemaspekte z. T. etwas in den Hintergrund geraten.

## 2.6 Handlungsstrategien

Eine Reihe von Problemen im Leistungsbereich wird überhaupt erst sichtbar, wenn man die Daten nicht auf der Ebene von Verhaltensfakten erhebt und interpretiert, sondern den Systemgedanken, wie er im obigen Verhaltensmodell (vgl. S. 152) vorgestellt wurde, konsequent auf das Verhalten überträgt. Hier interessiert nicht mehr das einzelne Verhalten und zunächst auch nicht das einzelne Symptom, sondern die *relative Auftretenswahrscheinlichkeit von Handlungs- bzw. Problemlösungsstrategien*, die in einem Lebens- und Aufgabenbereich vorliegt. Ein diagnostisches Modell, welches sich unmittelbar therapeutisch umsetzen läßt, wurde zu diesem Zweck von Braun entwickelt (vgl. Braun 1978). Dieses Modell enthält als wichtigste, für den Leistungsbereich relevante Strategien

- die „aktive Problemlösung“,
- die „aktive Vermeidung“,
- die „präventive Verhaltensstrategie“,
- die „passive Vermeidung“.

Hier hat zwar die einzelne Strategie eine gewisse Bedeutung, sehr viel mehr — vor allem in prognostischer Hinsicht — besagt aber die relative Auftretenswahrscheinlichkeit dieser Strategien untereinander.

### 2.6.1. Aktive Problemlösung

Das Individuum verfügt über hinreichend klare Ziele, über wirksame Mittel der Aufgabenbewältigung, über positive Erfahrungen im Umgang mit diesem Aufgabenbereich und über eine ausreichende Diskriminationsfähigkeit, Anforderungen sowie zugehörige Ziele, Situationen, Verhaltensweisen und Verhaltenseffekte zu erkennen und zu beurteilen. Aktivität im Leistungsbereich bereitet ihm Selbstbestätigung und Zufriedenheit.

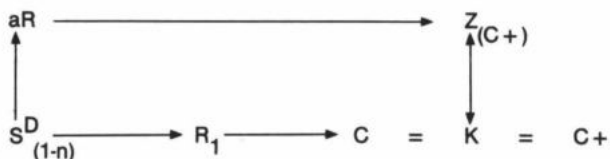


Abb. 3: Die funktional-strukturelle Darstellung der „aktiven Problemlösung“

### 2.6.2. Aktive Vermeidung

Alle Faktoren sind ähnlich wie oben. Entscheidender Unterschied ist jedoch, daß es motivational nicht um Interesse, Selbstbestätigung, Zufriedenheit, Freude an der Arbeit u. ä. geht, sondern um den Abbau von Mißerfolgsangst, Schuldgefühlen oder anderer aversiver Zustände oder um die Vermeidung von negativen Erfahrungen, wie z. B. Prestigeverlust, Verlust von Geld und Besitz, Strafe, u. ä.

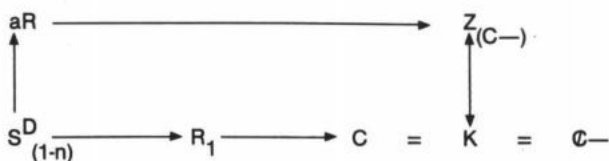


Abb. 4: Die funktional-strukturelle Darstellung der „aktiven Vermeidung“

### 2.6.3. Präventive Verhaltensstrategie

Die präventive Verhaltensstrategie kann sowohl von Appetenz- als auch Vermeidungsmotivation bestimmt sein, setzt aber — in Bezug auf

die Verhaltenskonsequenz — zu einem Zeitpunkt ein, zu welchem eine akute Auseinandersetzung noch nicht erforderlich ist, sondern deren Durchführung erleichtert oder deren Erfolgchancen im Sinne der Verwirklichung des Verhaltenszieles erhöht. Im Bereich des Arbeitsverhaltens fallen in die Kategorie dieser Strategie vor allem Planung und Organisation, die sich auf Zeit- und Stoffplan richten sowie auf die Gestaltung von Arbeitsplatzbedingungen (vgl. Braun 1978b). Diese Strategie ist nur auf der Grundlage von Erfahrung und Voraussicht möglich, sie kann aber, wenn sie zu sensibel und aufwendig eingesetzt wird, auch einen negativen Stellenwert bekommen.

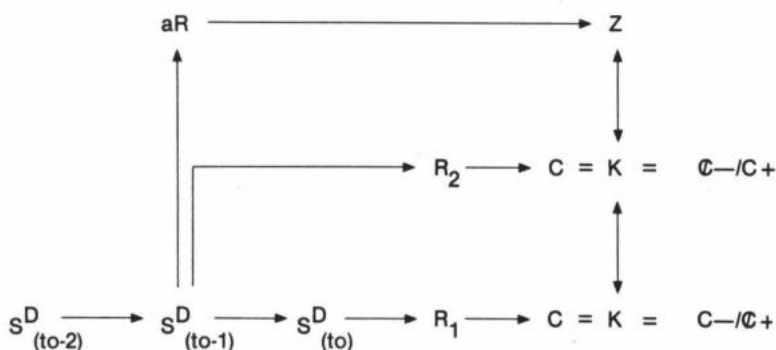


Abb. 5: Funktional-strukturelle Darstellung der „Präventiven Verhaltensstrategie“

#### 2.6.4. Passive Vermeidung

Die passive Vermeidung basiert ebenfalls auf einer Vermeidungsmotivation oder auf einem Mangel an Appetenzmotivation. Sie hat eine positive, ja sogar psychohygienische Funktion, wo es um solche Anforderungen geht, die, gemessen an den aktuell wichtigen Aufgaben, nebensächlich sind. Sie wird in dem Maße negativ, als sie sich auf solche Anforderungen bezieht, die im Sinne äußerer Ansprüche, eigener Ziele und Werte oder Bedürfnisse wesentlich sind. Allerdings ist für das Verständnis dieser Strategie nicht nur die Vermeidung der akuten Anforderung wesentlich, sondern auch der zusätzliche Effekt, daß aus der akuten Vermeidung längerfristig eine häufig ausgeprägtere negative Konsequenz resultiert als diejenige, die zunächst vermieden wurde. Im funktionalen Modell kann das so verdeutlicht werden:

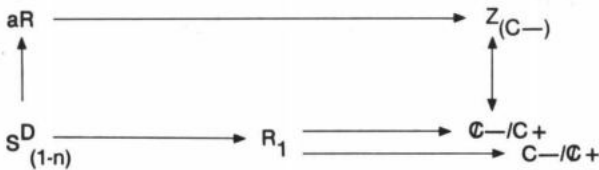


Abb. 6: Funktional-strukturelle Darstellung der „Passiven Vermeidung“

In der gegebenen Situation ( $S^D$ ) wird eine negative Erfahrung ( $C-$ ) antizipiert ( $aR$ ). Diese wird durch ein Verhalten ( $R$ ), welches als Flucht- oder Vermeidungsverhalten bezeichnet werden kann, verhindert. Daraus resultiert, sofern es sich um wesentliche Verbindlichkeiten handelt, häufig eine negative Konsequenz ( $C-$ ), die erheblich gravierender sein kann als diejenige Situation, aus welcher die ursprüngliche Vermeidung resultierte. Diese wirkt schließlich auf das Erleben des nächsten  $S^D$  fort.

### 2.6.5. Relative Häufigkeit

Zwar ist jede dieser vier Strategien für sich aussagekräftig. Das Interpretationsniveau erhöht sich jedoch beträchtlich, wenn man sie im Verhältnis ihrer relativen Häufigkeiten nebeneinander betrachtet. Hier ergeben sich vor allem prognostische Möglichkeiten mit einer gewissen Tragfähigkeit. Im folgenden sollen ein paar typische Profile dargestellt werden.

### 2.6.6. Typische Häufigkeitsprofile

1. *Optimales Profil:* Man könnte vielleicht annehmen, daß eine möglichst große Häufigkeit der Strategie der „aktiven Problemlösung“ (Appetenzmotivation) in jedem Falle das günstigste wäre. Zwar gibt es in bisherigen Untersuchungen (vgl. Braun und Maier 1978; Stiftung Reha 1978; Braun 1981; Schermer 1982; Braun und Hoppe 1979; Braun und Becker 1978; Braun und Ponfick 1980) keine Hinweise darauf, daß eine große Häufigkeit dieser Strategie negative Konsequenzen hat, aber eine Reihe von Ergebnissen aus der lernpsychologischen Grundlagenforschung sprechen dafür, daß unter solchen Bedingungen das Diskriminationslernen, d. h. die Anpassung an jeweilige Anforderungen reduziert wird und das Anspruchsniveau nachläßt (vgl. auch Heckhausen 1965). Auch ein zu hoher Wert an präventiven Strategien verweist eher auf Ängstlichkeit und Empfindlichkeit denn auf stabile, prognostisch günstige Verhältnisse. Auch ein totaler Mangel an „passiver Vermeidung“ ist nicht erstrebenswert, weil niemand allen Anforderungen gerecht werden kann. Jeder muß Prioritäten setzen. Ein etwa ausgewogenes Verhältnis zwischen Annäherungs- und Vermeidungsmotivation und eine jeweils geringe Rate an präventiven und passiven

Vermeidungsstrategien werden am ehesten allen Anforderungen gerecht, so daß sich folgender Profiltypus ergibt:

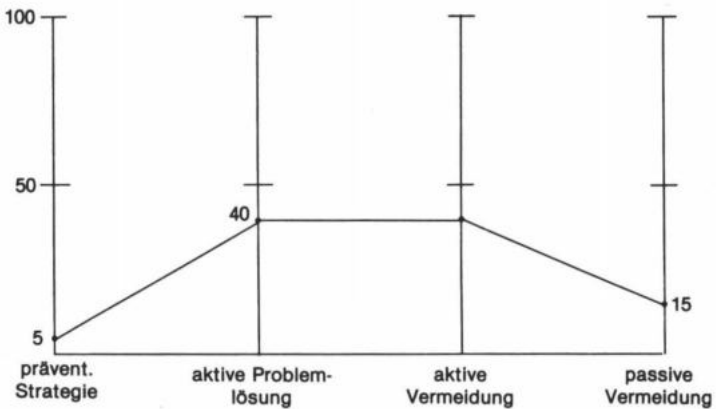


Abb. 7: Optimales Profil mit positiver Prognose

2. Profile mit pathogener Prognose: Belastungen akuter Art schlagen zunächst auf die Strategie der „aktiven Vermeidung“ durch. Werden Belastbarkeit und Kompetenz *rasch* überfordert (durch geringes Potential; durch zu raschen Anstieg der Anforderungen), dann macht sich dies durch Steigerung der „passiven Vermeidung“ bemerkbar. Häufig ergibt sich dann das folgende Profil:

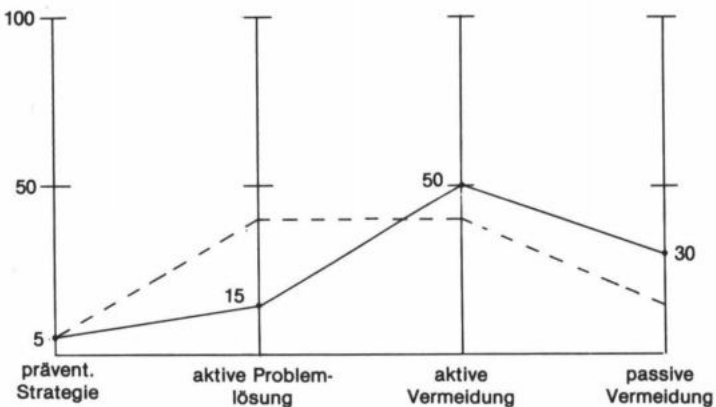


Abb. 8: Profil mit Belastungsindikatoren und negativer Prognose

Verfügt der Betroffene über ein gutes Potential und hohe Belastbarkeit und steigt das Anforderungsniveau nicht zu rasch an, dann bleibt Zeit, durch präventive Strategien eine Sicherung aufzubauen. Hier ergibt sich das folgende Profil:

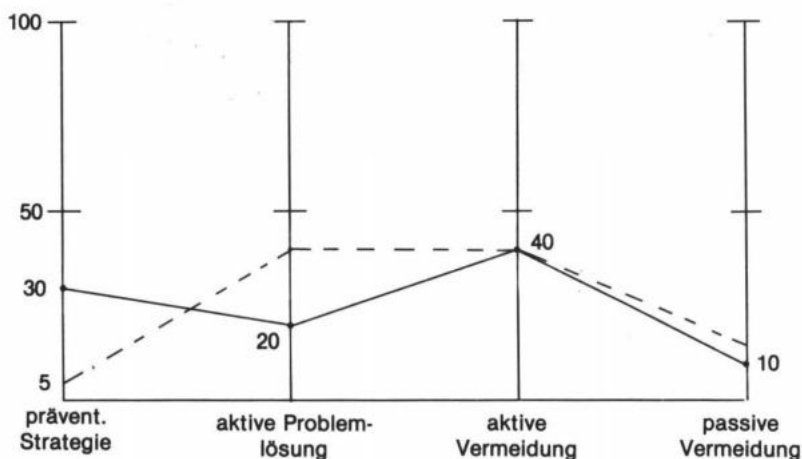


Abb. 9: Profil mit Belastungsindikatoren und positiver Prognose

Ein alleiniges Ansteigen von „passiver Vermeidung“ ist nicht unbedingt ein Belastungssyndrom. Es kann auch auf eine *Verlagerung von Interessen* hinweisen oder auf eine *Veränderung von Anforderungen*. Es bestätigt sich in Untersuchungen immer wieder, daß am Arbeitsplatz neben den reinen Leistungsanforderungen auch soziale Anforderungen eine erhebliche Rolle spielen und in die Prognose eingehen (vgl. Braun und Retza 1976; Stift. Reha 1978). So wäre es z. B. eine interessante Frage, wie sich präventive Strategien, aktive Problemlösung und aktive Vermeidung im sozialen Bereich des Arbeitsplatzes auf die Verhaltensstrategien im Leistungsbereich auswirken.

## 2.7 Fehlfunktionen

Eine Strategie wie die „passive Vermeidung“ kann um so leichter aufgebaut werden, je weniger normative Hindernisse einem Vermeidungsverhalten im Weg stehen. Da diese Strategie kurzfristig zu einer negativen Verstärkung führt, stabilisiert sie sich sehr rasch, wenn sie häufiger praktiziert wird. Negative Konsequenzen, die daraus resultie-

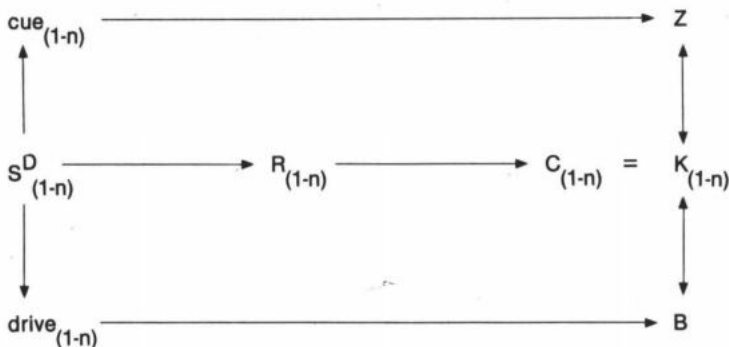
ren, treten häufig in zeitlich größerem Abstand erst auf, z. T. überhaupt erst, wenn die Strategie schon sehr oft oder lange praktiziert wurde. Häufig werden dann die negativen Konsequenzen gar nicht mit der verursachenden Strategie in Zusammenhang gebracht und/oder es wird die Ursache durch *Fehlattribution* (vgl. Lauken 1974; Liebhart 1974) verschleiert. So lebt z. B. der kleine Unternehmer in der Annahme, daß er viel erfolgreicher wäre, wenn es ihm möglich wäre, sein Geschäft modern herzurichten, was aber nicht möglich ist, weil er den entsprechenden Kredit von der Bank nicht bekommt, solange er nicht einen bestimmten Umsatz nachweisen kann. Dieser ist ihm aber, so argumentiert er, nicht möglich, weil das Geschäft so wenig modern aussieht. Tatsächlich liegen die Ursachen darin, daß er in allen Fällen finanzieller Risiken ängstlich zurückschreckt, weil er zu wenig Selbstbewußtsein hat.

Eine z. T. im selben Zusammenhang, aber auch in eigenständiger Ätiologie entstehende Fehlfunktion ist der „*unrealistische*“ oder „*überhöhte Anspruch*“. So nimmt sich z. B. ein Student vor, am Wochenende pro Tag 8 Stunden zu lernen, weil er unter der Woche schon zum 3. Mal die Erfahrung gemacht hat, daß er es nicht länger als 2 Stunden am Schreibtisch aushält. Dieser Vorsatz beruhigt aktuell sein Gewissen (C-) und wird dadurch legitimiert, daß am Wochenende keine Störungen und Unterbrechungen durch Vorlesungen auftreten. Da der Patient bei einer solchen Strategie oft durchaus daran glaubt, daß er dann arbeiten kann, wird er ohne weitere Maßnahmen auf das Wochenende warten und deshalb einen neuen Mißerfolg erleiden — auch deshalb, weil die Erwartung auf eine längere Phase der Arbeit auch mit stärkeren Belastungssymptomen verbunden ist, die Erfolgserfahrungen noch unwahrscheinlicher machen.

### 3. Motivationale Faktoren

Motivationale Faktoren des Arbeitsverhaltens sind unter verhaltenstheoretischer Rücksicht in ihrem *dispositionellen Stellenwert* zu berücksichtigen (vgl. Verhaltensmodell, S. 152) und in ihrer jeweils aktuellen *Verstärkerfunktion* (C). Mit der dispositionellen Seite des Problems hängt es z. B. zusammen, welche situativen Konstellationen überhaupt im Sinne von Leistungsverhalten Motive aktualisieren und von welcher Qualität (C+ / C-) diese sind. Die konkret aktualisierten Motive, Emotionen und Zustände sind dann diejenigen Effektoren, auf welche Leistungsverhalten einwirkt und deren Veränderung als Verhaltenskonsequenz wirksam wird.

Hier sind komplexe *kognitive Zwischenglieder* mitzusehen, wie z. B. Ziele und kognitive Strukturiertheit, die vor allem auf der Ebene der Sekundärmotivationen für die Sensibilität, Tragfähigkeit und Differenziertheit motivationaler Vorgänge wesentlich sind. Um diesen Vorgang verdeutlichen zu können, soll wieder ein funktional-strukturelles Modell herangezogen werden:



**Abb. 10:** Die Wechselwirkung zwischen kognitiven und motivationalen Faktoren im Verhaltensprozeß

- SD situative Bedingungen
- drive das aktualisierte Motiv, bezogen auf Motivdispositionen, die durch SD aktualisiert werden
- cue das kognitive „Label“ des Motivs
- Z das angestrebte Ziel
- B das hinter dem Ziel stehende Bedürfnis
- K Kriterien (kognitiv und motivational)
- C reale Konsequenzen des Verhaltens

Dieses Modell ist eine motivationspsychologische Ergänzung des oben (vgl. S. 158) bereits eingeführten Modells. Therapeutisch ist hier von Interesse, welches Verhältnis auf der drive-Ebene Primär- und Sekundärmotivationen haben und in welchem Verhältnis „drive“ und „cue“ zueinander stehen. Entspricht das kognitive Label (vgl. *Dollard* und *Miller* 1950) der drive-Komponente, dann kann auch das richtige Verhalten ausgewählt werden, so daß schließlich C und K und damit Ziele und Bedürfnisse zusammenkommen.

Hier liegen sehr wesentliche therapeutische Probleme mit struktureller Bedeutung, die sowohl an die *Gesprächsführung* wie auch an die *kognitive Strukturiertheit* des Prozesses hohe Anforderungen stellen. Unter dem Aspekt der Störung sind hier *Diskrepanzen* von Interesse, z. B. in der Sensibilität der kognitiven Labels, mit welcher sie „drive“-Faktoren erfassen. Viele Bedürfnisse werden nicht reflex gemacht oder



nicht zugelassen. Andere werden durch Angst oder Konflikte blockiert oder falsch verstanden (etikettiert). Die Folge ist, daß Chancen, die im Leistungsbereich oder in einem speziellen Aufgabenbereich liegen, nicht erkannt oder Verpflichtungen nicht ausreichend ernst genommen werden, d. h. also Motivationen nicht ausreichend aktualisiert und damit — langfristig — auch nicht entwickelt und entfaltet werden können. Die andere Möglichkeit besteht darin, daß zwar Leistungsverhalten aktualisiert und mit viel Mühe und Verzicht aufrechterhalten wird, daß aber die realen Effekte (C) nie den Ziel- bzw. Bedürfniskriterien entsprechen, weil z. B. die kognitiv antizipierten Ziele den eigentlichen Bedürfnissen nicht dienen, wie das Geld, das nicht glücklich macht.

Hier spielen, systematisch zusammengestellt, die folgenden Fragestellungen eine Rolle:

- das Verhältnis, in welchem die verschiedenen Lebensbereiche zum Leistungsbereich stehen,
- das Verhältnis, in welchem langfristige Motivationen zu den aktuellen motivationalen Bedingungen (Verstärkern) stehen,
- das Verhältnis, in welchem Appetenz- und Vermeidungsmotivation zueinander stehen,
- das Verhältnis, in welchem Motivation und Repertoire, bzw. Repertoire und Lebensbedingungen (vgl. oben) zueinander stehen.

### 3.1 *Verhältnis der Lebensbereiche*

Da Leistungsverhalten die Persönlichkeit immer nur in bestimmter Hinsicht fordert und auslastet und sogar dann, wenn es weitgehend in Verbindung mit Appetenzmotivation steht, Disziplin, Verzicht, Anstrengung u. ä. verlangt, kann es sich motivational nicht selbst tragen. So gilt z. B. die Leistungsmotivation als eine erlernte, d. h. eine Sekundärmotivation (vgl. Heckhausen 1965; Atkinson 1974;). Sekundärmotivationen entwickeln sich auf der Grundlage kognitiver Strukturierung und im Verhältnis ihrer Funktion bei der Befriedigung von Primärmotivationen. Letztere werden im Bereich körperlich-vitaler Aktivitäten, wie z. B. Sexualität oder Sport, durch Freizeit, soziale Interaktion, Essen und Trinken in unmittelbarer Form und in anderer Gewichtung gegenüber Aufwand und Disziplin befriedigt.

Wird also der Leistungsbereich Übergewichtig gegenüber den anderen Lebensbereichen, dann kann es leicht zu einem *Mißverhältnis zwischen Primär- und Sekundärmotivationen* kommen. Zwar besteht eine wichtige Eigenschaft der reifen Persönlichkeit darin, Primärmotivation durch sekundäre vermitteln zu können, aber dies hat Grenzen, wenn wichtige Primärbedürfnisse längerfristig depriviert werden. Ein ausge-

wogenes Verhältnis zwischen den Lebensbereichen, insbesondere von Arbeit und Freizeit, ist hierbei eine sinnvolle vorbeugende Maßnahme.

### 3.2 *Verhältnis der langfristigen Motivationen zu den aktuellen Motiven*

Dieses Verhältnis ergibt sich z. B. aus dem Verhältnis zwischen „cue“ und „drive“ und dem Verhältnis zwischen Zielen, Bedürfnissen und Verhalten. Wesentlich ist es aber auch eine Frage der Inhalte von Zielen, der Lebensbedingungen und der längerfristigen Strategien. Entscheidend ist die Frage, ob die jeweils akuten motivationalen Einflüsse auf längere Sicht solche Verhaltensstrategien fördern, die den langfristigen Motivationen entsprechen oder zu anderen Effekten führen. So kann z. B. die längerfristig angesetzte Motivation, beruflich aufzusteigen, sehr leicht in Konflikt geraten mit den akut wirksamen Motiven, wenn z. B. durch erhöhten Zeitaufwand Freizeit und soziale Kontakte zu kurz kommen.

### 3.3 *Verhältnis: Appetenz- und Vermeidungsmotivation*

Das Verhältnis dieser beiden Motivqualitäten hat nicht nur Bedeutung im Sinne der oben dargestellten Handlungsstrategien, sondern auch für die *qualitative Entwicklung des Verhaltensrepertoires*. Lernpsychologisch läßt sich zeigen, daß ein Überwiegen von Appetenzmotivation

- eher kreatives Verhalten,
- eher Risikobereitschaft,
- eher flexibles Verhalten,
- eher ein breites Repertoire

fördert, während ein Überwiegen von Vermeidungsmotivation

- eher formalisiertes und pragmatisches Verhalten,
- eher ängstliches Verhalten,
- eher starres Verhalten,
- eher ein enges, verarmtes Repertoire

fördert.

Untersuchungen weisen darauf hin, daß unter dem verstärkten Einfluß von Vermeidungsmotivation eine höhere Anfälligkeit für Problemerkahrungen und psycho-somatische Störungen entsteht (vgl. Braun und Maier 1978; Schermer 1982). Weil Vermeidungsmotivation im Falle der aktiven Vermeidung immer mit Selbstdisziplinierung, Triebaufschub oder Verzicht verbunden ist, handelt es sich bei diesem Parameter auch um einen Indikator für das Verhältnis zwischen Primär- und Sekundärmotivation.

### 3.4 Verhältnis: Motivation-Repertoire-Lebensbedingungen

Zuviel wollen ist immer eine konflikthanfällige Konstellation, sei es, weil die Fähigkeiten es nicht zulassen oder weil die Lebensbedingungen es nicht ermöglichen. Hier können Erwartungen von außen, z. B. Eltern gegenüber ihren Kindern, oder eigene Ansprüche, die meist kompensatorische Funktion haben, eine Rolle spielen.

## 4. Symptomatologie

Eine Reihe von Störungssymptomen sind durch die qualitative und strukturelle Beschaffenheit von Arbeitsverhalten weitgehend bestimmt, wie z. B. der Mangel spezifischer Motivationen oder spezieller instrumenteller Fertigkeiten. Andere sind eher unspezifisch und die unspezifische Folge von Belastung und Angst. Die Angst, spezifisch als Angst vor Leistungsanforderungen, vor Autoritätspersonen, vor sozialer Exponiertheit, vor Prestigeverlust u. ä., kann sowohl für sich als symptomatisch eingestuft werden, ebenso aber auch als Begleiterscheinung der oben genannten Störungsaspekte verstanden werden. Orientierungsmangel, Repertoiremangel, überhöhte Ansprüche, existentiell erlebte Konflikte unter Entscheidungsdruck sind klassische Angstursachen (vgl. z. B. Krone 1965; Braun 1980<sup>2</sup>; Pongratz 1974).

Eine Sonderrolle spielen die konditionierten Angstsymptome, unter welchen vor allem operant konditionierte und klassisch konditionierte eine Rolle spielen (vgl. Florin, Rosenstiel 1976; Rachmann, Bergold 1976). Bei der *operant konditionierten Angst* liegen Strukturen vor, die denen sehr ähnlich sind, wie sie oben im Zusammenhang mit „überhöhten Ansprüchen“ beschrieben wurden. Man kann hier von einer selbstproduzierten Angst sprechen, die daraus resultiert, daß das Individuum unter dem Einfluß bestimmter Bedingungen und Anforderungen mit Verhaltensstrategien antwortet, die Angst hervorrufen (vgl. Butollo 1979). Hierbei sind wesentlich kognitive Aktivitäten beteiligt, wie z. B. die Einengung der Aufmerksamkeit auf ganz bestimmte Bedingungen und Anforderungen, die aus der Erfahrung schon mit Mißerfolgserlebnissen verbunden sind. Diese Aufmerksamkeit kann bis zu einer *aktiven Suche* nach bedrohlichen situativen Aspekten eskalieren, welche Suche zwar Orientierung über die Situation schafft, gleichzeitig aber zu einer immer einseitigeren Gewichtung negativer Aspekte der Situation führt und dadurch immer mehr Angst, z. B. vor Überforderung oder Mißerfolg, hervorruft.

Solche „Strategien“ der Situationsbewältigung sind funktional analog der passiven Vermeidung. Strukturell stehen sie auf dem Hinter-

grund starker Deprivationen, z. B. des Selbstwertgefühls, des Bedürfnisses nach sozial-emotionaler Zuwendung u. ä. Häufig hat das Symptomverhalten gleichzeitig Signalcharakter für die soziale Umwelt, z. B. Klagen, und bewirkt dadurch Zuwendung. Auch die Funktion der sozial-normativen Rechtfertigung kann es haben, indem z. B. der Hinweis auf die Krankheit die Nichterfüllung von Anforderungen legitimiert.

Typisch für die operant konditionierte Angst ist es, daß die Auslösebedingungen nicht genau eingegrenzt sind, daß sie häufig wechseln, daß die Angst mit viel kognitiver Aktivität und Grübeln verbunden ist, daß ausgeprägte Ziel- und Orientierungskonflikte vorliegen und daß sie nicht oder nur z. T. desensibilisierbar ist.

Die *klassisch konditionierte Angst* steht im Zusammenhang mit klar definierten Reizen, die stabil bleiben und eine hochgradige Auslösewahrscheinlichkeit besitzen. Sie ist skalierbar und desensibilisierbar. Sie kann sekundär in der Folge aller oben genannten Störungssymptome ausgebaut werden, aber auch primär im Zusammenhang mit traumatischen Erfahrungen (vgl. *Eysenck und Rachman 1968; Rachman und Bergold 1976*).

Als Begleiterscheinung einer Aktivierungsreaktion, wie sie in der Folge von Belastung oder in Verbindung mit Frustration oder Angst auftritt, gibt es individuell sehr unterschiedliche endokrinologische, vasomotorische, vegetative und motorische Reaktionen, die je nach Muster und Stärke als Symptom erlebt werden und bei häufiger Wiederholung auch für sich nach dem Muster klassischer oder operanter Konditionierung an bestimmte Bedingungen geknüpft werden können (vgl. *Hilgard und Bower 1970/71*).

## 5. Fallbeispiel

Ein Rechtsanwalt, der in einer mittleren Stadt mit Kompagnions eine Kanzlei betreibt, erlebt, daß er mit seiner Situation nicht mehr zurechtkommt. Seine Stimmungslage ist stark gedrückt. An konkreten „Symptomen“ beschreibt er, daß er zuviel Alkohol trinkt, daß er mit seiner Arbeit nicht mehr nachkommt, den ganzen Tag mit starker Angst lebt, seine Aufgaben nicht mehr bewältigen kann und daß er schon bald, nachdem er mit einer Arbeit begonnen hat, eine Reihe von psychosomatischen Beschwerden fühlt, wie Kopfschmerzen, Müdigkeit, Übelkeit, u. ä. Der Patient gilt bei seinen Freunden und Bekannten als sozial engagiert, befaßt sich viel mit der Verteidigung von Vertretern von Randgruppen (Drogentätern, Sexualstraftätern, Kriegsdienstverweigerern), läßt jegliches geschäfts- und einkommensbewußte Repertoire vermissen und engagiert sich stark politisch. Quasi als

Hobby beteiligt er sich an der Gründung von originellen Studentenkneipen und an der Organisation von Theater- und Musikfestivals. Außerdem zeigt er ein starkes literarisches Interesse und verfaßt Gedichte im Stil moderner Lyrik. Er lebt privat mit einer Freundin zusammen, von welcher er enttäuscht, z. T. verbittert berichtet, daß sie für seine Probleme zu wenig Verständnis habe. Er hat bereits geplant, daß er sich nach deren Prüfung (in einem Jahr) von ihr trennt. Bis dahin will er sie nicht zusätzlich belasten.

Die nähere Verhaltensanalyse macht deutlich, daß er trotz beruflichem, sozialem, politischem und kulturellem Engagement die meisten Aktivitäten als unbefriedigend, ohne längerfristige Perspektive und letztlich als sinnlos erlebt. Zu den am stärksten belastenden Erfahrungen gehört, daß er sich schwere Vorwürfe macht, weil er zuviel trinkt und weil er mit seiner Arbeit nicht nachkommt. Seine für ihn typische Art, mit Schwierigkeiten und Problemen umzugehen, versagt in seiner Situation immer häufiger. Für ihn sind alle Probleme „rational analysierbar“, werden dann entschieden und ihre Lösung dann mit z. T. erheblicher Willenskraft „durchgezogen“. Hierbei achtet er kaum auf seine Gefühle und Bedürfnisse, sondern nur auf „rationale Kriterien“.

Dieses Bild ergab sich in ersten Gesprächen mit dem Patienten (Feldanalyse, vgl. Braun 1978). Im folgenden soll versucht werden, an diese Falldaten mit den in Kapitel 1 — 3 dargestellten konzeptionellen Mitteln heranzugehen.

Die *Strategieentscheidung* kann sich hier ohne weiteres daran orientieren, daß der Patient selbst den therapeutischen Prozeß primär trägt. Er hat sich eigenständig zu einer therapeutischen Maßnahme entschlossen, besitzt ein hohes Selbstreflexionsniveau und gute Selbstkontrollfähigkeit. Er ist intelligent und hat Lebenserfahrung.

Die *detaillierte Verhaltensanalyse* (vgl. Schulte 1974; Braun 1978) zeigt, daß der Patient

- Selbstfindungs- bzw. Selbstwertprobleme erlebt,
- motivationale Probleme und solche der Zielfindung hat,
- instrumentelle Probleme hat, seine sozialen Bedingungen, seine Arbeitsplatzbedingungen und seinen Tagesablauf entsprechend seinen Werten und Bedürfnissen zu organisieren und zu gestalten,
- instrumentelle Probleme hat, seine fundamentalen emotionalen Bedürfnisse zu befriedigen und seine Stimmungen, seine Ängste und seine psychosomatischen Reaktionen zu kontrollieren.

Die *funktional-strukturelle Beschreibung* der Störung kann dann fokussiert einzelne Glieder des Gesamtkomplexes herausheben. Sie hilft bei der Reflexion über Ansatzpunkte für die speziellen therapeutischen Maßnahmen („Techniken“) und bei der Kontrolle der Auswirkungen.

Als solche speziellen Ansatzpunkte für die Therapie kommen bei diesem Patienten die folgenden funktional-strukturellen Gegebenheiten in Betracht:

1. Das Befangensein in akuten Bedürfnissen, Ängsten und Konflikten, ohne sich an einer ausreichend klaren und entschiedenen Perspektive im Sinne längerfristiger Werte und Ziele orientieren zu können. Zwar fordert sein Selbstverständnis solche Ziele und Wertorientierungen, aber sie sind in der Hierarchie seiner Motivationen nur virtuell vertreten. Tatsächlich wirksam bei der Steuerung seines Verhaltens sind die Ängste, Frustrationen und vitalen Bedürfnisse. Aus dieser Diskrepanz ergibt sich eine ständige Suche nach Möglichkeiten der Befriedigung langjährig deprivierter Bedürfnisse, wie dem nach sozial-emotionaler Anerkennung, nach Nähe, Vertrauen, aber auch nach strukturierender, orientierender Aussprache mit dem Ziel der Selbstfindung. Diese Suche wird bisher mit inadäquaten Mitteln, z. B. rational-intellektueller Aktivität in inadäquaten Bereichen (Beruf, Politik) angestrebt und ist deshalb nicht wirklich erfolgreich, sondern kommt immer nur in die Nähe des Zieles.

2. Die Entstehung von Belastungserfahrungen, Schuldgefühlen und Ängsten durch das Aufschieben von beruflichen Anforderungen und die eigene Bewertung der Entlastungsversuche mit Hilfe von Alkohol (Passive Vermeidung).

3. Die Entstehung von Stimmungs- und Antriebsproblemen sowie psychosomatischen Symptomen, z. T. als direkte Begleiterscheinung von Belastung und Angst, z. T. als Folgeerscheinung von Alkohol, Schlafmangel und ungeordneter Tagesorganisation.

Diese drei funktional-strukturellen Schwerpunkte lassen sich im Modell verdeutlichen.

Aus diesen Ausgangsdaten wurden mit dem Patienten folgende *Ziele* für die Therapie abgeleitet:

- (1) Formulierung einer klaren, längerfristigen Zielperspektive und einer Hierarchie zur Ordnung der offensichtlich diskrepanten Wertorientierungen.
- (2) Verlagerung der Aktivitätsschwerpunkte im Sinne der resultierenden Werthierarchie zur Abstimmung kurzfristiger und längerfristiger Motivationen (vgl. 3.2.).
- (3) Reduktion konditionierter Angst- und Streßreaktionen im Bereich von Leistungsanforderungen zur Veränderung des Verhältnisses von „aktiver“ und „passiver“ Vermeidung zugunsten „aktiver Problemlösung“ und „präventiver Strategien“ (vgl. 2.6.4., 2.6.6.).

Zu (1)

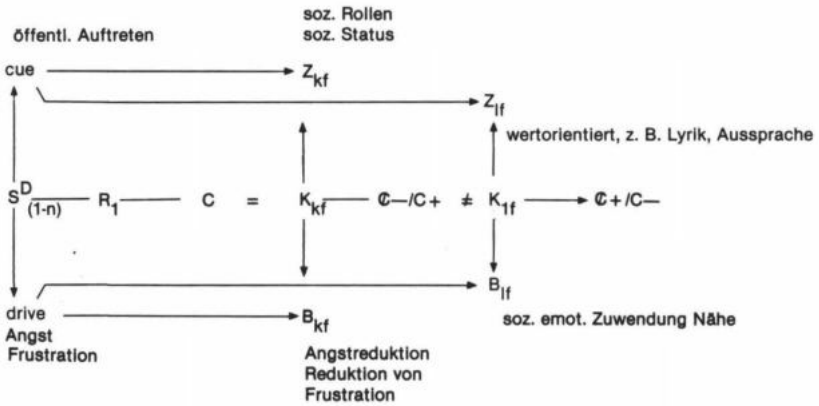


Abb. 11: Diskrepanz zwischen kurzfristigen Motiven und längerfristigen Motivationen und Wertorientierungen

Zu (2)

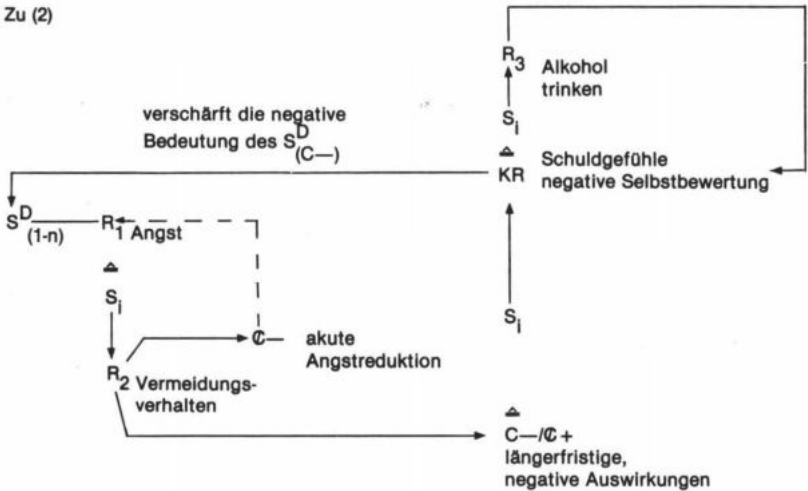


Abb. 12: Angst, Vermeidungsverhalten, negative Selbstbewertung

Zu (3)

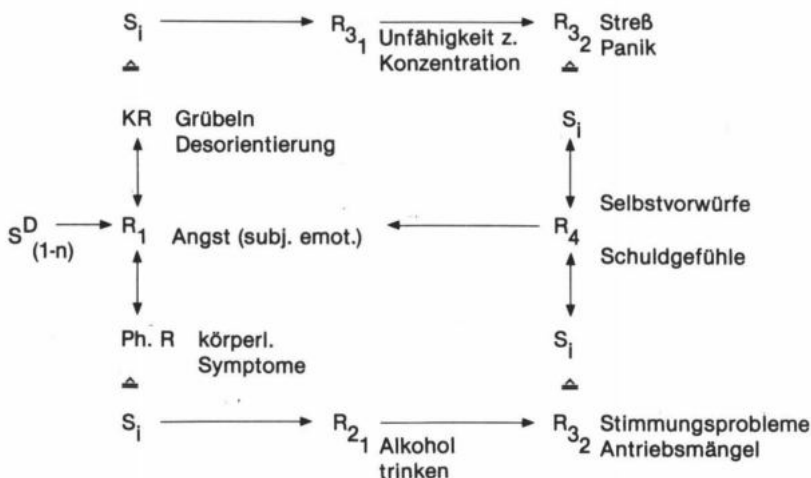


Abb. 13: Wechselwirkung: Angst, Vermeidungsverhalten, Symptomatologie

- (4) Training von Instrumentarien zur Arbeitsorganisation und Arbeitsplanung und zur Gestaltung eines bedürfnis- und zieladäquaten Tagesablaufes (vgl. 2.4.).
- (5) Training von Instrumentarien zur Kontrolle von Angst und Streßreaktionen, zur Gestaltung der eigenen Stimmungen und Antizipationen (vgl. 2.4).

Auf der *dispositionellen (strukturellen) Ebene* muß es in der Folge der Verwirklichung dieser Ziele zu einer positiven Färbung des *Selbstwerterlebens*, einer *positiven Zukunftsperspektive* und einem *flexiblen Repertoire* zur Aufgaben- und Situationsbewältigung kommen.

Als *technische Maßnahmen* kommen hier in Betracht:

- (1) Strukturierende und konstruierende Gespräche zur Definition der eigenen Wertorientierung und Zukunftsperspektive im emotionalen, sozialen und geistig-intellektuellen Bereich.
- (2) Desensibilisierung, aktive Angstbewältigung und Selbstkontrolltechniken zur Normalisierung des Alkoholkonsums.
- (3) Arbeitsplanung und Arbeitsorganisation.
- (4) Aktive Organisation und Erfahrungsbildung in den Bereichen
  - emotionale Erfahrungen,
  - soziale Interaktion,
  - geistig-intellektuelle Tätigkeiten,



primär im privaten Bereich und im zweiten Schritt im beruflichen Feld. **Ergebnis der Arbeit** ca. eines Jahres mit durchschnittlich wöchentlichen Sitzungen war

- eine weitgehende Reduktion von Streßerfahrungen und Ängsten im beruflichen Bereich,
- eine Entlastung von der Vielzahl von Ämtern und sozialen Rollen, mit Konzentrierung auf die wirklich wesentlichen, im Sinne der eigenen Wertorientierung und Bedürfnisse,
- eine Verstärkung von sozialen und politischen Aktivitäten mit mehr persönlicher Befriedigung,
- eine Erweiterung des privaten Spielraumes im sozialen und im Freizeitbereich,
- eine Konsolidierung hetero-sexueller Beziehungen
- deutliche Beruhigung des Alkoholkonsums nach einem Jahr völliger Abstinenz.

Dieser knappe Versuch einer Umsetzung konzeptioneller Mittel auf konkrete Falldaten kann nicht deutlich machen, daß der formallogische Rahmen in der praktischen therapeutischen Arbeit zwar streng als *Orientierung* gilt, nicht aber die *konkrete Abfolge von Handlungen und Interaktionen* dirigiert. Praktisch finden hier vor allem *Gespräche* statt, die die wesentlichen Sachverhalte sowohl in der Erlebnisdimension wie auch in der Wechselwirkung nach außen strukturieren, differenzieren und konkretisieren und sie dadurch wieder *entscheidungs- und handlungsrelevant* werden lassen. Parallel dazu laufen streng organisierte *Trainingselemente*, wie z. B. das Muskelentspannungstraining (vgl. *Bernstein u. Borkovec, 1975*) und die Desensibilisierung der Angst- und Streßsymptomatik. Wesentliche Elemente werden erarbeitet, indem eine *wiederkehrende Sequenz* stattfindet aus Klärung, Zielformulierung, experimentellem Handeln in Alltagssituationen, Bewertung und Aufarbeitung von Erfahrungen und Neuformulierung von Zielen. Der Patient gewinnt bei erfolgreichem Verlauf dieses Prozesses immer mehr Vertrauen zu sich selbst und gewinnt seine Selbstkontrollfähigkeit und Eigenständigkeit (vgl. *Braun u. Tittelbach 1978*) schrittweise zurück.

## Literatur

- Atkinson, J. W.*, Einführung in die Motivationsforschung, Stuttgart 1975.  
*Bandura, A.*, Eine Interpretation psychologischer Dysfunktionen auf der Basis sozialer Lernprozesse, in: *Petermann, F. u. Schmook, C.* (Hrsg.), Grundlagen der klinischen Psychologie, Bd. 1, Bern 1977, S. 11-65.

- Bandura, A., Sozial-kognitive Lerntheorie, Stuttgart 1979.
- Beck, A. u. a., Kognitive Therapie der Depression, München 1981.
- Birbaumer, N., Neuropsychologie der Angst, München 1973.
- Braun, P., Verhaltenstheoretische Diagnostik, in: Pongratz, L. J., (Hrsg.), Handbuch der Psychologie, Bd. 8/II, Klinische Psychologie, Göttingen 1978, S. 1649-1725.
- Braun, P., Arbeitsstörungen, in: Pongratz, L. J., (Hrsg.), Handbuch der Psychologie, Bd. 8/II, Klinische Psychologie, Göttingen 1978, S. 2313-2371.
- Braun, P., Selbstkontrolle des Rauchens, *Suchtgefahren*, 25, 5, 1979, S. 205-213.
- Braun, P., Drogenerziehung in der Familie, in: Feser, H., (Hrsg.), Drogenerziehung, Ulm 1980<sup>2</sup>.
- Braun, P., Verhaltenstherapie und Persönlichkeitsänderung (in Vorbereitung), 1982.
- Braun, P. u. Becker, F., Diplomarbeit, Inst. f. Psychologie, Würzburg 1978.
- Braun, P. u. Hoppe, E., Diplomarbeit, Inst. f. Psychologie, Würzburg 1979.
- Braun, P. u. Maier, G., Diplomarbeit, Inst. f. Psychologie, Würzburg 1978.
- Braun, P. u. Ponfick, S., Diplomarbeit, Inst. f. Psychologie, Universität Würzburg 1980.
- Braun, P. u. Retza, J., Diplomarbeit, Inst. f. Psychologie, Universität Würzburg 1976.
- Braun, P. u. Tittelbach, E., Verhaltenstherapie, in: Pongratz, L. J., (Hrsg.), Handbuch der Psychologie, Bd. 8/II, Klinische Psychologie, Göttingen 1978, S. 1955-2065.
- Butollo, W., Chronische Angst, München 1979.
- Dollard, J. u. Miller, N. E., Personality and Psychotherapy, New York 1950.
- Eysenck, H.-J. u. Rachmann, S., Neurosen, Ursachen und Heilmethoden, Berlin 1968.
- Ferster, C. B., Positive reinforcement and behavioral deficits of autistic children, *Child Development*, 1961, 32, 437-456.
- Ferster, C. B. u. De Myer, M. K., The development of performances in autistic children in an automatically controlled environment, *Journal of Chronic Diseases*, 1961, 13, 312-345.
- Florin, J. u. Rosenstiel, L. V., Leistungsstörungen u. Prüfungsangst, München 1976.
- Florin, J. u. Tunner, W., (Hrsg.), Therapie der Angst, München 1975.
- Goldfried, M. R. u. Kent, R. N., Herkömmliche gegenüber verhaltenstheoretischer Persönlichkeitsdiagnostik, in: Schulte, D., (Hrsg.), Diagnostik in der Verhaltenstherapie, 1974.
- Grave, K., Differentielle Psychotherapie I, Bern 1976.
- Heckhausen, H., Leistungsmotivation, in: Thomae, H., (Hrsg.), Handbuch der Psychologie, Bd. 2, Persönlichkeitspsychologie, Göttingen 1965.
- Herrmann, Th., Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung, Göttingen 1969.
- Hilgard, E. R. u. Bower, G. H., Theorien des Lernens, Bd. I/II, Stuttgart 1970/71.
- Hoffmann, N. (Hrsg.), Grundlagen kognitiver Therapie, Bern 1979.
- Hülshoff, F. u. Kaldewey, R., Training: Rationeller Lernen und Arbeiten, Stuttgart 1976.
- Kanfer, F. H., Selbstkontrolle, in: Kanfer, F. H. u. Goldstein, Möglichkeiten der Verhaltensänderung, München 1976.
- Kanfer, F. H. u. Phillips, J. S., Lerntheoretische Grundlagen der Verhaltenstherapie, München 1979.
- Kraiker, Ch., Bemerkungen über die empirischen und theoretischen Grundlagen der Verhaltenstherapie, in: Kraiker, Ch. (Hrsg.), Handbuch der Verhaltenstherapie, München 1974, S. 11-32.
- Krone, M. W., Angst und Angstverarbeitung, Stuttgart 1975.
- Laucken, U., Naive Verhaltenstheorie, Stuttgart 1974.
- Leitner, S., Lernen lernen, Würzburg 1974.
- Liebhart, E. H., Attributionstherapie, *Zeitschr. f. Klinische Psychologie*, 3, 1974, S. 71-94.

- Mahoney, M. J., Kognitive Verhaltenstherapie, München 1977.
- Mahoney, M. J. u. Thoresen, C. E., Self-control: Power to the person, Monterey California 1974.
- Meichenbaum, D., Kognitive Verhaltensmodifikation, München 1979.
- Miller, G. H., Galanter, E. u. Pribram, K.-H., Strategien des Handelns, Stuttgart 1973.
- Perrez, M. u. a. (Hrsg.), Symptomverschiebung, Salzburg 1978.
- Plog, U., Differentielle Psychotherapie II, Bern 1976.
- Pongratz, L. J., Lehrbuch der Klinischen Psychologie, Göttingen 1974.
- Rachman, S. u. Bergold, J. B., Verhaltenstherapie bei Phobien, München 1976.
- Reinecker, M., Selbstkontrolle, Salzburg 1978.
- Rimm, D. C. u. Masters, J. C., Behavior Therapy, New York 1974.
- Rodnik, F. H. u. Garnezy, N., An experimental approach to the study of motivation in schizophrenia, in: Jones, M. R. (ed.), *Nebraska symposium on motivation 1957*, Lincoln, Neb.: University of Nebraska Press, 1957, pp. 109-184.
- Rosenbaum, G., Stimulus generalization as a function of clinical anxiety, *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 1956, 53, 281-285.
- Rosenbaum, M., Stimulus generalization as a function of level of experimentally induced anxiety, *Journal of Experimental Psychology*, 1953, 45, 35-43.
- Schermer, F., Promotion (in Vorbereitung), Inst. f. Psychologie, Universität Würzburg 1982.
- Schulte, D. (Hrsg.), Diagnostik in der Verhaltenstherapie, München 1974.
- Schulte, D., Theoretische Grundlagen der Verhaltenstherapie, in: Pongratz, L. J., (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie*, Bd. 8/1, Klinische Psychologie, Göttingen 1978.
- Schröder-Naef, R., Schüler lernen Lernen, Weinheim 1974.
- Seligman, M. E. P. u. Maier, S. F., Failure to escape traumatic shock, *J. Exp. Psycho.*, 1967, 74, 1-9.
- Sloane, R. B. u. a., Psychotherapy versus Behavior Therapy, London 1975.
- Stiftung: Rehabilitation Heidelberg, Forschungsbericht, 1978.
- Szasz, Th. S., Geisteskrankheit — ein moderner Mythos, Olten und Freiburg 1972.
- Watson, D. u. Tharp, R., Einübung in Selbstkontrolle, München 1975.
- Wolpe, J., Praxis der Verhaltenstherapie, Bern 1972.

# Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention in der Behandlung von Störungen aus der Arbeitswelt\*

*Hildegund Heintl, Mainz, Hilarion Petzold, Düsseldorf*

## 1. Einleitung

In den langen Jahren unserer therapeutischen Zusammenarbeit, in der wir die am „Fritz Perls Institut für Integrative Therapie“ praktizierte und gelehrte Form integrativer Gestalttherapie und körperzentrierter Arbeit (Thymopraktik) entwickelt haben, war einer unserer Hauptverbindungsstücke die gemeinsame Reflexion der von uns durchgeführten Therapien. Neben dem gemeinsamen Praxisfeld, den Lehranalysen von Ausbildungskandidaten und Patienten der allgemeinen Psychotherapiepraxis, haben wir versucht, uns auch über unsere speziellen Arbeitsbereiche auszutauschen: der psychotherapeutischen Behandlung psychosomatischer Störungen, insbesondere des Stütz- und Bewegungssystems (*Heintl*) und der psychotherapeutischen Behandlung psychiatrischer Patienten, Suchtkranker und alter Menschen (*Petzold*).

Es ergaben sich zahlreiche Interessenschwerpunkte, mit denen wir uns beschäftigt haben: Methodik der Körperintervention, Entwicklung eines gruppenzentrierten Stils der Gestalttherapie, Supervisionstechnik, Behandlung früher Störungen usw. Ein Thema, über das wir immer wieder ins Gespräch kamen, weil es uns in der Arbeit mit unseren Patienten recht häufig begegnete, waren die „Störungen aus der Arbeitswelt“.

Störungen in der Arbeitswelt führen bei unterschiedlichster Klientel immer wieder zu psychosomatischen Beschwerden, Symptombildung, Neurotisierung. Im folgenden sollen deshalb einige gemeinsame Überlegungen zu diesem Thema mitgeteilt werden, sowie eine Reihe von Fallbeispielen aus unserer jeweiligen Praxis, die wir als exemplarisch ausgewählt und zusammen ausgewertet haben.

---

\* Aus: Integrative Therapie 1 (1980)

## 2. Die Bedeutung der Arbeit für die Identität des Menschen

Der Begriff der *Identität* ist ein zentrales Konzept moderner Psychotherapie (Petzold, Mathias 1982). Er selbst ist ein „moderner“ Begriff. In unserer Zeit geprägt, ist er auch Ausdruck unseres Verständnisses vom Menschen, Ausdruck davon, wie sich der Mensch in unserer Zeit zu verstehen und zu begreifen sucht. Die Literatur zum Konzept und Begriff der Identität wächst in einem kaum noch zu überschauenden Maße. Offenbar ist es um die Identität nicht gut bestellt, wenn so viel darüber gesagt und geschrieben werden muß (Erikson 1956; Krappmann 1972; Levita 1974 u. a.).

Menschliche Identität ist von Ambiguität gekennzeichnet (Merleau-Ponty, 1947), sie ist doppelgesichtig. Wir sehen sie in der Verschränkung von Innen und Außen, Individuellem und Gesellschaftlichem, Rollenzuschreibung und Verkörperung von Rollen. Ich gewinne Identität dadurch, daß ich mich in leibhaftigem Wahrnehmen und Handeln in der Zeit als der erkenne, der ich bin (*Identifikation*), und dadurch, daß mich die Menschen meines relevanten Kontextes als den identifizieren, als den sie mich sehen (*Identifizierung*), und zwar wiederum in der Zeit. Die Prozesse von Identifikation und Identifizierung finden in einer raumzeitlichen Konfiguration statt, im Schnittpunkt von Kontext und Kontinuum (Petzold 1980 a). Auf eine Formel gebracht, ist Identität (I) aufzufassen als „das Zusammenwirken von Leib (L) und Kontext (Kn) im Zeitkontinuum (Kt)“:

$$I = Kt (L, Kn).$$

Als Kontext wird das soziale und das ökologische Umfeld bezeichnet. In einem derartigen Konzept von Identität geschieht eine Verschränkung bzw. eine Synergie von individueller und gesellschaftlicher Verfaßtheit. Was als *Identifizierung* „von außen“ an den Menschen herangetragen wird, erfordert von seiner Seite *Identifikation* als Annahme „von innen her“. Konvergieren Identifizierung und Identifikation, so wird eine stabile, ausgewogene Identität möglich. Fallen sie auseinander, so entstehen Konflikte, Störungen der Identität.

Der Leib als gelebte Geschichte, als Leib in der Zeit, Ausdruck personaler Geschichtlichkeit, ist eingebunden in die Wirkungen des sozialen Kontextes, in „gemeinsame Geschichte“. Identität bedeutet, sich in Kontext und Kontinuum erleben, verstehen und handelnd verwirklichen.

Als heuristisches Modell, den Identitätsbegriff für die Praxis der Psychotherapie greifbarer zu machen, hat Petzold (1977; 1980 b) fünf

„Säulen des Supports“ unterschieden, fünf Stützen, die die Identität „tragen“ (Petzold, Mathias 1982):

### 2.1 Support in der Leiblichkeit

Der Leib als „Anfang und Ende meiner Existenz“ (Iljine 1965), als Grundlage allen Wahrnehmens und Handelns, als Ursprung aller Gefühle und Gedanken, als Ort der Zeit (V. v. Weizsäcker 1962) ist für die Identität der „tragende Pfeiler“ (Petzold 1982a). Seine Integrität, seine Gesundheit und Leistungsfähigkeit sind Voraussetzung und Garant eines klaren Identitätserlebens. Sein Abbau, seine Verletzung, sein Zerfall bedeuten Bedrohung der Identität. Sein Sterben bedeutet ihr Verlöschen. Einschränkung, Disziplinierung, Vernichtung der Identität geschieht am nachhaltigsten und wirksamsten durch die Disziplinierung, Bestrafung, Zerstörung des Leibes (Foucault 1976).

### 2.2. Support im sozialen Kontext

Der Leib, der Rollen verkörpert, steht im sozialen Kontext, der ihm verkörperbare Rollen zuschreibt. Das soziale Netzwerk, das „soziale Atom“ (Moreno 1947) ist für Identitätserleben konstitutiv. Die Erfahrung des „Ich bin“ ist ohne das „Du“ und das „Wir“ nicht möglich (Petzold 1982b, 53). *Identität wird im Kontakt, der immer Grenze und Berührung zugleich ist, konstituiert.* Sie ist immer Identität mit anderen und durch andere. Der Identitätsbegriff beinhaltet mit seiner zweiten tragenden Säule, der des sozialen Kontextes, Differenzierung und Verbundenheit zugleich, Koexistenz und Individualität, Einheit in der Vielfalt, Abgrenzung im Kontext und Eingebundensein in den Kontext, durch die die Erkennbarkeit und Unterscheidbarkeit eines Einzelnen in der Vielheit und zugleich die Konstituierung der Vielheit gewährleistet wird.

### 2.3. Support in Arbeit und Leistung

Stützend neben den ersten beiden Säulen finden sich weitere Pfeiler. In der Arbeit, in leibhaftigem Handeln, gestaltet der Mensch sein Leben und seine Umwelt. Er verwirklicht sich in seinem Tun. Das Geschaffene bietet ihm Identifikationsmöglichkeiten und dem Umfeld zugleich Möglichkeiten der Identifizierung. Seine Leistung steht nicht nur für ihn selbst da, sie wird gesehen, mit ihm in Zusammenhang gebracht. Gesellschaftlicher Kontext und Leiblichkeit artikulieren sich in Arbeit und Leistung. Der Verlust oder Entzug von Arbeitsmöglichkeit,

der Möglichkeit, Leistung zu vollbringen, bedeutet Einschränkung von Selbstverwirklichung, von sozialer Anerkennung, von materieller Sicherheit (Tatschmurat 1980; Großkurth 1979).

#### 2.4. Support durch materielle Sicherheit

Ökonomische Sicherheit und ökologisches Eingebundensein, Nahrung, Güter, Wohnung bilden nicht nur Stütze für die Säule der Leiblichkeit, sondern werden auch für die Identifizierungsmöglichkeiten des gesellschaftlichen Kontextes von großer Bedeutung. Materielle Unsicherheit wirkt sich für das Identitätserleben mindernd aus, Entzug materieller Stützung vermag Identität nachhaltig anzugreifen, wie die mit der Armut verbundenen Phänomene zeigen.

#### 2.5. Support durch Werte

Werthaltungen werden gesellschaftlich vermittelt, jedoch persönlich angenommen und verkörpert. Werte wirken als „gelebte Werte“. Die Säule der Werte kann, sofern sie kräftig gebaut und entwickelt wurde, für das Identitätserleben immense Tragskraft gewinnen. Die Säule der Werte kann die Identität noch tragen, wenn andere Säulen gestürzt oder geborsten sind. Bei Verlust leiblicher Integrität, gesellschaftlicher Ächtung, Entzug von Arbeit und materiellen Sicherheiten vermag sie noch Stütze zu geben, wenn sonst nichts mehr Bestand hat. Dies erweist sich häufig in Krankheit, Verfolgung, Diskriminierung, Armut, Alter und Sterben.

Die hier skizzierten Konzepte zum Identitätsbegriff weisen für die Pathogenese auf drei Perspektiven hin: *Störungen*, w. z. B. Konflikte zwischen Identifikation und Identifizierung, *Defizite* in der Entwicklung der Säulen des Supports, *Schädigung* bzw. Zerstörung einer oder mehrerer Stützpfeiler.

Wichtig scheint uns noch, darauf zu verweisen, daß die genannten Säulen im „sozialen Raum“ stehen — er hat die gesamte Menschheit als Horizont —, im ökologischen Umfeld (Kn) — es hat die Welt als Horizont —, und daß sie „in der Zeit“ (Kt) stehen, in einer jeweilig gegebenen Gegenwart, die die Vergangenheit und Zukunft als Horizont hat: hier und jetzt memorierte Vergangenheit bzw. fortwährende Geschichte und antizipierte Zukunft bzw. projizierter Zukunftsentwurf (vgl. Petzold 1980 c). Identität, wie sie sich in einem gegebenen Hier-und-Jetzt im Schnittpunkt von Kontext und Kontinuum manifestiert, hat immer *Zeit, Welt und Menschheit als Horizont*. Sie gliedert sich aus diesem sozialen und raumzeitlichen Hintergrund aus und bleibt

dennoch mit ihm verbunden: Figur und Hintergrund als Struktur raumzeitlicher Gleichordnung, voneinander geschieden und dennoch nicht voneinander zu trennen.

Der hier skizzierte Entwurf zu einer Theorie der Identität (Petzold, Mathias 1982) soll als Rahmen für unsere spezifischen Ausführungen zum Thema und für unsere Arbeit in der Praxis dienen.

### 3. Bemerkungen zur Bedeutung von Arbeit und Leistung für die Identität des Menschen

Die Erhaltung individuellen und kollektiven Lebens- bzw. Überlebens erfordert Arbeit, durch die Wohnung, Nahrung, Kleidung, Kulturgüter und Komfort beschafft und bereitgestellt werden. Der Arbeit kommt damit lebenserhaltende und kulturstiftende Bedeutung zu. Die Wurzeln menschlicher Kultur lassen sich u. a. auf den Gebrauch von Werkzeug zur Erleichterung lebenserhaltender Arbeit zurückführen. Arbeit stellt die materiellen Sicherheiten zur Verfügung, die die Grundlage des Lebensvollzugs bieten. Eine Reduktion der Arbeit auf Tätigkeiten, die der Beschaffung lebenserhaltender Güter dienen, aber wird ihrem Wesen nicht gerecht. Nicht nur das Faktum der Arbeit, auch ihr Vollzug, das „Wie“, ist von Bedeutung. Zielsetzung, Inhalt und Form sind im Konzept der Arbeit nicht voneinander zu trennen. Arbeit bedeutet Veränderung gegebener Situationen und Materialien, Verarbeitung, Umgestaltung, Neugestaltung. *Arbeit ist zugleich Prozeß der Integration und der Kreation.* Sie wurzelt in Notwendigkeiten, aber wird durch die Kraft der Gestaltung transzendiert. So sind im Begriff der Arbeit Lebenserhaltung und Lebensgestaltung gefaßt, Bewahrung von Identität und Verwirklichung, Bereicherung, Entfaltung von Identität.

In der Arbeit, sei es nun die der Hände oder des Kopfes, wirke ich formend auf meine Umwelt zurück, wird mir die Möglichkeit gegeben, mir Freiräume gegen die Einwirkungen der Umwelt zu schaffen, ein Stück *Freiheit* zu gewinnen, so lange es mir anheimgestellt bleibt, über Maß, Ablauf, Form meiner Arbeit zu entscheiden. Da es mein Leib ist, der Arbeit vollzieht und Leistung bringt, sollten diese jeweils *meine* sein, mir zugehörig, Ausdruck meiner selbst. Durch meine Arbeit stelle ich mich dar, werde ich gesehen. In meiner Arbeit identifiziere ich mein Handeln und wird mein Handeln identifizierbar. Wenn auf diese Weise das Geschaffene „ein Stück von mir“ wird, wird meine Identität reicher und voller. Das Geschaffene wird „Extension meiner selbst“, wie es im „künstlerischen Werk“, im „Meisterstück“, im „Lebenswerk“ besonders plastisch Ausdruck findet. Dadurch, daß Geschaffenes gesehen, bewertet, belohnt, bezahlt wird, erweist sich die Arbeit



nicht nur als *leiblich-subjektives Geschehen*, in dem körperlichem „Ausarbeiten“, körperlicher Funktionslust Raum gegeben wird, sondern auch als *gesellschaftliches Geschehen*. Arbeit ist wie alle Säulen der Identität und wie der Identitätsbegriff selbst doppelgesichtig. *Body subject* und *social body*, private und kollektive Werte, Gruppe und Individuum als soziales Netzwerk usw. sind jeweils gültige Aspekte einer Realität, die nicht auseinandergerissen werden dürfen. Arbeit als Konstituente persönlicher und sozialer Identität ist genau Ausdruck dieser Bezogenheit und Verschränkung und birgt damit in sich das Potential des Grundkonfliktes zwischen Identifikation und Identifizierung. Nur wenn ich Arbeit als meine ansehen kann, mich mit ihr identifizieren kann, trägt sie zur Selbstentdeckung und Selbstverwirklichung im Handeln bei. Muß ich eine zugeschriebene Arbeit leisten, die ich mir nicht zu eigen machen kann, die mir fremd ist, aufgezwungen, zu der ich keinen Bezug habe, so fehlt mir ein wesentliches, tragendes Element meiner Identität, oder mehr noch, werden Konflikt und Entfremdung in mich hineingetragen (Tatschmurat 1980; Großkurth 1979).

#### 4. Störungen durch die Arbeitssituation

Wenn Arbeit einerseits als subjektives, leibliches Handeln, andererseits als Selbstentdeckung und Selbstverwirklichung im subjektiven Handeln und schließlich als Handeln in sozialen Bezügen, als *Kooperation*, verstanden werden kann, so sind in diesen aufgewiesenen Bereichen auch die Ansatzpunkte für Störungen zu sehen.

##### 4.1. *Physische Überforderung*

Wenn eine Arbeitssituation so beschaffen ist, daß Arbeit über die Funktionslust des Körpers hinaus zur *Mühe* wird und über die Mühe hinaus den arbeitenden Leib angreift und zerstört, verwandelt sich ihre Qualität. Sie steht nicht mehr im Dienste der Selbsterhaltung und Selbstverwirklichung des Menschen, sondern sie beginnt ihn zu dominieren. An die Stelle der Befriedigung, der Befreiung und des Identitätserlebens durch Arbeit tritt das Gefühl der Überforderung, Unlust, des „Aufgefressenwerdens“, d. h. der Identitätseinbuße.

##### 4.2. *Psychische Überlastung*

Eine strikte Trennung physischer und psychischer Überbelastung ist nicht möglich, und so hat eine Unterscheidung nur heuristischen Wert. Physische Überforderungen zeigen sich in Erschöpfungsdepressionen,

Dysphorien und Mangel an Konzentration und seelischer Spannkraft. Sie wirken zurück in körperliches Befinden. Arbeit, die nicht anerkannt wird, die gering gewertet wird, deren Resultat verlorengelht, weil man in fragmentierten Produktionsprozessen steht (*Besems*, dieses Buch, S. 9ff), vermag nicht die psychische Befriedigung des „getanen Tagwerks“ zu vermitteln, die Freude am Geschaffenen, am Fertigen. Die *Entfremdung vom Produkt* durch Entzug des Produzierten, durch Stückelung oder mangelnde Anerkennung oder die Reduktion der Anerkennung auf finanzielle Entlohnung, die durch die Anonymität des bargeldlosen Zahlungsverkehrs den Bezug zum Geschaffenen nicht mehr erlebbar macht, verhindern die Möglichkeit, sich im Gestalteten zu erleben, das Geschaffene als Extension und Bereicherung der Identität zu erfahren. Die Arbeit wird *Sinn-los*.

Da Arbeit immer im sozialen Zusammenhang steht, als „Arbeit mit und für Menschen“, ist der „Sinn“ nicht nur und ausschließlich individualisiert zu verstehen. Auch der sich in Kooperation ausdrückende „Konsens“ (*Petzold 1978*) wird für das Identitätserleben wesentlich. Mit anderen Menschen zusammenarbeiten, gemeinsam sinnvolle Arbeit leisten, gibt mir nicht nur einen Platz im sozialen Gefüge, sondern auch das Erleben, daß ich „gebraucht werde“, etwas wert bin. Die Zerstörung des kooperativen Kontextes geschieht durch Vereinzelung der Arbeitsplätze (jeder arbeitet isoliert auf seinem Kontrollstand) oder durch Vermassung in der Arbeitssituation (Großraumbüros und Fließband), in der Kommunikation und Kooperation als personales Geschehen nicht mehr möglich werden, sondern Objektivierung eintritt; schließlich durch Akzeleration der Arbeitsabläufe in einem Maße, daß sich die arbeitenden Personen verdinglichen zu lebenden Maschinen und nur noch verdinglichte Arbeitsabläufe zwischen den Arbeitenden möglich werden (Akkord, Plansoll). So wird die identitätsstiftende Kooperation zerstört oder verhindert. Die *kommunikative Funktion der Arbeit* geht verloren oder kann nicht zum tragen kommen. Ihre Bedeutung jedoch ist immens.

Die Verhinderung von Identitätsentwicklung, die Reduzierung und Verkrüppelung von Identität durch entfremdete Arbeit, die sinnentleert, stereotyp, zerstückelt, vereinzelt, kommunikationslos, objektiviert ist, erweist sich in der Inhumanität zahlreicher Arbeitsplätze und manifestiert sich in den Erkrankungen der Menschen, die unter solchen Konditionen arbeiten müssen. Der gewaltsame Entzug von Arbeit durch Arbeitslosigkeit und den „erzwungenen Ruhestand“ (*Petzold 1979 b*, und dieses Buch S. 409ff) führt zu erheblichen Einbrüchen in der Identität. Das verfassungsmäßig garantierte „Recht auf Arbeit“ reduziert die Arbeit zu sehr auf die Funktion der Bereitstellung lebenser-

tender Güter und trägt ihrer identitätsstiftenden Wirksamkeit nicht genügend Rechnung. Der ersatzlose Entzug von Arbeit bei alten Menschen, der sie zum „alten Eisen“ macht, sie „auf's Abstellgleis schiebt“, macht dies deutlich. Die ältere Generation ohne Arbeit wird zur „abgeschobenen Generation“. Der damit verbundene Rollenverlust, Verlust an Kommunikation und Möglichkeiten der Selbstverwirklichung, der Identifikation und Identifizierung findet seinen deutlichen Niederschlag in den Identitätseinbußen, die von der Gesellschaft als „normale Altersinvolution“ gesehen werden, und in der „Multimorbidität“ und den zahlreichen psychischen Erkrankungen des Alters (Petzold, Bubolz 1979). Genau wie Kinder neurotisch und psychosomatisch erkranken können, wenn sie von ihrer Umgebung und ihren Bezugspersonen nicht genügend Zuwendung, Wertschätzung und Anerkennung erhalten, so können auch erwachsene und alte Menschen aus diesen Gründen krank werden. Die psychogenen Komponenten bei Erkrankungen im Alter müßten deshalb viel stärker berücksichtigt werden als dies bislang geschieht. Der erzwungene Entzug von Arbeit spielt hier eine nicht zu unterschätzende Rolle, — wird doch gerade im Erwachsenenalter ein Großteil von Achtung und Anerkennung aus der Arbeit gewonnen (vgl. Beispiel 4 und 5).

## 5. Integrative Gestalttherapie als leibtherapeutischer, soziotherapeutischer, agogischer und gestaltungsorientierter Ansatz der Intervention

Da die mit der Arbeit verbundenen Probleme im Bereich leiblichen Handelns, sozialer Kooperation und konkreter persönlicher und gemeinschaftlicher Gestaltung liegen — es wird etwas geschaffen, produziert —, erweist sich der integrative Ansatz der Gestalttherapie, wie er am „Fritz Perls Institut“ von uns in den vergangenen 10 Jahren entwickelt worden ist, als besonders geeignet, mit Störungen aus der Arbeitswelt umzugehen. Integrative Gestalttherapie ist leiborientiert (Heinl, Spiegel-Rösing 1978; Petzold 1977), ist soziotherapeutisch ausgerichtet, indem sie als Gruppen- und Milieuarbeit den jeweiligen relevanten sozialen Kontext einbezieht (Rahm 1979), und ist agogisch-gestaltungsorientiert durch die Einbeziehung kreativer Medien und konkreter Alltagshandlung (Petzold 1975) in die Intervention. Integrative Therapie ist immer kreative Therapie: „*There is no end to integration and there is no end to creation*“ (ibid.). Da mit dem Kopf, mit dem Herzen, mit den Händen gearbeitet wird (Pestalozzi), da Arbeit leibliches Geschehen ist, muß jeder therapeutische Zugang zu Störungen aus der Arbeitssituation die Leiblichkeit einbeziehen, sonst greift er zu

kurz. Ein Gleiches gilt für den Gestaltungs- und Kooperationsaspekt. Im letzteren erweitert sich die Perspektive und geht über den der psychotherapeutischen, leibtherapeutischen oder agogischen bzw. soziotherapeutischen *Intervention* hinaus und verweist auf die gesellschaftliche Bestimmtheit von Arbeit, auf Macht und Herrschaft. Gerade im Hinblick auf die Arbeit gilt der in der Integrativen Therapie grundlegende Satz: „Die Veränderung von Pathologie erfordert die Veränderung des pathogenen Umfeldes“ (Petzold 1979), und damit ist nicht nur der unmittelbare situative Kontext, sondern der gesamtgesellschaftliche Zusammenhang gemeint. Es ist damit auch die politische Verantwortung des Therapeuten und seine Verpflichtung zu politischer Bewußtheit und Aktion angesprochen. Ansonsten beschränkt er sich auf die „Reparatur“ von Schadstellen, auf „Einzelfallhilfe“, ohne daß er den Gesamtzusammenhang im Blick behält.

Es wird daher ein Bündel von Maßnahmen notwendig, die über spezifisch therapeutisches Vorgehen hinausgehen und die wir insgesamt mit dem Begriff „Intervention“ (Petzold 1979 a, 298-313; 1982c, 101) bezeichnen. Intervention kann definiert werden als „das Gesamt von Maßnahmen, die durch ihr Zusammenwirken (Synergie) eine Situation im Ganzen verändern“. Für den integrativen Ansatz unserer Arbeit können wir drei Globalziele der Intervention annehmen: Humanisierung der allgemeinen Lebensbedingungen, Gewährleistung der Integrität von Individuen, Gruppen und Lebensräumen, Gewährleistung von Selbstregulation und Selbstverwirklichung im Lebenskontext und -kontinuum.

Aus diesen *Globalzielen* lassen sich fünf *Richtziele* und Interventionsbereiche ableiten:

1. *Prophylaxe*, d. h. präventive Interventionen zur Verhinderung von Destruktion (Petzold 1980e);
2. *Erhaltung*, d. h. konservierende bzw. stabilisierende Interventionen zur Bewahrung von vorhandenem positivem Potential bzw. Bestand des personalen Systems;
3. *Restitution*, d. h. reparative bzw. rehabilitative Interventionen zur Restituierung geminderten oder gestörten Potentials bzw. Bestandes;
4. *Entwicklung*, d. h. evolutive Interventionen zur Entfaltung und Bereicherung des Potentials bzw. Bestandes des personalen Systems;
5. *Bewältigungshilfen* (coping), d. h. supportative Interventionen als Hilfen beim Umgang mit irreversiblen Störungen und Minderungen des Potentials;
6. *Repräsentation*, d. h. politische Interventionen zur Vertretung und Sicherung von Ansprüchen im gesellschaftlichen Kontext.

Ein derart umfassendes Interventionskonzept kann im Einzelfall nur selten verwirklicht werden, aber es muß als Horizont präsent bleiben und als Zielsetzung angestrebt werden. Es erfordert einen integrativen methodologischen Ansatz, die breite Ausrichtung des Therapeuten, interdisziplinäres Teamwork und die Kooperation der verschiedensten Sozialagenturen, Institutionen und Initiativen (Petzold 1980 d; 1982c, 103).

Wenn wir uns an dieser Stelle weitgehend auf die Praxis der therapeutischen Einzelarbeit beschränken, so deshalb, um „Komplexität zu reduzieren“, ohne dabei den skizzierten Hintergrund zu verlieren. Bei jeder konkreten Einzelsymptomatik, bei Erkrankungen, die durch Störungen im Arbeitsbereich ausgelöst wurden, müssen im Hintergrund die Bedingungen gesehen werden, die destruktive Arbeitssituationen schaffen und die mit therapeutischen Mitteln allein nicht mehr angegangen werden können, sondern die agogische und soziotherapeutische Interventionen, Solidarität und politisches Engagement erfordern.

Der integrative Ansatz der Gestalttherapie sieht die Entfremdung vom Leibe und die von der Arbeit als *gleich-erste* Ursachen von Pathologie, bei denen es müßig ist, nach Kausalbeziehungen zu suchen, die nur zu der paralyisierenden Frage „nach der Henne und dem Ei“ führen. Es gilt vielmehr eine *komplexe Awareness* für die Multikausalität von Identitätsstörungen, von Entfremdungserscheinungen zu entwickeln, und es gilt zu verhindern, daß in den therapeutischen Interventionen sich die Entfremdungsmechanismen reproduzieren, die wir zu bekämpfen suchen (Tatschmurat 1980). Auf diesen Aspekt werden wir in der konkreten Darstellung unserer Praxisfelder zurückkommen\*, z. B. in der Reflexion medizinisch-technischer Diagnostik.

## 6. Störungen durch die Arbeitssituation und ihre leiblichen Auswirkungen bei Patienten aus der orthopädischen Praxis

Die Orthopädie ist mehr als die meisten anderen medizinischen Teildisziplinen mit Störungen der Gesundheit, die aus der Arbeitswelt herühren, konfrontiert, und zwar in einer Weise, die es eigentlich von vornherein verbieten sollte, Intervention und Maßnahmen allein „am Patienten“ vorzunehmen. Um die vielfältigen, wechselwirkenden Bedingungen von Störungen aufzuspüren, die den arbeitenden Menschen in seiner Befindlichkeit und Arbeitsfähigkeit beeinträchtigen, ihn

---

\* vgl. auch die übrigen Arbeiten der Autoren sowie die Beiträge von Mitarbeitern des „Fritz Perls Instituts“ in diesem Band: Besems, Stuhr, Kehe, Huy.

beunruhigen, ängstigen und krank machen, genügt die medizinisch-technische Untersuchung nicht, sondern es bedarf einer differenzierten Analyse seiner Arbeitswelt.

In den letzten Jahrzehnten hat sich im Erscheinungsbild der durch die Arbeit bedingten Störungen, Funktionsbehinderungen und Erkrankungen des Stütz- und Bewegungssystems im Zuge der Industrialisierung und beruflichen Spezialisierung ein grundlegender Gestaltwandel vollzogen. Die traditionellen Handwerksberufe waren jedem Orthopäden in ihrer psychischen und physischen Belastung, ihrem charakteristischen Bewegungsablauf vertraut. Der Umgang mit dem Werkzeug, die konkreten Handlungen waren nachvollziehbar, und berufsspezifische Störfaktoren waren wohlbekannt und erkennbar. Heute aber, bei der unübersehbaren Zahl an spezialisierten Berufen und Arbeitsplätzen und ihrer ständigen Veränderung durch Rationalisierung und Mechanisierung der Arbeit, in der Maschine und Band das Bewegungsmuster und den Arbeitsrhythmus diktieren, wäre eine augenscheinliche Kenntnisnahme der Arbeitsweise durch den praktizierenden Orthopäden zwar dringend erforderlich. Das jedoch ist im Praxisalltag, besonders in den Ballungszentren der Industrie, nicht realisierbar.

Die Entfremdung des behandelnden Arztes von der Lebens- und Arbeitssituation seines Patienten engt den Verstehens- und Handlungsspielraum beträchtlich ein, ja verhindert vielfach adäquate Interventionen. Es schien mir (*Heinl*) deshalb notwendig, mir durch eine andere Methode als die der Arbeitsplatzbesichtigung ein möglichst genaues Bild von der Arbeitswelt meines Patienten machen zu können, um die krankmachenden Einwirkungen auf seinen Körper und spezifisch auf sein Stütz- und Bewegungssystem erkennen, einschätzen und beurteilen zu können. Ich wollte nicht nur den Arbeitsplatz als solchen, den Platz am Schreibtisch, im Büro, im Auto oder an der Maschine, sondern auch die Arbeitsweise mit ihren Dauerbelastungen und Bewegungsvollzügen kennenlernen, den Kraftaufwand verschiedener Qualität und Richtung, die Anzahl der mechanisierten Bewegungen, die einseitig, belastend und schädigend den Körper angreifen, bildhaft erfassen. Wir alle wissen, daß es sehr schwierig ist, komplexe Bewegungsgestalten verbal zu beschreiben und zu verstehen. Hinzu kommt, daß gerade sehr viele Betroffene, die Gastarbeiter nämlich, der deutschen Sprache wenig kundig sind. Ebenso wichtig ist es, die die Sinne belastenden Faktoren wie Lärm, Licht, Geruch und Hitze bzw. Kälte, vor allem aber seelische Belastungen unterschiedlicher Art (Konzentrationsbeanspruchung, Hetze, sozialer Druck), die den Menschen in seinem Arbeitsprozeß stören und krank machen können, zumindest im

Ansatz erfassen zu können, und zwar während der Untersuchung des Patienten in der orthopädischen Sprechstunde.

Man möchte meinen, daß es für den Patienten nicht schwierig sei, selbst herauszufinden, ob seine Beschwerden in einem ursächlichen Zusammenhang mit seiner Arbeit stehen, und wenn ja, auf welche Weise sie zustande gekommen sind; denn Arbeitsvollzug ist konkretes Handeln, spürbar, beobachtbar, nachvollziehbar und somit greifbar und be-greifbar. Es wäre ideal, wenn er sozusagen mit der fertigen Antwort auf die Frage nach der Genese zum Arzt kommen könnte, aber gerade diese Wechselbeziehungen zwischen Arbeit und körperlichen Beschwerden können häufig nicht hergestellt werden, und dies gilt sowohl für die Hand-arbeiten als auch die Kopf-arbeiten. Schmerzen, Funktionsstörungen u. ä. treten dann als *lokale* Krankheitserscheinung erst relativ spät ins Bewußtsein, nachdem die anfänglichen Erscheinungen nur als unbestimmtes Mißbefinden wahrgenommen wurden — „die Leute sind nicht so empfindlich“. Aber gerade diese mangelnde Sensibilität für Fehl- und Überbelastungen dokumentiert eine gesellschaftlich bestimmte Reifizierung des Leibes als *Arbeitsinstrument*, eine Entfremdung, die auch dazu führt, daß erst erhebliche Schädigungen eingetreten sein müssen, ehe der Arzt aufgesucht wird. Will man seine Intervention nicht auf symptomatische Behandlung begrenzen, so bedarf es nicht selten einer gemeinschaftlichen „Detektivarbeit“ von Patient und Arzt, um die vielfachen wechselwirkenden Faktoren aufzuschlüsseln.

Ich möchte auf unsere Ausgangsfrage zurückkommen: wie kann ich mir unter Berücksichtigung der eingegrenzten Möglichkeiten des Praxisbetriebes ein Bild vom Patienten in seinem Arbeitsfeld und von den für ihn relevanten Störfaktoren machen? Es ist dies die Frage nach einer optimalen Diagnostik, die drei konvergierende Aspekte umfassen muß:

1. das anamnestisch-diagnostische Gespräch zwischen Arzt und Patient,
2. die körperliche Untersuchung,
3. die medizinisch-technische Diagnostik.

Punkt 3 soll hier nicht näher behandelt werden, da für unsere Fragestellung vorausgesetzt wird, daß bei entsprechender Indikation die erforderliche medizinisch-technische Diagnostik als unerläßliches Instrument eingesetzt wird. Für die Punkte 1 und 2 gilt es, in einem relativ kurzen Zeitraum einen hohen Informationsstand zu erzielen, der dem Arzt ermöglicht, über die somatischen Befunde hinaus sozio-psycho-somatische Zusammenhänge ins Blickfeld zu rücken.

Wenn wir die eben genannten Aspekte näher untersuchen und hinterfragen, so kristallisieren sich zwei unterschiedliche Zielrichtungen heraus: einerseits richten wir unseren spezialistisch geschulten Blick und unsere diagnostisch-explorierenden Hände mit dem orthopädischen Erfahrungshintergrund und den technisch-diagnostischen Hilfsmitteln auf einen Teilbereich des menschlichen Körpers, das Stütz- und Bewegungssystem in seiner gestörten Funktion, um den Ort und die Art der Störung zu analysieren und zu rekonstruieren als Grundlage für den Entwurf eines entsprechenden Behandlungskonzeptes, durch das die Störung beseitigt werden soll. Andererseits wollen wir unsere Wahrnehmung auf den ganzen Menschen in seinem Kontext, seine Arbeits- und Lebenswelt und seine gestörte Beziehung zu ihr, richten. Unser Ziel ist, an dem, was der Patient uns zeigt, an seinem Erscheinungsbild, dem offensichtlichen Verhalten, Bewegung, Sprache, Mimik und Gestik, seinen Gefühlen, Vorstellungen und Gedanken und seinem Verhalten in der Untersuchungssituation die leiblich-seelischen Strukturen zu erfassen, die in der Begegnung zwischen Arzt und Patient hier und jetzt in den Vordergrund treten.

In den beschriebenen Betrachtungsweisen erkennen wir zwei grundsätzlich unterschiedliche methodische Ansätze der medizinischen Praxis und Forschung:

1. der analytisch-naturwissenschaftliche Ansatz,
2. der phänomenologisch-strukturelle, d. h. ganzheitliche Ansatz.

Die naturwissenschaftliche Medizin macht den Menschen zum *Objekt*, sie zerlegt ihn in Teile, um die Teilbereiche zu analysieren, sie wieder zu rekonstruieren, die gewonnenen Kenntnisse zu verallgemeinern und zur Beurteilungsgrundlage von Norm und Abweichung, Gesundheit und Krankheit und damit ihres therapeutischen Handelns zu machen.

Die Reduktion des Menschen in seiner Leiblichkeit auf seinen Körper als Objekt, die Herausnahme eines Teilbereiches aus dem lebendigen Gesamtgefüge kann nur einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit des Menschen darstellen. Darin liegt die Begrenzung der Methode; denn das lebendige Ganze, der Organismus, der Mensch als Leibsubjekt ist mehr und etwas anderes als die Summe seiner Teile.

Der phänomenologisch-strukturelle Ansatz versucht, den kranken Menschen als Subjekt in seiner Lebenswelt, in der gestörten Beziehung des Leibes zum Kontext und des Leibes zu sich selbst zu erfassen und zu verstehen, um darauf aufbauend Wege zur Heilung zu finden, die zwischen Arzt und Patient gemeinsam erarbeitet werden. Eine solche Diagnostik ist nicht objektivierend, sie geht nicht nur „von außen“ an den Patienten heran, sondern sie bezieht das ein, was der Patient selbst



über sich sagt, beinhaltet das, was im Hier-und-Jetzt der zwischenmenschlichen Situation zwischen Arzt und Patient geschieht, und beinhaltet auch das, was der Arzt bei sich in der Begegnung mit dem Patienten erlebt. Die so gewonnene Information schafft einen Gesamtzusammenhang, in dem allein technisch-diagnostische Daten erst adäquat eingesetzt werden können.

In den beiden diagnostischen Zugängen wird das Dilemma deutlich, in dem der Arzt täglich steht, denn beiden Ansätzen liegt ein grundsätzlich unterschiedliches Verständnis von Krankheit und Gesundheit, ein divergierendes Bild vom Menschen und von der Welt zugrunde. Der erste Zugang wurde von *Newton* und *Descartes* geprägt, der andere von den Ansätzen der modernen Physik, insbesondere der Relativitäts- und Quantentheorie und der sich daraus ergebenden Feld- und Zeittheorie (C. F. v. *Weizsäcker*, *K. Müller*, u. a.) sowie von der existentialistischen und phänomenologischen Philosophie (*E. Husserl*, *M. Merleau-Ponty*, *G. Marcel*, *A. Schütz*, u. a.).

Die Erfolge der naturwissenschaftlichen Medizin sind unbestritten, und wir wollen und können auf sie nicht verzichten. Sie aber zur alleinigen Grundlage und Sichtweise unseres Handelns zu machen, ist nicht mehr zu verantworten, denn welche Auswirkungen die konsequente Anwendung ihrer Denkkategorien hat, wird deutlich an der Situation technologischer Großkrankenhäuser und der darin sterbenden Menschen, die in illusionärem, immer von neuem genährten Glauben und Hoffnung auf ewigen Fortschritt beziehungslos, in Vereinsamung und Entfremdung, aber von Technik umgeben, der Realität des Leidens und des Todes hilflos und unvorbereitet gegenüberstehen (*Petzold* 1982d). Hier zeigt sich im Extrem und in aller Schärfe, was sich weniger hart ausgeprägt, doch bei genauem Hinsehen deutlich erkennbar, im Alltag vieler Praxen, insbesondere der technisch „optimal durchrationalisierten“, findet. In Settings, in denen der Arzt im Minutenrhythmus den Patientenstrom „durchschleust“, wird das intersubjektive Moment im Verhältnis zwischen Arzt und Patient ausgelöscht. Aber auch wo der „Zwang der Zeit“ nicht in dieser Weise zum Tragen kommt, wirft die Verbindung technischer und intersubjektiver Diagnostik Probleme auf.

Wie sollen wir nun, wenn wir unserem Anspruch genügen wollen, die beiden widersprüchlichen Methoden in unserer Wahrnehmung, Beobachtung, in unserem Denken und Handeln verbinden? Aus meiner Erfahrung ist es grundsätzlich möglich, hier einen Weg zu finden, wenn auch manchmal schwierig und verwirrend; dann nämlich, wenn der Arzt sich über den theoretischen Hintergrund der naturwissenschaftlichen Medizin und die logisch konsequenten Auswirkungen des

rationalen, positivistisch-materialistischen und funktionalen Determinismus auf den Menschen und seine Lebenswelt bewußt geworden ist. Wenn er sich auf dem Hintergrund einer solchen „komplexen Bewußtheit“ entschlossen hat, technische Diagnostik nur als *ein* wirksames Instrument im Gesamtkonzept intersubjektiven ärztlichen Handelns zu sehen und einzusetzen, dann, meine ich, hat er den wichtigsten Schritt getan, der ihm die Möglichkeit eröffnet, einen ganzheitlichen Ansatz in der Medizin zu verwirklichen. Er verhindert damit die Reproduktion der krankmachenden Strukturen, wie sie sich z. B. in der Arbeitswelt häufig finden, im Rahmen seiner eigenen Praxis, die doch darauf gerichtet sein sollte, derartige Strukturen zu bekämpfen. Er trägt mit einem intersubjektiven Vorgehen, das phänomenologisch-strukturell den Menschen im Kontext sieht, auch zu einer Veränderung der Bewußtheit des Patienten bei. Nur so kann er auch die Möglichkeit für den Patienten schaffen, die Illusion der Hoffnung auf die „Allmacht der Medizin“ aufzugeben und eine realistische Einstellung zu ihr und zu seinem Leben zu gewinnen, die ihm allein ermöglicht, eine „gesunde“ Lebensführung anzustreben, eine Lebensführung, in der es darum geht, der Entfremdung vom Leibe, von den Mitmenschen, von der Arbeit entgegenzuwirken. Für den Arzt bedeutet das auch, sich mit seinen eigenen Allmachtsphantasien, Todesängsten und Fortschrittshoffnungen auseinanderzusetzen, seine Betroffenheit über Leid und Leiden nicht technologisch oder mit Praxisbetriebsamkeit zuzudecken, sondern in partieller Teilnahme, in rechter Regulation von Nähe und Distanz mit dem jeweiligen Patienten einen gemeinsamen Standort, eine spezifische Beziehung zu finden (Petzold 1981).

So, wie wir gelernt haben, in naturwissenschaftlichen Kategorien zu denken, wahrzunehmen und konkret zu handeln, so können wir auch lernen, Phänomene, die auf seelische Strukturen weisen, wahrzunehmen und in ihrem lebensgeschichtlichen Bedeutungszusammenhang und jeweiligen Lebenskontext herauszuarbeiten. Für diesen Zugang habe ich als Methode den integrativen Ansatz der Gestalttherapie gewählt, der wie kein anderes psychotherapeutisches Verfahren mit seinem phänomenologisch-strukturellen Ansatz, dem Hier-und-Jetzt-Prinzip, den Gestaltgesetzen der Wahrnehmung, der Ganzheits- und Kontextbetrachtung (Feldtheorie) und vor allem der bedeutenden Rolle, die er dem Leib beimißt, für die Verwirklichung meiner Ziele in der orthopädischen Praxis geeignet ist. Für den Gestaltansatz gibt es nicht mehr das „Symptom an sich“, keine „isolierte Störung“, sondern nur noch Dysfunktion in einem Kontext und in einem idealiter sich optimal selbst steuernden System, dem menschlichen Organismus. Die „objektiven Daten“ erhalten nur *Sinn* im subjektiven bzw. intersubjektiven

Kontext. Die medizinisch-technischen Fakten gewinnen nur Bedeutung im Hinblick auf die Lebenssituation des Patienten und die Arzt-Patient-Beziehung. Die somatische, emotionale, kognitive und soziale Realität des Patienten im Hier-und-Jetzt der Untersuchungssituation und darüber hinausgehend im zeitlichen Kontinuum seines Lebens, und das heißt *seine Identität*, stehen im Zentrum.

Bewußt muß man sich bleiben, daß man in der Behandlungssituation mit dem Patienten in einem Kontext und Kontinuum steht. Wir stehen in *einer* Szene, da das Hier-und-Jetzt der Behandlungssituation unser gemeinsamer „Lebensraum zur gegebenen Zeit“ (*Lewin*) ist. Wird diese Realität bewußt wahrgenommen, so wird eine Objektivierung des Patienten nicht mehr möglich, und es entgeht auch der Arzt der Gefahr der „Selbst-Objektivierung“, der er ausgesetzt ist, wenn er nur noch mit Karteikarten, Krankengeschichten und Fällen und nicht mehr mit konkreten Menschen umgeht.

## 7. Prozessuale Diagnostik

Die wichtigste Quelle für Informationen *über* den Patienten ist der Patient selbst. Von diesem Axiom ausgehend stellt sich die Frage: wie kann ich mir diese Quelle erschließbar machen, um die wichtigsten Informationen rasch und übersichtlich verfügbar zu haben? Schon in dieser Frage liegt wieder das Dilemma objektivierender Diagnostik. Nach welchem Raster sollen wir ordnen? Welche Daten sind von Bedeutung? Können wir die vom Klienten gegebenen Informationen in ihrer Wertigkeit überhaupt richtig einschätzen oder nur entschlüsseln? Welcher Stellenwert kommt den „objektiven Daten“ im Hinblick auf die Gesamtsituation des Klienten zu? Wie können wir die Sprache des Kranken verstehen, die Sprache seiner verbalen Äußerung und seines Körpers?

Es gilt die Syntax der gesamten Situation, des Kontextes, des Verlaufs zu entschlüsseln. Das geschieht dadurch, daß wir „objektive“ Daten und subjektive Aussagen in einen intersubjektiven Rahmen stellen, d. h. die Information über körperliche Funktionsabläufe mit den Informationen aus dem Erleben des Klienten und der gemeinsamen Thematisierung dieses Erlebens zusammenzustellen und im Prozeß zu verstehen: prozessuale Diagnostik (*Petzold 1977*).

In den Jahren des Experimentierens in der Praxis habe ich folgende Vorgehensweise entwickelt, die sich im medizinischen Alltag bewährt hat: Jeder Patient — außer Unfallverletzten, bei denen kein Zweifel am diagnostisch-therapeutischen Vorgehen aufkommt — erhält einen Fragebogen, den ich auf die Belange der orthopädischen Praxis und mei-

ner speziellen Fragestellung zugeschnitten habe. Der Fragebogen wird dem Patienten mit der Erklärung übergeben, daß es für *ihn* wichtig sei, diesen genau auszufüllen, weil er dadurch bei der Krankheitserkennung mithelfe. Er solle sich beim Ausfüllen Zeit lassen. Der Fragebogen enthält auf zwei Seiten Items, die in der Beantwortung (ja/nein) anzukreuzen sind. Inhaltlich ist in diesem Zusammenhang vielleicht nur wichtig, daß die Fragenkomplexe der Beschwerde- und Schmerzanalyse so angeordnet sind, daß ich sie mit einem Blick der entsprechenden Erkrankungsgruppe zuordnen kann. Ferner enthält er für den Orthopäden wichtige Fragen zur Vorgeschichte, Gesundheitszustand, Risikofaktoren, zur Arbeitssituation, Hobby und Sport und zur sozialen Situation des Patienten.

Für unseren Zusammenhang geben die Fragen zur vegetativen Symptomatik wichtige Hinweise. Bewährt hat sich nach meiner Beobachtung, daß der Patient auf eine Umrißzeichnung des menschlichen Körpers von der Rückseite und der Vorderseite seine Schmerzlokalisation und Ausbreitung „einzeichnet“. Die bildhafte Darstellung seiner Beschwerden bringt ihn in besseren Kontakt zu sich und seinem Körper und schafft etwas Distanz zu den Beschwerden, indem er schon vor dem ersten direkten Kontakt mit mir zum Mitarbeiter im diagnostischen Prozeß wird.

Das Echo auf den Fragebogen ist in der Regel sehr positiv. Die Fragen sind allgemein verständlich und vermitteln nicht das Gefühl des Ausgefragt-werdens. Im Gegenteil, die Patienten fühlen sich ernst und wichtig genommen. Ängste und Gefühle der Abhängigkeit werden abgebaut, und es wird mir ein gewisser Vertrauensvorschuß gegeben. Für mich bedeutet der Fragebogen eine wesentliche Entlastung von zwar notwendiger, aber zeitraubender und ermüdender Dokumentation. Ich erhalte mit einem Blick eine diagnostische Groborientierung und kann meine volle Aufmerksamkeit dem Gespräch mit dem Patienten zuwenden, der seinerseits durch die differenzierten Fragen zu seinen Beschwerden sich ernst genommen fühlt, über seine Empfindungen und Beobachtungen größere Klarheit gewinnen kann und Anknüpfungspunkte für das Gespräch mit mir findet.

An die Stelle einer einseitig vom Arzt bestimmten Exploration tritt ein „dialogisches Interview“, in dem die Frage, in welchem Zusammenhang er seine Krankheit sieht, besonders bedeutsam wird. Es wird sowohl somatischen als auch seelischen Aspekten Aufmerksamkeit geschenkt. Besonders bei Uneindeutigkeiten und *Unschärfen* im somatischen Befund richtet sich meine erhöhte Aufmerksamkeit auf das Erscheinen seelischer Strukturen, wie sie sich in Mimik, Gestik, charakteristischen Haltungs- und Bewegungsmustern, Kontaktverhalten, Ge-

samtausdruck, Sprache, Stimmrhythmus und Intonation, vegetativen Begleitreaktionen zu Gesprächsinhalten und Nebenbei-Aussagen artikulieren. Wichtig sind auch die körperlichen Begleitreaktionen und Verhaltensweisen, die auf meine Berührung während der körperlichen Untersuchung erfolgen, z. B. Erröten, Erblassen, Gänsehaut, Muskelverspannungen, Veränderungen des Atemmusters, Angst/Fluchtreaktion, Zittern, Ausweichen oder Hinwenden. Diese „*Sprache des Körpers*“ (Argyle 1980), die dem Patienten häufig unbewußt bleibt, ist eine wichtige Informationsquelle und es ist nur eine Frage der Prägnanz und der Indikation, ob und wann, wie und bei welchem Symptom ich den Zugang zu den „verborgenen Strukturen“ suche, d. h. die Bedeutungszusammenhänge gemeinsam mit dem Patienten zu dekodieren versuche.

Es handelt sich um ein *Procedere*, in dem diagnostische und therapeutische Intervention konvergieren. Durch den intersubjektiven Ansatz, der die Objektivierung des Patienten ausschließt, wird das diagnostische Geschehen eingebettet in eine wechselseitige Beziehung bzw. in Übertragungs- und Gegenübertragungskonfigurationen. Diagnostik läßt die jeweils betrachtete Realität nicht unberührt. Sie wird damit in jedem Fall „Intervention“. Ein solches „theragnostisches“ Verfahren ist darauf zentriert, das „Konfliktfeld“ zu erfassen, die „Konfliktkerne“ aufzufinden, die jeweils relevante Konfliktkonstellation deutlich werden zu lassen; nicht mit dem Ziel der etikettierenden Festschreibung, sondern des Verstehens und Begreifens „im Prozeß“. „Prozessuale Diagnostik“ wird damit mehr als ein methodisches Konzept zur verlaufsorientierten Erhebung von Daten und Fakten, sie wird „*cooperative effort*“ (Moreno 1934), ein intersubjektives Unterfangen.

## 8. Fokaldiagnose und Fokalintervention

Das Konzept der Fokaldiagnose und Fokalintervention wurde als methodischer Ansatz innerhalb einer prozessualen Diagnostik als Verfahren für Erstinterviews und Erstuntersuchungen an unserem Institut entwickelt, um Prozesse in ihrem Verlauf zu erfassen und ihre Prägnanztendenzen zu erkennen oder, wo erforderlich, herauszuarbeiten. Es geht nicht um das Resultat einer festgeschriebenen Diagnose, sondern um das ganzheitliche Erfassen von Abläufen. Die Vielzahl der im Fokalinterview erfaßten Daten und Eindrücke bleibt keine summative Aneinanderreihung, sondern ermöglichen das „gestalthafte“ Erfassen komplexer Wirklichkeit. Die Gesamtheit der Aspekte und Sichtweisen ist mehr und etwas anderes als ihre Summe. Dieses *Synopse-Prinzip* ist grundlegend für fokale Diagnostik. Ausgangspunkt ist: „das Offen-

sichtliche zu sehen“ (Perls 1980), bei den Phänomenen anzusetzen, um von ihnen zu den Strukturen zu kommen. Es wird angenommen, daß in jedem *Hier-und-Jetzt* die Strukturen, die Szenen des *Dort-und-Dann* „anwesend“ sind und erkannt werden können. Der Leib und das Gedächtnis werden als Reservoir derartiger Strukturen bzw. Szenen aufgefaßt, wobei wir unter „Struktur“ das Gesamt von Elementen und Prozessen verstehen, die *in der Zeit* eine überdauernde und an unterschiedlichen Stellen des Zeitkontinuums als *homolog* identifizierbare Charakteristik haben.

In der therapeutischen Situation können auf diese Weise Erlebnis-, Handlungs- und Interaktionsstrukturen des Alltags aufgefunden und ggf. modifiziert werden. Durch die Fokussierung der „Awareness“ wird relevantes Material der memorierten Vergangenheit oder antizipierten Zukunft „gegenwärtig gesetzt“ und erlebnishaft verdichtet. Imaginations- und Visualisierungstechniken und die gestalttherapeutischen Verfahren der Erlebniszentrierung dienen uns hier als Instrumente. Jede Evokation von konflikthaften *Dort-und-Dann*-Situationen ermöglicht dem Patienten eine Distanznahme von oder Identifikation mit dem Geschehen, so daß in der prozessualen Diagnostik therapeutische Elemente der Verarbeitung und Integration zum Tragen kommen. Die folgenden Beispiele aus der orthopädischen und psychotherapeutischen Praxis sollen dies verdeutlichen.

## 9. Fallbeispiele aus der orthopädischen Praxis

### Fallbeispiel 1: Rekonstruktion der Situation am Arbeitsplatz

Eine 40-jährige Frau, Kassiererin in einem Supermarkt, klagt seit Monaten über therapieresistente, ziehende Schmerzen an der Innenseite des linken Oberschenkels. Betroffen ist die Muskelgruppe mit ihren Sehnenansätzen, die das Bein an den Körper heranführt (Tendomyose der Adduktorenmuskeln). Die orthopädische Untersuchung ergibt keine Hinweise für die Entstehungsursache der schmerzhaften Funktionsstörung dieser isolierten Muskelgruppe. Die Patientin weiß auch keine Erklärung für die Beschwerden, die ganz allmählich angefangen haben. In der Regel sind Beschwerden dieser Art eine Folge einer chronischen Überlastung, zumeist am Arbeitsplatz. Eine Arbeitsplatzbeschreibung führt uns nicht weiter. Die Patientin gibt an, sie sitze an der Kasse wie all ihre anderen Kolleginnen. Ich will mir aber doch selbst ein Bild davon machen, *wie* sie sitzt. Um die Situation so realistisch wie möglich zu gestalten, verwende ich hierzu eine Aufwärmtechnik aus der Gestalttherapie zur Einstimmung auf die Arbeitssituation.

T.: „Stellen Sie sich vor, es ist ein Arbeitstag, wie jeder andere. Sie verlassen wie jeden Morgen Ihr Haus und gehen zur Arbeit. Sie betreten jetzt den Supermarkt und gehen zu Ihrem Arbeitsplatz. Nehmen Sie sich einen Stuhl hier (im Untersuchungszimmer stehen mehrere in der Sitzhöhe verstellbare Stühle) und richten Sie ihn so ein, wie an Ihrem Arbeitsplatz. Überprüfen Sie, ob es so stimmt. Wo ist Ihre Kasse? Wo läuft die Ware durch?“

Die Patientin geht auf meine Interventionen ein, hat sich den Stuhl gerichtet, setzt sich darauf und beginnt die gewohnten Arbeitsbewegungen. Sie tippt mit der rechten Hand die Kasse und schiebt mit der linken die Ware durch. Und jetzt sehe ich den schmerzauslösenden Störfaktor in diesem Arbeits/Bewegungsablauf: die Patientin hat *zu kurze Beine*, sie erreicht nur mit den Zehenspitzen den Boden. Während sie die Ware mit der linken Hand durchschiebt — und wieviele Zentner sind das pro Tag? — müssen die Adduktoren Muskeln des linken Beines den Druck auffangen, der beim Warendurchschub auf den Körper einwirkt, da die Füße sich nicht aufstützen können. Die Gegenprobe erweist die Richtigkeit der Annahme: wenn ich der linken Hand (anstelle der Ware) in Richtung des Warenschubs Widerstand leiste, treten die Schmerzen im Bein auf.

Ein Holzschemel unter die Füße und eine Wärmebehandlung der Muskeln befreien die Patientin von ihren Schmerzen. Mit Hilfe dieser einfachen Technik zur Darstellung der Arbeitsplatzsituation durch Visualisierung und szenische Rekonstruktion konnte das Mißverhältnis zwischen Arbeitsplatzgestalt und Körpergestalt aufgedeckt und durch eine einfache Maßnahme behoben werden.

## **Fallbeispiel 2: Szenische Konkretisierung internalisierter Arbeitsabläufe**

Wie stark die Wirkung der Arbeit auf den Körper ist und als Leiberfahrung bis ins hohe Alter hineinwirkt, zeigt folgendes Beispiel: Eine 76-jährige Frau klagt über seit Jahren bestehende Schmerzen in beiden Beinen, besonders rechts, und, *fügt sie hinzu*, so lange sie denke könne, habe sie das *Empfinden*, daß die ganze rechte Körperhälfte überlastet sei; sie sei aber in Wirklichkeit gar nicht überlastet, denn sie versorge ihren kleinen Rentnerhaushalt mit ihrem Mann gemeinsam. Bei der nun folgenden körperlichen Untersuchung, die im Gehen, Stehen und Liegen erfolgt, stelle ich fest, daß der rechte Fuß und das Bein *tatsächlich* mehr Folgeerscheinungen einer chronischen statischen Überlastung zeigen, als der linke im Sinne von Senk-Spreizfußbildung und chronischen Stauerscheinungen bei Krampfadernbildung. Die rechte Großzehe zeigt eine Stellungsveränderung, eine Abweichung nach au-

ßen (Hallux valgus), die linke nicht. An den oberen Gliedmaßen finden sich keine auffälligen Veränderungen, keine Seitendifferenz, kein Hinweis für eine somatische Halbseitenstörung. Mein Interesse ist geweckt. Was hat es für eine Bewandnis mit dem Empfinden der Überlastung? Diese Gedanken gehen mir während der Untersuchung durch den Kopf. Ich will mehr wissen. Wie finde ich den emotionalen Zugang zu der alten Frau, damit sie sich mehr öffnet?

An der Sprachfärbung höre ich, daß sie aus Nordböhmen stammt, sie ist also Flüchtling. Ich spreche die verlorene Heimat an. Erstaunen bei ihr, Wärme und Kontakt. Ich versuche über die *Geschichte ihrer Arbeit* ins Gespräch zu kommen. Sie berichtet. Ihre Stimme ist bewegt. Als Kind armer Wäldler sammelt sie Holz und Beeren. Mit knapp vierzehn Jahren muß sie in die Stadt, um ihr Brot selbst zu verdienen. Sie tritt als Arbeiterin in eine Spinnerei ein und steht 30 Jahre, bis zu ihrer Flucht, an der gleichen Spule. Nach ihrer Flucht hat sie keine Arbeit mehr aufgenommen. Auf meine Frage, ob sie sich noch vorstellen könne, wie sie an der Maschine standen und gearbeitet habe, und ob sie mir das zeigen wolle, bejaht sie. Die alte Frau, deren Körper von der Arbeit gezeichnet ist, stellt sich in den Raum, immer noch entkleidet, und „beginnt ihre Arbeit“. Ich sehe, *wie* sie an der Spule steht: das rechte Bein ist Standbein, das Großzehengrundgelenk (hier die Abweichung der Großzehe) ist Drehpunkt von leichten vertikalen Spiralbewegungen, die den ganzen Körper erfassen, mit leichter Neigung des Rumpfes nach rechts; der rechte Arm, der den Faden führt, ist zur Horizontalen erhoben, der linke wird tiefer gehalten, der ganze Körper scheint sich den Bewegungen der Spule und ihrem Rhythmus anzupassen, und der rechte Fuß sucht mit dauerndem Muskelspiel, mit Heben und Senken des Fußinnenrandes und der Großzehe den Stand abzusichern.

Ich sehe Betroffenheit bei ihr über die Frische der Erinnerungen, und wir sprechen über das Erlebte und die möglichen Zusammenhänge ihrer körperlichen Schmerzen. Dann erfolgt eine Verordnung von Wärmebehandlungen und Massagen. Sie waren vordem schon vom Hausarzt verordnet, aber ohne Wirkung geblieben. Nach wenigen Behandlungen kommt sie, um sich zu bedanken. Sie ist beschwerdefrei. Ob nun endlich, im hohen Alter, die an ihrem Körper erlebte Arbeitslast von ihr gegliedert war? Zwei Jahre später kommt sie wieder mit leichten Beschwerden, die rasch abklingen.

### *Interpretative Analyse*

Das diagnostische Procedere erfolgte zunächst mit einer Bestandsaufnahme „objektiver“ somatischer Fakten. Diese wurden durch den intersubjektiven Ansatz im Gespräch auf den Lebenszusammenhang



bezogen. Die Patientin fühlte sich in ihren Beschwerden ernst genommen und erlebte ein Interesse für ihre Person, nicht nur eine Ausrichtung auf ihr Symptom. Das Aufgreifen des lebensgeschichtlichen Kontextes bringt sie mit ihrem Lebenskontinuum in Kontakt. Sie kann sich mitteilen und fühlt sich verstanden. Durch szenische Konkretisierung werden die im „Körpergedächtnis“ verankerten Bewegungsabläufe aus dem Arbeitsprozeß gegenwärtig gesetzt. Die Patientin erkennt mit Betroffenheit die Last der Arbeit, die sie so viele Jahre getragen hat. Sie erlebt auch, daß dies Vergangenheit ist, die ihr gegenwärtiges Leben nicht mehr beeinflussen kann. Die verstehende und akzeptierende Haltung der Ärztin fügt sich zu Gefühlen der Versöhnung und Befreiung. Auf diesem Hintergrund können die Maßnahmen der physikalischen Therapie, die vorher erfolglos geblieben waren, wirksam werden. Die Reaktualisierung der internalisierten Arbeitsbewegung in der geschilderten Plastizität ist ein Phänomen, das wir bei der Gegenwärtigsetzung in Fokaldiagnose und Fokalintervention wieder und wieder finden, und zwar nicht nur bei über Jahrzehnte hin internalisierten Bewegungsabläufen, wie im vorliegenden Beispiel, wo sogar der reale Körper durch die Maschine geprägt wurde, sondern auch bei isolierten Ereignissen mit nachhaltiger Wirkung.

Die Dauer der gesamten Untersuchung und Intervention hat 30 Minuten im normalen Sprechstundenbetrieb in Anspruch genommen.

### Fallbeispiel 3: „Übertragung“ auf die Maschine

Das dritte Beispiel verdeutlicht, wie Arbeitssituationen, z. B. Arbeit an der Maschine, alte Arbeitserfahrungen evozieren können, so daß diese auf die gegenwärtige Situation übertragen werden und so in wechselwirksamer Verstärkung ein *circulus vitiosus* entsteht, dem der Patient durch Krankheit zu entkommen versucht.

Eine junge Frau, 33 Jahre, verheiratet, 1 Kind, klagt seit 5 Monaten über Kreuzschmerzen mit Ausstrahlung in das linke Gesäß und den Oberschenkel. Sie wurde mir von ihrem Hausarzt überwiesen, nachdem die Beschwerden trotz einer längeren Injektionsbehandlung und physikalischer Therapie unvermindert anhielten.

Die orthopädische Untersuchung ergab schmerzhafte Sehnenansätze und Muskelverspannung in dem geklagten Bereich bei einer leichten Fehlstatik der Lendenwirbelsäule. Die Intensität der Beschwerden stehen in keiner Relation zum „objektiven Befund“. Aber die Patientin *leidet wirklich*. Sie wirkt beunruhigt und verängstigt. Im Hinblick auf die diagnostischen „Fakten“ liegt eine *Befundunschärfe* vor. Nach der Arbeitssituation befragt, steigert sich ihre Unruhe. Während sie spricht, führen die Hände, deren unruhiges Fingerspiel mir schon auf-

gefallen war, ununterbrochen Greifbewegungen aus, als seien sie auf der Suche, etwas anzufassen, etwas zu tun. Die Patientin arbeitet als Näherin in einem großen Betrieb im *Akkord*. Sie fertigt immer die gleichen Einzelteile mit mehreren Frauen in einem Raum, in dem sie ganz vorne sitzt und deshalb keinen Kontakt hat. Sie fühlt sich ausgeschlossen. Sie berichtet mir, sie habe niemanden, mit dem sie sich aussprechen könne. Ihren Mann wolle sie nicht mit diesen Dingen belasten. Wenn sie sich an die Maschine setze, habe sie das Gefühl, als ob diese sie auffordere, immer noch schneller und schneller zu arbeiten. Sie zeigt mir, wie sie am Arbeitsplatz sitzt. Ich sehe sie: gespannt, den Oberkörper nach vorn geneigt, die Schultern hochgezogen, die linke Gesäßhälfte mehr belastet als die rechte, wie gehetzt pausenlos die Teile unter der Nadel bewegend.

Was ich gesehen habe, genügt mir vorerst. Ich habe den Eindruck, daß ihre Beschwerden in einem sozio-psycho-somatischen Zusammenhang stehen, und spreche mit ihr darüber. Sie ist aufgeschlossen und wirkt erleichtert. Sie nimmt gerne meinen Vorschlag an, daß wir gemeinsam versuchen sollten, den schmerzbereitenden Störfaktoren auf die Spur zu kommen. Wir verabreden zunächst 4 - 5 gestalttherapeutische Sitzungen für die nächsten 14 Tage. Ich schreibe die Patientin arbeitsunfähig, damit sie von der Arbeitssituation Distanz gewinnt, sich körperlich erholen und auf den diagnostisch-therapeutischen Prozeß einstellen kann. Begleitend werden Bestrahlungen und Massage verabreicht.

Im Hinblick auf das *Procedere* bedarf es nur weniger erläuternder Sätze, um der Patientin Sinn, Ziel und Vorgehensweise der gestalttherapeutischen Fokalintervention einsehbar und begreifbar zu machen. Die dazu erforderliche vertrauensvolle Beziehung ist schon im ersten Gespräch hergestellt. Die gestalttherapeutischen Techniken wie Rollentausch, Arbeit mit dem leeren Stuhl, Identifikation mit einem Gefühl, Körperteil, einem Ding, die Technik des inneren Dialogs, bereiten ihr keine Schwierigkeit. Sie läßt sich auf die angebotenen Methoden ein. Dieses wird insbesondere dadurch möglich, daß ich versuche, ihr mein Vorgehen transparent zu machen und in Alltagssprache ohne psychotherapeutischen Jargon zu vermitteln. Nach meinen Erfahrungen läßt sich auch mit einfach strukturierten Patienten, bzw. „Unterschichtspatienten“ sehr gut gestalttherapeutisch arbeiten, wenn man „ihre Sprache“ zu sprechen vermag und hinhört, wie sie sich ausdrücken. Dann ist es möglich, mit ihnen in Kontakt zu kommen, und um die Arbeit „im Kontakt“ geht es letztlich zwischen Arzt und Patient und spezifisch in der Gestalttherapie (*Perls et al. 1951*).

In der nun folgenden Gestaltarbeit wird zunächst die „Awareness“ auf die aktuelle Arbeitssituation fokussiert. Der Arbeitsplatz als Hintergrund unserer therapeutischen Situation im Hier-und-Jetzt wird durch die Einstimmung erlebnismäßig „gegenwärtig gesetzt“, und in dieser Szene tritt die Maschine in den Vordergrund: szenische Evokation (Petzold 1980a, 1982b). Ich fordere die Patientin auf, mit der Maschine in einen Dialog zu treten.

*T: Stellen Sie sich vor, der leere Stuhl da ist die Maschine, und die Maschine könnte zu Ihnen sprechen. Was würde sie Ihnen sagen?*

*P: Ich erwarte von dir, daß du noch schneller, noch schneller arbeitest.*

*T: Was würden Sie der Maschine antworten?*

*P: Ich will aber nicht, ich habe keine Lust mehr, ich möchte auch einmal ausruhen.*

*T: Gehen Sie auf den Stuhl der Maschine und versuchen Sie mal, als Maschine zu antworten. Lassen Sie dann das Gespräch zwischen Ihnen und der Maschine hin- und hergehen.*

*P: als Maschine: Keine Lust ausruhen, was soll das? Wenn du so unvernünftig bist und nicht einsiehst, daß du noch schneller arbeiten mußt, dann werde ich dich zwingen. Ich meine es ja nur gut mit dir. Du verlierst sonst deine Arbeit. Wo willst du dann hin? Wovon willst du dann leben?*

Die Patientin setzt sich betroffen, mutlos, ratlos im Rollentausch auf ihren Stuhl zurück und schaut mich fragend an. Gefühle der Verlassenheit, Ängste vor Verlorensein überkommen sie. Ich frage sie, woher sie solche Gefühle kenne und ob es jemanden gäbe, der so ähnlich wie die Maschine zu ihr gesprochen habe.

*T: Schließen Sie doch einmal die Augen und versuchen Sie, Jahr für Jahr auf Ihr Leben zurückzuschauen. Woher kennen Sie diese Worte und die Gefühle, die jetzt in Ihnen aufgekommen sind? (Ich sehe Erregung in Ihrem Gesicht und zunehmende Unruhe in ihren Händen.)*

*T: Verstärken Sie die Bewegungen in Ihren Fingern. Einfach weitermachen mit den Händen. Und schauen Sie, was dabei in Ihnen vorgeht!*

Es taucht vor ihren „inneren Augen“ das Bild ihrer Dienstherrin, einer kranken Pfarrfrau auf, bei der sie, achtzehnjährig, nach ihrer Flucht aus der DDR als Hausangestellte unterkam. Sie wurde dort Tag und Nacht zu noch mehr Leistung, noch mehr Arbeit unter Androhung der Entlassung angetrieben, fühlte sich allein und verlassen und konnte mit niemandem darüber sprechen. Sie wagte aber auch nicht, alles hinzuwerfen und wieder zu fliehen, weil sie ja nicht wußte, wohin. Wieder setze ich die Technik des leeren Stuhls zur Konfrontation mit der Pfarrfrau im gestaltdramatischen Rollenspiel ein. Im Dialog mit ihr entwickeln sich die ungezielten Bewegungen der Finger über ein Krei-

sen zu Greifbewegungen, verbunden mit dem Wunsch, etwas mit dem Gefühl von Ärger und Zorn ohne Grund anzufangen. Die Patientin sagt, sie kenne das Gefühl, sie müsse dann weinen. Danach sei es ihr leichter. Sie sei jetzt traurig, fühle sich schwach auf den Beinen, schlapp und müde, wie eine alte Frau, kraftlos und wie geschlagen. Auch im Dialog ist sie noch nicht in der Lage, sich gegen die Forderungen der Dienstherrin zu wehren. In der weiteren Arbeit fokussiere ich auf die körperlichen Schmerzen. Dabei kristallisiert sich im Dialog mit den beiden Körperhälften heraus, daß *Wünsche* nach Ruhe und Unge-störtsein mit der linken Körperhälfte, daß der Antrieb zur Arbeit, das „Muß“, mit der rechten Körperhälfte verknüpft erlebt werden. Die Ambivalenz in der Beziehung zur Arbeit wird im Dialog zwischen den beiden Körperhälften für die Patientin erlebbar. Sie gewinnt die Ein-sicht, daß *sie* sich entscheiden kann, ob sie arbeiten will oder nicht. Sie erkennt jetzt auch, daß die Schmerzsymptomatik zweitrangig gegen-über den Gefühlen der Unruhe und Beklemmung war, daß die Schmer-zen die Sprache ihre Körpers waren, mit der sie auf etwas aufmerksam gemacht werden sollte, und auch eine Sprache, mit der sie sich dem Arzt gegenüber ausdrücken konnte. Sie sieht, daß sie noch immer unter dem „alten“ Leistungsdruck steht und den „alten“ Ängsten, ihre *Existenz* zu verlieren, eine Sorge, die im Hinblick auf die Situation des Arbeitsmarktes 1973 (Zeitraum der Behandlung) keine reale Basis hat-te.

Die junge Frau fühlt sich leichter, nicht mehr so reizbar, kommt mit ihrer Familie gut zurecht und kann sich besser aussprechen. Positiv wirkt sich dabei aus, daß der Mann viel Verständnis zeigt und unsere Arbeit unterstützt. In der fünften Sitzung, die ich auch als letzte ange-setzt hatte, taucht noch einmal eine Szene auf, die den Hintergrund aufhellt, das Dachzimmer, in das sie sich vor den Forderungen der Pfarrfrau geflüchtet hatte, aus dem sie aber zu jeder Nachtstunde her-ausgeklungelt wurde. Die Greifbewegungen treten wieder auf und wer-den heftig. In der Verstärkung werden hinter den Ängsten und Verlas-senheitsgefühlen Ärger und Zorn deutlich. Die durch die Pfarrfrau er-fahrenen Kränkungen werden spürbar und erlebbar, treten in den Vor-dergrund, und der Patientin wird es möglich, diese Gefühle gegen die kranke Dienstherrin zu richten. Es ist ihr möglich, im gestaltdramati-schen Rollenspiel ihrem Ärger Luft zu machen und ihre Forderungen zu artikulieren. Ihre Stimme ist freier geworden, und die Gefühle der Ratlosigkeit und des Ausgeliefertseins sind verschwunden. Ohne Deu-tungsarbeit von meiner Seite wird der Patientin evident, daß sie sich am Arbeitsplatz immer so verhält wie das hilflose Flüchtlingsmädchen. Es wird ihr deutlich, daß sie dieses Verhalten ändern muß. Ich schlage

schlage ihr vor, diesen Vorsatz einmal mit der Rollenspielerntechnik auszuprobieren. Im Gestaltdrama wird die Situation inszeniert. Sie setzt ihren Stuhl in die Mitte ihrer Arbeitskolleginnen und beginnt, sich mit ihnen zu unterhalten.

So findet ein Transfer von emotionaler Erfahrung und rationaler Einsicht in die Außensituation statt und wird eine Neuorientierung möglich. In den vier Wochen verordneter Arbeitsruhe lernt und übt sie auch zu Hause. Sie vermag ihre Erfahrungen und Einsichten umzusetzen und wird von ihrer Familie unterstützt. Sie ist nach vier Wochen schmerzfrei, wirkt entspannt und fröhlich und nimmt die Arbeit wieder auf. Sie kann ihre Situation am Arbeitsplatz im Kollegenkreis nachhaltig verändern, findet Kontakt und wird von den anderen Frauen geschätzt. Die Beschwerden treten nicht wieder auf.

Im Verlauf der gestalttherapeutischen Fokalintervention sind auch kurz Szenen mit der Mutter aufgetaucht, die mir ein prägnanteres Bild des Problemhintergrundes gaben, die ich aber in Anbetracht der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit nicht weiter aufgegriffen habe. Ich habe sie „ruhen lassen“, da offensichtlich eine versöhnliche Haltung der Mutter gegenüber bestand und ich keinen Grund sah, diese durch konfliktzentriert-aufdeckendes Vorgehen zu stören. Es schien mir ausreichend, die Konfliktodynamik auf der Ebene der Auseinandersetzung mit der Dienstherrin zu belassen. Der Vollständigkeit halber sei in kurzen Stichworten das mitgeteilt, was die Patientin berichtet hat: 1940 in der DDR geboren, der Vater im Krieg, *muß* sie schon sehr früh der überlasteten Mutter auf dem Feld und im Haus helfen, die aus der Not und der Sorge um die Familie sie immer von neuem zur Arbeit antreibt. Die existenzielle Bedrohung durch den Hunger macht ihr das *Muß* einsichtig, und die spürbare innere Not der Mutter läßt sie mit ihr fühlen und leiden, so daß Widerstand und Gefühle des Ärgers ihr gegenüber nicht empfunden werden. Die Mutter stand ja unter dem gleichen *Muß*. 18-jährig flieht sie dann allein aus der DDR und kommt bei der kranken Pfarrfrau unter.

### *Interpretative Analyse*

Der „unscharfe Befund“ der medizinischen Diagnostik legt nahe, daß es sich um einen somatisierten Konflikt handelt, der in der aktuellen Lebenssituation *und* der Geschichte der Patientin zu suchen ist. Die Fokaldiagnostik läßt in der evozierten Szene die Maschine in den Vordergrund treten, und im Verlauf der weiteren Arbeit wird deutlich, daß die *homologe Situationsstruktur* am Arbeitsplatz alte Gefühls- und Verhaltensmuster evoziert. Die von der Akkordsituation an der Maschine ausgehende treibende Forderung nach mehr Leistung entspricht

zahllosen Szenen in ihrem eigenen Leben, Szenen aus dem Arbeitsverhältnis bei der kranken Pfarrfrau und schließlich aus ihrer Kindheit, von der sie sich in der Gegenwart nicht distanzieren kann. Diese Szenen ragen „aus dem Hintergrund“ in die gegenwärtige Szenerie ihres Arbeitsplatzes hinein. Was nach der Theorie der „szenischen Evokation“ (Petzold 1980 a) das Aufscheinen homologer szenischer Strukturen in der Gegenwart ist, könnte man analytisch als eine „Mutterübertragung“ auf die Maschine bezeichnen.

Durch die Fokalintervention werden der Patientin die Zusammenhänge zwischen ihrer gegenwärtigen Situation und Szenen der Vergangenheit einsichtig. Die verdrängten Gefühle der Einsamkeit und Verlassenheit einerseits und der Wut und Verzweiflung andererseits werden erfahrbar und können zum Ausdruck gebracht werden. Dabei steht die kranke Pfarrfrau für die „böse Mutter“, und die offenbar ausgesöhnte und konsolidierte Situation zur realen Mutter wird nicht angegriffen. Es ist sogar zu erwarten, daß unaufgelöste Reste aus der Mutterbeziehung „per Generalisierung“ durch die Arbeit über die „böse Mutter/Dienstherrin“ miterledigt werden, da auf der strukturellen Ebene die Szenen homolog sind, mit dem einzigen Unterschied, daß die reale Mutter nicht aus Bösartigkeit und Schikane gehandelt hat, sondern aus einer Notsituation. Ein gezieltes Aufgreifen der Mutterproblematik hätte zu einer längerfristigen Therapie führen müssen, deren Verlauf, Dauer und Resultat schwer zu übersehen sind. Es ist ein Prinzip der Fokalintervention, soweit aufzudecken, daß ein Verständnissammenhang für den Klienten ermöglicht wird, ohne daß dabei „tragende Strukturen“ labilisiert werden. Man kann es deshalb als ein aufdeckendes Verfahren von „mittlerer Tiefung“ bezeichnen. Aufgezeigt und verdeutlicht wird nur, was für den Klienten in seinem Lebenszusammenhang und in dem befristeten Rahmen der Intervention integrierbar ist.

Der Verlauf der therapeutischen Intervention zeigt deutlich, die „*tetradische*“ Vorgehensweise, die für Krisenintervention, Kurzzeitherapien und Fokalintervention kennzeichnend ist (Petzold 1979 a; 1980 a). Auf die *Initialphase*, die auf das Sammeln diagnostischen Materials gerichtet ist, und in der der vertrauensvolle Kontakt zur Therapeutin hergestellt wird, folgt die *Aktionsphase*, in der die belastenden Szenen gegenwärtig gesetzt und durchgespielt werden, so daß emotionale Erfahrung und kathartische Entlastung möglich werden und eine Distanzierung vom Geschehen vorbereitet wird. In der *Integrationsphase* werden die Zusammenhänge verdeutlicht, so daß eine Verbindung zwischen gegenwärtiger Situation und biographischen Determinierungen hergestellt werden kann. Schließlich wird die Konsequenz aus

emotionaler Erfahrung und rationaler Einsicht in der *Phase der Neuorientierung* durch ein Rollenspiel vorbereitet, das den Transfer in den Alltag fördert und unterstützt. Gerade in der Arbeit mit „einfachen Leuten“ kommt einer solchen Transferhilfe große Bedeutung zu, denn es geht ja darum, auch die konkrete Situation am Arbeitsplatz und im häuslichen Bereich zu verändern. Die vierwöchige „Entlastungspause“ darf in diesem Zusammenhang in ihrer Bedeutung für das Wirksamwerden der Fokalintervention nicht unterschätzt werden.

## 10. Fallbeispiele aus der psychotherapeutischen Praxis

Nicht nur in der fachärztlichen oder allgemeinmedizinischen Praxis, auch in der psychotherapeutischen Praxis wird man mit Störungen aus der Arbeitswelt vielfach konfrontiert, wenn man seine Aufmerksamkeit auf diesen Bereich lenkt. Offensichtlich aber liegt der Bereich des Arbeitslebens nicht im Blick der meisten Psychotherapeuten, zumindest wenn man die einschlägige Fachliteratur zum Maßstab nimmt. Hier nämlich fehlen — von Behandlungen von *Arbeitsstörungen* abgesehen — Studien und Abhandlungen über Störungen durch Arbeit. Dies hat zum einen mit dem Interessenschwerpunkt vor allem psychodynamisch ausgerichteter Autoren zu tun, die ihr Augenmerk auf die „Innenwelt“ zentrieren, zum anderen mit den Schwierigkeiten, die für den Psychotherapeuten aufgeworfen werden, wenn er sich auf diesen Bereich der „Alltagsrealität“ seines Klienten einläßt, weiterhin mit seiner eigenen Entfremdetheit von der Arbeitssituation seiner Klienten — sein Arbeitsmilieu ist ja ein völlig anders.

Es mag ihn auch mit seiner privilegierten Berufs- und Arbeitssituation in Kontakt bringen, der Tatsache, daß im Psychotherapeutenberuf mit zunehmendem Alter ein Zugewinn an Kompetenz und Wertschätzung eintritt, wohingegen in fast allen anderen Berufen mit Einbußen zu rechnen ist, daß weiterhin für diesen Berufsstand der erzwungene Ruhestand durch festgesetzte Pensionierungszeiten in der Regel nicht zum Tragen kommt. Hinzu kommt die relativ hohe Remuneration der Arbeit, zumindest im Vergleich mit den „Stundenlöhnen“ der meisten anderen Arbeiter. Das Ausblenden des Arbeitsbereiches als Störungsfaktor schützt die Psychotherapeuten vor Schuldgefühlen und Auseinandersetzungen mit sozialen Ungerechtigkeiten. Schließlich könnte es zu einer Konfrontation mit der Tatsache kommen, daß Psychotherapie in der Regel eine Anpassung oder „Reparatur“ bedeutet, darauf gerichtet, den erkrankten Klienten wieder in den Arbeitsprozeß einzugliedern. Zu solchen Maßnahmen können sich Psychotherapeuten mit einem „humanistischen“ Menschen- und Weltbild nur bereit

erklären, wenn sie Störungen aus der Arbeitswelt als krankheitsverursachende Faktoren weitgehend ausschließen, es sei denn, sie schließen in klarer Sicht der Dinge zuweilen programmatische Kompromisse oder sie sind resigniert.

Wir sind uns der erheblichen Schwierigkeiten bewußt, die diese Fragestellungen aufwerfen. Es wird auch sicher vielfach Situationen geben, wo die Gewährleistung der ökonomischen bzw. materiellen Sicherheit (Säule 3) für den Gesamtlebenskontext des Betroffenen eine derartige Gewichtigkeit hat, und anderweitige Möglichkeiten derart eingeschränkt sind, daß außer der anpassenden Wiedereingliederung keine Möglichkeiten realisierbar sind. Die zum Teil desolatte Arbeitsmarktsituation hat die Grenzen eng gesteckt. Der Blick auf die Arbeitswelt, die als pathogenes Milieu gesehen werden kann, und die Unmöglichkeit, dem an diesem Milieu erkrankten Patienten bessere, identitätsfördernde Arbeitsbereiche zu erschließen, — denn auch diese sind vorhanden —, bringt den Therapeuten mit seiner Hilflosigkeit und Ohnmacht in einem Maße in Kontakt, daß Verdrängungsreaktionen verstehbar, wenn auch nicht entschuldbar werden. Dies wird insbesondere deutlich in der Literatur über die Behandlung von Arbeits- und Leistungsstörungen, die regelhaft völlig unreflektiert auf „Behebung“ dieser Störungen gerichtet sind, dergestalt, daß durch Therapie versucht wird, die geforderten Leistungsziele und die verlangte Arbeit zu ermöglichen. Dabei wird durchweg nicht darüber nachgedacht, ja nicht einmal die Möglichkeit erwogen, daß das Symptom der Arbeits- und Leistungsstörung ein *gesundes* Sich-Wehren ist, eine Notreaktion gegenüber Anforderungen, die identitätsbedrohend oder -zerstörend sind (vgl. *Braun 1978* und die von ihm verarbeitete Literatur, sowie dieses Buch, S. 150ff).

#### **Fallbeispiel 4: Störung durch fehlende Arbeit**

In einer von mir (*Petzold 1979 a*, 213-219) supervidierten und zum Teil geleiteten Gruppe mit arbeitslosen Jugendlichen, die als Hilfs- und „Beschäftigungsmaßnahme“ von einem öffentlichen Träger eingerichtet worden war, konnten wir feststellen, daß mit Fortdauer der Arbeitslosigkeit (zwischen 6 Monaten und 2 Jahren) bei den einzelnen Teilnehmern und in direkter Abhängigkeit mit mißlungenen Vorstellungen deutliche Symptombildung auftrat. Nicht nur, daß die allgemeine Verwahrlosung (Anstieg des Alkohol- und Zigarettenkonsums, Aufgabe der Wohnung bei den Eltern, weil man „die ständige Nörgelei nicht aushalten konnte“, verdeckte Prostitution — der aushaltende, gut zahlende verheiratete ältere Freund) zunahm, es erfolgten auch massive depressive Reaktionen. In einem Fall kam es zu einem Suizid-



versuch, nachdem eine Stelle, auf die die Teilnehmerin 7 Monate gewartet hatte und die ihr mehrfach fest zugesagt worden war, ja auf der sie schon „zur Einarbeitung“ zweimal vertretungsweise gearbeitet hatte, plötzlich an jemand anderen vergeben wurde. Hier wurde die Fokalintervention zur gestalttherapeutischen Krisenintervention (vgl. hierzu *Petzold* 1979 a, 233-247).

Wir mußten die Feststellung machen, daß aufdeckendes Vorgehen, durch das den Klienten die Dynamik ihrer Beschwerden deutlicher wurde, die Situation eher verschlechterte als verbesserte, da die äußere Realität trotz intensiver sozialarbeiterischer Bemühungen und Kooperation mit den Arbeitsämtern der Umgehung sich nicht verändern ließ, da einfach keine Stellen gefunden werden konnten. Es mußte deshalb durch die Gruppe etwas angeboten werden, was über das Verstehen der Zusammenhänge hinausgeht. Dies wurde z. T. gewährleistet durch das Entstehen einer guten Gruppenkohäsion im Sinne einer „Solidarisierung“. Die Jugendlichen trafen sich auch außerhalb der eigentlichen Gruppensitzung. Am Anfang relativ bunt zusammengewürfelt — nur wenige kannten sich vorher — entwickelten sich Freundschaften und Freizeitaktivitäten. Die frustrierende Situation, in der alle standen, mobilisierte aber nicht nur positiv verbindende Elemente, sondern führte auch zu einer Akkumulation kollektiver Aggressivität, was sich in einigen sehr destruktiven Aktionen innerhalb des Jugendheimes äußerte, in dem die Gruppe tagte.

Für die Therapeuten war es faszinierend und zugleich bedrohlich zu beobachten, wie nah die Grenzen von Gemeinschaft, Bande und Horde (*Zulliger*) beieinander liegen. Es gab verschiedentlich Situationen, in denen die Gefahr bestand, daß die Dynamik der Gruppe nicht mehr zu steuern war. Hilfreich waren hier zwei Elemente: An erster Stelle die konkrete sozialarbeiterische Betreuung, durch die die Jugendlichen erlebten, daß sich die Gruppenleiter wirklich dafür einsetzten, ihnen bei der Arbeitssuche behilflich zu sein. Zum andern die aufarbeitenden, kathartisch entlastenden Gestalteinzelsitzungen in der Gruppe, die die positive Übertragung zur Gruppe und den Therapeuten festigte. Wir versuchten auch, die Kooperation der Elternhäuser zu gewinnen, was sich als schwierig herausstellte. Von den 16 Jugendlichen konnten wir bei anberaumten Elternsitzungen nur 7 Eltern zum Kommen motivieren. In der ersten Elternsitzung wurde beschlossen, zusammen mit den Jugendlichen einen „Kriegsrat“ abzuhalten. Diese gemeinsame Gruppe erwies sich als außerordentlich fruchtbar. Zwei Väter, beide als Elektrotechniker tätig, erklärten sich bereit, an den Wochenenden Lehrgänge zum Reparieren von Elektrogeräten abzuhalten. An diesem Lehrgang, der seit mehreren Monaten läuft, nahm auch der größte Teil

der Mädchen aus der Gruppe teil. Vier Teilnehmer der Gruppe organisierten über Kleinanzeigen einen Abholdienst für alte Elektrogeräte, die instandgesetzt und in der studentischen Szene abgesetzt werden. Es zeichnet sich die Bildung einer Kooperative ab für die Reparatur von und den Handel mit Altgeräten. Die Gruppe erarbeitet sich zur Zeit mit Hilfe der Sozialarbeiterin die organisatorischen und rechtlichen Voraussetzungen. Ein Teil der Jugendlichen ist aus dem Projekt wieder ausgestiegen, das neben der üblichen Gruppenaktivität „aufgezogen wurde“. Die Anleitung durch die Väter wurde ausgeweitet durch die Mitarbeit von Betriebskollegen, wodurch für sie eine gewisse Entlastung und für das Projekt Kontinuität gewährleistet wurde.

Die Initiierung von Selbsthilfeprojekten ist eine Möglichkeit, auf Störungen durch die Arbeitswelt zu antworten. Sie erfordert das Engagement des Therapeuten in einem Bereich, der über die spezifische Gruppentherapie hinausgeht und soziotherapeutische bzw. agogische Maßnahmen einbezieht. Der ganzheitliche Ansatz der Gestalttherapie ermöglicht und verlangt solche *Interventionen*. Er fordert die Kreativität des Therapeuten für Interventionen „im Feld“, in solidarischer Kooperation mit dem Betroffenen. Es wird hier der Therapeut zum „*action scientist*“ und „*action agent*“, wie es Moreno schon 1941 plastisch beschrieben hatte (vgl. Petzold 1980 c), und Therapie wird zur Aktionsforschung und mehr als das, sie wird zur Intervention.

### **Fallbeispiel 5: Störungen durch Entzug von Arbeit**

Karl F., 63 Jahre, leidet seit 4 Jahren unter schweren Schlafstörungen. Er war zunächst in nervenärztlicher Behandlung. Die medikamentöse Therapie führte zu einer Schlafmittelabhängigkeit, die einen zwei-monatigen stationären Aufenthalt in einem psychiatrischen Krankenhaus notwendig machte. Nach der Entlassung begann der Patient eine Gesprächstherapie und griff nicht mehr zu Medikamenten. Die Schlaflosigkeit, die über der klinischen Behandlung zurückgegangen war, trat wieder auf. Als der Patient zu mir in Therapie kam, schlief er pro Nacht nur 2 - 3 Stunden. Sein Allgemeinbefinden war sehr beeinträchtigt. Er klagte, daß er sich unruhig hin und her wälze, keinen Schlaf finden könne und sogar aus dem gemeinsamen Zimmer mit seiner Frau ausgezogen sei, da er diese durch seine Unruhe erheblich störe. Eine genauere Abklärung der Familiensituation ergab, daß die Ehe zwar durch die Situation belastet war, aber ansonsten zwischen den Ehepartnern eine gute positive, von wechselseitiger Sorge getragene Bindung bestand: ein recht partnerschaftliches Verhältnis. Die Frau war, seitdem die Kinder „aus dem Haus“ waren, wieder halbtätig berufstätig, und zwar in der gleichen Firma wie ihr Mann. Finanzielle Sorgen

oder berufliche Belastung bzw. Überbelastung lagen nicht vor. Der aktuelle Lebenskontext schien stimmig.

Ich begann, mit Karl F. über seine Vergangenheit zu sprechen, sein Lebenskontinuum aufzurollen, insbesondere den Zeitraum, in dem die Störungen erstmalig aufgetreten waren. Der Patient berichtet, daß er diesen Zeitabschnitt schon sehr genau in der gesprächstherapeutischen Behandlung angeschaut habe und sich keinerlei Anhaltspunkte ergeben hätten, die auf einen ursächlichen Zusammenhang verweisen würden. Ich begann gestalttherapeutisch eine Auseinandersetzung mit der Schlaflosigkeit über die Identifikationstechniken (Perls 1980). Dabei stellte sich heraus, daß Unruhe für den Klienten bedrohlicher und bedrückender war als der fehlende Schlaf.

*P: Diese Unruhe treibt mich, sie ängstigt mich.*

*T: Woher kennen Sie eine solche Unruhe?*

*P: Ich weiß nicht, von Sorgen vielleicht. Aber ich hab keine Sorgen, schon lange nicht mehr.*

*T: Wann hatten Sie das letzte Mal ein solches Gefühl von Sorgen?*

*P: Das ist schon lange her. Mit unserem Sohn, als er das Abitur nicht schaffte. Aber er hat's ja dann doch gepackt über den zweiten Bildungsweg. Und dann mit der Firma, als vor 8 Jahren die Auftragslage so schlecht war und wir uns mit den neuen Maschinen übernommen hatten. Das kam einfach nicht rein, so wie wir uns das erwartet hatten. Hart am Konkurs vorbei. Ich war damals Leiter des Verkaufs. Von mir hing alles ab. Wir haben's denn dann auch gepackt. Aber fragen Sie mich nicht wie. Heute läuft das stabil. Da lastet auch nicht mehr die ganze Verantwortung auf mir.*

Obwohl der Arbeitsbereich ausgeglichen scheint, ist mein Interesse geweckt, und ich schlage dem Patienten vor, seine Erfahrungen mit dem Arbeitsleben, die er von Kindheit auf gemacht habe, einmal aufzuzeichnen. Ich setze als Instrument der Fokaldiagnose die „Panoramatechnik“ (Petzold 1975; Eilenberger 1979 und dieses Buch S. 356ff) ein, um einen größeren und genaueren Überblick zu gewinnen. Der Patient zeichnet auf einem DIN-A-1 Bogen mit Wachsmalkreide alle Erinnerungen an Arbeit und seine eigene Arbeitskarriere. Sie beginnt interessanterweise mit der Darstellung der Arbeitssituation seines Vaters, einem Arbeiter in einer Futtermühle, dessen schwerer körperlicher Arbeit und seiner langen Arbeitslosigkeit. Die Arbeitslosigkeit des Vaters erweist sich als eine traumatische Erfahrung, da durch sie die gesamte Existenz der Familie bedroht war und jahrelange Arbeit und Entbehrung zum völligen gesundheitlichen Ruin der Mutter führte. Die Arbeitskarriere des Klienten selbst ist von Erfolgen bestimmt. Stolz erklärt er, er sei niemals ohne Arbeit gewesen. Er habe sich „von der Pi-

ke auf“ hochgearbeitet, habe niemandem etwas zu verdanken gehabt, sondern alles selbst geschafft. Seit vielen Jahren ginge es ihnen wirtschaftlich ausgezeichnet. Im Panorama seines Arbeitslebens finden sich die verschiedenen Firmen mit den dazugehörigen Aufgabenbereichen dargestellt. Die Farbwahl ist kräftig, viel Rot, Orange, helles Grün, bei einer schwarzen Grundlinie. In dieser Grundlinie treten mehrere Einbrüche im Sinne zackenförmiger Abfälle hervor, bei einer insgesamt ansteigenden Tendenz. Auf Nachfrage teilt Karl F. mit, bei den Einbrüchen habe es sich immer um schwierige Arbeitssituationen gehandelt. Seit seinem 59. Lebensjahr beginnt die aufsteigende Linie zu fallen und endet mit dem gegenwärtigen Zeitpunkt. Ich ermutige den Patienten, noch aufzuzeichnen, was er in Zukunft machen werde, denn seine Pensionierung stehe ja bevor. Er möge sich einmal ausphantasieren, was er dann alles tun könne. Die Pensionierungsgrenze wird mit einem schroffen Abfall dargestellt. Es findet ein Farbwechsel statt, dunkles Braun, dunkles Grün, Violett, aber auch noch Rot- und Gelbtöne. Es werden Bäume dargestellt („ich werde mich dann mehr meinem Garten widmen können“), exotische Blumen, hohe Berge („ich werde dann ein paar lange *Urlaubsreisen* mit meiner Frau machen, was ich mir immer schon vorgenommen hatte, mal nach Asien und dann viel in die Alpen“).

*T: Wieso Urlaubsreisen? Sie sind doch dann in Pension!*

*P: (lacht) An den Gedanken muß ich mich erst mal gewöhnen (wird traurig). Ja, man wird halt alt. Ich freu mich schon, ausruhen zu können. Aber so ganz von der Firma weg, also da hab ich schon ein mulmiges Gefühl. Meine Frau bleibt ja noch im Beruf. Ich werd mir wohl Aufgaben suchen müssen (ist in sehr bedrückter Stimmung).*

*T: Ich sehe auf Ihrem Bild, daß die Linie in ihrem 59. Lebensjahr fällt. Können Sie vielleicht einmal schauen, welche Veränderungen sich in diesem Zeitabschnitt finden? Damals etwa, oder kurz danach, traten doch auch Ihre Störungen auf.*

*P: Es war da nichts besonderes, im Gegenteil, ich wurde beruflich erheblich entlastet durch einen neuen Mitarbeiter, der von mir eingearbeitet wurde und große Bereiche meiner Aufgaben übernehmen konnte, und der auch nach meiner Pensionierung an meine Stelle treten wird.*

Mit gestalttherapeutischer Imaginationstechnik lasse ich den Klienten die Szene vergegenwärtigen, in der er von dem Beschluß der Firmenleitung, ihm einen Mitarbeiter beizugeben, der einen Teil seiner Aufgaben und schließlich die gesamte Position übernehmen soll, erfährt. Dabei kommt Betroffenheit und Angst auf. Den Patienten ergreift eine heftige Unruhe. Seine Hände streichen ruhelos über die Bü-

gelfalten seines Anzugs. Ich mache ihn darauf aufmerksam und frage ihn, welches Gefühl sich mit dieser Bewegung verbinde.

*P: Es ist genauso wie nachts, wenn ich nicht schlafen kann, diese schlimme Unruhe. Ja, ich muß damals wohl gespürt haben, daß ich abseviert werden sollte. In Ehren! (lacht bitter). Volles Gehalt bis an den Schluß. Heute läuft das alles schon fast ohne mich. Absegnen kann ich's noch. Eigentlich bin ich schon niemand mehr.*

Dem Patienten wird in eindrucklicher Weise klar, wie groß die Bedrohung war, die durch die vordergründig einsichtige Umstrukturierung seines Arbeitsfeldes sich für ihn ergab.

*P: Es wird mir jetzt überhaupt das alles in seinem Ausmaß deutlich, fünf Minuten vor zwölf! Was wird erst werden, wenn ich überhaupt keine Aufgabe mehr habe?*

*T: Diese Frage müssen Sie sich in der Tat ernsthaft stellen, und mehr noch, Sie müssen aktiv an einem neuen Lebensentwurf arbeiten.*

*P: (bitter) Sie haben gut reden. In meinem Alter!*

Das aufdeckende Vorgehen hatte eine Verschlechterung im Befinden des Patienten zur Folge. Er wurde depressiv und äußerte verdeckt Suizidphantasien. „Was soll denn das Leben überhaupt noch, wenn man keine Aufgabe hat. Da kann man ja gleich ins Grab steigen!“ Das Vertrauensverhältnis zum Therapeuten erwies sich in dieser Phase als sehr tragend. Es war durch die Tatsache, daß Karl F. die Zusammenhänge seiner Störung erkennen konnte, vertieft und gefestigt worden. Ich habe, auf der Bemerkung des Klienten aufbauend „es sei fünf Minuten vor zwölf“, eine therapeutische Strategie des „es ist noch nicht zu spät“ vertreten. In einer Serie weiterer Panoramabilder über „das letzte Stück meines Lebens“ haben wir dann gemeinsam versucht, Perspektiven zu erarbeiten, mögliche Bereiche zu erschließen, realistische Ziele anzusteuern. Je klarer der Patient erfaßte, mit welcher Ausschließlichkeit seine Identität im beruflichen Bereich gründete, desto mehr verwandelte sich die Depression in Auflehnung. Sein altes Erfolgsmuster: „ich habe im Leben noch nie aufgegeben, und ich gebe auch jetzt nicht auf“, kam in dieser Situation positiv zum Tragen. Insbesondere die sinnfällige Konkretetheit der Panoramatechnik erwies sich als hilfreich, kam sie doch seiner Möglichkeit, aktiv zu gestalten, entgegen.

Im Sinne einer Neuorientierung begann sich der Patient über Freizeitangebote von Volkshochschule, Clubs und Sportvereinen zu informieren. Es stellte sich mit dieser Neuausrichtung eine erhebliche Besserung der Symptomatik ein. Der Patient konnte immer wieder einmal „eine Nacht durchschlafen“. Die Unruhezustände verschwanden, und das Allgemeinbefinden wurde von ihm als zufriedenstellend erlebt. Die

Auseinandersetzung mit der bevorstehenden Pensionierung und dem dadurch entstehenden Vakuum wurde von ihm fortgesetzt. Die Behandlung wurde noch zwei Monate weitergeführt und dann beendet. Zwei Jahre später wurde nach erfolgter Pensionierung noch einmal eine Therapie von zwanzig Sitzungen durchgeführt, als nämlich einige Wochen nach der Pensionierung „trotz aller guten Vorsätze und Vorarbeiten“ Unruhe, Schlafstörungen, Depressivität wieder auftauchten. Die Krise konnte durch die in der Tat gute Vorbereitung und Vorarbeit des Patienten relativ schnell aufgefangen werden.

Der Entzug von Arbeit erweist sich, wie am vorliegenden Beispiel deutlich wird, als eine erhebliche Bedrohung der Identität. Der normierte Entzug von Arbeit durch den Ruhestand führt zu Problemen, die in ihrem ganzen Ausmaß erst allmählich erkannt werden (vgl. *Schneider* 1980). Es tritt eine Diskontinuität, ein Einbruch in das Lebenskontinuum ein, eine Situation, die zu erheblichen Krisen, Störungen und Beschwerden führen kann und der in der bisherigen psychotherapeutischen Literatur kaum Beachtung geschenkt wurde (weiteres dieses Buch S. 409ff).

#### **Fallbeispiel 6: Störung durch Sinnlosigkeit von Arbeit**

Elfriede, 37 Jahre, verheiratet, Phonotypistin in der Verwaltung eines Großkaufhauses, nimmt an einer Gestaltgruppentherapie wegen schwerer Depressionen und Suizidgedanken teil. Sie war über zwei Jahre von ihrem Hausarzt mit Antidepressiva behandelt worden. Nach einem mißglückten Suizidversuch wurde ihr von Seiten des behandelnden Klinikarztes nahegelegt, eine Psychotherapie zu beginnen. Die Ehesituation erwies sich in der Exploration als stabil im Sinne eines „nicht sehr aufregenden, aber guten Arrangements“ — so die Klientin. Nach wie vor als belastend erlebe sie das Faktum, daß sie keine Kinder haben könne, aber damit habe sie sich auch schon fast abgefunden. Der Mann arbeitet im gleichen Betrieb, im Verkauf. Die biographische Anamnese ergibt keine Auffälligkeiten. Als Einzelkind in einem gutbürgerlichen Haushalt aufgewachsen, hat sie zu ihren Eltern ein freundliches, nicht sehr dichtes Verhältnis. Auffällig ist die große Isolierung des Paares. Beide haben fast keine Freunde. Die hohe Angepaßtheit der Klientin zeigt sich auch in der Gruppenarbeit in ihrer freundlichen, zurückhaltenden Art.

Als therapeutische Arbeitshypothese nahm ich zunächst ein Retroflexionsmuster an (*Perls* 1980). Im Verlauf der Therapie jedoch rückte mehr und mehr die Arbeitssituation in den Vordergrund. „Mir kommt das alles so sinnlos vor, was ich mache. Jeden Tag Angebote schreiben, Geschäftskorrespondenz, eine Platte nach der anderen. Zum Teil ken-

ne ich die Herren, die das diktieren, noch nicht einmal persönlich. Das ist alles so unheimlich unbefriedigend“. Die Klientin ist seit zwölf Jahren bei der Firma. Sie wird als gute Kraft geschätzt. Die Arbeitsstelle will und „kann“ sie nicht wechseln, da sie mit ihrem Mann gemeinsam morgens im Wagen zum Betrieb fährt — sie wohnen etwas außerhalb. Sie habe auch keinen Mut mehr, sich in eine neue Stelle einzuarbeiten. Sie könne ja eh nur noch nach Platte oder Band schreiben, und ob sie das bei dieser oder einer anderen Firma tue, bleibe sich gleich.

Es wird ihr und den Gruppenmitgliedern immer deutlicher, daß das Gefühl der Sinnlosigkeit in der Arbeitssituation und ihr auch sonst nicht gerade ereignisreiches Leben mit den Depressionen und Suizidgedanken in einem ursächlichen Zusammenhang stehen. Durch verschiedene Rollenspiele, in der die Szene des Schreibsaals aufgerollt wird, kommt das Klima der Beziehungslosigkeit und Entfremdetheit allen Anwesenden deutlich zum Bewußtsein. „Acht Stunden lang die Stöpsel in den Ohren, 'nen Plausch nur mal in den Pausen. Man kennt die Kolleginnen kaum. Man kann sich auch nie ausruhen, denn die Bürochefin vorne übersieht den ganzen Saal. Sie ist zwar immer freundlich, aber auf korrektes Arbeiten bedacht. Das geht tagaus, tagein so, Jahr um Jahr. Mein Leben geht so weg. Die Luft ist auch immer so verbraucht. Man kann kein Fenster aufmachen, wegen der Klimaanlage. Abends kann ich dann auch nichts mehr machen. Da bin ich einfach kaputt. Da hab ich Kopfschmerzen. Den ganzen Tag die quäkenden Stimmen im Ohr.“ Ein Gruppenmitglied: „Da würde ich auch depressiv werden, so kann man doch nicht leben.“ K: „Das beginn ich allmählich auch zu kapiieren. Aber ich weiß nicht, was ich da machen soll. Mein Mann steht ja in einer ähnlichen Mühle. Der meint auch, es müsse eben jeder seine Arbeit machen, Arbeit sei Arbeit. Ich soll froh sein, daß ich nicht auf der Straße stehe.“ Die Auseinandersetzung mit dem Thema führt zu heftigen emotionalen Ausbrüchen. Verzweiflung und schließlich Zorn kommen in der Klientin auf. Die retroflektive Dynamik des depressiven Geschehens wird deutlich: Frustration über das sinnentleerte öde Leben wird nicht zum Ausdruck gebracht — die Muster der Angepaßtheit sind zu stark — sondern als Depression retroflektiert.

Die Klientin beginnt „aufzuwachen“. Es folgen Auseinandersetzungen mit dem Mann, der Überlegungen bezüglich einer Kündigung verständnislos gegenübersteht. Er müsse auch hart arbeiten. Auf den Einwand, diese Arbeit sei durch den Publikumsverkehr weniger monoton, kann er jedoch eingehen. Die Klientin versucht, ihm den von ihr erkannten Zusammenhang zwischen Arbeitssituation und Depression klarzumachen. In der gleichen Woche erhalte ich einen Anruf des Ehe-

mannes, in dem er mich fragt, ob ich die Zusammenhänge ähnlich sehe. Meine Bestätigung stimmt ihn nachdenklich. In der folgenden Woche geht das Ehepaar zur Personalabteilung und kann unter einigen Schwierigkeiten die Versetzung in eine andere Abteilung erreichen, wo die Klientin kaum mehr nach Band schreiben muß und einigen Publikumsverkehr hat. Mit dem Wechsel des Arbeitsplatzes nehmen die depressiven Verstimmungen ab. Die Klientin findet sich in dem neuen Aufgabenbereich gut ein. Sie ist seit drei Jahren beschwerdefrei, ohne daß in der Gruppentherapie weiteres, biographisch-aufdeckendes Vorgehen erforderlich wurde. Eine Aktivierung und Vitalisierung des Freizeitbereiches konnte überdies angeregt und erreicht werden.

### **Fallbeispiel 7: Störung durch Konflikt am Arbeitsplatz**

Franz K., 42 Jahre, ist Leiter des Außendienstes für ein relativ großes Gebiet bei einer Firma, die kosmetische Artikel herstellt. Ihm unterstehen 18 Verkäufer. Der Patient kommt wegen seit vier Jahren immer wieder rezidivierenden Magengeschwürs in die Behandlung. Er kommt auf Rat seines Internisten und ist mit der psychischen Genese seiner Beschwerden vertraut. Speziell der Arbeitsstreß wird von ihm als Ursache angesehen. Hetze und der Druck, den Umsatz zu steigern, stellen für ihn eine erhebliche Belastung dar. Ein Wechsel seiner Stelle komme für ihn nicht infrage, da er hoffe, in einigen Jahren auf eine gute Position im Innendienst zu kommen, wie das bei der Firma für die älteren Außendienstmitarbeiter üblich sei. Ich beginne mit einer detaillierten Exploration des Arbeitsbereiches, um zu sehen, wo noch Freiräume auszuschöpfen sind oder Entlastung möglich wäre. Die Arbeitszeit ist relativ geregelt. Der Arbeitsanfall so gehalten, daß keine Arbeit mit in den Freizeitbereich genommen werden muß, wie es bei derartigen Positionen häufig der Fall ist. Der Patient klagt allerdings, er könne zu Hause nicht „abschalten“. Immer gehe ihm das Geschäft durch den Kopf. Auch die Familie leide unter diesem Zustand. Mir war die Argumentation des Patienten, den Arbeitsplatz nicht wechseln zu wollen und zu können, einleuchtend. Seine Situationsbeschreibung hinsichtlich der „Überstressung“ ließ bei mir einige Fragen offen.

Um bei der hohen allgemeinen Verspannung unmittelbar anzusetzen und hier einige Entlastung zu bieten, empfahl ich Stunden bei einer Atem- und Entspannungstherapeutin, mit der ich zusammenarbeite. Zwei Sitzungen später berichtet mir der Patient einen Traum, den er schon oft geträumt habe. Er steht auf einer leeren Straße, einer Straßenschlucht mit hohen Häuserwänden, in denen keine Türen und Fenster seien. Nur rote Backsteine. Und von beiden Enden kämen zwei Planierdrauben auf ihn zu, Riesendinger, die Schiebeschilde ganz eng an



den Wänden, so daß es kein Entkommen gäbe. Zwei Reihen von eisernen Zähnen seien auf ihn gerichtet. Er wache immer schweißgebadet und mit wahnsinnigen Magenschmerzen auf, wenn diese Zähne ihn erreichen und ihm in Rücken und Magen drücken, kurz bevor er zerquetscht würde. Von Aufbau und Dynamik her erschien der Traum ein Konflikttraum zu sein — zwei entgegengerichtete Kräfte treffen aufeinander (Petzold 1979 c). In gestalttherapeutischer Traumarbeit (Perls 1980) versuche ich, mit dem Klienten an das Traumerleben heranzugehen. Der Traum wurde in der Gegenwart nacherzählt, um die Erlebnisdichte zu intensivieren (Petzold 1977 b). Dabei zeigte sich, daß eine Raupe grün, die andere rot war. Ich begann damit, den Träumer seine eigene Rolle spielen zu lassen.

*P: Ich stehe auf der leeren Straße (lacht), allein auf weiter Flur! Jetzt kommen von den Seiten die Maschinenungeheuer auf mich zu. Sie wollen mich zerquetschen.*

*T: Schauen Sie nach links und rechts, schauen Sie sich die beiden Ungeheuer gut an...! Was geht jetzt in Ihnen vor?*

*P: Die werden mich zermalmen.*

*T: Und was wird dann geschehen?*

*P: Dann treffen sie aufeinander! Ich stehe zwischen zwei kämpfenden Ungeheuern!*

*T: Dann sind Sie aber kein sehr wirkungsvoller Puffer.*

*P: Das kann man wohl sagen. Die machen mich kaputt (greift sich an den Magen).*

*T: Schauen Sie wieder auf die Raupen. Was sehen Sie?*

*P: Die Zähne. Die grimmigen Gesichter.*

*T: Können Sie irgendein Gesicht erkennen?*

*P: Ja, wie das Haifischlächeln meines Chefs. Freundlich und eiskalt. Immer mehr Umsatz soll ich aus den Leuten rauspressen... Das ist (stockt) ..., das ist, wie wenn ich zwischen meinem Vorgesetzten und meinen Verkäufern stehe. Der will mehr Umsatz, und die wollen, daß ich mich beim Alten für weniger Druck einsetze. Das kann doch kein Mensch aushalten. Besonders, wenn einer mal nicht mehr so viel macht. Ich kann die Leute nicht einfach so abservieren wie mein Chef. Und der macht das ja auch nicht direkt. Die Drecksarbeit soll ich machen.*

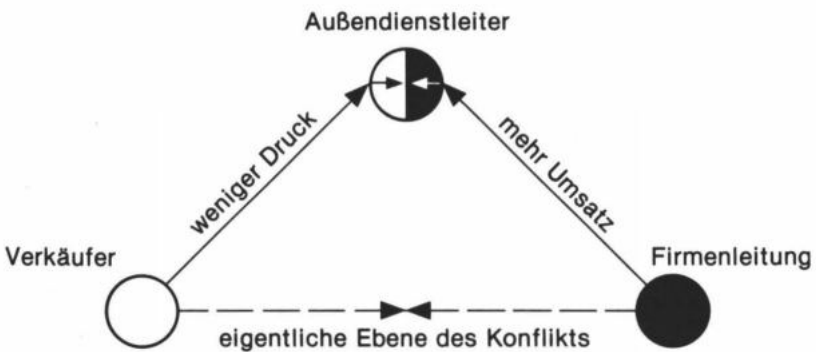
*T: Ihr Chef hat keine Magengeschwüre?*

*P: Nee, der verteilt sie.*

Wir haben hier also einen beinharten Chef, der nach der Devise fährt: „I don't have ulcers, I give them“. Und andererseits eine Gruppe von Verkäufern, die gegenüber den Forderungen der Firma einen Existenzkampf führt. Der Leiter des Außendienstes steht hier in einem ty-

pischen *Interrollenkonflikt* (Wiswede 1977). Er erhält unterschiedliche Verhaltenserwartungen von zwei Seiten, die ihn zum Hin- und Hertaktieren zwingen, ohne daß es ihm jemals gelingt, eine befriedigende Lösung zu finden. Er kommt zwischen die Mühlsteine, zwei kämpfende Ungeheuer, sitzt zwischen zwei Stühlen und kann es keiner Partei recht machen.

Dieser Kampf nun wird, da er in der Realität nicht ausgetragen werden kann, verinnerlicht, somatisiert. Die am Arbeitsplatz herrschende Spannung bricht auf, aber nicht, wie eigentlich notwendig, zwischen den gegnerischen Parteien, sondern als Geschwür im Magen desjenigen, der zwischen den Fronten steht.



### Interrollenkonflikt

Ich zeige Herrn K. anhand des obenstehenden Diagrammes die Konfliktsituation, in der er steht. Er erkennt unmittelbar, daß es darum geht, die gegenteiligen Positionen direkt, und nicht über ihn als Relais, aufeinanderprallen zu lassen. Obwohl er versichert, daß dies in der Praxis kaum möglich sein wird, fühlt er sich durch diese Erkenntnis „enorm entlastet“. „Mir ist das jetzt ganz klar, dieser Konflikt ist der Streß. Den Umsatzstreß hab’ ich immer gut geschafft. Ich hab ja Jahre selbst als Verkäufer gearbeitet. Da stand ich mindestens genauso unter Druck. Das hat mir alles nichts gemacht. Aber dieses Hin- und Hergerrissen sein zwischen zwei Lagern, das ist es.“ Der Patient nimmt sich vor, extreme Kontroversen zwischen Firma und Verkäufer direkt an seinen Vorgesetzten weiterzugeben. Weiterhin macht er sich deutlich, daß die Konflikte „vor ihm, aber nicht in ihm“ ablaufen müssen. Die Magenbeschwerden bessern sich erheblich, und der Klient kann aus dem gewonnenen größeren Abstand mit der Situation leichter fertig werden. Grundsätzlich ist die Konstellation nicht zu ändern, das ist

auch dem Patienten klar, und seine Devise wird: noch die paar Jahre durchhalten, sich nicht mehr so angreifen lassen und im Freizeitbereich stärker Entlastung suchen.

Die aufgeführten Fallbeispiele dürften deutlich gemacht haben, daß die Arbeitswelt für das Entstehen von somatischen, psychosomatischen und psychischen Störungen eine erhebliche Bedeutung haben kann. Es muß diesem zentralen Bereich im Leben des Menschen deshalb in der ärztlichen und psychotherapeutischen Praxis weitaus größere Beachtung geschenkt werden, als dies bisher der Fall ist. Die Grenzen, die die gesellschaftlichen Realitäten dem Therapeuten in diesem Sektor stecken, sind zum Teil eng, manchmal kaum zu überwinden. Sie stellen eine Herausforderung für die soziale Kreativität des Therapeuten dar, der sich nicht nur mit seelischen Problemen befassen muß, sondern von dem soziotherapeutische und agogische Maßnahmen verlangt werden. Er muß zu komplexen *Interventionen* fähig und bereit sein, um dem Klienten dabei zu helfen, seine Lebenssituation neu zu strukturieren, denn das ist oftmals erforderlich, wenn nachhaltige Hilfe gebracht werden soll.

### Literatur

- Argyle, M., Körpersprache und Kommunikation, Junfermann, Paderborn 1979.
- Braun, P., Arbeitsstörungen, in: Handbuch der Psychologie Bd. 8 II, 2313-2371, Hogrefe, Göttingen 1978.
- Eilenberger, M., Das Lebenspanorama als diagnostische und therapeutische Methode der integrativen Therapie, Diplomarbeit, Psych. Institut der Universität Hamburg, Hamburg 1979.
- Erikson, E. H., The problem of ego identity, *J. Amer. Psychoanalyt. Assoc.* 4 (1956) 56-121.
- Erikson, E. H., Identity and the life cycle. International Universities Press, New York, 1959
- Erikson, E. H., Identity: Youth and crisis, Norton, New York, 1968.
- Foucault, M., Von der Subversion des Wissens, Ullstein, München 1978.
- Foucault, M., Interview, in: Kamper, D., Rittner, V., Zur Geschichte des Körpers, Hanser, München 1976 b.
- Großkurth, T., Arbeit und Persönlichkeit, Rowohlt-Verlag, Reinbeck, 1979.
- Heinl, H., Spiegel-Rösing, I., Gestalttherapie und Orthopädie — Versuche eines ganzheitlichen Ansatzes in der praktischen Medizin, in: Petzold (1977).
- Husserl, E., Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie, Martinus Nijhoff, Den Haag 1976.
- Iljine, V.N., Le corps et le coeur, Vorlesungsskript zum gleichnamigen Seminar am Institute St. Denys, Paris WS 1965 (franz. mimiogr.).
- Krappmann, L., Soziologische Dimensionen der Identität, Klett, Stuttgart 1972.
- Levita, de D. J., Begriff der Identität, Suhrkamp, Frankfurt 1974.
- Lewin, K., Defining the „field at a given time“, *Psychol. Review* 50, 3, 292-310, 1943.
- Merleau-Ponty, M., Phénoménologie de la perception, Gallimard, Paris 1947.

- Marcel, G., Leibliche Begegnung, in: A. Kraus, Leib, Geist, Geschichte, Hühig, Heidelberg 1978, S. 43-73.
- Moreno, J.L., Who shall survive?, Nervous and Mental Disease Publishing Co., Washington 1934.
- Moreno, J.L., The function of the social investigator in experimental psychodrama, *Sociometry* 4, 392-417, 1941.
- Moreno, J.L., The social atom and death, *Sociometry* 10, 81-86, 1947.
- Müller, K., Die Wende der Wahrnehmung, Kaiser, München 1978.
- Perls, F.S., Gestalt, Wachstum, Integration, Junfermann Verlag, Paderborn 1980.
- Perls, F.S., Hefferline, R., Goodman, P., Gestalt therapy, Julian Press, New York 1951; dt.: Klett, Stuttgart 1979 in 2 Bd.
- Petzold, H., Psychotherapie und Körperdynamik, Junfermann, Paderborn 1974.
- Petzold, H., Integrative Therapie ist kreative Therapie, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1975.
- Petzold, H., Die neuen Körpertherapien, Junfermann, Paderborn 1977.
- Petzold, H. Prozessuale Diagnostik, Skriptum von A. Rauber, Schule für soziale Arbeit, Bern 1977 a.
- Petzold, H., Integrative Arbeit mit Träumen, *Integrative Therapie* 3/4 1977 b.
- Petzold, H., Das Korrespondenzmodell in der integrativen Agogik, *Integrative Therapie* 1/1978, 21-58.
- Petzold, H., Psychodrama-Therapie, Junfermann, Paderborn 1979 a.
- Petzold, H., Die inhumane Lebenssituation alter Menschen und die Humanisierung des Alters, *Zeitschrift für humanistische Psychologie*, 3/4, 1979 b.
- Petzold, H., Konfliktdynamik. Vortrag vom 27.11.1979, Tag der Verantwortlichen, Erzbischöfliches Ordinariat Graz, mimeogr., 1979 c.
- Petzold, H., Dramatische Therapie, Hippokrates, Stuttgart 1982.
- Petzold, H., Krisen des Therapeuten, MS, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1980 b.
- Petzold, H., Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, in: C.H. Bachmann, Kritik der Gruppendynamik, Fischer, Frankfurt 1980 c
- Petzold, H., Zum Konzept der Therapiekette und zur Karriere Drogenabhängiger, in: Petzold, H., Vormann, G., Therapeutische Wohngemeinschaften, Pfeiffer, München 1980 d.
- Petzold, H., Prävention, Zukunftsbewußtsein und Entfremdung, *Z. f. Humanist. Psychol.* 2, 1980 d.
- Petzold, H., Die Rolle des Therapeuten und die therapeutische Beziehung, Junfermann, Paderborn 1981.
- Petzold, H., Leibzeit, in: Kamper, D., Wulf, Chr., Die Wiederkehr des Körpers, Suhrkamp, Frankfurt 1982a.
- Petzold, H., Theater oder das Spiel des Lebens, Verlag für humanist. Psychol., W. Flach, Frankfurt 1982b.
- Petzold, H., Methodenintegration in der Psychotherapie, Junfermann, Paderborn 1982c.
- Petzold, H. (Hrsg.), Humanisierung des Krankenhauses. Schwerpunkttheft der *Zeitschrift für Humanistische Psychologie* 1/2 (1982d).
- Petzold, H., Bubolz, E., Psychotherapie mit alten Menschen, Junfermann, Paderborn 1979.
- Petzold, H., Mathias, U., Rollenentwicklung und Identität, Junfermann, Paderborn 1982.
- Rahm, D., Gestaltberatung, Junfermann, Paderborn 1979.
- Schönholzer, D., Der Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand, Rüegger, Diessenhofen 1979.
- Schütz, A., Collected Papers, 3 Bd., Martinus Nijhoff, Den Haag 1976.

- Schneider, H.D., Pro Senectute, Vorbereitung auf das Alter, Schöningh, Paderborn 1980.*
- Tatschmurat, C., Arbeit und Identität, Campus Forschung, Frankfurt 1980.*
- Weizsäcker, V. v., Gestalt und Zeit, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1962.*
- Wiswede, G., Rollentheorie, Kohlhammer, Köln 1977.*
- Zulliger, H., Horde, Bande, Gemeinschaft, Klett, Stuttgart 1961.*

# Die Bedeutung der Arbeit für die Familiendynamik und für die Entstehung und Behandlung psychosomatischer Erkrankungen

Ulrich Stuhr, Hamburg

Ich stelle die These auf, daß der Arbeitsplatz für unsere Patienten genauso ein tabuisiertes Thema ist wie zu Zeiten *Freuds* die Sexualität. Ich behaupte weiter, daß die Psychotherapeuten zum überwiegenden Teil diese Tabuisierung mitmachen. Warum ist das so?

Der Patient, der sich meist nicht vorstellen kann, daß seine Probleme mit belastenden Erfahrungen am Arbeitsplatz zusammenhängen können, klammert diesen Bereich aus,

1. weil er für ihn existentielle Bedeutung hat: wenn daran gerüttelt wird, kommt zuviel ins Wanken (materielle Existenzgrundlage, Zugehörigkeit zu Kollegen und zur Berufsgruppe, sichere Alltagsroutine);
2. weil er sich den Arbeitsplatzstrukturen gegenüber ohnmächtig fühlt; — er resigniert: „daran kann ich ja doch nichts ändern!“ Die erlebten Machtstrukturen „verbieten“ es ihm quasi, bewußt über die Ursachen seiner Erkrankung nachzudenken. Ohne dieses Gefühl der „Ohn(e)-Macht“ wäre er vielleicht auch gar nicht krank geworden (vergleiche *Engel* und *Schmale* 1978).

Der Therapeut entspricht dieser Haltung des Patienten, indem dieser sich für Arbeitsplatzprobleme bewußt oder unbewußt für nicht zuständig erklärt, da

1. seine objektive gesellschaftliche Funktion im Bereich der Reproduktion liegt (Wiederherstellung von Arbeitskraft und der Anpassung); er wird nicht für die Veränderung gesellschaftlicher, sondern psychischer Strukturen eingestellt und bezahlt;
2. in seiner Aus- und Fortbildung ihm viel über psychische Tiefen und Techniken vermittelt wird, aber wenig über gesellschaftliche Tiefendimensionen (z. B. anonym wirkende Wirtschaftsmechanismen, Hierarchie in einer Werkshalle);
3. er bewußt oder halbbewußt wie der Patient ahnt, daß seine therapeutischen Mittel angesichts der Macht-Strukturen am Arbeitsplatz nicht ausreichen und er sich diesem ungleichen Kampf nicht stellen will.

Muß das so sein? Ich glaube nicht, obwohl die oben angeführten Argumente die Realität widerspiegeln. Ich glaube vielmehr, daß wir unse-

re Mittel aufgrund eines von anderen und uns selbst auferlegten Denk- und Handlungsverbotes nicht ausgeschöpft haben. Ich möchte versuchen, ein wenig am Theorie- und Selbstverständnis des Therapeuten zu rütteln.

Ich habe kein Patentrezept, sondern bin nur früh in meiner poliklinischen Arbeit, wo dauernd neue Patienten vor der Tür stehen und die Warteschlange nicht abreißt, auf diese Probleme gestoßen. Von diesen ersten Überlegungen möchte ich einige als Anstoß zur Diskussion und zur Erprobung weitergeben.

## 1. Die Bedeutung der Arbeit für den Menschen

Obwohl unsere Patienten als Arbeitnehmer einen Großteil ihrer Freizeit mit Arbeit verbringen, nämlich als Arbeiter durchschnittlich 10.16, als Angestellter 10.13 Stunden des Tages (*Maase 1976, S. 43*), wird sogenannten intrapsychischen und familiären Problemen mehr Beachtung geschenkt als den Problemen am Arbeitsplatz. Dies ist umso verwunderlicher, wenn wir wissen, daß in *anonymen* Befragungen („Die Neue“, 6.12.80, S. 5) 46 % der Bundesbürger als erste Sorge für 1981 die Sorge um den Arbeitsplatz nennen.

*Wacker (1976)* und *Karras (1958)* weisen darauf hin, daß der Arbeitsplatz für den Menschen ein soziales Kontaktfeld ist, das ihm die Möglichkeit bietet, Kompetenz zu gewinnen. Dort erhält er das Gefühl, von anderen gebraucht zu werden und nützlich zu sein. Die Arbeit bildet dabei einen sozialen Orientierungsrahmen, der Selbstbewußtsein stiftet. Das individuelle Realitätskonzept wird dort entscheidend entwickelt, da der einzelne ständig seine Ideen an der harten Realität der Arbeitswelt prüfen muß. Dort stellt sich heraus, ob die vorhandenen Kenntnisse und Fähigkeiten, die sich vor und während der Arbeit herausgebildet haben, nützlich sind und zur Basis der persönlichen Identität werden können. Wir treffen eigentlich sonst nur noch in sehr frühen Entwicklungsphasen des Menschen auf eine derart enge Verbindung von Arbeit und Identität bzw. Selbstbewußtsein.

Der Grund ist im Wesen der Arbeit zu sehen (nach *Deneke und Stuhr 1981, S. 22*):

„1. Denn in der Natur werden (meist) keine konsumreifen Güter bereitgestellt, so daß die Menschen die Natur bearbeiten müssen (Pflügen, Kohleabbau etc.). In diesem Sinn ist Arbeit lebensnotwendige Existenzsicherung. Der Mensch ist ein Mangelwesen, das gegenüber dem Tier aufgrund seiner „Organprimitivität“ und „Instinktreduktion“ (*Gehlen 1962, Portmann 1962*) gezwungen, aber auch befähigt ist, sich zu entwickeln, um der Natur das abzurufen, was

es für seine Bedürfnisse braucht. Da Existenzsicherung meistens in Kooperation mit anderen abläuft (der eine schneidert, der andere webt), ist hier der soziale Aspekt in der Arbeitsteilung notwendig eingeschlossen.

2. Aus diesen existentiellen und anthropologischen Überlegungen ergibt sich, daß neben den Aspekten der Arbeit als „Mühsal“ der der Selbstverwirklichung tritt. Denn der Mensch bringt sich während der Arbeit durch seine Ideen und Handlungen selbst in sein Arbeitsprodukt ein, d. h. er vergegenständlicht sich.“

## 2. Einfluß des Arbeitsplatzes auf die Familie

Ich möchte in diesem Rahmen nicht auf die unterschiedlichsten Belastungsfaktoren der Arbeitswelt eingehen (vgl. u. a. *Karmaus* u. a. 1979, *Rebell* 1976, *Frese* u. a. 1977), sondern die Bedeutung der Arbeit für jene Krankheitserscheinungen verdeutlichen, die es uns Praktikern so schwer machen, hinter dem individuellen Leid unserer Patienten auch Zusammenhänge mit der Arbeitswelt zu erkennen. Dies erscheint mir wichtig, um das eingangs geschilderte Tabuisierungsspiel zwischen Therapeut und Patient zu durchbrechen.

Konkret meine ich die Vermittlung pathologisch wirkender Arbeitsplatz-Belastungen über die Familie auf das Individuum. Man spricht auch vom „langen Arm der Arbeit“ (*Meissner* 1971). Hierhinter verbirgt sich die Grundauffassung: der Mensch in seinem Wesen ist unteilbar, d. h. er bleibt innerlich der gleiche, ob er nun Arbeitskollege, Familienvater oder Sportsfreund ist. Nur so ist erklärlich, daß der Arbeitnehmer nach einem 8-Studentag im Wohnzimmer sitzt bzw. im Bett liegt und merkt: „... der Vorfall heute im Büro geht mir nicht aus dem Kopf“. Ich zitiere an dieser Stelle gerne einen meiner Patienten, der mir erklärte: „ ...von der Arbeit nehme ich meine Aktentasche voller Probleme mit nach Hause ... Für meinen kleinen Sohn heißt die Tasche ‚Papas Arbeit‘ ...“.

Die verborgene bzw. abgewehrte Bedeutung des Arbeitsplatzes soll also durch die Annahme eines Transfers vom Arbeitsplatz zur Familie verdeutlicht werden. Ich wähle diesen vermittelten Weg, da ich annehme, daß ein großer Teil der Erkrankung nicht monokausal durch einen Stressor am Arbeitsplatz ausgelöst werden kann, sondern daß die Wechselwirkung von Familie und Arbeit das letztlich pathologische Moment bildet. Davon unberührt gibt es sicher Arbeitsplatzbelastungen, die auch für sich alleine wirken können (z. B. Lärm, Monotonie etc.). Dieser Ansatz basiert auf folgenden Grundannahmen (vgl. *Stuhr, Bahr, Scharre* 1980):



1. Es ist nicht nur so, daß der familiären Sozialisation die berufliche folgt, sondern die familiäre folgt auch der beruflichen, und zwar über die Elterngeneration (sogenannte Mehr-Generationenperspektive).
2. Nach der räumlichen Trennung von Arbeitsstätte und Familie im Rahmen der Industrialisierung bleibt die Familie der Ort der Reproduktion der Arbeitskraft, einschließlich — wie *Horkheimer* (1970) es nannte — der „Reproduktion der menschlichen Charaktere“ während der Erziehung (z. B. Vermittlung von Tugenden wie „fleißig, ordentlich, pünktlich“).
3. Die Art der Reproduktion ist vom Produktionsprozeß über Merkmale der Arbeitstätigkeit, wie z. B. Zeit-Vorgabe, Beteiligung kognitiver Funktionen etc., und der Arbeitsbedingungen, wie z. B. Betriebs-hierarchie, physikalische Umgebungseinflüsse etc., abhängig.
4. Aufgrund meist rein funktionaler Beziehungen am Arbeitsplatz bis hin zum Ausfall jeglicher Kommunikationsmöglichkeit (z. B. Automaten-Überwachung) und zunehmender Intensivierung der Arbeitsprozesse bekommt die Familie eine besondere Funktion als „kompensatorisches Gegenmilieu“ (*Neumann-Schönwetter* 1973), in dem all das bewahrt und geschützt werden soll, was in der Arbeitswelt fehlt, z. B. Ruhe, Emotionalität, Dispositionsspielraum etc.
5. Die Familie erhält damit die Funktion zugeschrieben, gesellschaftliche Probleme, sprich Belastungen durch den Arbeitsplatz, aufzufangen und zu verarbeiten, was zu neuen Spannungen und Konflikten zwischen den Familienmitgliedern führt und die Familie zu einem Ort weiterer Bedrohung macht. Das Ideal von der Familie als „Bereich reiner Menschlichkeit“ (*Bösel* 1976) erweist sich als Ideologie.
6. Die von Konflikten bedrohte Familie erhält sich funktionsfähig, indem ein oder mehrere Familienmitglieder, die nicht mit dem durch den Arbeitsplatz belasteten identisch zu sein brauchen, die Funktion übernehmen oder erhalten, den nunmehr familiären Konflikt bzw. die Spannung in individueller Krankheit zu binden, damit die Familie ihre kompensatorische Funktion gegenüber dem Arbeitsbereich erfüllen kann.

Zur Konkretisierung dieser Annahmen möchte ich drei Fallbeispiele aus meiner Poliklinik-Routine geben, und zwar danach unterschieden, wer in der Familie erkrankt ist:

*a) Das Kind wurde krank in der Familie*

Das Kind ist in diesem Beispiel 27 Jahre alt, ohne Berufsabschluß und wohnt mit 3 weiteren Geschwistern, von denen er der älteste ist, noch zu Hause. Der Patient klagt seit ca. 5 Jahren über starke Schmerzen im Lendenwirbelbereich, ohne daß ein organischer Befund vorlä-

ge. Als Kind und Jugendlicher hatte er ab 6 J. Bauch- und Kopfschmerzen, was früher pro Jahr bis zu 15 Wochen Fehlzeit in der Schule führte.

Die akute Symptomatik begann, als der Patient wegen eines vergeblich angestrebten Lehrabschlusses als ungelernter Lagerarbeiter arbeitete, d. h. vor allem heben mußte und das Gefühl bekam: „Ich bin nutzlos, stehe mit nichts da, habe noch immer keine richtige Arbeit ... ich habe einen Knacks bekommen.“ Sein Vater — so erzählte man ihm häufiger — sei im Beruf ein As, deshalb gehe es ihm „an die Nieren“, daß er nicht so kann wie er.

Ohne Befund, nur aufgrund des empfundenen Schmerzes im Rücken wurde der Rücken in einem Krankenhaus „auf Verdacht“ geöffnet. Entscheidend war dabei für den Patienten, daß sein Vater, der als Schiffsingenieur (solange er denken konnte) mit zwei-monatigen Unterbrechungen halbjährlich zur See fuhr, nun zum ersten Mal wegen dieser Operation zu Hause blieb: er ließ sein Schiff fahren und wurde von der Reederei entlassen. Das sei für ihn einerseits niederschmetternd gewesen, nämlich daß der Vater für ihn seinen Beruf gefährde, aber auch unausgesprochen toll. Er habe es vorher nie anders gekannt: „Vater ist weg und Mutter ist da“.

Wegen der berufsbedingten Abwesenheit des Vaters habe er ein sehr enges Verhältnis zur Mutter. Die Mutter erklärt dazu: „Ich mußte meinen Mann stehen, weil mein Mann zur See fuhr und mich 20 Jahre allein ließ. Ich mußte alle Probleme abwickeln. Ich war überfordert und zog den ältesten Sohn ins Vertrauen wegen der Sorgen und des Ärgers, — damit fing seine Krankheit an.“

*Kommentar:* Der berufsbedingte Ausfall des Vaters für die Familie führt zur Bindung des Kindes an die Mutter, die das Kind als Partnerersatz „mißbraucht“ und damit überlastet. Es ist also nicht die „böse Mutter“ an sich, sondern die Einbettung in den Ausfall des Vaters aufgrund seiner beruflichen Situation.

#### *b) Die Mutter wurde krank in der Familie*

Es handelt sich um eine Patientin von 28 Jahren, die Hausfrau und Mutter eines Mädchens von 5 und eines Jungen von 3 Jahren ist; sie ist verheiratet mit einem 30jährigen Mann, der Außendienstmitarbeiter in einem ländlichen Bezirk ist. Die Symptomatik, die die Patientin veranlaßte, unsere Ambulanz aufzusuchen, war ein beginnender M. Crohn.

Die Darmsymptomatik begann 3/4 Jahr nach der Geburt des 2. Kindes bzw. 1/4 Jahr nach Einzug in die Eigentumswohnung. Sie berichtet von viel Ärger über Mängel am Bau, die sie allein regeln mußte, weil der Mann zur Arbeit war, obwohl es *sein* Wunsch war, ein Eigen-

heim zu haben. Sie beklagt, daß der Haushalt und die zwei Kinder viel Kraft von ihr verlangen. „Ich erstickte durch Haushalt und Kinder ... die Kinder binden mich, mein Mann ist freier, er ist viel weg, ich kann wenig sprechen ...“. Sie könne sich innerlich sehr ärgern und sei auch gegenüber den Kindern ungerecht, so daß sie Angst habe, die Kinder seien die Leidtragenden.

Der Ehemann meint dazu: „Mir fehlt die letzte Überzeugungskraft, daß sie ein Problem hat, sie hat's gut ... ich mag mir keine Gedanken machen, eine Lösung zu finden, ich habe Probleme im Beruf genug. Wenn es zuviel wird, schadet es mir; halte alles auf Distanz. Ich weiß, 'ne Hausfrau hat viel Arbeit, aber sehe es nicht, ich habe auch Streß am Körper erlebt durch den Zeitdruck im Auto (ca. 800 bis 1000 km/Woche), denn als Vertreter hängt mein Gehalt und mein Job am Umsatz“.

Die Vorschläge des Mannes, sie solle an einem örtlichen Hausfrauenkreis teilnehmen oder ein Hobby machen, zeigen ihrer Meinung nach, daß er sie nicht versteht. „Es wäre gut, mal Zeit für mich selber zu haben“. Nach der Geburt des 1. Kindes habe sie zuerst noch halbtags gearbeitet, doch das war zu anstrengend, denn wenn der Mann nach Hause kam, wollte er Ruhe, und gerade in der Stunde mußte am meisten erledigt werden: Kinder füttern, zu Bett bringen, Essen für den Mann kochen. Sie genoß es, als der Mann auch mal die Tochter in den Kindergarten brachte; doch das ging nicht mehr, weil er noch früher seine Arbeit beginnen mußte.

Sie ist unzufrieden, will aber nicht ärgerlich sein: „Mich behindert, den Mann zu belasten: er ist in seinem Beruf voll ausgelastet ... ich denke zuerst an die Familie und nicht an mich ... mein Mann denkt mehr an sich ...“.

Wenn sie mal einen scharfen Ton habe, sage er: „Warum muckst du?“ Der Mann meint: „Mit mir kann man schwer streiten, sie pflaumt mich schon mal an und trägt es mir nach, dann werde ich ärgerlich, wenn es in der Luft hängenbleibt (... den Streit mit dem Chef kann ich nicht gewinnen, aber ...). Vielleicht hätte ich mich mehr kümmern müssen und nicht fernsehen. Ohne sie kann ich auch nicht abends allein zu Hause sitzen“.

Und seitdem die Krankheit feststeht, sagt die Frau: „Mein Mann hat viel Verständnis, er richtet mich auf, wenn ich zu schwarz sehe“.

*Kommentar:* Die berufliche Belastung zwingt den Mann, sich zusätzliche Probleme (z. B. Kindererziehung) vom „Halse zu halten“, indem er seine Frau gegen ihren Willen auf die Mutter- und Hausfrauenrolle festlegt. Die Frau nimmt diese Rolle innerlich widerwillig an, weil sie den Mann aufgrund dessen beruflicher Belastung nicht zusätzlich belasten will.

c) *Der Vater wurde krank in der Familie*

Der Patient ist in diesem Fall ein Mann, der wegen einer gerade entstandenen Colitis ulcerosa zu uns in die Ambulanz kommt. Er ist mit einer Frau verheiratet, die seit 1 1/2 Jahren berufstätig ist. Sie haben 2 Kinder.

Unser Patient ist allein verantwortlich für die fristgerechte Auslieferung verderblicher Waren. Dabei ist für ihn, aufgrund der großen Konkurrenz auf dem Markt, wichtig, „daß jeder Kunde König ist, auch wenn es Proleten sind, die gleich Drohungen losschießen, zur Konkurrenz zu gehen“. „Mich trifft es, wenn ich einen Kunden verliere ... ich bekomme Druck von oben ... der Computer-Ausdruck sagt: tu was!“

Bei dieser Tätigkeit, die im Durchschnitt ca. 60 Stunden pro Woche dauert, wirke er „äußerlich ausgeglichen und ruhig“, obwohl „ich den Streß nach innen schlucke. Ich habe das Gefühl, ich schaffe es nicht mehr ... es gibt nur ‚weiter oder aufhören‘. Beruflich habe ich keine Alternative, da ich zu spezialisiert arbeite. Ich müßte sonst beim Nullpunkt anfangen. Ich habe so ein gutes Einkommen und will meinen Wohlstand halten, fahre ein großes Auto, und es ist ein schönes Gefühl, Geld im Rücken zu haben.“

Er habe das Gefühl: „Ich trage es mit nach Hause“ ... „Wenn ich nach ca. 12 Stunden nach Hause komme, brauche ich eine Stunde Ruhe, da kann ich nicht sprechen ... ich kann nicht abschalten und abends nicht einschlafen, innerlich spiele ich die Arbeit durch“.

Zu Hause sei zunehmend Spannung entstanden, seitdem die Ehefrau seit ca. 1 1/2 Jahren arbeitet: „Sie ist selbstbewußter geworden, — früher war ich Egoist, und alles drehte sich um mich, all die Jahre entschied ich ... seitdem sie arbeitet, gibt es Gegenwehr, z. B. will sie, daß ich zu Hause alles aufräume.“

Besonders rege ihn auf, „wenn sie unrationell arbeitet, dann gebe ich Tips ... ich ertappe mich dabei, wie ich versuche, es ihr still beizubringen, ich war bemüht, sie vollwertig zu sehen, aber: sie ist tatsächlich ungeschickt ... dann könnten wir uns streiten, aber die Frau kapselt sich ab. Früher bin ich mal explodiert, obwohl ich es nach einer 1/2 Stunde wieder ungeschehen machen wollte ... heute ziehe ich mich zurück.“ „Wenn ich ihr dann beim Abwaschen helfen will, will sie es nicht; sie meint, ich versuche, meine Autorität aus der Firma mit in die Familie zu tragen, ich spiele sie zuviel an die Wand, das will sie nicht.“ Er sei an einem Punkt angelangt, wo er sich fragt: „Warum mache ich alles für die Frau, die 60 Stunden, es lohnt sich nicht.“

*Kommentar:* 1. Der Beruf läßt den Mann bis hinein in die Familie, ja ins Bett, nicht los („innerlich spiele ich die Arbeit durch ...“).

2. In der Beziehung zur Ehefrau taucht das Wort „unrationell“ auf, — ein Begriff aus der Arbeitswelt und vermutlich eine internalisierte Leitmaxime für die Tätigkeit des Mannes.
3. Die Familie scheint für den Mann zu einem Ort neuer bzw. zusätzlicher Probleme geworden zu sein, seitdem sich seine Frau seinem dominanten Verhalten widersetzt, das eine Fortführung seiner Funktion am Arbeitsplatz gewesen sein könnte.
4. Die Angst vor dem Verlust des erreichten Lebensstandards hält den Patienten neben der Angst, aufgrund der Spezialisierung keinen neuen, gleichwertigen Arbeitsplatz zu finden, in seiner beruflichen Situation fest.

Diese Beispiele werden an unserer Poliklinik weiter systematisch ergänzt (vgl. *Stuhr, Bahr, Scharre 1980, Deneke u. a. 1980*). Selbstkritisch darf dabei auch nicht vergessen werden, daß so unterschiedliche psycho-soziale Zusatzbelastungen, wie z. B. Wohnungsgröße, Infrastruktur der Wohngegend, aber auch psychosomatische Symptome und psychische Konflikte der Vor-Generation, im allgemeinen noch genauso unberücksichtigt blieben wie die Frage der Rückwirkung der Familie auf die Arbeit.

Dennoch tut sich hier ein Untersuchungsfeld für die Psychotherapie bzw. Psychosomatik auf, das nicht länger vernachlässigt werden darf. Wenn man daran interessiert ist, mehr über die Entstehungsbedingungen allem Anschein nach hoch individualspezifischer Erkrankungen zu wissen, muß dem Transfer vom Arbeitsplatz auf die Familie mehr Beachtung geschenkt werden.

Unsere bisherigen Erfahrungen machen bei allen Schwächen dennoch deutlich, daß die Familien mit der Verarbeitung von Arbeitsplatzproblemen belastet werden. Mit aller Vorsicht möchte ich aufgrund unserer ersten Erfahrungen folgende Thesen über Wirkmechanismen und Vermittlungsprozesse aufstellen:

1. Der gesamte Lebensrhythmus, eben auch der in der Familie, ist vom Arbeitsrhythmus geprägt, und zwar durch eine rein zeitliche Reglementierung.
2. Der Inhalt der Arbeit strukturiert das Familienleben, und zwar *gegenläufig* (z. B. wenn ich auf der Arbeit auf andere eingehen muß, will ich es nicht auch noch zu Hause) und auch *gleichsinnig* (z. B. eingeschränkte Arbeit am Gerät führt auch zu einem passiven Freizeitverhalten, z. B. Bildschirm).
3. In der Familie treffen *unterschiedliche* Bedürfnisse (z. B. der Wunsch nach Ruhe trifft auf Kommunikationswünsche) und auch *gleichsinnige*

Bedürfnisse aufeinander (z. B. beide Partner wollen entlastet werden: der Mann vom beruflichen Ärger, die Frau von dem Ärger mit ihren Kindern).

4. Die belastende Arbeitsplatz-Situation kann nur über die Symptomatik abgemildert oder verlassen werden (s. RVO). Gleichzeitig führt die Symptomatik in der Familie zur stärkeren Einbindung bzw. Regression des Arbeitnehmers in das Familienleben, das vorher durch die Arbeitsbelastung bzw. zeitlich bedingte Abwesenheit des Mannes zu kurz kam. Die Symptomatik bietet gerade für den Mann die Möglichkeit, Arbeitsbelastungen zu reduzieren und familiäre Fürsorge anzunehmen, ohne vor sich und anderen Schwächen oder Versagen eingestehen und erleben zu müssen.

Die Familien durchschauen diese Mechanismen meist nicht, da es Angst macht, eine Krankheit gezielt zu hinterfragen: es käme die Leistung ins Wanken. Die Familien sind als Ort, wo Probleme zusammenreffen und sich noch zeigen dürfen, latent sowie in zunehmendem Maße überfordert. Denn diese Probleme müssen am Entstehungsort, dem Arbeitsplatz, gelöst werden, — die Familie kann sie nur für eine bestimmte Zeit lindern. Trotz ihrer relativen „Eigengesetzlichkeit und Resistenzfähigkeit“ (Horkheimer 1970) ist die Familie von der Arbeitswelt abhängig, da der Mensch nicht teilbar ist in Arbeitnehmer und Familien-Vater bzw. -Mutter.

Da die Familie tatsächlich im Gegensatz zum Arbeitsplatz noch relativ repressionsfrei ist, bleibt sie meist der einzige Ort, wo noch subjektive Krankheitsbedürfnisse geäußert und wahrgenommen werden können. Thorbeke (1975, S. 53) schreibt hierzu: „Was in anderen gesellschaftlichen Subsystemen nicht als Krankheit ‚zugelassen‘ wird, muß in der Familie bewältigt werden.“ Diese positive Funktion für die arbeitenden Familienmitglieder kann sich jedoch in ihr Gegenteil verkehren, wenn nicht am Entstehungsort der Belastung etwas verändert wird. Denn sonst werden nicht nur die Kräfte verschlissen, die für einen emotional getragenen Umgang in der Familie und damit für das Wohlbefinden ihrer Mitglieder notwendig sind, sondern auch noch jene, die der Bewältigung von Krisen aufgrund von Konflikten und Krankheiten dienen. Da das Familien-System selbst seine Funktionstüchtigkeit aufrechterhalten will und muß, balanciert sie ihr Gleichgewicht bei anhaltender Belastung auf Kosten eines Familienmitgliedes aus, dessen Krankheit ungelöste Spannungen bindet. In der klinischen Routine haben wir es somit selbst bei relativ kurzer manifester Erkrankungsdauer eher mit dem Endpunkt eines schon länger laufenden Belastungsprozesses zu tun, dem eine Verschleierung seiner einzelnen Stadien impli-

zit ist. Unsere Aufgabe sollte es deshalb sein, diese Mechanismen durchsichtig zu machen; aber wie?

### 3. Vorläufige Konsequenzen für die therapeutische Strategie

1. Als erstes muß ich als Therapeut akzeptieren, daß es Machtstrukturen hinter der individuellen Symptomatik gibt, die nicht (allein) mit individuellen Mitteln (z. B. Einzeltherapie) lösbar sind. Das stille und z. T. auch unverhohlene *Omnipotenz-Denken* des Psychotherapeuten ist für den Patienten wie für die Gesamtproblematik denkbar ungeeignet (vgl. *Sigusch* 1980). Dazu gehört nicht nur das Eingeständnis, nicht alles mit psychotherapeutischen Mitteln lösen zu können, sondern die Notwendigkeit, über den begrenzten Rahmen nur einer Schulrichtung hinauszugehen und integrative Therapie-Strategien (Einbeziehung emotionaler, kognitiver, handlungsorientierter und sozialer Bereiche) zu verfolgen.

Auf die therapeutische Technik soll hier nicht eingegangen werden (s. a. Artikel i. d. Buch), wohl aber auf ergänzende Strategien (s. u.). Es sei aber eine therapeutische Grundhaltung erwähnt, die sich aus der Kritik an den Allmachts-Phantasien von Therapeuten ergibt. Es gilt, als Therapeut psychische und soziale Abstiegsprozesse des Patienten zuzulassen, zu akzeptieren und zu begleiten.

2. Bevor ich mich den Arbeitsproblemen und familiären Vermittlungsprozessen meiner Patienten widme, muß ich begreifen, daß ich selbst einen Arbeitsplatz habe und nicht nur ein „therapeutisches Setting“. Zur angemessenen Arbeit mit Patienten gehört, sich *seine eigenen Arbeits- und Lebensbedingungen* so zu gestalten, daß ich meine Fähigkeiten entfalten kann und nicht, „wie am Fließband“, pro Zeitstunde einen Patienten „durchschleuse“ oder mein familiäres Leben vernachlässige. Gerade im Beruf des Therapeuten muß z. B. auf Pausenregelung bzw. Intensität der Arbeit geachtet werden, da ich innerlich angespannt nicht mehr auf den Patienten eingehen kann. Ergonomische Untersuchungen würden in diesem Bereich sicherlich interessante Ergebnisse hervorbringen (vgl. z. B. *Büssing* 1981).

Das Interesse am eigenen Arbeitsplatz geht aber weiter, und zwar muß ich — wie jeder andere Arbeitnehmer auch — darauf achten,

- a) daß von der Institution bzw. dem Abrechnungssystem meine Funktion nicht zu eng definiert wird,
- b) daß meine Qualifikation nicht frühzeitig entwertet wird und eine Fortbildung möglich ist,

- c) daß ein Mehr an (Plan-)Stellen zur besseren Patientenversorgung, aber auch zur eigenen Entlastung beiträgt, und
- d) daß psychosoziale Dienstleistungen nicht ab- sondern aufgebaut bzw. erweitert werden.

Diese eigene Betroffenheit könnte in eine aktive und organisierte Form münden, indem ich als Therapeut mich als Arbeitnehmer begreifen lerne und z. B. in den Gewerkschaften solidarisch für mich etwas tue (vgl. *Stuhr, Bolz 1978*). Dies ist weiterhin wichtig, weil auch die Gewerkschaften Bündnispartner brauchen, um inhaltliche Forderungen zu Arbeitsplatzbelastungen etc. fundiert aufstellen zu können. Hier kann der Therapeut Erfahrungen einbringen und auch selbst noch lernen. Dies hat allerdings zur Konsequenz, daß der Therapeut einen Teil seiner — „ach so geliebten“ — therapeutischen Fortbildung zur politischen Bildung nutzt.

3. Der Therapeut muß sich weigern, auf eine Rolle festgelegt zu werden, die von ihm eine wartende, auf Einzelbehandlung intrapsychischer Probleme abzielende und auf Sprache beschränkte Arbeit abverlangt. Hierzu gehört:

a) Die gezielte *Erweiterung der inhaltlichen Bereiche* in der Anamnese und Therapie um das Thema „Arbeitsplatz“. Ich beginne z. B. einen Teil der Exploration mit der Frage: „Schildern Sie mal, was Sie am Arbeitsplatz konkret tun“. Diese offene Frage kann Anstoß zu einem Gespräch sein, in dem ich ein eindrucksvolles Bild über den Patienten erhalte. Ich lerne ihn dabei nicht nur als belasteten Menschen kennen, sondern auch als jemanden, der Fähigkeiten besitzt, die in seiner Krankenrolle unter Umständen verloren gegangen sind und auf die man in der Therapie aufbauen kann. Die spezifische Belastung aus der Tätigkeitsstruktur und den Arbeitsbedingungen werden dann mit Hilfe gezielter Nachfragen ermittelt<sup>1)</sup>: zur Atomisierung der Handlungsabläufe, Kontrolle, physische Umgebungseinflüsse, Aufstiegspolitik des Betriebes, Bewältigungsstrategien usw.

Ein Vergleich mit dem anamnestischen Vorgehen der Verhaltenstherapie und Psychoanalyse zeigte, daß wesentliche Zusatzinformationen durch eine gezielte Exploration des Arbeitsplatzes ermittelt werden können (*Deneke u. a. 1981*). Insbesondere die Fokussierung auf jene Zeit, wo der Arbeitnehmer nach Feierabend in der Familie eintrifft, verdeutlicht das Konfliktpotential zwischen Arbeits- und Familienbereich (Reichweite der Arbeit). In der Therapie selbst sollte die Bearbeitung dieser Themenbereiche vertieft werden, indem z. B. die Familie

---

<sup>1)</sup> Gegen eine Schutzgebühr kann ein ausführlicher Explorationsleitfaden bei mir angefordert werden.



die konfliktgeladene Atmosphäre beim beginnenden Feierabend nachspielt und erlebt, wie sich die außerfamiliären Bereiche als unbewußtes „Generve“, „Gereizt-Sein“ und „Anmache“ auswirken. Die einzelnen Familienmitglieder erleben unter Umständen, wie in der Familie Konflikte ausgetragen werden, die eigentlich vom Arbeitsplatz stammen (z. B. Verschiebung der ohnmächtigen Wut beim Chef auf die schwächeren Kinder). Durch diese bewußtseinsfördernde Arbeit wird außerdem der Weg frei für die Bearbeitung biographisch bedingter Probleme, die vorher überdeckt oder überformt waren von aktuellen Problemen, — und auch umgekehrt.

b) Der *therapeutische Handlungsspielraum* kann durch Formen des sozialen Lernens erweitert werden. Damit meine ich die Strategien wie Rollen- und Planspiel, die zwar bekannt, aber zu wenig im therapeutischen Alltag genutzt werden. Ich bin dankbar, durch T. Besems konkret mit den Möglichkeiten des Planspiels konfrontiert worden zu sein. Ich selbst habe das Planspiel nicht nur bei der Fort- und Ausbildung eingesetzt (vgl. *Stuhr* 1979), sondern auch bei Patienten und vor allem bei potentiellen Patienten, also jenen, die stark belastet sind, aber noch keine Krankenrolle einnehmen (z. B. Bildungsseminar von Personalräten).

Die Simulation des beruflichen Alltags (z. B. Einführung neuer Techniken wie Bildschirmtätigkeit) im Planspiel brachte eine realitätsnahe und bewußtseinsfördernde Abbildung der vorhandenen Probleme. Der besondere Wert lag dann im Ausprobieren neuer Handlungs- bzw. Lösungsstrategien, die die emotionale, motorische, kognitive und soziale Ebene berührten. In diesen Simulationen wird auch der Stellenwert des Therapeuten deutlich: da dieser meist erst dann aufgesucht wird, wenn die Probleme festgefahren sind und weder Arbeitskollegen noch die Familienangehörigen bereit waren, zu helfen (Ersatz für Selbsthilfe).

c) *Das therapeutische Setting* kann erweitert werden, indem ich vom einzelnen Kranken weggehe und andere „Behandlungseinheiten“ wähle. Konkret meine ich:

— alle, die unter einem Dach leben (die Familie, die Sippe, Nachbarschaft), werden von mir aufgesucht;

— alle, die ähnliche Probleme haben (z. B. Kollegen einer Firma, Kollegen eines Industriezweiges).

Für mich war es z. B. sehr erstaunlich, erst beim Besuch einer Familie den 80jährigen Großvater vorgestellt zu bekommen, der oben — asthmakrank und patriarchalisch — unter dem Dach wohnte; oder mitzuerleben, wie auf einer gewerkschaftlichen Fortbildung sehr ähnliche Erfahrungen über Belastungen älterer Arbeitnehmer vorhanden sind,

aber unter den Kollegen nie ausgetauscht wurden. Der Zugang zu den Arbeitnehmern wird dann erleichtert, wenn ich selbst mich als Arbeitnehmer verstehe und dort organisiert bin, wo die Mehrzahl der Arbeitnehmer organisiert sind: in den Gewerkschaften.

#### 4. Eine Schlußfolgerung

Wenn man die bisherigen Thesen und vorläufigen Erfahrungen zur Belastung am Arbeitsplatz für die Psychotherapie zusammenfaßt, könnte man zu einer radikalen Schlußfolgerung gelangen: *vorbeugende* Maßnahmen am Arbeitsplatz und in der Familie sind die beste Therapie. Das ist sicherlich richtig; doch — so wird man gefragt — was soll man bis dahin tun?

Es gab Ansätze (z. B. SPK), in denen eine sog. „Randgruppentherapie“ propagiert wurde, indem man die Patienten, die den objektiven Belastungen durch ihre Krankheit entkamen, mobilisierte, „aus dem Stand“ gesellschaftliche Bedingungen zu verändern. Ich meine, es gilt vielmehr, den Patienten wieder in die Lage zu versetzen, an jenen gesellschaftlichen Strömungen teilnehmen zu können, die für humanere Lebens- und Arbeitsbedingungen kämpfen. Hierzu können die im Papier skizzierten Ansätze beitragen. Eine wichtige Voraussetzung hierfür wäre, daß der Therapeut seinen Patient konkret und ganzheitlich, auch als Arbeitnehmer, begreifen lernt. Dies bedeutet, daß der Therapeut seinen „Elfenbeinturm“ verläßt. Dies sollte er aber nicht tun, um das ganze Land mit einem perfekten psychosozialen Beratungs- und Therapienetz zu überziehen und damit jeden Lebensbereich „psychiatisieren“ zu wollen. Denn gesellschaftliche Konflikte, die sich auch in belastenden Arbeitsbedingungen und defekten Familienstrukturen widerspiegeln, sind keine Krankheit und können nicht wegtherapiert werden. Die notwendige Sozialpolitik und das vorhandene Selbsthilfepotential eines Landes kann nicht durch eine Sozio- oder Psychotherapie ab- bzw. aufgelöst werden (Motto: „Wenn es draußen friert, wärmt man sich drinnen“, *Sigusch* 1980, S. 10). Es gilt vielmehr, als Therapeut den Widerspruch in der therapeutischen Arbeit zwischen Anpassung und Befreiung auszuhalten und den Patienten zur politischen und d. h. vorbeugenden Arbeit zu befähigen. Die therapeutische Arbeit entbindet mich selbst jedoch nicht davon, auch noch sozialpolitisch zu wirken.

#### Literatur

Bösel, M., Arbeitssituation und Familie, in: H. Braun, U. Leitner (Hrsg.), Problem Familie — Familienprobleme, Campus, Frankfurt 1976.

- Büssing, A., Untersuchung zur Arbeitssituation von Psychologen an psychiatrischen Krankenhäusern und ähnlichen Einrichtungen (Arbeitstitel), Aachen, Inst. f. Med. Psych., 1981 (Manuskript in Arbeit).
- Deneke, F. W., Stuhr, U., Deneke, Ch., Bühring, B., Franz, A., Kruse, H.-P., Ein praxisnaher Ansatz zur Erarbeitung von Indikationskriterien für psychosomatische Patienten, in: U. Baumann (Hrsg.), Indikation zur Therapie psychischer Störungen, Urban u. Schwarzenberg, München 1981.
- Engel, G. L., Schmale, A. H., Eine psychosomatische Theorie der somatischen Störung, in: G. u. A. Overbeck (Hrsg.), Seelischer Konflikt — körperliches Leiden, Rowohlt, Reinbek 1978.
- Frese, M., Greif, S., Summer, N. (Hrsg.), Industrielle Psychopathologie, Huber, Bern 1977.
- Gehlen, A., Anthropologische Forschung, Rowohlt, Reinbek 1962.
- Horkheimer, M., Autorität und Familie, in: M. Horkheimer, Traditionelle und kritische Theorie. Vier Aufsätze, Fischer, Frankfurt 1970.
- Karmaus, W., Müller, V., Schienstock, G., Stress in der Arbeitswelt, Bund Verlag, Köln 1979.
- Karras, H., Die Grundgedanken der sozialistischen Pädagogik in Marx' Hauptwerk „Das Kapital“, Berlin 1958 (Rotzpäd 3).
- Maase, K., Arbeitszeit-Freizeit-Freizeitpolitik. Informationsbericht Nr. 27 des IMSF, Frankfurt 1976.
- Meissner, M., The long arm of the job: A study of work and leisure, *Industrial Relations*, 1971, 10, 239-260.
- „Die Neue“: Ausblick mit Sorgen (Umfrage der Gesellschaft für Konsum-Markt- und Absatzforschung in Nürnberg), Berlin 6.12.80, S. 5.
- Neumann-Schönwetter, M., Psychosexuelle Entwicklung und Schizophrenie, Frankfurt 1973.
- Portmann, A., Zoologie und das neue Bild des Menschen, Rowohlt, Reinbek 1962.
- Rebell, Ch., Sozialpsychiatrie in der Industriegesellschaft, Campus, Frankfurt 1976.
- Sigusch, V., Therapie und Politik, „Konkret/Sexualität“, Hamburg 1980, S. 10-17.
- Stuhr, U., Bolz, W., Die gewerkschaftliche Perspektive: Solidargemeinschaft und Reformen, in: H. Keupp u. M. Zaumseil (Hrsg.), Die gesellschaftliche Organisation psychischen Leidens, Suhrkamp (stw), Frankfurt 1978.
- Stuhr, U., Planspiel zu den Bedingungen klinisch-psychologischer Tätigkeit, in: DGVT (Hrsg.), Psychosoziale Versorgung — Organisation und psychotherapeutisches Handeln, Beltz, Weinheim 1979.
- Stuhr, U., Bahr, D., Scharre, M., Die Bedeutung des Einflusses der Arbeitssituation auf das Familienleben für die Entstehung psychosomatischer Erkrankungen. Vortrag auf dem Tönnies-Symposium vom 4. — 6. 7. 1980 in Kiel.
- Thorbecke, R., Bewältigung von Krankheitsepisoden in der Familie, in: D. Ritter-Röhr (Hrsg.), Der Arzt, sein Patient und die Gesellschaft, edition Suhrkamp, Frankfurt 1975.
- Wacker, A., Arbeitslosigkeit als Sozialisationserfahrung — Skizzen eines Interpretationsansatzes, in: Th. Leithäuser u. W. K. Heinz (Hrsg.), Produktion, Arbeit, Sozialisation, Suhrkamp, Frankfurt 1976.

# Der Einfluß der Arbeitswelt auf die Identität der Frau — Konzepte, Fakten und Implikationen für die Psychotherapie

*Carmen Tatschmurat, München*

## 1. Problemstellung

Die Erkenntnis, daß menschliche Identitätsentwicklung mit der vom Individuum unter konkreten, historisch bestimmbareren Verhältnissen lebenslang geleisteten *Arbeit* in Verbindung steht, drängte sich der sozialwissenschaftlichen Forschung in den letzten Jahren durch mehrere, zunächst relativ unverbunden nebeneinander sich entwickelnde Problemsichten geradezu auf:

1. durch die zunehmende Kritik an den Theoremen des Symbolischen Interaktionismus, der Identität nur unter dem Aspekt des kommunikativen Perspektivenwechsels und Aushandelns von gegenseitigen Selbst- und Fremdbildern und dem ständigen Balancieren zwischen eigenen und fremden Wünschen fassen konnte,
2. durch erste Ergebnisse der Forschung über psychische und somatische Störungen von nicht berufstätigen bzw. arbeitslosen Frauen und Männern, aus Befragungen und Analysen, die den Schluß nahelegten, daß Depression und mangelndes Selbstvertrauen zumindest *auch* mit der relativ isolierten und unausgefüllten Situation nichtberufstätiger Frauen und Männer zusammenhängen,<sup>1)</sup>
3. aus dem Bemühen, biologische, soziologische und psychologische, insbesondere psychoanalytische Fragestellungen zueinander in Beziehung zu setzen.

Von *Holzkamp* (1972) und *Holzkamp-Osterkamp* (1975, 1976) wurde dann mit der Grundlegung der „Kritischen Psychologie“ die erste umfassende Konzeption der Persönlichkeitsentwicklung als Entwicklung kognitiver und emotional-motivationaler Fähigkeiten im Zusammenhang mit der phylo- und ontogenetisch zunehmenden Partizipation an gesellschaftlicher Arbeit vorgelegt, wobei der systematische Zusammenhang von Umweltexploration und Persönlichkeitsentwick-

---

<sup>1)</sup> Vgl. *Roer* 1980, darin insbesondere den Bericht der „Arbeitsgruppe des Sozialistischen Frauenbundes West-Berlin“ über eine Untersuchung der psychischen Folgen von Arbeitslosigkeit bei Frauen (S. 85 ff.) sowie *Windolf/Klemm* 1978.

lung von *Holzkamp-Osterkamp* zumindest in den zentralen Entwicklungssträngen hergeleitet wurde.<sup>2)</sup>

Die Frage nach der Konstitution und Substanz menschlicher Identität beinhaltet demnach zwingend die Forderung, auf drei — allerdings nur analytisch zu trennenden — Ebenen gleichzeitig zu denken und zu argumentieren: einmal auf den objektiven Ebenen der *natürlichen* (organismischen) und der *gesellschaftlichen* (sozialen und ökonomischen) Bedingungen des menschlichen Lebensraumes und zum anderen auf der Ebene der *subjektiven Verarbeitung* der wahrgenommenen Umweltgegebenheiten durch die emotionale Bewertung des Individuums. Der aktuelle körperliche, soziale und psychische Zustand muß dabei immer als ein historisch gewordener und daher auch veränderbarer begriffen werden, und zwar sowohl biologisch-naturgeschichtlich, wie sozialhistorisch und lebensgeschichtlich. Nur wenn also menschliche Lebenswirklichkeit und deren innerpsychische Verarbeitung — vermittelt über die realen, aus der individuellen Biographie sich ergebenden Möglichkeiten — *zusammen*, das heißt in ihrer gegenseitigen Bedingtheit gesehen werden, ist der Prozeß der Identitätsfindung adäquat zu erfassen.

### 1.1 *Teilhabe an gesellschaftlich sinnvoller Arbeit als Bedingung für die Herausbildung von Identität*

Identität in dem von mir bestimmten Sinn kann sich demnach nicht an spezifischen „persönlichen“ Bedürfnissen oder im „Es“ lokalisierten Triebwünschen orientieren, die wenigstens einigermaßen in Einklang zu bringen sind mit „sozialen“ bzw. „gesellschaftlichen“ Anforderungen, die im „Über-Ich“ verinnerlicht sind, oder auch oft gegen Gesellschaft und „Über-Ich“ durchgesetzt werden müssen, so daß dem Individuum die Sisyphus-Aufgabe zukäme, beständig zwischen „personaler“ und „sozialer“ Identität bzw. zwischen „Es“ und „Über-Ich“ eine Art Balance aufrechtzuerhalten und diese in jedem Augenblick seiner Existenz aufs neue her- und darzustellen. Das heißt nun keineswegs, daß das Freud'sche Strukturierungsmodell der Psyche zurückgewiesen wird, sondern vielmehr, daß eine Erweiterung dergestalt vorgenommen werden muß, daß das Individuum nicht bloßer Spielball seiner Triebe ist, sondern ihm *von Anfang an* das Bedürfnis nach aktiver Umweltexploration, Aneignung und Veränderung vorfindbarer Realität innewohnt.<sup>3)</sup>

<sup>2)</sup> Zur geschlechtsspezifischen Differenzierung vgl. *Tatschmurat* 1980.

<sup>3)</sup> Zur Analyse frühkindlichen Bedürfnisses nach Umweltexploration und der Grundlegung von Selbstbewußtsein ist m. E. der narzißmustheoretische Ansatz von *Kohut* am besten geeignet (1976, 1977).

Der Prozeß der Herausbildung von autonomer Identität wird also von mir als wechselseitige Bekräftigung von *Ichstärke* (verstanden als Auseinandersetzung mit organismischen und sexuellen Bedürfnissen) und *Selbstbewußtsein* (verstanden als Auseinandersetzung mit dem Bedürfnis nach Aneignung und Veränderung der wahrgenommenen Realität) bezeichnet. Damit zusammenhängend wird die Kohäsion des Selbst — das zunächst nur als rudimentäres existiert — immer stabiler und die Strukturierung des Ich immer differenzierter.<sup>4)</sup> Als grundlegendes *Movens* für die zunehmend „adäquatere“, d. h. realitätsgerechtere Bewertung der eigenen Kognition wird dabei die *Tätigkeit* (hier verwendet als kategorialer Überbegriff für jegliche aktive Auseinandersetzung mit Natur und Gesellschaft) angesehen, die — zusammen mit dem reflexiven Denken und der Verfügung über ein verbales und nonverbales entwickeltes Symbolsystem — das entscheidende Moment ist, welches den Menschen vom Tier unterscheidet. Denn erst von dem Zeit„punkt“ an (der natürlich nicht eindeutig fixierbar ist, sondern sich über einen langen Zeitraum erstreckt), da Menschen beginnen, ihre Umwelt selbst zu produzieren, das heißt, da die Anpassung der Lebewesen an die Natur umschlägt in Anpassung der Natur an die Bedürfnisse der Individuen, kann bekanntlich von Geschichte des Menschen die Rede sein. Daß dann jegliche menschliche Aktivität neue Bedürfnisse hervorbringt, welche wiederum neue Aktivitäten initiieren, macht den eigentlichen Gang der Evolution aus.

Neben und gleichzeitig zu der Auseinandersetzung mit den vorfindbaren *Objekten* der Realität ist Herausbildung von Identität ferner zwingend gebunden an die Entwicklung der Beziehung zu den das Individuum umgebenden *Subjekten*: d. h. mindestens genauso bedeutsam wie der Erwerb von Arbeitsfähigkeiten ist der Erwerb von kommunikativen Kompetenzen, von reflexiven, emotionalen, verbalen und nonverbalen Signalsystemen, welche über die wechselseitigen Handlungen am Objekt konstituiert und aufrechterhalten werden. Dies ist der Ort, an dem die Perspektive des jeweils anderen antizipiert wird und im Idealfall eine gemeinsame Problemsicht errichtet werden kann, wo auf der Basis von gegenseitigem Vertrauen eine gemeinsame Praxis für eine überindividuelle Zielsetzung ihren Ausgangspunkt nehmen kann. Diese Koorientierung der Perspektiven wird dadurch behindert und größtenteils auch verhindert, daß zwischen den Individuen und ihrer Lebenstätigkeit die konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse als Schranke aufgebaut wurden, welche zwar Arbeit zwingend fordern, welche ferner jegliche Art von Kommunikation ermöglichen, nicht je-

---

4) Vgl. dazu ausführlich *Tatschmurat* 1980.

doch die Aneignung der Arbeitsergebnisse durch die Produzenten, und dadurch auch die Reflexion über diese falsche Praxis nur äußerst verzerrt und burchstückhaft werden lassen.

Identitätsfindung kann folglich nur in dem Maße als gelungen gelten, wie bewußte Teilhabe an *gesellschaftlich sinnvoller, d. h. menschlichen Lebensraum erhaltender und erweiternder Tätigkeit* erreicht ist. Durch die damit verbundene Zunahme der individuellen Handlungsfähigkeiten und realen Handlungsmöglichkeiten wird schrittweise eine Verringerung des Risikos, in frühere Handlungsunfähigkeiten zurückzufallen, bewirkt und gleichzeitig eine zunehmende psychische Stabilisierung erreicht: Ich-Stärke und Selbst-Bewußtsein nehmen zu mit der Einsicht in gesellschaftliche Lebenszusammenhänge und der Erkenntnis und Durchführung des leistbaren eigenen Anteils an der Erweiterung von Handlungsfähigkeit für alle Gesellschaftsmitglieder.

Beim jeweiligen historischen Entwicklungsstand der Gesellschaft existiert immer eine „optimale“ Identität, welche sich bestimmt aus den objektiven Möglichkeiten der Menschheit zur Erfassung von Wirklichkeit: aus dem Entwicklungsstand der Natur- und der Sozialwissenschaften, dem erreichten Stand des reflexiven Denkens, sowie dem biologischen Entwicklungsstand der Lebewesen. In dem Maße, wie der Mensch seine innere und äußere Natur differenziert, differenziert sich auch die allgemeine, jeweils optimale Identität zu einer immer adäquateren. Je adäquater (im Hinblick auf die tatsächliche Beschaffenheit der Objekte) also ein Mensch die Wirklichkeit erfaßt, desto identischer ist er mit ihr, desto mehr „hat“ er Identität. Die Identitätsentwicklung der Individuen muß dabei notwendig immer hinter dem gesamtgesellschaftlich Möglichen zurückbleiben, da der Mensch sich nie die *gesamte* gesellschaftlich kumulierte Erfahrung (geistigen Wissens und körperlicher Erfahrbarkeit) aneignen kann, sondern immer nur das in bestimmten Bereichen arbeitsteilig angesammelte Wissen. Genauso wie die Selbst- und Fremdwahrnehmung des Menschen nur aus seinen tatsächlich benutzten Zellgruppen entsteht: Je mehr Aktivitäten ein Mensch entfaltet (geistige und handwerkliche Lernprozesse sowie Sport und Spiel) und je mehr Sinneseindrücke er aufnimmt, desto größer und komplexer wird die Anzahl der Zellkombinationen, die er benutzen muß und kann, desto näher kommt er auch dem möglichen „Maximalumfang“ der Identität (Feldenkrais 1968, 39).

### 1.2 Identitätsentwicklung durch konflikthafte Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Anforderungen

Identitätsfindungsprozessen kommt also deshalb eine so hervorragende theoretische und praktische Bedeutung zu, weil sie sich genau aus der Nahtstelle zwischen Kognition (bis hin zum begreifenden Er-

kennen) auf der einen und emotionaler Handlungsbereitschaft (bis hin zu Natur und Gesellschaft veränderndem tätigem Handeln) auf der anderen Seite heraus entwickeln und damit die logische und historische Verortung von kognitiven, motivationalen und Tätigkeitsprozessen *im Individuum* ermöglichen. (Auf die ständige Rückkoppelung an organismische Prozesse kann hier nur kursorisch hingewiesen werden.) Damit ist die Bildung der Motivationsstruktur bestimmbar als Ebene der Vermittlung zwischen dem Aufbau einer psychischen Struktur im Sinne von Selbst-Bewußtsein und der Entstehung von Handlungsbereitschaft mit dem Ziel der erweiterten Teilhabe an gesellschaftlicher Lebensbewältigung.

Diese Vermittlung läßt sich zusammengefaßt folgendermaßen kennzeichnen: Da Identitätsfindung immer auch Sicherung und Erweiterung von Handlungsfähigkeit bedeutet, sind Wahrnehmungsakte immer als Informationsaufnahme im Hinblick auf das angestrebte Ziel der Aneignung und produktiven Veränderung von Lebensraum zu verstehen. Ebenso erfolgt die emotionale Bewertung des Wahrgenommenen unter Abschätzung der darin liegenden Möglichkeiten zur individuellen Daseinssicherung und -entfaltung. Dabei hängt es vor allem von der Beschaffenheit der gesellschaftlichen Ziele ab, wie weit ein Anspruch motiviert verfolgt werden kann, d. h. wie weit emotionale Zustände von Zielgerichtetheit und sozialer Abgesichertheit entstehen können, oder ob das Individuum zu bloßer Anpassung an nicht seiner Bedürfnislage entsprechende Zielsetzungen und zu angstgesteuertem, unmotiviertem Handeln gezwungen wird.

Konflikte entstehen, generell gesagt, immer dann, wenn der Mensch sich entscheiden muß, ob er sich mit dem erreichten Niveau seiner relativen Handlungsfähigkeit zufriedengeben will oder ob er die Erweiterung seines gesellschaftlichen (oder auch zunächst nur zwischenmenschlichen) Einflusses wagen soll, obwohl durch diese Absicherung seiner individuellen Existenzgrundlage und Bedürfnisbefriedigung auf höherem Niveau eventuell die bereits erreichte Handlungsfähigkeit und damit die gesamte gegenwärtige Existenzgrundlage in Gefahr gerät.

Der Konflikt ergibt sich also für das Individuum aus der mangelnden Antizipierbarkeit des Erfolgs seiner Handlungen bzw. der Folgen der Unterlassung von als subjektiv möglich und nötig erkannten Handlungen.

Konflikte werden stets von Angstbereitschaft begleitet, d. h. durch die Tendenz zur Vermeidung von risikobelasteten Situationen, in denen die erreichte Handlungsfähigkeit verloren gehen könnte. Angstbereitschaft ist also die bewußt gemachte Bedrohung durch Antizipation



des Ausgeliefertseins an undurchschaubare und — zumindest individuell — unkontrollierbare Lebensbedingungen. Diese Angstbereitschaft schlägt in dem Maße um in manifeste *Angst*, wie die Diskrepanz zwischen dem Grad der Bewußtheit der objektiven Existenzbedrohung und der Unmöglichkeit, diese Notsituation zu überwinden, wächst (Holzkamp-Osterkamp 1976, Tatschmurat 1980, 157-160). Damit erscheinen dem Menschen seine Lebensumstände zunehmend als unbeeinflussbare Naturgegebenheiten, sein Handeln wird „unmotiviert“, es kommt zu bloßer Aufforderungserfüllung unter äußerem und innerem Zwang und/oder zu psychischen und somatischen Fluchtendenzen.

Konfliktbewältigung und damit Angstbeseitigung ist dabei prinzipiell auf zwei Ebenen möglich:

1. durch *Verarbeitung* des Konfliktstoffes, d. h. durch das Erreichen einer realistischen Einschätzung der eigenen Situation und Möglichkeiten. Die Angst wird hierbei reduziert zur Realangst, welche durch Beseitigung der Angstursache, aber auch durch Flucht zu bewältigen ist;
2. durch *Abwehr* mittels verschiedener Techniken, so daß relative Angstfreiheit in dem Fall durch Verminderung des Realitätsbezugs erkauft wird. Angstbereitschaft wird zur neurotischen Angst gesteigert, welche nur durch andauernde Abwehraktivitäten und stetig weitere Reduzierung des Realitätsbezuges zu bewältigen ist.

## 2. Weibliche Arbeitsformen in ihrer Bedeutung für weibliche Identitätsentwicklung

Die Entscheidung für Konfliktverarbeitung bzw. -abwehr hängt nicht nur von der individuellen Disposition bzw. Biographie ab, sondern, wie erwähnt, auch von der Beschaffenheit gesellschaftlicher Ziele und der spezifischen Form der Arbeitsteilung. Also davon, ob und inwieweit dem einzelnen die Partizipation an gesellschaftlicher Evolution *tatsächlich* möglich ist. Deshalb soll nun die Herausbildung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse unter dem Aspekt der zunehmenden Differenzierung der Arbeitsteilung, insbesondere der Bedeutung für weibliche Arbeit kurz skizziert werden.

### 2.1 Zur historischen Entwicklung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung

Die Entwicklung der Arbeitsteilung erfolgte zunächst in zwei Dimensionen:

1. als *globale* Arbeitsteilung, welche bei einer historischen Rekonstruktion tierischer und menschlicher Evolution als „naturwüchsig“

entstandene nachgewiesen wurde (Holzkamp-Osterkamp 1975). Darunter fällt vor allem die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die sich bei einem Großteil tierischer Arten (keineswegs bei allen) dergestalt herausgebildet und bis heute erhalten hat, daß die Weibchen für die Brutpflege und die Männchen für die Nahrungsbeschaffung zuständig waren und sind;

2. als *funktionale* Arbeitsteilung, welche die Aufspaltung eines Arbeitsvorganges in Teilaktivitäten meint. Auch dies ist bereits auf tierischem Niveau nachweisbar (Aufgabenverteilung bei der Jagd, Dominanz- und Führungsverhalten) und setzte sich in der menschlichen Evolution fort bis hin zu kapitalistischer Produktionsweise, wo die funktionale Arbeitsteilung a) als Aufsplitterung der Produktion in immer kleinere Teilaktivitäten und b) als zunehmende Trennung zwischen Herstellung auf der einen und Planung und Leitung auf der anderen Seite, also als systematische Trennung von Hand- und Kopfarbeit manifest wird.

Um aus diesen beiden, hier nur summarisch angeführten Arbeitsteilungsweisen Rückschlüsse auf den gesellschaftlich zugewiesenen Ort von Frauenarbeit ziehen zu können, müssen sie zueinander in Beziehung gesetzt werden: dann sind die globalen Arbeitsteilungsweisen immer diejenigen, die sich natur-historisch deshalb herausbilden und durchsetzen konnten, weil sie sich für den Fortbestand tierischen und menschlichen Lebens als funktional erwiesen hatten. D. h., die Entwicklung der Aufteilung von bestimmten Tätigkeiten zwischen Weibchen und Männchen auf tierischem Niveau konnte sich soweit und bei denjenigen Arten erhalten, wie und wo dadurch das Überleben und die Weiterentwicklung gesichert wurden.

Dasselbe gilt in modifizierter Form für menschliche Entwicklung: Organische Unterschiede zwischen Frauen und Männern bildeten die biologische Basis, auf der sich zunächst naturhistorisch eine bestimmte Form der globalen Arbeitsteilung entwickelte — daß auch diese jedoch nicht überall und zu allen Zeiten gleich waren, hat die ethnologische Forschung hinlänglich bewiesen.

In dem Maße, wie diese *globale* Trennung sich als *funktional* erwies (für das Leben in Höhlen, in der Steppe, für die Nahrungsmittelbeschaffung durch Jagd und Viehzucht einerseits, Ackerbau und Vorratsanlegung andererseits etc.), wurde sie beibehalten und weiterentwickelt und wirkte dann ihrerseits auf die unterschiedliche organische und psychische Entwicklung von Frauen und Männern ein. So konnte also die eher „naturwüchsige“ globale Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann sich nur deshalb bis auf den heutigen Tag durchsetzen, weil sie — auf historisch je unterschiedliche Weise — funktional für den

Fortbestand der bestehenden sozialen und gesellschaftlichen Organisationsformen war:

Davon abgeleitet kann eine Gesellschaftsform, in der die globale Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern aus dem einzigen Grund aufrechterhalten wird, weil sie dem einen — dem männlichen — Teil der Gesellschaft entgegenkommt und weil er die Mittel hat, sie weiter durchzusetzen, obwohl diese Art von Spezialisierung für den Fortgang der Evolution längst überflüssig geworden, für die Aufrechterhaltung des status quo jedoch funktional ist, als *patriarchalisch* strukturiert bezeichnet werden. Die Mittel zur Fortschreibung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung hat der Mann fatalerweise gerade durch eben diese Trennung in die Hand und in den Kopf bekommen: durch die geschilderte Zuständigkeit für den Außenbereich, für Nahrungsbeschaffung, Schutz vor wilden Tieren etc. sowie durch die Beschäftigung mit Wissenschaft, Kunst, Kultur etc. war und ist es dem Mann möglich, die Frau einerseits durch Argumente und andererseits durch Gewalt in *seine* Schranken zu verweisen. Überspitzt formuliert heißt das, daß bis in jüngste Zeit nahezu ausschließlich die Männer die Möglichkeit hatten, die Menschheit durch Erfindungen, Entdeckungen etc. voranzutreiben, da nur sie sich von alltäglicher Haus- und Handarbeit in zunehmendem Maße befreien konnten.

## 2.2 *Frauenarbeit heute als Determinante für beschädigte Identität*

Die Form, in der gesellschaftliche Arbeit heute überwiegend geleistet wird, ist, teilweise in Aufhebung der globalen Arbeitsteilung, zum einen der *Beruf* und zum anderen die *unbezahlte, privat geleistete Reproduktionsarbeit*, wobei nur Frauen sich auch *gegen* den Beruf entscheiden können, aber nahezu niemals gegen die Hausarbeit. Dabei gehe ich davon aus, daß Berufen in ihrer konkret-historischen Form neben und trotz aller Entfremdung und Aufsplitterung immer auch die Chance innewohnt, menschliche Lebenswelt „sinnvoll“ zu verändern und zu gestalten, daß sie eine geeignete Sozialisations- und Entwicklungsschablone darstellen für das im Menschen angelegte Grundbedürfnis nach Selbstverwirklichung und daß ihnen insofern identitätsstiftender Charakter zukommen kann.

In so allgemeiner Form gilt dies zunächst auch für Frauen: Berufstätigkeit ermöglicht der Frau wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Mann (als elementarste Voraussetzung für Emanzipation) und zugleich das Heraustreten aus der privaten Isolation von Haushalt und Familie und ist insofern Voraussetzung für die aktive Teilnahme an sozialem Fort-

schritt und gesellschaftlicher Veränderung. Über die berufliche Teilhabe an gesellschaftlicher Arbeit wird ferner für die Frau (wie für den Mann) die individuelle Emanzipation zugleich mit einer Perspektive verknüpft, die über bestehende Gesellschaftsverhältnisse hinausweist.

Es ist also auf der einen Seite festzustellen, daß die Bedeutung *beruflich* geleisteter Arbeit für die Gesellschaft wie für den einzelnen, insbesondere für Frauen, tendenziell stark zunimmt, daß immer mehr Frauen Berufstätigkeit von *vornherein* in ihre Lebensplanung miteinbeziehen, wobei die Entscheidung für einen konkreten Beruf immer auch eine Festlegung, eine Beschränkung auf einige wenige real entwickelbare Möglichkeiten bedeutet. Nicht nur durch diese prinzipiell sinnvolle und notwendige Spezialisierung wird jedoch auf der anderen Seite die Chance zur Erweiterung der Erfahrungen, Handlungsfähigkeiten und -möglichkeiten und damit die Möglichkeit zu immer adäquaterer Erfassung und Veränderung natürlicher und gesellschaftlicher Wirklichkeit durch Inhalte von Arbeit in beruflicher Form immer eingengter. Vielmehr nimmt der „Sinn“ beruflich geleisteter Arbeit, so wie sie vom einzelnen kognitiv und emotional verstanden wird, in erster Linie deshalb immer mehr ab, weil der durch einen Beruf repräsentierte Ausschnitt gesellschaftlicher Wirklichkeit zunehmend kleiner, parzellierter wird und weil diese „Schneidung“ in einer ganz bestimmten Weise erfolgt, nämlich grob gesprochen so, daß die Funktion der geleisteten Arbeit für gesellschaftliche Arbeit insgesamt dem einzelnen immer weniger durchschaubar wird (Bolte u. a. 1980).

Diese Umstrukturierung beruflicher Tätigkeiten (deren Ende noch lange nicht abzusehen ist) und der sich damit für den einzelnen ständig verschärfende Widerspruch, gesellschaftlich sinnvoll arbeiten zu wollen, aber aufgrund der spezifischen bürgerlich-kapitalistischen Verhältnisse nur parzelliert, entfremdet arbeiten zu können, trifft Frauen noch wesentlich härter als Männer: Gerade für sie steigt, wie erwähnt, das lebensgeschichtliche Gewicht der Berufstätigkeit als solcher heute mehr denn je, und gerade sie sind nach wie vor überwiegend auf minderqualifizierte, monotone, unterbezahlte Tätigkeiten verwiesen, aus denen sie kaum große Identitätsgewinne ziehen können.

Etwa die Hälfte aller Frauen im erwerbsfähigen Alter leistet Lohnarbeit. Davon ist etwa ein Drittel in der *industriellen Fertigung*, überwiegend in un- und angelernten Handarbeitstätigkeiten beschäftigt. Diese Arbeiten sind nach wie vor gekennzeichnet durch Kurzphasigkeit (Arbeitseinheiten von oft weniger als eine Minute), Gleichförmigkeit (dieselben Handgriffe oft über Jahre hinaus), Präzision (vor allem durch die geringe Größe der zu bearbeitenden Teile in der Elektrotechnik und Feinmechanik), starke psychische Belastung (aufgrund der Monotonie

und gleichzeitig erforderlicher Konzentration und dem Zeitdruck durch Akkord oder Fließband), durch hohe Lärm- und Schmutzbelastung und geringe Entlohnung (*Tatschmurat* 1975).

Ähnliches gilt, wenn auch auf saubereren, etwas besser entlohnerten Arbeitsplätzen für ein weiteres Drittel, den in *Verwaltung, Dienstleistungsgewerbe und Einzelhandel* beschäftigten Frauen. Durch die Umstellung auf EDV und elektronische Textkommunikation wird Schreib- und Registrierarbeit weitgehend überflüssig, reduziert sich Büroarbeit überwiegend auf Dateneingabe an den Computer und Abfrage bzw. Fehlerkontrolle per Bildschirm. Im Einzelhandel beschränkt sich der Aufgabenbereich der Verkäuferin zunehmend auf Preisauszeichnung, Regaleinfüllen, Kassieren. Die psychische Belastung nimmt durch die um sich greifende Monotonie auch hier stark zu und wird noch dadurch erhöht, daß viele Betriebe „kapazitätsorientierte Arbeitszeit“ einführen, d. h. die Frauen nur in den Zeiten größten Andrangs beschäftigen, also etwa zwei Stunden mittags und zwei Stunden abends.

Die Frage, weshalb sich Frauen immer noch und immer wieder auf so unbefriedigende, perspektivlose und zudem unterbezahlte Arbeiten einlassen, führt zum entscheidenden Ansatzpunkt für therapeutisches Umgehen mit den aus diesen Tätigkeiten resultierenden psychischen und somatischen Erkrankungen: noch immer haben viele Frauen die Berufstätigkeit nicht zum unverzichtbaren Teil ihrer Lebensplanung gemacht, bzw. plant ein Großteil der Frauen und jungen Mädchen seine berufliche Zukunft nur höchst kurzfristig, mit viel zu vielen offenen Möglichkeiten, die aber meist der Realität nicht standhalten. Noch immer sind für manche Schülerinnen Erlösung durch Märchenprinzen oder Lottogewinne wahrscheinlicher als die Chance, berufliche Autonomie durch eine gezielte Ausbildung zu erreichen (dies gilt verstärkt, aber keineswegs ausschließlich in der Unterschicht<sup>5)</sup>). Und noch immer bietet sich für junge Mädchen die Möglichkeit, durch die Gründung einer eigenen Familie dem Elternhaus und der ungeliebten (weil nie wirklich nach eigenen Anlagen, Fähigkeiten und Wünschen gesuchten) Arbeit zu entfliehen. Dabei wird übersehen, daß jedes nur als „kleineres Übel“ in die Welt gesetzte Kind ein Stück weiter von der Realität eigener Bedürfnisse entfernt. Diese Bedürfnisse können grob gekennzeichnet werden als Wunsch nach freier Zeit für sich

---

<sup>5)</sup> Eine neuere Untersuchung kommt zu einem etwas anderen Ergebnis, daß nämlich Mädchen ihre private und auch berufliche Zukunft differenzierter als Jungen strukturieren, sie allerdings auch pessimistischer als Jungen sehen: *Trommsdorf* u. a. 1980.

selbst, geistiger Anregung durch Außenkontakte und Konsumwünsche, die mangels Verfügung über eigenes Geld oft nicht erfüllt werden können.

Die Folge ist häufig eine Wiederaufnahme der Berufstätigkeit, aber wiederum nicht geplant, sondern von vermeintlichen Sachzwängen diktiert: keine richtige Ausbildung oder Berufspraxis, Suche nach günstiger Arbeitszeit und kurzen Wegen bei möglichst gutem Verdienst. Dieser beliebig weiter fortsetzbare Kreislauf (wenn die Arbeit zu unerträglich wird, kommt häufig das zweite Kind, wiederum reicht bald das Geld nicht mehr, die Frau muß wieder arbeiten gehen usw.<sup>6)</sup>) führt dazu, daß die so vereinnahmte Frau ständig in Gefahr ist, sich selbst zu verlieren: Die relativ unterentwickelten, rudimentären „Teile“ ihres Selbstbewußtseins drohen in dem Maße zu zerfallen, wie sie sich selbst keine wirklich neuen Ziele setzt, eine — risikobelastete — Erweiterung ihrer Handlungsräume nicht mehr anstrebt, sich den alltäglichen Konfliktsituationen nicht mehr bewußt stellt, sondern aus Angst, bestehende Handlungsspielräume, vor allem ihre emotionale und finanzielle Existenzgrundlage (die Partnerbeziehung) auch noch zu verlieren, sich auf Kompromisse einläßt, die langfristig auf ihre Kosten gehen, denn diese beständige Angstreduktion durch Realitätsabwehr beeinträchtigt die Frau in ihrer psychischen und organismischen Substanz: organismisch insofern, als sie sich ständig überfordert und Probleme mit Tabletten oder Alkohol überspielt, psychisch insofern, als das Aufrechterhalten einer „positiven Familienatmosphäre“, die keine Meinungsverschiedenheiten zuläßt, einzig von ihren Anstrengungen getragen wird, eigene Probleme nicht laut werden zu lassen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß es auch Frauen gibt, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder glücklicher Umstände und eigener Anstrengungen über eine umfassende Ausbildung zu einem Beruf gelangt sind, der ihnen „Spaß macht“, daß sie ihre Arbeit als sinnvoll begreifen und daraus auch persönlichen Nutzen im Sinne der Identitätsentwicklung ziehen. Vermutlich nimmt der Anteil dieser Frauen sogar zu, worauf der wachsende Prozentsatz von Frauen in Gymnasien und Universitäten hinzuweisen scheint. Auch diese Frauen stehen jedoch — sofern sie nicht ganz auf Kinder verzichten wollen — immer nur mit einem Bein im Beruf, sind also in ihren beruflichen Entfaltungsmöglichkeiten (vorausgesetzt, der Beruf als solcher gibt dafür Raum) objektiv und subjektiv eingeschränkter als Männer.

---

<sup>6)</sup> Sehr eindrucksvoll wird dies in Selbstzeugnissen von Frauen aus sozial benachteiligtem Milieu dokumentiert in dem Band von *Wahl* u. a. 1980.

### 3. Therapie von Frauen durch Frauen — ein Anwendungsbereich für engagierte Frauenwissenschaft

Welche Konsequenzen können nun aus der hier skizzierten weiblichen Normalbiographie für therapeutische Praxis gezogen werden?

Angenommen, eine Frau, die in ihrer Kindheit relativ wenig emotionale Wärme und Selbstbestätigung für die von ihr vollbrachten Leistungen erfahren hat (keineswegs jedoch weniger als der Durchschnitt der Frauen), deren Selbstbewußtsein daher nie übermäßig stark ausgebildet war, die mit einem Mann verheiratet ist, zu dem sie in trotziger Zuneigung hält, die ihre Kinder liebt und haßt zugleich (auch das durchaus „normal“), die zudem, um ihr höchstes Gut, die Familie, aufrechtzuerhalten, eine Lohnarbeit angenommen hat, die ihr nur Monotonie bietet, angenommen diese Frau kommt aufgrund von chronischen Magen-, Kopf-, Gelenkschmerzen oder depressivem Verhalten und durch ungewöhnlich glückliche Umstände zu einer Therapiemöglichkeit: dann muß, nimmt man die Freudsche Definition von Gesundheit als Fähigkeit zu lieben und zu arbeiten ernst, in der Therapie alles daran gesetzt werden, diese Fähigkeit voll (wieder)herzustellen.

Ich gehe davon aus, daß das Ausmaß der somatischen oder psychischen Störungen so beschaffen ist, daß die Fähigkeit zu Selbstliebe und der Wille zur Umweltexploration, wie rudimentär und verschüttet auch immer, prinzipiell noch vorhanden sind. Gerade das Entstehen psychosomatischer Leiden oder depressiver Erkrankungen als Resultat der familiären und/oder beruflichen Arbeitssituation weist ja darauf hin, daß der grundlegende Widerspruch zwischen dem Wunsch nach sinnvoller, umwelterhaltender Arbeit (oder in der Erziehung: nach Förderung der Eigenverantwortlichkeit der Kinder) und der Tatsache, daß dies immer nur bis zu gewissen, systemimmanenten Grenzen möglich ist, mit allen „Fasern“ des Körpers und der Psyche „gewußt“ wird, d. h. daß der Wille zur Selbst-Werdung durch die eigene aktive Tätigkeit sehr wohl vorhanden ist.

Für eine erfolgreiche Therapie heißt das: Es müssen die charakteristischen historischen und geschlechtsspezifischen Brüche, deren Abbild die Normalbiographie der erkrankten Frau ist, mitberücksichtigt werden, und Ziel muß sein, der Frau diese Brüche soweit irgend möglich, als *auch* von ihrem eigenen Handeln her beeinflussbar und veränderbar bewußt zu machen. Dies ist m. E. eher möglich, wenn die Therapie von einer Frau durchgeführt wird bzw. sich Therapiegruppen ausschließlich aus Frauen zusammensetzen, da gerade psychisch gestörte Frauen, die ja immer auch schwache Frauen sind, diesen Freiraum zumindest zeitweise unbedingt brauchen. Zudem ist wohl das Ergebnis

der Untersuchung von *Bovermann et. al.* (1970) noch immer weithin gültig, daß das bei männlichen Therapeuten vorherrschende Bild der gesunden Frau in der klinischen Psychologie als viel abhängiger, passiver, nachgiebiger, leicht zu beeinflussen, weniger konkurrenzorientiert, weniger objektiv, emotionaler und weniger an Wissenschaft interessiert gedacht wird als das des Mannes, so daß die Symptome der Depression wie Passivität, ängstliche Niedergeschlagenheit, verringerte Aggressionsneigung, Minderwertigkeitsgefühle etc. eigentlich letztendlich nur Verhaltensweisen sind, die — wenn auch in der Krankheit übersteigert — im Urteil der Therapeuten als typisch weiblich gelten.<sup>7)</sup> Dies allein rechtfertigt m. E. ein gewisses Mißtrauen gegenüber männlichen Therapeuten, wobei die Gefahr der Anpassung an bestehende Geschlechternormen auch bei einer Therapeutin nicht automatisch behoben ist.

Eine Therapeutin, die sich jedoch dessen bewußt ist, daß viele der Probleme ihrer Patientinnen auch ihre eigenen sind oder waren, und die dies auch offen zu erkennen gibt, erhöht die Chancen der Therapie zunächst in zweierlei Hinsicht: Zum einen werden Frauen eher bereit sein, Dinge offen zu diskutieren, „die sie vielleicht einem Mann ‚beichten‘ würden, die sie mir aber ‚erzählen‘ können“ (*Polster 1979, 310*). Zum anderen stellt die Therapeutin als eine Frau, die Beruf und Familie erfolgreich vereinbart (sich gleichwohl zu den damit verbundenen Schwierigkeiten bekennt), diejenige andere Möglichkeit des Frau-Seins dar, die den Patientinnen ein Identifikationsmuster oder zumindest eine Orientierungshilfe gibt, welche ihrem bisherigen Leben oft gefehlt hat.

Erst wenn es gelungen ist, mit Hilfe der gegenseitigen aktiven Unterstützung der Gruppe oder der Therapeutin ihr Selbstbewußtsein soweit zu stärken, daß die Frau sich über den individuellen Lebenszusammenhang hinaus nicht nur in ihrer Biographie als „Anna O.“ sondern auch als in der historischen Rolle als Frau in einer nach wie vor stark männlich strukturierten Gesellschaft begreift, ist die neuerliche Auseinandersetzung mit der *gesamten* Umwelt sinnvoll und notwendig.<sup>8)</sup>

Welche Therapieform im einzelnen angewendet werden soll, muß von den Erfahrungen und Präferenzen der Therapeutin sowie den konkreten Krankheits- und Biographieaspekten her entschieden werden,

7) Ganz allmählich deutet sich auch bei der Bewertung weiblicher Eigenschaften ein Umdenken der Therapeuten an, vgl. *Fabrikant 1979*.

8) Das bedeutet allerdings nicht, daß der Erfolg einer Therapie sich daran bemessen läßt, ob die Patientin anschließend, wie *Bertha Pappenheim* (*Freuds „Anna O.“*), als Feministin aktiv wird.



da es „die“ feministische Therapie nicht gibt und es auch nicht erstrebenswert ist, sie herzustellen. Ausgangspunkt muß jedoch die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen der gegebenen kapitalistisch-patriarchalischen Gesellschaftsform und den spezifisch weiblichen Lebensbedingungen sowie das Verständnis von psychischem Leiden als mögliche Form des Widerstandes gegen gesellschaftliche Anforderungen sein. *Bock/Schmerl* (1979) nennen dies die „feministische Analyse“ (S. 138). Die Therapie muß dann darauf abzielen, eigene Bedürfnisse, Interessen und Rechte bewußt werden zu lassen und ihre Durchsetzung als möglich und machbar zu erkennen und in Gang zu setzen.

Die angewendeten Methoden feministischer Therapie sind immer eine Auswahl von Elementen aus Psychoanalyse, Gestalttherapie, Yoga, Bioenergetik, Massage, Selbstbehauptungstraining, Transaktionsanalyse etc., d. h. es wird im Gegensatz zu vielen anderen Therapieformen immer auf mehreren Ebenen agiert: Die Rückbesinnung auf die eigene Geschichte und den eigenen Körper geht einher mit der Einübung von antizipierendem Perspektivwechsel und empathischem Aufeinanderzugehen, also (Wieder)-Aufdecken primärer elementarer Sensationen und verbale und nonverbale (Meta-)kommunikation und -reflexion zugleich, wobei der Schwerpunkt etwa bei *Rush* und *Mander* (1977) mehr auf den praktischen Körperübungen und bei den Anhängerinnen der Radical Psychiatry *Steiners* eher auf analysierenden und konfrontierenden Gesprächen zur Bewußtmachung von Unterdrückung und dem Freiwerden von Wut und Zorn liegt (*Wyckoff* 1975).<sup>9)</sup>

Daß therapeutische Arbeit von bzw. mit Frauen so häufig am Körper ansetzt, ist insofern kein Zufall, als auch die Unterdrückung der Frau meist an ihre körperlichen Funktionen geknüpft wird, was wiederum auf die Art, wie Frauen ihren Körper wahrnehmen und mit ihm umgehen, zurückwirkt. Das heißt gleichzeitig, daß der Aufbau von Identität sinnvollerweise dort ansetzen kann, wo sich Frauen ihrer selbst am sichersten sind und wo Entfremdung und auch Selbst-Bewußtsein direkt sinnlich erfahrbar werden.

Die von feministischen Gruppen angewendeten Therapieformen ähneln in vielem den in der Integrativen Therapie benützten Kombinationen von Elementen, so daß hier sinnvolle und nützliche Austauschprozesse stattfinden können, da ja auch die Integrative Therapie sich dadurch auszeichnet, daß sie versucht, die eingangs skizzierte theoretische Herleitung von Identität sowohl auf der organismischen wie auf der gesellschaftlich-sozialen und subjektiv-emotionalen Ebene in praktische Therapie umzusetzen (*Petzold* 1977).

<sup>9)</sup> Als Beispiel für das methodische Vorgehen einer Frauenselbsthilfegruppe vgl.: Psychologinnengruppe München, 1978, S. 253-264, bzw. *Bartsch/Dilthey* 1977, S. 110-117.

Der Mangel dieser und anderer Therapieformen ist jedoch aus soziologischer Sicht darin zu sehen, daß die historische Entwicklung der Bedingungen von Identitätsbildung und damit die Reflexion über entfremdete Arbeit und die spezifischen Formen von Arbeitsteilung zwar möglicherweise in den Köpfen der Therapeuten stattfindet, sich jedoch nicht oder nur zufällig und unkontrolliert in den angewandten Techniken und Methoden niederschlägt und daher auch keine Überwindung dieser Arbeitsformen qua Bewußtmachung in Gang setzen kann.

Ursache hierfür ist die Überbetonung des „Hier und Jetzt“, wodurch Machtstrukturen weder in den Beziehungen zwischen Frauen und Männern noch in den gesamtgesellschaftlichen Lebens- und Arbeitsverhältnissen in ihrem Entstehungszusammenhang begriffen und aufgelöst werden können. Auch psychoanalytisch orientierte Selbsterfahrungsgruppen greifen jedoch — verallgemeinert ausgedrückt — dann zu kurz, wenn sie zwar die biographische Entstehungsgeschichte psychosomatischer Störungen rekonstruieren, dies jedoch abgelöst von der gesellschaftlichen Verursachung tun.

Gerade hier liegt der Ansatzpunkt für engagierte Frauenforschung und -praxis: Für feministische Therapieformen kennzeichnend ist eben das konsequente und radikale Infragestellen der gesellschaftlichen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in all ihren Konsequenzen mit dem Ziel, Alternativen des Denkens und Handelns zu finden. Therapeutinnen, die also bei der Analyse und Behandlung psychosomatisch gestörter Frauen, deren Probleme im weitesten Sinne in der Arbeitssituation in Beruf und Familie liegen, ihre eigene Betroffenheit erkennen und auch zugeben — ohne jedoch die Distanz völlig aufzugeben —, die dadurch die Biographie der Klientin über die unverwechselbare Einmaligkeit hinaus auch als weibliche „Normalbiographie“ begreifen, werden im empathischen gemeinsamen Lösen des individuellen Problems langfristig immer auch ein Stück zur Lösung des Problems geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung als solcher beitragen.

### Literatur

- Bartsch, I., Dilthey, D., Frauen in der Psychologie und Psychiatrie, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.), Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, *Courage*, Berlin 1977, 93-117.
- Bock, U., Schmerl, Ch., Zum Verständnis „feministischer“ Therapiegruppen, *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 9/10, 3. Jg. 1979, 128-152.
- Bolte, K. M., Hoffmann, U., Zettel, O., Beruf und Person, unveröffentlichtes Manuskript des Sonderforschungsbereichs 101 der Universität München, München 1980.
- Boverman, I. K., et. al., Sex Role Stereotypes and Clinical Judgement of Mental Health, *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, Nr. 34, 1970, 1-7.

- Fabrikant, B.*, Psychotherapeuten und Patientinnen: Eindrücke, Fehlteile und Veränderungen, in: *Franks, V.; Burtle, V.* (Hrsg.), *Frauen und Psychotherapie*, Pfeiffer, München 1979, 95-127.
- Feldenkrais, M.*, *Der aufrechte Gang*, Luchterhand, Frankfurt 1968.
- Holzkamp, K.*, *Sinnliche Erkenntnis*, Fischer, Athenäum, Frankfurt 1972.
- Holz kamp-Osterkamp, U.*, *Grundlagen psychologischer Motivationsforschung*, 2 Bde., Campus, Frankfurt 1975/76.
- Kohut, H.*, *Narzißmus*, Suhrkamp, Frankfurt 1976.
- Petzold, H.*, *Integrative Bewegungstherapie*, in: *Petzold, H.*, (Hrsg.), *Psychotherapie und Körperdynamik*, Junfermann, Paderborn 1977, 289-406.
- Polster, M.*, *Frauen in Therapie — wie eine Gestalttherapeutin es sieht*, in: *Franks, V., Burtle, V.*, (Hrsg.), *Frauen und Psychotherapie*, Pfeiffer, München 1979, 292-311.
- Psychologinnengruppe München*, *Spezifische Probleme von Frauen und ein Selbsthilfe-Ansatz*, in: *Keupp, H., Zaumseil, M.*, *Die gesellschaftliche Organisierung des psychischen Leidens*, Suhrkamp, Frankfurt 1978, 221-265.
- Roer, D.* (Hrsg.), *Persönlichkeitstheoretische Aspekte von Frauenarbeit und Frauenarbeitslosigkeit*, Pahl-Rugenstein, Köln 1980.
- Rush, A. K., Mander, A. V.*, *Frauentherapie*, Verlag Frauenoffensive, München 1977.
- Tatschmurat, C.*, *Die Arbeits- und Ausbildungssituation der Frau im industriellen Fertigungssektor*, Unveröffentlichte Diplomarbeit, Soziologie, München 1975.
- Tatschmurat, C.*, *Arbeit und Identität*, Campus, Frankfurt 1980.
- Trommsdorf, G., Burger, Ch., Fücksle, T.*, *Geschlechtsdifferenzen in der Zukunftsorientierung*, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 9, H. 4, 1980, 366-377.
- Wahl, K., Tüllmann, G., Honig, M. S., Gravenhorst, L.*, *Familien sind anders! Rowohlts, Reinbek* 1980.
- Windolf, P., Klemm, S.*, *Zum Problem der arbeitslosen Angestellten*, in: *Wacker, A.* (Hrsg.), *Vom Schock zum Fatalismus?* Campus, Frankfurt 1978, 134-178.
- Wyckoff, H.*, *Anfänge einer feministischen Therapie*, hrsg. von der BIFF: Beratungszentrum für Frauen im Frauenzentrum Berlin, Berlin 1975.

# Die Realität von Mütter-Arbeit

## Bedeutung ihrer (Nicht-)Wahrnehmung für Identitätsbildung und Psychotherapie

Monika Rafalski

Die Bedeutung von Mütter-Arbeit für Identitätsbildung und -störungen zu vergegenwärtigen und Konsequenzen daraus für die therapeutische Praxis zu ziehen, ist ein Betreten von Neuland. Daß dies so ist, führt mitten in die Paradoxie des Themas: Hausarbeit<sup>1)</sup> ist nicht-vorhandene Realität. Realität für die, die sie verrichten — nicht-vorhanden in der gesellschaftlichen Ökonomie und im gesellschaftlichen Begriff von Arbeit.

Schon das Wort „Hausarbeit“ ist ein Widerspruch in sich und — wie „Mütter-Arbeit“ nicht im Brockhaus zu finden, wohl aber „Heimarbeit“ und „Hausfrau“: Zuhause arbeitet man nicht, sondern erholt sich von der Arbeit, läßt sich „bemuttern“, um frisch zu werden für den nächsten Schul- oder Arbeitstag. „Zuhause“ und „Arbeit“ scheinen sich auszuschließen: „Arbeitet Ihre Frau/deine Mutter? — Nein, sie ist zuhause.“ (Als ich mit der Berufstätigkeit aussetzte, um mein Kind zuhause zu betreuen, entfuhrn meinem Mund manchmal die unsinnigen Worte: „Früher, als ich noch gearbeitet habe ...“) Das Ignorieren von Hausarbeit ist allgegenwärtig: Ein Journalist stellt sich vor: „Eine Ehefrau hat noch nie gearbeitet ...“<sup>2)</sup>, wobei eine sogen. „Nur-Hausfrau“ vor seinem inneren Auge erscheint. Oder in einer Untersuchung über Frauen in der DDR ist zu lesen: „Eine nichtarbeitende Frau (ist) in vieler Hinsicht nicht zeitgemäß ... In einem Milieu, in dem jeder arbeitet ..., kann sich eine nicht arbeitende Person leicht überflüssig und isoliert vorkommen.“<sup>3)</sup> Auch hier sind unbezahlt arbeitende Vollhaus-

---

<sup>1)</sup> Vereinfachend verwende ich Haus- und Mütterarbeit wie identische Begriffe. Ich verstehe darunter alle Arbeiten, die die Betreuung eines Kindes von der Geburt bis zum Erwachsenenalter (außer Kindergarten, Schulunterricht und Krankenhauspflege) erfordern. Da in unserer Gesellschaft im allgemeinen diese Arbeit von der Mutter verrichtet wird, während der Vater das Geld verdient, ist in der Mütter-Arbeit auch Versorgungsarbeit für Erwachsene (Ehemann, sie selbst, Großeltern usw.) im allgemeinen mitenthalten.

<sup>2)</sup> Artikel zur Rentenreform, Stuttgarter Zeitung v. 8. 12. 1977.

<sup>3)</sup> J. Menschik und E. Leopold: Gretchens rote Schwestern. Frauen in der DDR, Frankfurt 1974, S. 115.

frauen mit „nichtarbeitend“ gemeint. Neuland ist das Thema, weil es bisher von der androzentrischen Wissenschaft kaum als relevanter Arbeits- und Lebensbereich und damit als möglicher Untersuchungsgegenstand wahrgenommen wurde.<sup>4)</sup>

Neuland auch, weil diejenigen, die Hausarbeit als Arbeit wahrnehmen, indem sie sie verrichten — die Mütter —, kaum Zugang zu Forschung und Lehre haben. Erst in der Frauenbewegung wurde das Thema Mütterarbeit aufgegriffen und von 1976 an vor allem auf den Berliner Sommeruniversitäten für Frauen von Historikerinnen, Politologinnen, Soziologinnen, Literaturwissenschaftlerinnen bearbeitet.<sup>5)</sup> Neu ist nun, daß die Untersuchung von der makroskopischen Ebene der Soziologie usw. auf die mikroskopische der Psychologie übertragen werden muß. Daher kann es sich hier nur um ein Anregen von Problembewußtsein und weiteren Untersuchungen handeln.

Daß Therapeuten ein Problembewußtsein für Mütter-Arbeit entwickeln, ist aus verschiedenen Gründen notwendig: Um Müttern in der Therapie verstehend begegnen zu können<sup>6)</sup>, und aus dem Wissen, daß die Identität einer Mutter, also auch ihre Arbeit, in die frühe Mutter-Kind-Beziehung eingeht, damit in die psychische Entwicklung jedes Menschen. Selbstverständlich ist es auch wichtig, die Bedeutung von Hausarbeit in der Partner- und Familientherapie zu realisieren, ist dies doch häufig ein konfliktbeladener Bereich zwischen Partnern.

Die Notwendigkeit, in der Begegnung mit Müttern auch ihre Arbeit zu realisieren, ergibt sich aus dem therapeutischen Ziel, Menschen behilflich zu sein, in Übereinstimmung mit sich selbst zu kommen, sich in der eigenen Mitte (*Dürckheim*) zu verankern. Therapie verstanden als Unterstützung, daß ein Mensch identisch mit sich selbst werden kann, bedeutet auch Arbeit an der Entfremdung unserer Gesellschaft. Dabei ist ein Begriff von menschlicher Identität notwendig. Dieser kann in einem „Fünf-Säulen-Modell“ (*Petzold*) anschaulich gemacht werden: Identität (be)ruht auf den Säulen von Leiblichkeit, von sozialem Kontext, von Arbeit und Leistung, von materialer Sicherheit und auf der

---

<sup>4)</sup> „Mit Geringschätzung begegnet man ihnen (den Hausfrauen, M.R.) auch in den Sozialwissenschaften. Sie werden von den Wissenschaftlern ignoriert, so als seien sie nicht wichtig oder interessant genug, um genauere Betrachtung zu verdienen.“ *H. Pross: Die Wirklichkeit der Hausfrau*, Reinbek 1976, S. 9.

<sup>5)</sup> vgl. die Dokumentationsbände „Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen“ Berlin 1977ff.

<sup>6)</sup> Auch für den Bereich von Mütterarbeit scheint mir die Anregung eines Dozenten am Stuttgarter C. G. Jung-Institut beherzigenswert: Therapeuten sollten möglichst praktische Erfahrung sammeln in den Lebens- und Arbeitsbereichen ihrer Patienten, um diese wirklich verstehen zu können.

Säule von Werten.<sup>7)</sup> In diesem Modell läßt sich der Stellenwert von Hausarbeit für die Identität von Müttern erfassen. Da es auf abstrakter Ebene ermöglicht, die Bedeutung von Arbeit für die Identität eines Menschen zu versinnbildlichen, gibt es auch die Möglichkeit, gesellschaftlich unsichtbare Mütter-Arbeit zur Tätigkeit eines Bauarbeiters, Ingenieurs, Lehrers, einer Ärztin usw. in Beziehung zu setzen. Und es ermöglicht, die Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Säulen der Identität eines Menschen ins Bild zu setzen und damit den Doppelprozeß von Identifizierung und Identifikation (*Petzold*, ebd.) wahrzunehmen. Wie sich herausstellen wird, können dadurch spezifische Widersprüche und Probleme der Identität einer Mutter erkannt und systematisiert werden, die aus dem besonderen (Un)Wert ihrer Arbeit entstehen. Wenn sie Doppelarbeiterin ist, also zusätzlich einer Berufsarbeit nachgeht, wird ihre „Arbeits-Säule“ eine komplexe Struktur haben: Sie wird besonders viel Raum einnehmen durch die vermehrte Beanspruchung von Lebensenergie und -zeit; die beiden Teilsäulen können sich gegenseitig stärken oder untergraben, je nachdem ob sie in konflikthafter, sich tendenziell ausschließender oder sich ergänzender Beziehung zueinander stehen. Immer wird die Beziehung spannungsvoll sein.

Im Unterschied zu aller anderen Arbeit in unserer Gesellschaft wird Mütter-Arbeit nicht entlohnt — es sei denn, sie wird von „fremden“ Personen wie Babysittern usw. verrichtet. Das hat auf gesellschaftlicher wie auf persönlicher Ebene eine Reihe von Konsequenzen. Denn in der bürgerlichen Gesellschaft gilt jede Tätigkeit nur dann als gesellschaftliche Arbeit, wenn sie die Form von Tauschwert erhält, dessen Repräsentant das Geld ist; d. h. wenn sie Lohn, Gehalt, Honorar usw. erzielt. „Tätigkeiten, die keinen Tauschwert erzielen, zählen daher nicht als gesellschaftlich notwendige Arbeit. Sie mögen als Natur, Privatvergnügen, Schicksal, individuelle Marotte (Hobby, M.R.) oder sonst etwas gelten, sie vermitteln jedoch keinen Anspruch an der Verteilung der Waren.“<sup>8)</sup> Mütter-Arbeit erscheint also auf gesellschaftlicher Ebene gar nicht als Arbeit. „Folgerichtig“ wird sie nicht im Bruttosozialprodukt aufgeführt und kann daher auch zu anderen gesellschaftlichen Arbeitsbereichen weder qualitativ noch quantitativ in Beziehung gesetzt werden. Gleichwohl machen „Schätzungen“ das Aus-

<sup>7)</sup> H. Heintz, H. Petzold: Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention in der Behandlung von Störungen aus der Arbeitswelt, *Integrative Therapie*, 1/80, S. 21ff.

<sup>8)</sup> M. Franke: Geschlecht und Klasse: Zur politischen Ökonomie des modernen Patriarchats, in: Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte. Beiträge zur 2. Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1978, S. 310.

maß des „vergessenen“ Teils gesellschaftlicher Arbeit deutlich. So wird im 3. Familienbericht (1979) der Bundesregierung für 1974 die jährliche Arbeitsleistung aller Mütter auf rund 20 Milliarden Stunden geschätzt, wobei jedoch der zugrunde gelegte Zeitaufwand in keiner Weise dem tatsächlichen gerecht wird.<sup>9)</sup> Für diese viel zu knapp veranschlagte Arbeitszeit wird auf der Basis der durchschnittlichen Entlohnung von Frauen im Erwerbsleben die irrealer Entlohnung von 162 Milliarden DM berechnet, die sich um mehr als 25 % (= 40,5 Milliarden DM) erhöhen würde, wenn bei Ausfall der Mutter eine Ersatzkraft bezahlt werden müßte.

Allen Schätzungen zum Trotz „fehlt“ Müttern ein Verdienst aus ihrer Arbeit und die Anerkennung ihrer Tätigkeit als Arbeit sowohl auf gesellschaftlicher Ebene wie auf der unmittelbarer sozialer Beziehungen (sozialer Kontext, Säule 2). Es sei denn, sie macht ihr „unsichtbares Tagwerk“ (Enders u. a. 1981) für andere sichtbar.<sup>10)</sup> Doch welcher Arbeiter muß sich selbst vergewissern und seinen Mitmenschen gegenüber betonen, daß sein Tun Arbeit ist?

Die gesellschaftliche Unsichtbarkeit von Mütter-Arbeit wird deutlich, wenn wir uns den Zusammenhang von Bewertung und Wahrnehmung der Arbeit als gesellschaftlichem Geschehen vergegenwärtigen: „Dadurch, daß Geschaffenes gesehen, bewertet, belohnt, bezahlt wird, erweist sich die Arbeit nicht nur als *leiblich-subjektives Geschehen*, in dem körperlichem „Ausarbeiten“, körperlicher Funktionslust Raum gegeben wird, sondern auch als *gesellschaftliches Geschehen*.“<sup>11)</sup> In einer auf Lohnarbeit basierenden Gesellschaft fehlt der Mütter-Arbeit mit dem Lohn auch die Basis für gesellschaftliche und soziale Anerkennung.

Die Konsequenzen daraus für Einstellungen, Werthaltungen unserer Gesellschaft gegenüber Müttern, Kindern, überhaupt Lebendigem, ins-

---

<sup>9)</sup> ausführlicher in: U. Enders-Drägässer: Die schulische Sozialisation der Mütter und ihre Folgen, am Beispiel der Hausaufgaben. Diss. Basel 1981, S. 97. Laut Urteil des Landgerichts Kaiserslautern erhält ein Familienvater, der nach einem tödlichen Verkehrsunfall seiner Frau Witwer geworden ist, bis zur Volljährigkeit seiner drei Kinder einen monatlichen Betrag in Höhe von DM 4.067,49. Bei der Festsetzung dieser Summe wurde der Lohn einer Erzieherin zugrunde gelegt, die wöchentlich 57,1 Stunden arbeitet. aus: Frauen Europas, Nr. 24/1982.

<sup>10)</sup> Eine Paradoxie dabei: Während ich versuche, durch theoretische Arbeit Mütter-Arbeit sichtbar zu machen, wächst der Berg meiner praktischen Hausarbeit.

<sup>11)</sup> H. Heintz, H. Petzold, a. a. O. S. 24.

besondere Schwachem kann ich nur andeuten: Die einseitige Bezogenheit auf (möglichst sichtbare) Leistung, Effizienz, die „Macher-Mentalität“ und übertriebene Wertschätzung materiellen Reichtums, toter Wegwerf-Waren einerseits und die Geringschätzung emotionaler Bezogenheit und der „Produktion“<sup>12)</sup> von Lebendigem (Kinder, Lebensqualität) andererseits ist Therapeuten vertraut.

Anstelle gesellschaftlicher Anerkennung von Mütter-Arbeit wird sie mystifiziert — in der für Kinder und Mütter peinlichen Institution „Muttertag“ 1 x pro Jahr (einschließlich der eingetrichterten Dankverschen). Noch heute sitzt uns die Abscheu in den Knochen über die verlogene Glorifizierung von Müttern („Mutter-Orden“) im Faschismus als Gebärerinnen von Kanonenfutter — bei gleichzeitiger Todesstrafe für Abtreibung und Zwangssterilisierung von nichtarischen Frauen.<sup>13)</sup> Die alltägliche Mystifizierung heute besteht in verschleiern den Benennungen wie „Doppelrolle“, „Selbstverwirklichung“. „Der Hausarbeit der Frauen wird mit der in dieser Gesellschaft üblichen ‚Anerkennung‘, die Anerkennung als Arbeit und die gesellschaftliche und individuelle Sichtbarkeit als Arbeit und Kommunikation verweigert. Sie wird nicht verschwiegen, sie wird umgedeutet: als ‚Liebe‘, ‚Fürsorge‘, ‚Familienpflicht‘, ‚Hilfe‘, ‚Dienstleistungen‘ oder ähnliches verliert sie jeden Anschein von Arbeit.“<sup>14)</sup> Folgerichtig wurde Mütter-Arbeit in der Wissenschaft bisher kaum thematisiert, dagegen gibt es eine Reihe von Untersuchungen zu mütterlicher Erwerbstätigkeit und ihren Folgen.<sup>15)</sup>

Da sie keine gesellschaftliche Arbeit ist, kann Mütter-Arbeit auch nicht in öffentlichen, durchsichtigen Institutionen erlernt werden. Es gibt kein Unterrichtsfach in der Schule, das auf diese Lebensaufgabe vorbereiten würde. (Hauswirtschaftslehre oder Hauswirtschaftsschulen führen daran vorbei, weil sie mit ihren Vorstellungen von einem perfekt organisierten und geführten Haushalt eher kinderfeindliche Normen vermitteln.) Da es keine Möglichkeit gibt, als angehende Mutter bei „Meisterinnen ihres Fachs“ in die Lehre zu gehen und sich zu qualifizieren — wie das bei vergleichbar anspruchsvollen Berufen selbstverständlich ist — kann auch nicht das notwendige Maß an

---

12) Zur Kritik der Begriffe „Produktion“ und „Reproduktion“ vgl. *H. Schröder*: Unbezahlte Hausarbeit. Leichtlohnarbeit. Doppelarbeit, in: *Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte*, a. a. O. S. 108-118.

13) Die angebliche Kritik an ‚Mutterideologie‘ dient jedoch heute teilweise in der Frauenbewegung zur Verschleierung der eigenen Mütterfeindlichkeit.

14) *U. Enders-Dragässer*, a. a. O. S. 143/4.

15) Zusammenfassung bei *E. Koliadis*: Mütterliche Erwerbstätigkeit und kindliche Sozialisation, Weinheim und Basel 1975.



Selbstvertrauen und Sicherheit bezüglich der eigenen Fähigkeiten erworben werden, um sich Kritik und Selbstkritik stellen und Aggressionen der Kinder aushalten zu können. (Die aus der therapeutischen Arbeit geläufige Unfähigkeit von Müttern, Aggressionen ihrer Kinder zuzulassen und zu akzeptieren, mag darin eine Wurzel haben.) Säuglingspflegekurse, Elternseminare gehen zwar in die Richtung — als Antwort auf die immer deutlichere Verunsicherung von Müttern —, sind aber nur der Tropfen auf dem heißen Stein.

*Bettelheim* beschreibt treffend die Verunsicherung von Müttern: „Man hat ihnen bewußt gemacht, wie furchtbar wichtig sie in den ersten Lebensjahren des Kindes sind, aber gerade dieses Bewußtsein macht sie in ihrem Verhalten oft unsicher. Als Reaktion auf ihre Besorgnisse überschwemmt man sie mit einer Literatur, in der sie bald als Heilige, bald als Schlange hingestellt wird, immer aber als Person, die eine ungeheure Verantwortung trägt ... Ja, sie ist gern Mutter ... aber mit den unzähligen Dingen, die, wie man ihr erklärt, bei ihrem Kind schiefgehen können und für die sie allein verantwortlich wäre, hat sie nicht gerechnet ... Außerdem werden Gespräche über Kinder als belangloses Geschwätz hingestellt. Irgendwie empfinden Mütter ein Mißverhältnis zwischen der Wichtigkeit, die man ihnen in wissenschaftlichen Abhandlungen über die Entwicklung des Kindes zuschreibt, und dem Image, das sie als ‚Nur-Hausfrau‘ haben.“<sup>16)</sup>

Häufig tragen Einrichtungen wie „Mütterberatungsstellen“ u. ä. noch zur Verunsicherung bei, weil sich Mütter dort als „unwissend“ gegenüber den „wahren Experten“ (häufig selbst kinderlos!) empfinden und sie zugleich in diese Position gedrängt werden und ihnen diese Botschaft übermittelt wird.<sup>17)</sup> Daß das Bedürfnis von Müttern nach Unterstützung und Wissen groß ist, zeigt etwa die Entstehungsgeschichte von *Bettelheims* „Gespräche(n) mit Müttern“, die sich aus seinen Vorlesungen über Kinderpsychologie vor älteren, daher verheirateten männlichen Studenten ergaben<sup>18)</sup>. Das Wissen und die emotionale Bereitschaft, die notwendig sind, um Kinder zu betreuen und eine Familie zu versorgen, erwirbt eine Frau „privat“ und undurchsichtig in ihrer Sozialisation innerhalb ihrer Herkunftsfamilie (ausführlicher unten). Häufig muß sie diese Fähigkeiten „aus dem Stand“ und als Autodidaktin aktualisieren, wenn sie ein Kind bekommen hat.

---

<sup>16)</sup> *B. Bettelheim*: Gespräche mit Müttern. München 1978, S. 12/13

<sup>17)</sup> Durch meine Berufsarbeit bei einem Jugendamt kenne ich diese Beziehungsstruktur aus der Perspektive *hinter* dem Schreibtisch — durch meine Mutterarbeit aus der Perspektive *vor* dem Schreibtisch.

<sup>18)</sup> *B. Bettelheim*, a. a. O., S. 18ff.

Begünstigt wird die Unsichtbarkeit von Mütter-Arbeit durch die gesellschaftliche Unsichtbarkeit ihres Arbeitsplatzes: Wird sie doch in aller Stille, ja in der Einsamkeit der Hausfrau mit sich selbst im „Privatbereich“, am „Ort der Erholung“ verrichtet. (Ein Vergleich mit Heimarbeit zeigt jedoch, daß nicht dies die *Ursache* ist für ihre Unsichtbarkeit als gesellschaftliche Arbeit — sondern ihre Unbezahltheit.) Die Isolation der im Haus arbeitenden Mutter ist eine doppelte: Nicht nur arbeitet sie allein, ohne direkten Kontakt zu Kolleginnen, — was schwerer wiegt: es fehlt ihr auch der gemeinsame Konsens mit ihren Mitmenschen bezüglich ihrer Tätigkeit, was erst Kommunikation möglich und sinnvoll macht. D. h. es fehlt ihr ein Wahrgenommen- und Verstandenwerden im Sinne von „richtig erkannt“ innerhalb ihres unmittelbaren Kontextes. Sie fühlt sich nicht nur nicht anerkannt, sondern überhaupt nicht erkannt. Damit lebt und arbeitet sie zwar auch innerhalb eines sozialen Kontextes — aber zugleich diesem entfremdet, außerhalb und im Widerspruch zur Wahrnehmung und Definition ihrer Mitmenschen. (Sollte eine Mutter einmal die Arbeit verweigern, so wird sie von ihren Mitmenschen als „lieblos“ wahrgenommen.) Da die „kommunikative Funktion der Arbeit“ (*Petzold*) von Müttern nicht erlebt werden kann, kann auch der für das Identitätserleben wesentliche Konsens nicht erfahren werden. In übertragenem Sinne gilt auch für Mütter die von *Petzold* (a. a. O.) beschriebene Verkrüppelung von Identität durch entfremdete Arbeit. Und die von ihm erwähnten „Einbrüche in der Identität“ durch „erzwungenen Ruhestand“ (a. a. O. S. 26) gelten auch — in modifizierter Weise — für Frauen, die plötzlich wegen eines Kindes zuhause bleiben (= „aufhören zu arbeiten“). Es wäre zu fragen, ob nicht Depressionen von jungen Müttern auch damit in Zusammenhang stehen.

Es wird von der Hausarbeiterin erwartet, daß sie die — für sie selbst entfremdende — Wahrnehmung ihrer Mitmenschen nicht stört und ihre Arbeit unsichtbar verrichtet: „Strümpfe stopfen, Wäsche ausbessern und andere gröbere Handarbeiten (im Unterschied zur „feinen“ Stickerei, die als „Freizeitbeschäftigung“ „salonfähig“ war; M. R.) sind am besten in den Morgenstunden oder doch stets so abzumachen, daß anderen nicht der Einblick in diese gewissermaßen inneren Familienangelegenheiten gestattet wird,“ empfahl 1881 ein Autor.<sup>19)</sup>

Tatsächlich haben viele Hausfrauen diese — sie von ihrer Identität entfremdende — Erwartung im Sinne einer Anpassungsleistung an die

---

<sup>19)</sup> zit. n. G. Bock: Arbeit aus Liebe — Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, S. 119

verzerrende Wahrnehmung durch andere verinnerlicht: „Meine Mutter — und gewiß nicht nur sie — pflegte zu sagen, ihr größter Stolz als Hausfrau sei, daß man sie nie arbeiten gesehen habe, daß sie die Hausarbeit immer in Abwesenheit ihres Mannes erledigt habe.“<sup>20)</sup> „Unsichtbarkeit“ des Arbeitens ist zu einer verinnerlichten Norm, einem Qualitätsmerkmal geworden (an dem übrigens auch Hausfrauen einander messen.)

Begünstigt wird das „Übersehen“ der Mütter-Arbeit auch durch ihre Inhalte: Wenn die Kinder gedeihen, erscheint dies als „natürlich“ im Sinne von: durch die Natur hervorgebracht. (Wieviel Mühe, Abschirmen, Sorgen ist heute bei der Verschlechterung der Lebensbedingungen und der zunehmenden Vergiftung der Umwelt notwendig, damit Kinder auch nur halbwegs gesund aufwachsen können!) Und wenn Hausarbeit u. a. darauf abzielt, den „Normalzustand“ (an Sauberkeit, brauchbarer Wäsche usw.) wiederherzustellen, so hat sie gerade dann ihren Zweck erfüllt, wenn nichts „auffällt“. Wahrgenommen wird sie gerade dann, wenn sie nicht oder „mangelhaft“ verrichtet wurde. Die Mitteilung dieser Wahrnehmung in Form von Kritik ist häufig für die Frau das einzige Feed-back, das sie für ihre Arbeit bekommt.

In der sozialpolitischen Diskussion der letzten Jahre tauchten Forderungen nach einem oder mehreren bezahlten „Erziehungsjahren“ und Anrechnung von Kinderbetreuungszeiten auf die Rente von Müttern auf. Das vorläufige Abschmettern solcher Forderungen machte deutlich, welche starke Kräfte daran interessiert sind, die Unbezahltheit und Unsichtbarkeit von Mütter-Arbeit aufrecht zu erhalten. Auf sozialpsychologischer Ebene erscheint dieses ökonomische und politische Interesse als Druck auf jede einzelne Mutter, nicht an dem Tabu der „Arbeit aus Liebe“ zu rühren.<sup>21)</sup> Nur von den Schwächsten — den Kindern — wird erwartet, daß sie in Form von (erzwungener) Dankbarkeit ihren Müttern das geben, was ihnen auf der Ebene gesellschaftlicher Anerkennung verweigert wird.

Bisher habe ich die Wahrnehmungs- und Bedeutungsverzerrungen im gesellschaftlichen und unmittelbar sozialen Kontext beschrieben und die daraus resultierenden Kommunikationsstörungen zwischen einer Mutter und ihren Mitmenschen angedeutet. Im folgenden werde ich auf die Folgen für die Identität der Mütter selbst eingehen. Bei dem Versuch, das Muster gesellschaftlicher Strukturen in ihrer Einwirkung auf und Konkretisierung durch die Persönlichkeit eines unverwechselbaren, einmaligen Menschen nachzuzeichnen, bewegen sich Aussagen

---

<sup>20)</sup>ebd.

<sup>21)</sup>Den Druck, den Schule auf Mütter ausübt, analysiert U. Enders-Drägässer, a. a. O.

am schwierigen Schnittpunkt von Allgemeinem und Besonderem. „Die Mutter“ ist ein Abstraktum, ein Hilfsbegriff in meiner Sprache, um Grundzüge darzustellen, die im Leben individuell gestaltet sind in der Lebensgeschichte einer jeweiligen Frau.

Meiner Erfahrung nach ist Müttern in unterschiedlichem Maße und unterschiedlicher Weise der Arbeitscharakter ihrer Existenz und die verzerrende Wahrnehmung und Spiegelung durch ihre Mitmenschen bewußt. Aber über diese interindividuellen Unterschiede hinaus wechselt auch das Bewußtsein der jeweiligen Frau: Es bringt, merkwürdig oszillierend, einmal mehr die Erfahrung kräftezehrender Arbeit hervor, dann wieder mehr die Empfindung, auch ganz unmittelbar eigene Bedürfnisse einzubringen in ihr Tun, persönliche Befriedigung dabei zu erfahren und „aufgehen“ zu können in ihrer Tätigkeit und Existenz. Sicher enthält die Existenz einer Mutter zugleich diese unterschiedlichen Aspekte — doch entspricht der schillernde Charakter ihres (Selbst-)Bewußtseins der Uneindeutigkeit, dem unauflösbaren Dilemma, in dem sie innerhalb dieser Gesellschaft steht. — Manchmal sind die Einbrüche ihrer Erfahrung lästiger oder überfordernder Arbeit eruptiv, und daher für ihre Mitmenschen, vor allem die Kinder, erschreckend, „wie aus heiterem Himmel“. In dieser Eruptivität bricht unvorbereitet das gesellschaftlich Verdrängte durch. Manchmal kommt diese Erfahrung nur halb zum Bewußtsein und äußert sich in einem diffusen Gefühl von Unglück und Unzufriedenheit.

Unmittelbare ökonomische Folge der Lohnlosigkeit einer Mutter ist ihre materielle, finanzielle Abhängigkeit vom Lohn und damit der Person des Ehemannes/Vaters der Kinder. Wenn sie von ihm kein Geld bekommt, ist sie auf Sozialfürsorge angewiesen und/oder auf eigene *zusätzliche* Erwerbsarbeit. Damit ist sie abhängig von staatlicher Willkür und der Beurteilung durch Vertreter der „Staatsmacht“, ist angewiesen darauf, eine Berufsarbeit zu finden, die mit ihren Mutterpflichten vereinbar ist, und muß die doppelte Belastung auf sich nehmen. Sie lebt in einer paradoxen Situation: Je mehr sie arbeitet (etwa wenn sie mehrere Kinder zu versorgen hat), desto „ärmer“ ist sie, desto abhängiger ist sie von „fremdem“ Geld!

Mit der finanziellen Abhängigkeit ist eine — häufig undurchschaute — psychische Abhängigkeit vom Ehemann verbunden. Nach einer Reihe von Ehejahren ist es u. U. schwer geworden für eine Mutter, zu unterscheiden zwischen ihrer Liebe zu ihrem Mann und ihrer materiellen Abhängigkeit von ihm. Sie fragt sich erschreckt: Habe ich Angst, ihn zu verlieren, weil ich ihn liebe, oder aus Furcht, finanziell nicht überleben zu können? Diese Abhängigkeit ist verhängnisvoll, wenn es gilt, bei Konflikten einen eigenen Standpunkt zu vertreten. Die Ver-

quickung von psychischer und materieller Abhängigkeit wird viel zu häufig übersehen. Für Menschen, die von ihrer Arbeit leben und daraus soziale Anerkennung beziehen können, ist es schwierig nachzuvollziehen, welche zersetzende Folgen sich für das Selbstbewußtsein einer Mutter daraus ergeben.<sup>23)</sup>

Auch in der Sicht ihrer Mitmenschen ist eine Mutter abhängig von der Person ihres Ehemannes: „weil durch die Position des Mannes und nicht durch sie selber ihr sozialer Status festgelegt wird. Für die Umwelt ist sie die Frau von Herrn X und nicht jemand aus eigenem Recht.“<sup>24)</sup> Sofern bei Konflikten zwischen Ehepartnern auf das gesetzlich verankerte Recht zurückgegriffen wird, zeigt sich, daß die Ehefrau tatsächlich keine Person „aus eigenem Recht ist“: „Der Ehemann kann von seiner Frau verlangen und erzwingen, für ihn ausschließlich im Haus zu arbeiten. Er kann ebenso von ihr verlangen und erzwingen, zusätzlich zur Hausarbeit noch außer Haus zu arbeiten und ihm sogar ihr selbstverdientes Geld abzuliefern. Solange wir jedenfalls die gegenwärtige frauenfeindliche Gesetzgebung haben — insbesondere den § 177 StGB und die strafrechtliche Verharmlosung der ehelichen Mißhandlungen, denen Frauen allzuoft und ungeahndet ausgesetzt sind und die nicht als Offizialdelikt verfolgt werden, sondern nur auf Antrag, was erst die Frauenhaus-Bewegung sichtbar gemacht hat —, bedeutet die Abhängigkeit vom Mann für die Frau materielle, psychische und körperliche Gefährdung. Sie kann ihren Körper (juristisch, M. R.) in der Ehe weder vor Mißhandlung, noch vor Vergewaltigung und ungewollter Schwängerung schützen.“<sup>25)</sup>

„Arbeit, die nicht anerkannt wird, ... vermag nicht die psychische Befriedigung des ‚getanen Tagwerks‘ zu vermitteln, die Freude am Geschaffenen, am Fertigen.“<sup>26)</sup> Genauer: es fehlt einer Mutter die Befriedigung, die ihre Wurzeln in ihren sozialen Kontext senken, sich mit ihm verflechten und sich von dort nähren könnte. In dieser Situation versuchen Mütter häufig, sich nach einem widersprüchlichen innerpsychischen Muster selbst Befriedigung zu geben: Sie orientieren sich an verinnerlichten Normen bezüglich der „richtigen“ Verrichtung von Hausarbeit und erstreben das Gefühl von Befriedigung und Selbst-Anerkennung durch Erfüllen dieser Normen. Im allgemeinen werden diese Normen während des Sozialisationsprozesses in Kindheit und Jugend innerhalb der Familie verinnerlicht — die Sozialisation des Mädchens

---

<sup>23)</sup> Diesem Unverständnis begegnen häufig mißhandelte Ehefrauen.

<sup>24)</sup> H. Proß, a. a. O., S. 14

<sup>25)</sup> U. Enders-Drägässer, a. a. O., S. 120

<sup>26)</sup> H. Heini, H. Petzold, a. a. O., S. 25.

ist immer auch Sozialisation zur Hausfrau und Mutter. Wie früh sich bereits Erwartungen an und Erziehungspraktiken von Jungen und Mädchen unterscheiden, und wie nahtlos diese bei Mädchen in praktische Mithilfe im Haushalt übergehen, wurde von *Scheu* zusammengestellt. „Zu diesen spezifisch ‚weiblichen‘ Eigenschaften werden sehr rasch spezifisch ‚weibliche‘ Fähigkeiten anerzogen, und schnell benutzt und ausgebeutet. So werden kleine Mädchen sehr schnell entwöhnt und früh zum selbständigen Essen, Anziehen sowie zur Sauberkeit angehalten. Eine Selbständigkeit, die eine Arbeitsentlastung für die Erziehungspersonen bedeutet. Kleine Mädchen lernen also sehr früh eine Art Selbstverantwortung und das Auf-sich-selbst-achten, nicht ‚bemuttert‘ werden. Diese konkreten arbeitsentlastenden Fertigkeiten sind die Vorläufer der Tätigkeiten, die das kleine Mädchen im Vorschulalter, in der Mithilfe im Haushalt und oft auch bei der Geschwistererziehung praktizieren muß.“<sup>27)</sup> Allerdings verläuft diese Sozialisation zur „Hausfraulichkeit“ nicht konfliktlos.

Da die Normen für „Hausfraulichkeit“ und „Mütterlichkeit“ durch Imitation von und Identifikation mit der Mutter verinnerlicht werden, enthalten sie die emotionale Färbung und die meist konfliktreiche und widersprüchliche Struktur der Mutter-Tochter-Beziehung. Sie werden tendenziell zu Teilen des Über-Ichs und pflanzen sich so über Frauengenerationen fort. Sie sind daher teilweise unbewußt und haben einen „strengen“, „zensierenden“ Charakter, wodurch sie kaum befriedigend zu erfüllen sind. Da Hausarbeit so eng mit der eigenen frühen Beziehung zur Mutter verknüpft ist, löst sie möglicherweise unbewußt viele der verdrängten konflikthaften Gefühle dieser Beziehung aus. Häufig wurde die Pflicht zur Verrichtung von Hausarbeit in Kindheit und Jugend als Strafe erlebt und als Ausgeschlossenheit von der Beschäftigung mit attraktiveren Tätigkeiten (dem entspricht durchaus, daß von Müttern die Verpflichtung zur Mithilfe im Haushalt auch als Disziplinierungsmittel zu einer reduzierten Weiblichkeit und aus unbe-

---

<sup>27)</sup> U. *Scheu*: Wir werden nicht als Mädchen geboren — wir werden dazu gemacht, Frankfurt 1977, S. 117. Ein Schlaglicht auf die Bedeutung der Unbezahltheit von Hausarbeit für ihre Abwertung zeigt die Einstellung von Jungen zur Mithilfe im Haushalt: „Die Subkultur-Jungen betonen, daß sie nur selten, nur ab und zu mal zu Hause helfen müssen ... Sie suchen eine möglichst einleuchtende Rechtfertigung ihres Tuns vor den anderen, denn durch die Übernahme bestimmter weiblicher Tätigkeiten im Haushalt ist für sie ihr Status als Mann in Frage gestellt ... Einige legen Wert darauf festzustellen, daß sie es ‚abgestellt‘ haben, solche weiblichen Arbeiten verrichten zu müssen. Bei denen, die das noch nicht geschafft haben, wird die Mitarbeit im Haushalt ... dadurch erträglich und mit ihrer männlichen Identität (!) vereinbar, daß sie dafür bezahlt werden.“ Projektgruppe Jugendbüro und Hauptschülerarbeit: Die Lebenswelt von Hauptschülern, Ergebnisse einer Untersuchung, München 1975, S. 283.

wußter Rache am eigenen Geschlecht eingesetzt wird<sup>28)</sup>). All diese Faktoren machen es außerordentlich schwierig für eine Frau, sich auf „autoerotischem Wege“ (im übertragenen Sinne) wenigstens Befriedigung in ihrem Tun zu verschaffen, wenn ihr schon die Befriedigung innerhalb ihres sozialen Kontextes versagt ist. Normen für Hausarbeit haben also einen gänzlich anderen, unbewußt-strengerer Charakter im Vergleich zu den Normen, die Berufstätige im Verlauf ihrer Ausbildung für ihre Arbeit erwerben. Die strengen Überich-Anteile werden häufig projiziert auf das kritische Auge der Nachbarin, Besucherin, Mutter oder Schwiegermutter — Personen, die sich oft dafür eignen, weil sie die Rolle einer kontrollierenden Instanz durchaus spielen.

Hinzu kommt, daß häufig vom Ehemann bewußt oder unbewußt erwartet wird, die Frau führe den Haushalt genauso — oder im Gegenteil: ganz anders und besser — wie seine eigene Mutter. Da diese Erwartungen, vor allem wenn sie unbewußt bleiben, schwer zu erfüllen sind, wird der Ehemann enttäuscht reagieren und dies der Frau auf direktem oder indirektem Wege vermitteln.

Aus all dem wird verständlich, daß bei einer Mutter — auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Mißachtung ihrer Arbeit — Gefühle von Unzulänglichkeit, Untüchtigkeit entstehen können, die leicht in Selbst-Unzufriedenheit und Selbstvorwürfe münden. Eine Mutter von 5 Kindern berichtete z. B., sie habe jahrelang abends nicht einschlafen können, weil sie sich im Bett aufgezählt habe, was sie am Tag falsch gemacht und versäumt habe.

Einerseits mit dem Versuch, sich wenigstens selbst das Gefühl von Befriedigung zu vermitteln, und andererseits mit der Verinnerlichung der Arbeits-Normen verknüpft sich eine häufig zu beobachtende Überidentifizierung<sup>29)</sup> von Müttern mit ihrer Arbeit. Während meiner „Laufbahn“ als Mutter lernte ich den zunächst befremdlichen Sprachgebrauch verstehen, in dem sich diese Überidentifizierung ausdrückt. Etwa wenn mich eine „Kollegin“ aufforderte, „meine (!) Windeln“ von der Leine zu nehmen. (Weniger befremdlich wäre es, wenn mich eine Kollegin aufforderte, meine Akten vom Schreibtisch zu nehmen, wobei wir beide wissen, daß darin nicht Daten über meine, sondern über

---

<sup>28)</sup> ausführlicher hierzu: Ph. Chesler: Frauen — das verrückte Geschlecht? Reinbeck b. Hamburg 1974; insbes. Kap. 10: Psychologie der Frau ... sowie E. G. Belotti: Was geschieht mit kleinen Mädchen? München 1975.

<sup>29)</sup> Die negative Bedeutung von „über“ (im Sinne von „übertrieben“, „falsch“) möchte ich nicht durchweg ausdrücken. Möglicherweise erscheint das „Übertrieben“ nur auf dem Hintergrund der herrschenden Entfremdung von der Arbeit in unserer Gesellschaft und in der Perspektive der Mutter als Nicht-Arbeitende.

andere Personen festgehalten sind.) So sprechen Hausfrauen von „ihren Fußböden“, und: „Ich habe meine Fenster noch nicht geputzt“.<sup>30)</sup>

Möglicherweise versuchen Mütter, durch diese Überidentifizierung die — ihre Erfahrung negierende — Fremdwahrnehmung zu kompensieren und sich beständig aufs neue der eigenen Identität zu versichern in dem Konflikt zwischen verzerrender Identifikation durch andere und Selbst-Identifizierung aufgrund eigener Erfahrung.<sup>31)</sup> Je mehr die mir begegnenden Menschen (etwa Kollegen im Beruf) „vergessen“, daß ein umfangreicher Bereich „Mutter-Arbeit“ zu meiner Identität gehört, desto stärker muß ich selbst daran festhalten und anderen gegenüber betonen.

Der Überidentifizierung entspricht, daß es sowohl von Frauen selbst wie von der Öffentlichkeit als wesentlicher für ihre Identität angesehen wird, ob sie Mütter sind, als das für Väter angenommen wird.<sup>32)</sup>

Ein entscheidendes Moment ihrer Arbeitssituation nährt die Überidentifizierung: Arbeitszeit und Freizeit sind nur schwer, Arbeitsplatz und Ort der Erholung gar nicht voneinander zu trennen. Wenn eine Mutter sich nach getanem Tagwerk niederläßt, schauen sie immer noch die ungeputzten Fenster an, die nichtgeflickten Hosen der Kinder sind auch sonntags präsent. Die Fürsorge-Bedürftigkeit von Kindern beschränkt sich natürlich nicht auf 8 Stunden werktags. Daher ist es für eine Mutter äußerst schwierig, Arbeit und Nicht-Arbeit voneinander zu trennen, abzuschalten, sich abzugrenzen und sich zurückzuziehen. Mangelnder Ausgleich von psychischer und körperlicher An- und Entspannung kann Niederschlag dieser Situation sein und sich in häufig berichteten Schlafstörungen und muskulären Verspannungen ausdrücken. Durch die kaum mögliche Begrenzung ihrer Arbeit hat eine Mutter den Eindruck, diese sei unendlich, eine wahre Sisyphos-Arbeit, die sie „wie ein Schneckenhaus auf dem Rücken immer mit sich herumtrüge“, zu der sie kaum Abstand gewinnen könne. Für ihre Mitmenschen, besonders jene, die auf ihre Bemutterung angewiesen sind, ist es

---

<sup>30)</sup> „Hausfrauen-Werbung“ macht sich diesen Sprachgebrauch zunutze. Wenn eine Mutter von „meinem Kind“ spricht, wäre demnach zu fragen, ob sich darin nicht eher der Bezug zu einem „Objekt ihrer Arbeit“ als ein besitzanzeigendes Verhältnis ausdrückt.

<sup>31)</sup> In dem „Tagebuch einer verrückten Hausfrau“ von *Sue Kaufmann* wird hervorragend der Versuch einer Frau beschrieben, durch sprachliches Benennen, das den Charakter fortwährender Selbstvergewisserung bezüglich der eigenen Erfahrung und Person hat, die durch verzerrte Fremdwahrnehmung bedrohte eigene Identität zu stabilisieren.

<sup>32)</sup> Daß Psychotherapeuten hierbei keine Ausnahme machen, zeigt ein Blick in ein Therapie-Programm für 1983. In der Personenbeschreibung einer Therapeutin lese ich, daß sie Mutter ist — bei der des Ehemannes fehlen entsprechende Angaben.



ebenfalls schwierig, ihre Freizeit, ihr Bedürfnis nach Erholung zu respektieren, ohne dies als mangelndes Geliebtwerden mißzuverstehen. (Es wäre zu fragen, ob nicht die als „schizophrenogen“ angesehene Unfähigkeit einer Mutter, Grenzen zu ziehen zwischen sich und ihrem Kinde, zwischen seinen und ihren Bedürfnissen zu unterscheiden, auch damit zusammenhängen könnte.)

Aus all dem wird deutlich, wie notwendig es ist, daß Therapeuten ein Problembewußtsein entwickeln für die schwierige Situation von Müttern. Wenn es schon ein wichtiger Schritt ist, wenn Therapeuten die Arbeitssituation ihrer Klienten in ihr Wahrnehmungs- und Verstehens-Feld einbeziehen<sup>33)</sup>, so erfordert das im Hinblick auf Mütter, noch einen Schritt weiterzugehen und die Andersartigkeit ihrer Arbeit zu realisieren. Therapeuten müssen dabei „Entzerrungsarbeit“ an ihrer eigenen Wahrnehmungsstruktur leisten und sich den zeit- und kräftezehrenden Umfang von Mütterarbeit und die psychischen und materiellen Folgen seiner gesellschaftlichen Nicht-Wahrnehmung bewußt machen. Möglicherweise ist dabei eigener Widerstand zu überwinden, wird doch an die eigene Erfahrung und Beziehung zur eigenen Mutter gerührt, an eine Situation, die möglicherweise Verwirrung, Schuldgefühle, Verpflichtung zu Dankbarkeit in der eigenen Kindheit bedeutete. Eventuell werden sie an kindlich-narzisstische Verletztheit stoßen, wenn sie wahrnehmen, daß die eigene Existenz als Kind (auch) Arbeit für die Mutter bedeutete, damit (auch) Erschöpfung, eventuell Ablehnung und negative Gefühle bei ihr hervorrief. Leistet ein/e Therapeut/in diese Bewußtseinsarbeit nicht, besteht die Gefahr einer — für die betreffende Klientin verhängnisvollen — Gegenübertragung des Therapeuten. Basis der therapeutischen Arbeit mit Müttern muß sein, daß der/die Therapeut/in nicht die Realitätsverzerrung fortsetzt, die die Mutter von vielen Seiten erfährt. Anderenfalls würde er/sie mit dem besonderen Gewicht der Therapeuten-Autorität die Verwirrung einer Mutter verstärken. Um sie tatsächlich zu *verstehen*, d. h. ihre Realität adäquat zu erfassen, muß der Therapeut bereits den Schleier über dem Tabu Mütter-Arbeit gelüftet haben. Ich habe miterlebt, in welche Panik eine Mutter von 2 kleinen Kindern geriet und die Therapie abbrach, als ihre Therapeutin nicht die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann realisierte, in der sie *als Mutter* lebte. Sie fühlte sich unverstanden bzw. unfähig, ihre Angst vor einer Trennung vom Ehemann verständlich zu machen.

---

<sup>33)</sup> vgl. H. Heintz, H. Petzold, a. a. O. S. 44/45, insbesondere die Ausführungen dazu, womit sich der/die Therapeut/in hinsichtlich eigener Gefühle auseinandersetzen muß.

„Der Mensch, ... (der) seine Identität in der ‚Begegnung‘ mit anderen Systemen gewinnt, ist ... auf das Wahrnehmen und Erleben seiner Selbst durch den Kontakt mit dem Umfeld verwiesen, um sein ‚Ich‘, seine Personenhaftigkeit zu erfahren.“<sup>34)</sup> Aus eigener Erfahrung weiß ich, wievieler Anstrengung es bedarf, mich meiner Identität zu versichern nach Begegnungen mit Menschen, die meine Mutter-Arbeit nicht realisieren.

Zur Schwierigkeit für Therapeuten, die gesellschaftlichen — und in der eigenen Sicht und Mutterbeziehung sich niederschlagenden — Umdeutungen zu durchschauen, kommen in der therapeutischen Begegnung mit Müttern deren besondere Kommunikationsschwierigkeiten hinzu. Es fehlt ihnen der Abstand zur eigenen Arbeit und die Erfahrung, auf offene und interessierte Ohren zu treffen, um vertrauensvoll über die eigene Situation sprechen zu können. Aber es fällt einer Mutter auch deshalb schwer, weil für sie viele Worte eine andere Bedeutung haben, als es deren üblicher Definition entspricht.<sup>35)</sup> Sie verstößt gewissermaßen gegen ein gesellschaftliches Tabu, wenn sie ihre Tätigkeit als das benennt, was sie für sie ist: anstrengende Arbeit. Die oben beschriebene *doppelte* Isolation, bedingt durch das Arbeiten außerhalb eines Konsenses im sozialen Kontext und die daraus folgende Kommunikationslosigkeit, reduziert ganz erheblich die eigene Kommunikationsfähigkeit und das Vertrauen, sich überhaupt verständlich machen zu können. Das erfordert auf Seiten des/der Therapeuten/in ein umso feineres, verständnisvolleres, „mitgehendes“ Ohr.

Am Fünf-Säulen-Modell können die Besonderheiten der Identität von Müttern und mögliche „Konfliktherde“ anschaulich gemacht werden.

Obwohl in diesem Modell zunächst keine quantitativen Verhältnisse (etwa wieviel Lebensenergie, psychisches Gewicht usw.) der einzelnen Identitätssäulen ausgedrückt werden sollen, ist doch vorstellbar, daß bei einer Mutter die Säule ihrer Mütter-Arbeit je nach Anzahl und Alter der Kinder einen unterschiedlichen „Lebensraum“ beansprucht. Besondere Beachtung sollte der „Arbeits-Säule“ gelten, wenn sie zusätzlich berufstätig ist.

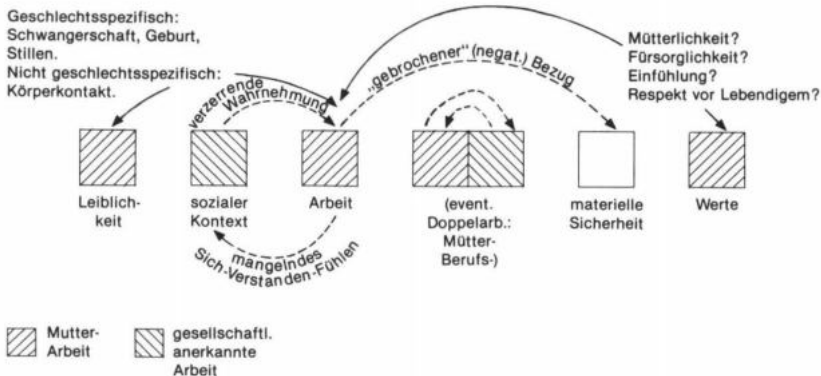
Aus dem bisherigen, das nur ein erstes „Fadenschlagen“ sein kann, leiten sich Fragen ab wie:

— Welcher Zusammenhang besteht zwischen der gesellschaftlichen Nichtanerkennung und Verleugnung von Mütter-Arbeit und mögli-

---

<sup>34)</sup> H. Petzold: Integrative Bewegungstherapie, in: *ders.*: Psychotherapie und Körperdynamik, Paderborn 1979, S. 297.

<sup>35)</sup> vgl. U. Enders: Ein unwürdiges Verwirrspiel, in: *Enders u. a.*: Das unsichtbare Tagewerk. Mütter erforschen ihren Alltag, Reinbek b. Hamburg 1981, S. 83ff.



chen Identitätsstörungen bei Müttern? Da sich ein Mensch umso klarer abgrenzen und als Person profilieren kann, je prägnanter seine Relationen zu anderen personalen Systemen sind<sup>36)</sup> — welche Folgen haben die verzerrten Umweltrelationen (verzerrende Fremdwahrnehmung) einer Mutter für die Profilierung der eigenen Person? Aus der Schizophrenie-Forschung ist bekannt, welche zerstörende Wirkung das Verzerrten, Umdeuten, Verwirren und Verleugnen von Realität haben kann. Resultiert nicht möglicherweise der „schizophrenogene“ Einfluß einer bestimmter Mutter auf ein Kind auch aus dem „Dilemma“ ihrer Arbeitssituation? Welche Komponenten wirken sich dabei wie aus? — Wenn (wie A. Lorenzer<sup>37)</sup> begründet) die Arbeit der Mutter strukturierend in die Mutter-Kind-Interaktion und die Persönlichkeitsbildung des Kindes eingeht, — wie wirken sich die von mir beschriebenen Probleme auf das Kind und seine Beziehung zur Mutter aus? Könnte eine genauere Ein-Sicht in diesen Bereich fruchtbar werden für die therapeutische Bearbeitung von Konflikten der Mutter-Kind-Beziehung?

— Ist die Hoffnung übertrieben, daß eine bewußtere Wahrnehmung der Mutter-Arbeit zu einer positiveren Einstellung und Wertschätzung dieser Art gesellschaftlich notwendiger Arbeit führt (und zwar seitens der Mütter selbst wie seitens aller anderen Menschen), zum Nutzen von Kindern und ihren Müttern? Es wäre verhängnisvoll, wenn dieser existentielle Lebensbereich in den gesellschaftlichen Bewegungen zur

<sup>36)</sup> H. Petzold, a. a. O., S. 298.

<sup>37)</sup> A. Lorenzer: Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie, Frankfurt 1972.

Emanzipation von Frauen (und Männern) durch eine einseitige Orientierung an den Werten der bisher männlichen Lebenspraxis endgültig abgewertet und aus dem gesellschaftlichen Bewußtsein verdrängt würde. Ist nicht eine Neubewertung der Mutter-Arbeit ein erster Schritt zu einer Entwicklung, die M. Mitscherlich-Nielsen<sup>38)</sup> als Ausweg aus der „vaterlosen Gesellschaft“ beschrieben hat: Väter lernen, Mütterlichkeit zu entwickeln, und Mütter, zu positiveren Vorbildern zu werden?

*Persönliche Schlußbemerkung:*

Wenn ich betone, daß die Existenzweise „Mutter“ Arbeit beinhaltet, so geschieht das *vor* jeder Wertung.<sup>39)</sup> Dieses Bewußtsein enthält keine Abwertung, kein Bejammern dieser Realität. In diesem Fall würde die negative Bewertung von Arbeit aus dem Bereich entfremdeter Berufsarbeit auf Mütter-Arbeit übertragen, was ihr inadäquat wäre. Zwar sind wir nicht mehr in dem glücklichen Zustand der Indianer, die das Wort „Arbeit“ gar nicht kennen<sup>40)</sup>, — vielleicht sind wir schon beim nächsten Schritt auf dem Weg durch die Unendlichkeit des Bewußtseins (*Kleist*) und lösen uns von der einseitigen Wertschätzung der Produktion toter Waren als einzig gültiger Arbeit. Vielleicht erkennen wir auf dem Hintergrund von Mutter-Arbeit deutlicher die Notwendigkeit, ein Verständnis von Arbeit als ausschließliche Vermehrung materiellen Reichtums und die dazugehörige „Macher-Mentalität“ hinter uns zu lassen und neue Werte zu entwickeln, die sich an der Wertschätzung des Lebendigen, Nicht-Machbaren orientieren.

---

<sup>38)</sup> M. Mitscherlich-Nielsen: Kinder in der vaterlosen Gesellschaft. Vortrag am 3. 11. 1982 in Stuttgart.

<sup>39)</sup> Ich vermeide den geläufigen Begriff „Mutter-Rolle“, weil er suggeriert, man könne sie wie ein Theaterkostüm beliebig an- und ausziehen.

<sup>40)</sup> vgl. J. Liedloff: Auf der Suche nach dem verlorenen Glück, München 1980.

# Konzepte und Erfahrungen aus der gestalttherapeutischen Arbeit mit Angehörigen sozial benachteiligter Schichten

Hildegund Heinl, Hilarion Petzold, Sylvester Walch

Im letzten Jahrzehnt ist die introspektive Wertschätzung der Seele zusehends gewachsen. Nach der Hochkonjunktur sozialemanzipativer Analysen in den 60er Jahren rückte — als eine Antwort auf das zu abstrakte soziologische Menschenbild — der „subjektive Faktor“ (Horn 1973) in den Vorhof kultureller Achtung. Begriffe wie Psychotherapie, Selbsterfahrung bzw. -findung, persönliches Wachstum, Sensory Awareness etc. erlangten im „progressiven Alltag“ zentrale Bedeutung. Doch damals, nach dem Aufkommen revolutionärer Hoffnungen, wie heute, nach der Wiederbelebung des Subjekts, fehlte die wirkliche Bindung zur gesellschaftlichen Praxis. Soziale und individuelle Weiterentwicklung ereignete sich vor allem in den Nischen des Bildungsbürgertums, in einem verordneten Freiraum der „Neurosenliberalisierung“. Dies allein auf die herrschenden Machtverhältnisse zu schieben, wäre wohl angesichts mangelnder Forschungsbemühungen von zuständiger Seite zu einfach. Ansätze, sich mit der Problematik von Möglichkeiten und Grenzen einer schichtübergreifenden Psychotherapie auseinanderzusetzen, blieben entweder liegen oder versanden in der theorie-immanenten Indikationsdiskussion. Sie scheiterten schließlich an dem bekannten Argument der „Minussymptomatik“ der sogenannten Unterschicht, die demzufolge nicht in der Lage ist, sich mit sich selbst reflexiv zu befassen. Niedriger Bildungsgrad, mangelnde Selbstdistanz, eingeengte Sprachkompetenz etc. sind die geläufigen Einwände gegen eine „echte Psychotherapie“ mit Angehörigen der sozial schwächeren Schichten.

In diesem Aufsatz soll versucht werden, über die Beschreibung „warum es eigentlich nicht geht“ hinauszugehen. Unser Ziel ist es, ein Vorurteil abzubauen und den Arbeitern bei Ärzten und Psychotherapeuten zu einem besseren Verständnis ihrer Ausdrucks-, Kommunikations- und Sprachformen zu verhelfen, um damit den Zugang zu einer psychotherapeutischen Behandlung zu erleichtern. Der sozialpsychologischen Verfaßtheit des konkreten Individuums soll dabei ein breiterer Raum gewährt werden.

Die Autoren, die den Ansatz der *Integrativen Therapie*, einer tiefenpsychologisch fundierten Weiterentwicklung der Gestalttherapie, vertreten und seit Jahren in kollegialer Zusammenarbeit stehen, haben der Arbeit mit Menschen aus benachteiligten Schichten bzw. aus der „Unterschicht“ besondere Aufmerksamkeit geschenkt (Petzold 1968a, b), was durch ihre jeweilige berufliche Situation als Psychotherapeuten in der orthopädischen Praxis, in der psychiatrischen Klinik und Ambulanz, in der psychotherapeutischen Praxis und der Suchtkrankentherapie bedingt ist. Die gewonnenen Erfahrungen wurden zusammengetragen, und es wurde versucht, sie auf einen theoretischen und konzeptuellen Hintergrund zu stellen, der den Autoren als konsensfähige Basis erscheint, wengleich durchaus Unterschiede in der Akzentsetzung vorhanden sind. Sobald Fragestellungen der Psychotherapie bewußt in den gesamtgesellschaftlichen Rahmen gestellt werden und damit in den Bereich politischer Fragen, kommt eine „andere Subjektivität“ ins Spiel, nämlich die der persönlichen Wertentscheidungen und politischen Positionen. Es ist dies ein Bereich, in dem positivistische Rationalität nicht mehr greift und wo ideologische Kontroversen oftmals eine konsensfähige Basis verhindern. Um eine solche aber waren die Autoren bemüht. Es wurde damit auch erforderlich, Einschränkungen im Hinblick auf die Ausarbeitung bestimmter Konzepte hinzunehmen, zumal die außerordentlich hohe Komplexität des angesprochenen Bereiches ohnehin Reduktionsschritte notwendig macht.

Nach der Darstellung unserer theoretischen Konzepte wird im Sinne einer heuristischen Untersuchung mit Hilfe von Erfahrungsberichten eine Perspektive gestalttherapeutischer Arbeit in der „Unterschicht“ skizziert (vgl. auch Elliot, Ficht 1981), wobei die Autoren in gemeinsamer Reflexion ihrer Fallbeispiele „interpretative Auswertungen“ erarbeitet haben, die ihr Vorgehen erläutern und transparent machen sollen. Um also nicht Gefahr zu laufen, den Sozialcharakter nachträglich intrapsychisch zu interpretieren, soll nun der Weg von außen nach innen — von der soziologischen Perspektive zur Psychodynamik — beschritten werden, denn „die einseitige Reduktion des Sozialen auf das Psychologische ist für die Unterdrückter offensichtlich willkommen“ (Caruso 1972, S. 60), und „Ätiologie, Entwicklung, Diagnose, Prognose und Therapie einer neurotischen Störung z. B. sind zuengst mit der Struktur, mit der Weltanschauung und Ideologie einer Gesellschaft verbunden und nicht zuletzt mit den Auswirkungen, die alle diese Faktoren auf jene Gesellschaftsschichten ausüben, deren Vertreter die Störung beobachten, beurteilen und behandeln“ (ders., S. 52).

Allerdings muß die Beschreibung möglicher Ordnungspunkte einer Gesellschaft stets an der Dynamik möglicher Standpunkte relativiert werden, denn die soziale Realität kann nicht ohne den eigenen sozialen Bezug abgebildet werden: „Der jeweils gewählte Standpunkt, die Deutung der Totalität einer Gesamtgesellschaft, die Konzeption des strukturellen Gesamtrahmens, der Einfluß von Erkenntnisinteressen und anderes mehr schlägt hier augenfällig durch ...“ (*Bellebaum* 1978, S. 153). Außer Zweifel steht jedoch, daß unsere gegenwärtige Gesellschaft für ihre Mitglieder soziale Ränge bereithält, die ganz generell eine Selbst- bzw. Fremdentifikation mit impliziten Bewegungs- und Handlungsmustern zur Folge haben. Für *Bellebaum* ist die soziale Schichtung einer Gesellschaft ein „Grundtatbestand“ (ders., S. 153), der sich zunächst als „Aggregate von Individuen, die weitgehend gleiche Positionen in der Prestigeskala einnehmen“, definieren läßt (*Kohn* 1981, S. 17).

Aber nicht nur ein externer positionaler Faktor ist hier bedeutsam, sondern auch eine ähnliche „innere Mentalität“ — die schichtabhängige Intentionalität eines Subjekts — muß angenommen werden (vgl. *Wiehn, Mayer* 1975, S. 14). Schicht und Klasse sind die gängigsten gesellschaftlichen Strukturbegriffe mit allerdings divergierenden theoretischen Bezügen. Gemeinsam ist ihnen, daß sie ein gewisses Ausmaß an Binnenhomogenität veranschlagen, obwohl die Grenzen fließend und offen sind; bei Aufsteigern z. B. sind Besitzstand und Lebensstil keineswegs deckungsgleich.

„Klasse“ wird vor allem im Feld marxistischer Gesellschaftsanalysen verwendet und beschreibt die „Stellung innerhalb des Produktionsprozesses“ (vgl. *Marx, Engels* AW 1972; *Sève* 1973; *Holzkamp* 1978). Die Unterscheidung zwischen Arbeiterklasse und Kapitalistenklasse ist als Grobraster zwar von mobilisierendem Wert, die veränderte Feinstruktur (*Marcuse* 1976) der gegenwärtigen spätkapitalistischen Gesellschaft (Zwischenstellung des technologischen Managements und der Wissenschaft bzw. der Expertengremien) wird allerdings damit nicht ausreichend verdeutlicht.

Die wirklichen Gegensätze zwischen Privilegierten und Unterprivilegierten, Besitzenden und Besitzlosen, Armen und Reichen, Mächtigen und Machtlosen immer im Auge behaltend, kann — bei all ihrer Problematik (vgl. *Steinkamp* 1980) — auf die von Seiten der bürgerlichen Soziologie ausgearbeiteten Schichtungskonzepte zurückgegriffen werden. „Schichten“ sind „Kollektive von Menschen in ähnlicher Lebenslage“, (*Mayer, Buckley* 1976, S. 36). Sie setzen sich „aus einer Vielzahl von Individuen, die irgendein erkennbares, gemeinsames soziales Merkmal haben (zusammen). Dieses Merkmal bestimmt den Rang dieser Schicht

im Verhältnis zu anderen Schichten insofern, als solche Merkmale verschieden hohe soziale Werte erfahren. Jede Gesellschaft ist in mindestens zwei, meist mehrere Schichten gegliedert“ (Reimann 1979, S. 54). Die Merkmale umfassen in der Regel Herkunft, Beruf, Ausbildung, Einkommen und Prestige. Diese Faktoren sind voneinander abhängig und von der jeweiligen kulturellen Ausgangslage präjudiziert. Aufbauend auf dem üblichen Dreischichtenkonzept (Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht), in dem die Oberschicht sich von der Mittelschicht meist durch Herkunft absetzt, wurden in der neueren Soziologie fünf bis sieben Schichten differenziert (vgl. Hollingshead, Redlich 1958). Kleining und Moore (1960) unterschieden für die bundesrepublikanische Gesellschaft sieben Schichten: 1. Oberschicht (1 %), 2. obere Mittelschicht (5 %), 3. mittlere Mittelschicht (15 %), 4. untere Mittelschicht (30 %, davon nicht industriell 17 % — industriell 13 %), 5. obere Unterschicht (28 %, davon nicht industriell 10 % — industriell 18 %), 6. untere Unterschicht (17 %) und 7. sozial Verachtete (4 %).

Nach diesem — sicher diskutierbaren — Schema gehören zur hier beschriebenen Unterschicht generell die Schichten fünf bis sieben, teilweise aber auch Schicht vier. In der Unterschicht finden sich dann also grob charakterisiert jene Personen, die nicht mehr als 9 Jahre Hauptschule hinter sich haben, deren berufliche Ausbildung den Rang eines Gesellen nicht übersteigt und die in der Angestelltenhierarchie einfache, unselbständige Tätigkeiten zu verrichten haben.

Es zeigt sich, daß der Begriff „Unterschicht“ relativ undifferenziert ist und bei genauerer Betrachtung sich in eine Reihe von Schichten aufzählet, die je spezifische Charakteristika aufweisen. Gemeinsam ist ihnen das Moment der „Benachteiligung“ in der Aneignung kultureller und materieller Güter. Wir ziehen daher den Begriff der benachteiligten bzw. unterprivilegierten Schicht dem der „Unterschicht“ vor. Das „Unten“ impliziert eine Perspektive, einen Blickwinkel. Und es ist in der Tat so, daß diese Begrifflichkeit von Angehörigen der Mittel- und Oberschicht konzipiert wurde. Es werden damit vom Wertebereich und Lebensverständnis der Mittelschicht die Parameter zur Bewertung anderer Lebenswelten gewonnen, die dann von einem solchen Standpunkt aus als „niedrige“ abgewertet werden. Eine differentielle Betrachtungsweise wird hier unerläßlich, um den Bewertungs-Bias zu relativieren und Fehlbewertungen und einer wissenschaftlich lizenzierten Diskriminierung großer Bevölkerungsteile entgegenzutreten. Es müssen dabei allerdings auch die Gefahren der „Differenz-Hypothese“ gesehen werden. Die Bejahung von Andersartigkeit darf auf keinen Fall dazu führen, reale Benachteiligungen und „soziale Ungleichheitslagen“ (Steinkamp 1980) zu verschleiern oder zu relativieren. Eine angemessene



ne Beschreibung und inhaltliche Bestimmung von Schichtenkonzepten müßte als Hintergrund die diskursive Auseinandersetzung zwischen den Schichten haben. Die Problematik einer solchen Anforderung, was ihre Realisierung anbetrifft, liegt auf der Hand. Daß eine derartige schichtenübergreifende *Korrespondenz* — zumindest in kleinem Rahmen — möglich ist, zeigen unsere Erfahrungen mit Gruppen, an denen Angehörige verschiedener Schichten teilnahmen.

Da die Gesellschaft die möglichen Lebensweisen ihrer Mitglieder kodeterminiert (vgl. *Menne* und *Schröter* 1980), andererseits auch individuumsspezifische Dynamiken wirksam werden, müssen im folgenden die verschiedenen sozialisierten und psychodynamisch verankerten Eigenschaftskomplexe wichtig werden. Die Zugehörigkeit zu einer Schicht erzeugt also nicht nur verschiedene objektive Lebensbedingungen (Einkommen, Berufsausbildung, Wohnverhältnisse etc.), sondern schlägt sich auch in „unterschiedlichen Vorstellungen von sozialer Wirklichkeit, unterschiedlichen Wünschen, Hoffnungen und Ängsten, unterschiedlichen Vorstellungen vom Wünschenswerten“ (*Kohn* 1981, S. 17; vgl. auch ders., S. 22ff), ganz generell in unterschiedlichen Gefühlsbereitschaften, Kognitionsrichtungen und Handlungsschemata (subjektive Weltbewältigung und individueller Lebensstil, vgl. *Titze*, 1979) nieder. Dabei dürfen allerdings die je spezifische Psycho- und Familiendynamik, familiäre Wertbindung und Tradition usw. als Faktoren, die soziale Ungleichheitslagen bestimmen, nicht unberücksichtigt bleiben (*Steinkamp* 1980, S. 261f), denn sie relativieren verkürzende und deterministische Momente des Schichtenkonzeptes im Sinne einer differentiellen Betrachtung jedes Einzelschicksals, das bei aller Schichtbestimmtheit unverwechselbare Charakteristika aufweist: eine Verschränkung von Kollektivität und Einzigartigkeit.

Die Annahme von unterschiedlichen, *schichtspezifischen Lebenswelten* beinhaltet, daß „in jedem der Lebensfelder jeweils spezifische Interaktionen und Situationen mit signifikanter Häufigkeit vermehrt auftreten als in den jeweilig anderen“ (*Niklaus, Haeblerlin* 1978, S. 115). Obwohl also die Sozialisationspfeiler differentielle Persönlichkeitsmerkmale vorprägen, liegt umgekehrt die historische Entwicklung in Händen des konkreten Subjekts. „Das Soziale ist der Überbau der tiefsten phylogenetisch verankerten Verhaltensschemata der Menschen (da diese Schemata aus ihnen ein soziales und geschichtliches Wesen machen); aber der ontogenetische Psychismus ist seinerseits der Überbau jener objektiven Bindungen, in denen sich eine Entwicklung vollzieht“ (*Caruso* 1972, S. 60). So wird die Persönlichkeit eingebunden in die „Dialektik von Verhältnissen und Verhalten“ (*Ottomeyer* 1980). Sie wird ein „System von gesellschaftlichen Verhältnissen zwischen

den Verhaltensweisen“ (Sève 1973, S. 201). Die Verschränkung von Innen und Außen im Verhalten (vgl. Waldenfels 1976), von Privatem und Kollektivem, das Zusammenwirken von Lebensbedingungen, Wertvorstellungen, Erlebnismustern und kommunikativem Handeln bezeugt in der Gesamtheit das Ambiguitätskonzept der Identität (vgl. Petzold dieses Buch S. 179, 409ff und mit Mathias 1982; vgl. auch das in gegenständlicher Tätigkeit und ökonomisch-materieller Reproduktion gegründete Identitätskonzept von Ottomeyer 1980, S. 186).

Aus der vielschichtigen Verflechtung psychosozialer Merkmalsträger ist die Sprache ein repräsentatives Element — auch insofern als ihr in der psychotherapeutischen Indikationsforschung ein besonderer Rang zukommt. Die Sprache wird mit Hilfe linguistischer Codes zu einem sozialpsychologischen Faktor — zum *ausdrücklichen* Bindeglied kommunikativer Prozesse —, denn sie gießt unterschiedliche Erfahrungen in transformative Zeichen, zur *Verständigung*. Der unterschiedliche Gebrauch des verfügbaren Zeichenmaterials kann seit den Arbeiten Bernsteins als ein Indiz vorherrschender Sozialmuster betrachtet werden. „Der restringierte Code des Arbeiterkindes bindet es in der Darstellung seiner personalen und sozialen Identität eng an sein Lebensfeld, so daß von einer kontextgebundenen Identitätsdarstellung gesprochen werden kann. Individuelle Empfindungen, Bedürfnisse und Erfahrungen werden weniger sprachlich als vielmehr nichtsprachlich durch Gestik, Mimik, Tonfall usw. in die Interaktion eingebracht und sind implizit im gesamten Verhalten des Kindes inbegriffen“ (Haeberlin, Niklaus 1978, S. 132). „Das Kind aus der Mittelschicht ist in der Darstellung seiner Identität flexibler und verfügt über einen elaborierten Code. Es kann sich durch eine größere Reflexionsmöglichkeit von seinem Lebensfeld und seinen Erfahrungen vermehrt distanzieren und verfügt über eine weniger kontextgebundene Identitätsdarstellung. Individuelle Erfahrungen, Bedeutungen und inter/intrapersonale Beziehungen werden vermehrt über den verbalen Kanal in die Aktion eingebracht“ (ebenda, S. 134).

Zu berücksichtigen sind auch die syntaktischen Regeldifferenzen, die bei Mühlfeld (1975) näher ausgeführt werden. Die deskriptiven Modelle Bernsteins und viele Arbeiten in seiner Folge (z. B. Oevermann 1972) sind wegen der simplifizierenden Polarisierung in eine „zweidimensionale“ Sprachgesellschaft (elaboriert/restringiert) und wegen der einseitigen normativen Bevorzugung der Mittelschichtssprache zu kritisieren. Letzterem, dem elaborierten Code, wäre etwa vermehrte Emotionalität, beziehungslose Abstraktion, Körperfeindlichkeit etc. zuzuschreiben; dem sog. restringierten Code hingegen Unmittelbarkeit, Expressivität, Kommunikationsintensität (Günther 1976). Je-

der Code hat seine Stärken und seine Schwachstellen, und deshalb muß die Defizithypothese im Hinblick auf beide Codes ausgearbeitet und über die Differenzhypothese integriert werden (Klein, Wunderlich 1971, S. 308).

Trotz dieser Einschränkungen bezüglich der einseitigen Negativbewertung des restringierten Codes aus der Mittelschichtsoptik verweist dieser auf eine Lebenswelt, deren bedrückende Realität durch das Erkennen der Stärken dieses Codes (Günther 1976) nicht gemindert wird. Für Iben (1975) stellen sich die folgenden benachteiligenden Prägungen dar: Gehorsam versus Selbständigkeit, Fremdbestimmung versus Selbstbestimmung, repressive Selbstbetrachtung, Milieukonformismus, alogisches Denken, konkretistische Sprache, restringiertes Sprachverhalten. Lewis (1967) beschreibt dies als eine „Kultur der Armut“, in der Fatalismus, Ohnmachtsgefühle, Autoritätsgläubigkeit, Traditionalismus, niedrige Wertschätzung der eigenen Person, Gering-schätzung der eigenen Gesundheit, normativer Druck von der Mittelschicht auf die „Unterschicht“, zu Eckpfeilern der psychischen Entwicklung werden (vgl. auch Neidhardt 1975); die so induzierte Gefühlslage zwischen Apathie und Aggressivität führt dazu, daß erst wirklich ernstere Krankheiten oder auffällige psychiatrische Erkrankungen ernst genommen werden. Kohn (1981) sieht darin Wertvorstellungen, die außenorientiert sind und einen rigiden Umgangston mit sich selbst abverlangen. Die Tatsache, „daß die Arbeiter nicht Herren über die Entwicklung ihrer individuellen Fähigkeiten, über ihr Wachstum als Persönlichkeiten sind ...“ (Sève 1973, S. 198), ist dafür partiell verantwortlich. Aussagen wie „wir können sowieso nichts machen“, „wir können froh sein, daß es uns so gut geht“, „die da oben regieren sowieso ohne uns“, sind resignativ gefärbte Einstellungen im Verhältnis zur sozialen Wirklichkeit mit impliziten, statusorientierten Normverhalten. Dieses soll als Überlebensstrategie durch die Interpretation kognitive Dissonanz zwischen Lebenswirklichkeit und eingefrorene Lebens(un)möglichkeit bewältigen helfen; so knüpft sich gerade mittels ohnmächtiger, konkretistischer innerer Formulierungen ein Netz psychogener Dynamik, das die soziale Situation aushaltbar macht. Der schichtspezifische Sozialcharakter beeinflusst damit entscheidend die Identitätsbildung und läßt „genau zu umschreibende Persönlichkeitsstrukturen (Ich-Funktionen, Selbstrepräsentanzen, Ich-Mängel) zurück“ (Cremerius et al. 1979, S. 90). Diese Strukturen laufen der individuellen Identitätsbildung vor und gehen somit in sie ein.

Weitere (zunächst individuell scheinende) soziale Einflüsse sind herauszuarbeiten. Sève (1973) sieht bei Angehörigen der „Unterschicht“ z. B. ein „frühzeitiges Altern, (das) nicht nur biologisch oder neuro-

physiologisch, sondern (auch) gesellschaftlich“ zu fundieren ist (S. 198). Dies liegt wohl darin begründet, daß die Kardinalgefühle sich um Streß-Angst-Unlust gruppieren und dadurch eine Isolation von der Aneignung gesellschaftlicher Güter (des kulturellen Erbes) bewirkt wird (vgl. dazu auch *Holzkamp* 1977). Isolation und Identitätszerstörung blockieren soziales Wachstum und verhindern eine grundlegende Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit sich selbst: denn das Wissen um die Unterdrückung am Arbeitsplatz läßt vernarbte Wunden wieder aufbrechen; wenn sie aber aufbrechen, dann sind sie nicht mehr zu beruhigen; dies ist wohl ein wesentlicher Grund, warum psychotische Dekompensationen in der „Unterschicht“ häufiger anzutreffen sind als in höheren Sozialschichten. *Vinnai* meint, „daß schizophrene Erkrankungen für die Arbeiterklasse, speziell für deren untere Schichten typisch sind“ (1973, S. 9; vgl. dazu auch *Hollingshead, Redlich* 1975 und *Thoma* 1978).

Ein verhorntes Leidensbewußtsein, ein betäubtes Schmerzgefühl läßt erst dann die Auseinandersetzung mit der Geschichte des eigenen Werdens beginnen, wenn der innere Bruch *offensichtlich* und nicht mehr zu verdecken ist. Diesen Riß versucht die Psychiatrie, oftmals etwas vorschnell, mit Neuro- bzw. Thymoleptika zu schließen.

Wie weiter oben schon diskutiert, ist die familiäre Sozialisation in der „Unterschicht“ eher statusorientiert und in einem geschlossenen Rollensystem verhaftet (Vorhersehbarkeit des Verhaltens); Abweichungen werden meistens unmittelbar sanktioniert (vgl. *Haeberlin, Niklaus* 1978 und *L. Kohn* 1981). *Reiter* (in *Strotzka* 1973) spricht von einer psychischen Struktur, die Extreme bevorzugt, zwischen hohem Engagement und apathischem Disengagement schwankt, hilflos bei auftretenden interpersonellen Konflikten und in den Verhaltenserwartungen rigide ist und eher nonverbale Durchsetzungsstrategien entwickelt. Weiterhin ist in der Einstellung zu Gesundheit und Krankheit eine eher organische Gewichtung anzutreffen, in der die Patienten „keine Probleme, Konflikte, seelischen Schwierigkeiten“ haben dürfen, „weil das krankhaft oder minderwertig ist“ (vgl. dazu auch *Cremerius et al.* S. 61ff; und *Menne, Schröter* 1980).

Disziplinierung steht also vor Entwicklung, wodurch ein ängstliches *Ich*, ein beengtes *Selbst*, eine reduzierte *Identität* (*Petzold/Mathias* 1982) entstehen und stets beherrschende Autoritäten gesucht werden müssen. Abhängigkeit, wenig Eigenständigkeit in der beruflichen Sphäre und „ein rigides, wenig Auswahl bei den Identifizierungsangeboten lassendes Milieu“ führt zu starren inneren Strukturen, insbesondere des Wertsystems, die wenig Flexibilität und Veränderungspotential bereithalten. Es entsteht daraus ein Lebensgefühl unter den Not-

wendigkeiten des „von Tag zu Tag“, des unmittelbaren Genusses, des unmittelbaren Begehrens. Die Konsequenz ist häufig ein Verdrängungsverhalten, das unbedingt erhalten bleiben muß und somit ein System von „fehlender Erkennbarkeit, Determiniertheit, Irreversibilität, Abhängigkeit und Tendenz zum Einschleifen, Umweltverhaftung, Wiederholungszwang“ (Vinnai 1973, S. 109) mobilisiert. Der Konsum wird zur Ersatzbefriedigung oder zur Notlösung (Genuß nach Feierabend, Alkohol aus Frust), und die zwischenmenschlichen Beziehungen werden verdinglicht. Spontane Handlungen sterben ab, der Leib wird eine desensibilisierte und enterotisierte Arbeitsmaschine (Deleuze, Guattari 1977), wodurch eine fragwürdige Robustheit des Körpers den Ausbeutungscharakter neu legitimiert. Die Zeit wird tot und leer und depersonalisiert den Arbeiter in der Identifikation mit einem technokratischen Leistungsprinzip (vgl. Vinnai 1973; Müller 1978; Petzold 1981).

So zeichnet also die Gesellschaft insgesamt mögliche Entwicklungslinien ihrer Individuen von vornherein mit, und jede Frage nach Indikation von Psychotherapie darf diesen Umstand nicht vernachlässigen: bei genauerer Analyse der vorher angesprochenen Sachverhalte ist zu sagen, daß zentrale Werte bürgerlicher Psychotherapie wie Individuation, Autonomie und Zukunftsplanung ihren sozialen Ort in der Mittelschicht haben; ein indikativer Ausschluß anderer Gesellschaftsschichten würde den sozialen Schranken der menschlichen Existenz bequem ausweichen.

Nach diesen Überlegungen soll nun die Indikationsfrage näher erörtert werden. Freud, aber auch andere, erheben den Bildungsgrad, die Motivation, die Introspektions- und Verbalisationsfähigkeit (talking cure) neben dem klinischen Bild zu den wichtigsten Faktoren bzw. Vorbedingungen für eine Psychotherapie (vgl. Freud 1975, S. 115). Die Ansicht, „daß Bildungsgrad, Differenziertheit des eigenen Bewußtseins und psychologische Disponiertheit, sowie eine Reihe anderer Faktoren“ (Reiter, in Strotzka 1973, S. 158) für die Indikation ausschlaggebend seien, fußen alle auf der letztlichsten Annahme, daß Psychotherapie eben mit den „armen Armen“ aufgrund ihrer psychischen Struktur nicht gehe (vgl. dazu auch Cremerius et al. 1979). Schon wirklichkeitsnäher scheinen Argumente wie das der „sozialen Ferne zwischen Therapeut und Klient“ (Cremerius 1979, S. 163; vgl. auch Menne, Schröter 1980), da sich durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Wertsystemen bzw. Lebenswelten das Problem der Fehlwahrnehmung, Fehlbewertung und Fehldeutung unausweichlich — und nur schwer lösbar — in den Raum stellt.

Ohne Zweifel erleichtert in der Regel Intelligenz das Verbalisierungsvermögen, doch ein mangelndes Verbalisierungsvermögen ist noch nicht Beleg einer niedrigen Intelligenz. *Franz Heigl* (1978) macht darauf aufmerksam, daß „einfache Menschen ... in einer psychotherapeutischen Behandlung in ihrer (emotionalen) Erlebnisfähigkeit leichter ansprechbar sind, weil sie weniger vom Intellekt blockiert sind“ (S. 67). Sicherlich ist auch das Motivationsargument nicht von der Hand zu weisen; allerdings ist eine fehlende Motivation zur Psychotherapie in benachteiligten Schichten, neben den fehlenden finanziellen Mitteln, in erster Linie nicht ein Abwehrverhalten, sondern auf mangelnde Information, Vorurteile und eine oft nicht ausreichend entwickelte Bewußtheit für psychische bzw. psychosomatische Zusammenhänge zurückzuführen.

Alles in allem wird durch einen *a priori*-Ausschluß von Menschen aus benachteiligten Schichten aus dem Kulturgut „Psychotherapie“ (vornehmlich in der Psychoanalyse) im Grunde die deprivative Herrschaftsstruktur schleichend wissenschaftlich verfestigt; damit wird den Arbeitern die mögliche Basis für die Aneignung spezifischer gesellschaftlicher Güter entzogen. Das Erstarren in der kulturellen Isolation mittels fadenscheiniger wissenschaftlicher Begründung verhindert einen integrierten gesellschaftlichen Emanzipationsprozeß und entledigt den therapeutischen Dialog von der schwierigsten Aufgabe: die sozialen und gesellschaftlichen Widersprüche, denen das Individuum und vor allem das kranke Individuum ausgesetzt ist, mit in die therapeutische Theorie und Praxis einzubeziehen. Ein Grund dafür könnte in den Abwehrmechanismen der höheren Schichten liegen, die dann ihre Sicherheits- und Prestigebedürfnisse in Frage gestellt sähen. Das prägnanteste Beispiel einer fortgeschrittenen Entfremdung und Verdinglichung intersubjektiver Beziehungen ist darin zu sehen, daß das zu bezahlende Geld für eine psychoanalytische Behandlung als unbedingt notwendiger Motivationsschritt angesehen wird. Neugierverhalten, Bedürfnis nach Selbstreflexion, Suche nach Sinnmöglichkeiten, selbstaktualisierende Wachstumstendenzen, Wünsche nach erfüllter Zwischenmenschlichkeit und nach Solidarität etc. sind weit eher als primäre Therapiemotivation herauszugreifen oder zu entwickeln.

Aus den letzten Ausführungen folgend wird es in der Psychotherapie mit Angehörigen benachteiligter Schichten richtungsweisend werden, die Gewordenheit der Patienten und Therapeuten aus den Sozialisationsbedingungen im sozialen Feld zu verstehen. Die Gestalttherapie bietet im Sinne der Integration von Subjekt und Kontext (vgl. *Petzold* 1980) Möglichkeiten, auf die soziale Vermaschung des Individuums einzugehen, mangelnde Verbalisationsfähigkeit über den Einbezug der

Körpersprache auszugleichen und ein geringes Vorverständnis über leib-seelische Zusammenhänge zu berücksichtigen.

Die integrative Gestalttherapie ist ein Verfahren der humanistischen Psychologie und geht in ihrem Gedankengut u. a. auf phänomenologische, strukturalistische und tiefenpsychologische Ansätze zurück. Sie ist in ihrer Methodik gegenwarts- und personenzentriert und intendiert in ihren Prozeßabläufen eine dialektische Vermittlung von Subjekt und Objekt, Somatischem, Psychischem und Sozialem, Phänomen und Struktur im Sinne eines interaktionalen Geschehens zwischen Therapeut und Klient. Die dafür tragende Fundierung im interpersonalen Dialog kann über ein komplexes Identitätskonzept zureichend beschrieben werden; in diesem sind eben jene oben erwähnten Pole im Falle einer gesunden Entwicklung organismisch selbstregulatorisch integriert und in Zuständen von Krankheit blockiert, desintegriert und einseitig abgespalten bzw. eingefroren, so daß das homöostatische Austauschprinzip beeinträchtigt ist. Ein gestörtes Erleben und Verhalten im Kontakt zu sich selbst und zu anderen ist dementsprechend eine Blockade selbstaktualisierender Wachstumsprozesse psychologischer, physiologischer und sozialer Art (vgl. dazu *Petzold* 1980 und 1973; *Perls* 1979a, b, 1980; *Süss, Martin* 1978).

Um aber in diesem Sinne noch einmal zur spezifischen Thematik zurückzukehren, muß davon ausgegangen werden, daß in den sozialen Feldern benachteiligter Schichten die Identitätsstörungen vor allem im Bereich der Arbeit, des Leibes und der materiellen Sicherheit, also in den fundamentalen *Säulen* der Identität (nach *Petzold* 1980, 1982) zentriert sind. Weiterhin wird der psychosoziale Widerspruch zwischen gesellschaftlichen Rollen und existentiellen Entfaltungsspielräumen besonders dann eklatant, wenn gesunde Identität bedeutet, „sich im synergetischen Kontext und Kontinuum erleben, verstehen und handelnd verwirklichen. Dies erfordert, daß das, was von außen an den Menschen herangetragen wird, von seiner Seite Identifikation von innen erfährt“ (*Besems* 1980; *Petzold* 1980).

Dies würde für den „Unterschichtspatienten“ die fatale Akzeptanz seiner gesellschaftlichen Lage beinhalten. Ein Annehmen des existentiellen Widerspruchs von personaler Wachstumspotentialität und gesellschaftlicher Verengung der Entwicklungsräume könnte eher zu einer sozial-kompetenten Mobilität führen. Dies anzuregen, müßte vor allem zum sozialpolitischen Engagement und Wirkungsfeld des Psychotherapeuten gehören. Für die therapeutische Praxis scheint es also in erster Linie notwendig, die Hintergründe einer aktuellen Problemlage ernst zu nehmen. Der Therapeut muß folgendes besonders beachten: das organische Leiden, mit dem der Patient kommt, seine Sprache

— in ihr sollten auch, je nach Möglichkeit, allgemeine Informationen über psychosomatische Zusammenhänge gegeben werden — und seine individuelle Leidensgeschichte. Dieser Ansatz erfordert nicht so sehr die Sprachkompetenz des Klienten als vielmehr die subjektive Begegnungsfähigkeit und Empathie des Therapeuten, seine personale Kompetenz. Er muß die soziale Ferne überbrücken und sich getreulich den Phänomenen des Klienten nähern. Die Umsetzung von theoretischem Wissen sowie eine warme vertrauenswürdige Ausstrahlung sind für eine tragfähige Beziehung unerlässlich, um über die Durcharbeitung individueller und sozialer Deprivation und Traumatisierung zu einem neuen inneren Arrangement zu gelangen.

Für den mit „Unterschichtspatienten“ arbeitenden Therapeuten wird es erforderlich, sich der Mühe zu unterziehen, in die komplexen Zusammenhänge gesellschaftlicher Organisations- und Regulationsprozesse einzudringen, um der Wirkung von Macht, Interesse, Kapital, Sprache, Schicht und seine eigene Determiniertheit von diesen Größen besser verstehen zu lernen. „Eine Theorie der Psychotherapie ganz allgemein und in der Arbeit mit Unterschichtspatienten im besonderen muß notwendigerweise an den Punkt kommen, an dem sie in eine Theorie der gesellschaftlichen Prozesse übergehen muß“ (Petzold 1975).

Diese Aufgabe — zumindest einen vorläufigen Standpunkt zu gewinnen, der beständiger Präzisierung und Revision bedarf — ist im Hinblick auf die Breite der Diskussion in Soziologie und politischer Wissenschaft zu diesen Fragen schon ein schwieriges Unterfangen. Es darf nicht dazu führen, daß der Therapeut in seiner alltäglichen Praxis handlungsunfähig wird, denn auch dadurch trägt er zur Entfremdung bei, wenn er argumentiert, anstatt konkrete Hilfe zu geben, wo sie erforderlich ist. Natürlich gibt es Hilfen, die, genau betrachtet, mehr schaden als nutzen. Entscheidungen müssen hier in jedem Einzelfall neu gefällt werden, und ihre „Richtigkeit“ wird letztendlich immer schwer zu beurteilen sein. Neben dem Verstehen der eigenen Position und ihrer gesellschaftlichen Determiniertheit wird es von zentraler Bedeutung sein, die Position des Arbeiters oder der Arbeiterin im gesamtgesellschaftlichen Kontext zu verstehen und dies nicht nur im Sinne einer theoretischen Durchdringung, was die Charakteristik der „Unterschicht“ anbelangt, sondern dadurch, daß man praktisch in die Lebenswelt von Arbeitern eingetreten ist. Es erhebt sich hier mit allem Nachdruck die Frage nach der *Legitimation* von Therapeuten aus Akademiker-Familien, die sich anmaßen, verändernd in das Leben von Arbeitern und Arbeiterinnen einzugreifen, ohne deren Form und Qualität von Arbeit jemals erfahren zu haben (vgl. Petzold et al. 1981). Rein theoretisch lassen sich derartige Erfahrungen nicht aneignen. Das



„Verstehen“ der Lebenswelt eines „Unterschichtspatienten“ verlangt es, diese existentiell, engagiert und praktisch zu betreten. Nur so können seine Szenen verstanden werden; nur so kann sein Identitätserleben verstanden werden; nur so gelingt es, die jeweils gegebene Lebenswelt mit den Augen der Betroffenen zu sehen und in politischer Reflexion gegründetes therapeutisches Handeln mit klientenzentriertem Vorgehen zu *menschlichen* Interventionen zu verbinden.

Die nachfolgenden Beispiele aus der ärztlichen bzw. psychotherapeutischen Praxis versuchen, einen derartigen Ansatz zu verdeutlichen: der Hilfe der Betroffenen durch verständnisvolles Handeln im Rahmen ihrer Lebenswelt unter Aufgreifen ihrer Sprach- und Denkparameter. Weiterhin der Ausdehnung von Wahrnehmungs- und Bewußtheitsmöglichkeiten, durch die eine *Wiederaneignung* essentieller Lebensgüter, Leiblichkeit, Kommunikation, Arbeit angebahnt wird. Dies hoffen wir auch durch die gemeinsam erarbeiteten „interpretativen Auswertungen“ zu vermitteln. Dabei sind unsere unterschiedlichen Arbeitsfelder und Settings zu berücksichtigen: das der psychiatrischen Klinik mit regionaler Versorgung; oder das einer psychotherapeutischen Praxis, die in enger Kooperation mit der Klinik ambulante Nach- bzw. Weiterbehandlung durchführt; schließlich die besondere Situation einer im ärztlichen Alltag stehenden Orthopädin, die mit differenzierter medizinischer Technik *und* handwerklicher Arbeit (z. B. Gipsen) eine volle Praxis versorgen muß und dabei ihr psychotherapeutisches und soziotherapeutisches Wissen einzubringen versucht. Dies alles ist nicht die Situation von psychologischen Praxen für die Mittelschicht.

### Fallbeispiel 1: Fokalthherapie (Heinl)

*Eine Frau aus dem Dorf, Anfang 50, vorgealtert, der Körper von schwerer Arbeit gezeichnet, klagt über starke Schmerzen im rechten Arm. Der orthopädische Untersuchungsbefund weist auf eine schmerzhafte Funktionsstörung bestimmter Muskelgruppen des rechten Armes infolge Überlastung hin. Ich (Heinl) habe den Eindruck, daß sie ein bißchen zu viel jammert: Ich kann mich auch täuschen, die Muskulatur ist wirklich bretthart verspannt. Ich verordne Bestrahlungen und Massagen und entlasse sie mit beruhigenden Worten. Nach 14 Tagen kommt sie wieder, trotz der Behandlung keine Besserung, im Gegenteil, sie klagt mehr: „Nun kann ich gar nichts mehr arbeiten“ und vermeidet jede Bewegung mit dem rechten Arm.*

*Ich höre den Appell an mich. Ich zögere: Diese einfache, etwas eingengte Frau, was soll ich da tun? und seufze innerlich; aber sie rührt*

mich in ihrem Schmerz, und ich wende mich ihr zu: ob sie Kummer habe? Da bricht der ganze Jammer aus ihr heraus mit Vorwurf und Verzweiflung in der Stimme. Ihr Sohn macht ihr Schande im Dorf. Er läßt sich scheiden, läßt Frau und Kinder im Stich wegen einer anderen, einer „Dahergelaufenen“. Aus Kummer geht ihr Mann jeden Abend ins Gasthaus und kommt spät nachts betrunken nach Hause. Ich höre ihr zu, zeige ihr, daß ich ihre Situation verstehe, und bemühe mich, in einem therapeutischen Gespräch ihr eine gewisse Distanz zum Geschehen zu vermitteln und ihr das Verhalten „ihrer Männer“ verstehbar zu machen. Sie verabschiedet sich, wie mein Eindruck ist, erleichtert.

Nach wenigen Tagen kommt sie wieder — nichts hat sich an ihrer inneren Haltung und ihren Armschmerzen geändert. Sie ist fest in ihrer Vorstellungswelt gefangen. Ich erkenne, daß es in dieser Situation und im Hinblick auf die momentane Realität in meiner Praxis und auf ihre Lebensrealität mir nicht möglich sein wird, aufdeckend mit ihr zu arbeiten, weil sie jede Deutung als einen Angriff auf ihr Wertesystem auffassen wird. Sie ist durch ihren Sohn und ihren Mann gekränkt, enttäuscht und für mich spürbar auf beide voller Zorn, den sie sich selbst und anderen gegenüber nicht eingestehen kann. Ein Gedanke kommt mir als Ausweg aus der Situation: wie, wenn ich versuche, auf der Symbolebene Entlastung zur bewirken? Das geht nur mit einer unkonventionellen körperlichen Behandlung im Sinne einer symbolischen Aktion.

Ich sage zu ihr, während ich die Muskulatur abtaste und die schmerzenden Punkte aufsuche: „In Ihrem Arm ist noch so viel Spannung“ (und bestätige damit die Meinung der Masseurin), „kein Wunder, daß er so schmerzt. Wollen Sie versuchen, die Spannung durch eine Übung aus dem Arm herauszubringen?“ Das leuchtet ihr ein, und sie bejaht. Ich gebe ihr ein Handtuch in die Hand, lege ein Kissen auf den Untersuchungstisch und fordere sie auf, mit dem Handtuch auf das Kissen zu schlagen. Sie folgt der Anweisung, und der eben noch in Schonhaltung gehaltene Arm hebt sich und schlägt, erst zögernd, dann immer kräftiger auf das Kissen ein. Das Gesicht zeigt Spannung. Sie beißt die Zähne aufeinander (die Mimik ist voller Aggressivität). Sie ist nun in Kontakt mit ihrem Zorn. Das Gesicht ist lebendig, die Haut rötet sich, die Augen glänzen, bis ich ihr sage, daß es nun genug sei. Ich verordne ihr, jeden Abend vor dem Schlafengehen diese „Übung mit dem Kopfkissen“ in ihrem Schlafzimmer durchzuführen.

Wenige Tage später kommt sie wieder; es geht ihr viel besser, sie hat jetzt nur ein Gefühl „wie Muskelkater“ im Arm. Auf meine Nachfrage berichtet sie, daß sie nicht nur abends, sondern mehrmals am Tag „geübt“ hat. Die Behandlung konnte damit abgeschlossen werden.

### *Interpretative Auswertung*

Das Fallbeispiel charakterisiert die Situation im Praxisalltag: orthopädische Routine. Der Tag war sehr anstrengend. Es gab zu viele dringliche Fälle. Physische und psychische Ermüdung ist da. Die Ärztin ist kein „Behandlungsroboter“. Ob die Patientin ein „bißchen zu viel jammert“, kann nicht mehr adäquat eingeschätzt werden: ist es eine Wehleidigkeit, oder kann die Ärztin an diesem Tag kein Jammern mehr hören? Die prinzipielle *Disponiertheit*, hinter somatischen Schmerzen einen seelischen Konflikt bzw. psychosomatische Zusammenhänge zu vermuten, ist nicht nur eine Frage der Ausbildung, der Überwindung eines rein somatisch orientierten Paradigmas, das gerade dem Orthopäden nahe liegt: beim körperlich arbeitenden Menschen sind körperliche Überlastungserscheinungen und Schmerzzustände die naheliegendste Ursache. Die *Disponiertheit* ist vielmehr auch abhängig von der eigenen Belastung durch die Praxisrealität, die vorgegebenen Strukturen des Sozialversicherungssystems und nicht zuletzt durch Gegenübertragungsreaktionen, die mit der Persönlichkeit des Patienten einerseits und eigener unverarbeiteter Erfahrung andererseits zu tun haben, für die es keine Distanzierungsmöglichkeiten gibt.

Die Behandlung erfolgt zunächst im Sinne somatischer, orthopädischer Therapie. Erst eine erneute Konsultation läßt einen „Appell“ durchkommen. Die Körpersprache der Patientin, ihre Gesamthaltung verweist darauf, daß mehr da ist als körperlicher Schmerz: Kummer. Kummer findet Ausdruck, wenn man ihm Raum gibt. Dies geschieht durch „innere Zuwendung“. Es kommt zu einer Situation, die der Ärztin aus einer mehr als 30-jährigen Praxiserfahrung als Orthopädin und langjähriger psychotherapeutischer Arbeit mit sogenannten „einfachen Menschen“ durchaus vertraut ist. Es geht darum, daß die Patientin erlebt: hier ist jemand, der mich versteht. Und das erfordert, daß die Therapeutin sich in ihre Art des Erlebens, Fühlens und Handelns hineinzusetzen vermag.

Im Bericht der Patientin wird die Last sozialer Normen, Wertbilder deutlich, deren Schärfe und Rigidität es zu mildern gilt. Der Versuch scheitert. Ihre Vorstellungswelt ist zu fest eingebunden in die Normen der Frauen des Dorfes, in die Werte ihrer familiären Tradition, gegen die ein aussichtsreicher Kampf nicht zu führen ist. Hinzu kommt, daß diese Normen sich zwar jetzt quälend auswirken, aber sie garantieren andererseits Sicherheit und Kommunikation in der Lebenswelt der Patientin. Zu dieser Situation gehört auch, daß sie den „Zorn auf ihre Männer“ nicht eingestehen kann. Eine familientherapeutische Intervention „in situ“ ist von der Motivation der Patientin und ihrer Fami-

lien her nicht möglich. So wird ein Weg beschritten, der nicht auf die medikamentöse Dämpfung zurückgreift, sondern sich die Möglichkeiten symbolischer Entlastung zunutze macht. In einer fast als physiotherapeutisch anzusprechenden Übung kann sie Aggressivität herauslassen, ohne daß sie die Strafe des Über-Ich trifft. Die Verspannung der Muskulatur, die aus der Hemmung aggressiver Impulse resultiert, wird angegangen. Die Patientin möchte eigentlich „dreinschlagen“, doch dieser Handlungsentwurf wird blockiert und führt im Sinne einer *unvollendeten Bewegung* zu einem erhöhten Muskeltonus. Der einsetzende Schmerz führt zur „Schmerzspirale“: Die Tonuserhöhung bewirkt vermehrte Schmerzen und diese wiederum erhöhte Verspannung. Die symbolische Entlastung und Entspannung mit ihrem konkreten, realmotorischem Anteil ist jedoch nicht die einzige therapeutische Komponente. Die Tatsache, daß die Ärztin der Patientin engagiert zuhört und sich mit ihr als Frau solidarisiert, darf im Gesamtzusammenhang nicht unbeachtet bleiben. Und mehr noch, es ist eine Übertragungskonfiguration vorhanden: Die gute Mutter läßt sich vom Kummer des verletzten Kindes anrühren. Das ermöglichte der Patientin, aggressive Impulse zuzulassen, weil die „Erlaubnis“ hierzu auf der gleichen Ebene erteilt wurde, aus der früher die hemmenden Impulse kamen; die reale Mutter hatte im Einvernehmen mit dem Gesamtmilieu aggressive Äußerungen unterdrückt, die „Übertragungsmutter“ gestattet sie.

### **Fallbeispiel 2: Fokaltherapie (Heinl)**

*Eine junge Frau, 22 Jahre, Verkäuferin, kommt zum ersten Mal zu mir in die Sprechstunde. Sie leidet seit einiger Zeit an Kreuzschmerzen nach längerem Stehen. Meine Fragen zur orthopädischen Anamnese beantwortet sie klar und sachlich, ihr Verhalten ist ruhig und unauffällig. Sie wirkt sehr jung, fast noch mädchenhaft. Ihr Gang ist leicht, ihre Bewegungen weich, ihr Körper überschlank. Nach einem kurzen Gespräch entkleidet sie sich zur Untersuchung. Sie steht vor mir, das Becken leicht nach vorn gekippt, den Rumpf, an dem sich die schlaffe Muskulatur kaum plastisch abzeichnet, leicht nach hinten übergeneigt. Ein haltungsschwacher Rücken, der rasch ermüdet und schmerzt. Während ich die Muskulatur mit meinen Händen untersuche, fühle ich, wie unter der Berührung der Rücken sich mehr rundet und meinen Händen anlegt. So, wie wenn er sich anlehnen wolle. Ich gebe meiner augenblicklichen Wahrnehmung und einer spontanen Deutungsphantasie nach und frage: „Sind Sie anlehnsbedürftig?“ „Ja“, und nach einer kurzen Schweigepause: „Lehnen Sie sich an Ihren Mann an?“ Sie dreht sich überrascht um und antwortet: „Nein, er lehnt sich an mich*

an!“ „Das geht aber nicht in der Ehe, Rücken an Rücken“. Sie sagt: „Das ging auch nicht mehr. Mein Mann wollte immer von mir gestützt werden, das wollte ich nicht mehr“, und sie fährt fort: „Ich komme direkt von meiner Scheidung. Auf dem Weg vom Gericht zu Ihnen habe ich mir vorgenommen, selbständig zu werden.“ Ich bin betroffen über die Situation. Sie bricht das Schweigen: „Wie können Sie das alles sehen und wissen? Das ist ja ein Wunder“. Ich versuche, ihr aus meinem Verständnis heraus das Geschehen zu erklären. Wir sprechen über Körperhaltung, Lebenshaltung und ihre Schmerzen in diesem Zusammenhang. Sie versteht. Ich bestärke sie in ihrem Entschluß, ihr Leben jetzt selbst in die Hand zu nehmen. Sie verläßt mich nachdenklich und erstaunt über das Erlebte. Wenige Monate später höre ich von ihr, daß es ihr gut geht und sie schmerzfrei ist.

### *Interpretative Auswertung*

Die hohe Prägnanz der augenblicklichen Lebenssituation der Patientin und ihrer bewußten Einstellung dazu findet leiblichen Ausdruck und wird offensichtlich und für mich wahrnehmbar im Hier-und-Jetzt der Untersuchungssituation.

In einer Atmosphäre von Vertrauen und Offenheit wird die Begegnung zum *Evidenzerlebnis* (Petzold 1980) für beide, Ärztin und Patientin. Das ganzheitliche Erleben wird nicht durch Rationalisieren und Analysieren zerstört. Es bedarf nur einiger erklärender Worte zum körperlichen Geschehen, um der Patientin die körperlich-seelischen Zusammenhänge und damit ihre Schmerzen verständlich und ihr deutlich zu machen, wie die den Rumpf aufrichtende Muskulatur durch die Körperhaltung, die dem unbewußten Wunsch nach Anlehnung Ausdruck verleiht, durch die daraus resultierende Fehlstatik der Wirbelsäule chronisch überlastet wird und daher an ihren Ansätzen schmerzt.

Aus dem ganzheitlichen Erleben in der Untersuchungssituation und der Einsicht in die Zusammenhänge der Lebenssituation und der körperlichen Schmerzen wird sie in ihrem Entschluß bestärkt, ihr Leben nun selbst in die Hand zu nehmen. „Ich will mich nicht mehr anlehnen, ich will selbst-ständig werden“. Selbst-stehen — hier ist die Sprache konkreter Ausdruck der Lebenshaltung, keine Abstraktion. „Rücken an Rücken, das geht nicht in der Ehe“ — diese leibhaftige Sprache versteht sie unmittelbar, und sie antwortet auf der gleichen Ebene, ohne Zögern, ohne Nachdenken und bringt sie in Beziehung zu ihrem aktuellen Geschehen. Erst dann wird ihr die Bedeutung bewußt, und um sie annehmen zu können, erklärt sie das Erlebnis zum „Wunder“. Man könnte hier nach der Beziehungskonfiguration, dem analytischen Hintergrund fragen oder das Geschehen auf dem biographischen Hinter-

grund sehen wollen; aber das scheint hier nicht relevant. Das Erlebnis steht für sich, ist Bestätigung und Signal zugleich und erhält Sinn, indem es Heilung bewirkt. Heilung im alten ärztlichen Sinn — eine Form der leibnahen Psychotherapie.

Das Beispiel macht in einprägsamer Weise deutlich, was in der integrativen Therapie unter dem Begriff der „Disponiertheit“ (*disponibilité*) verstanden wird: eine innere Offenheit, eine Bereitschaft, sich vom Patienten, den Phänomenen, die er zeigt, berühren zu lassen, um aus der *inneren Resonanz* (Petzold 1975) seine innere Befindlichkeit und seinen aktuellen und biographischen Lebenshintergrund zu erfassen. Nur in dieser komplexen Sicht wird ganzheitliche, integrative Medizin möglich, die das Symptom nicht vom Menschen, das Leibliche nicht vom Seelischen, die Sprechstundensituation nicht vom Lebenszusammenhang und -alltag löst, sondern die die Verflochtenheit all dieser Bereiche ernst nimmt. Die psychosomatische Perspektive wird damit ausgedehnt und Krankheit im erweiterten Sinne verstanden als *pathogene Veränderung der Lebenswelt*, in die der Leib eingewurzelt ist. Das Beispiel verweist weiterhin auf die Alltäglichkeit psychotherapeutischer Intervention, die, je selbst-verständlicher sie sich in den Lebenszusammenhang einfügt, ohne kognitive Dissonanzen zum Selbsterleben des Patienten zu erzeugen, an „natürlicher“ Wirksamkeit gewinnt.

### Fallbeispiel 3: Fokalthherapie (Heinl)

*Ein Maurer, 44 Jahre, wird von einem Kollegen aus der HNO-Klinik zur orthopädischen Untersuchung überwiesen. Es soll abgeklärt werden, ob das Kloßgefühl im Hals, an dem der Patient seit 3 Jahren leidet, in einem ursächlichen Zusammenhang mit den röntgenologisch festgestellten Verschleißerscheinungen an der Halswirbelsäule steht. Wenn nicht, dann sollte nach Angaben des Patienten als therapeutische Maßnahme der Kehlkopf umspritzt werden.*

*Ich sehe zwischen der Beschwerdesymptomatik und dem orthopädischen und röntgenologischen Befund keinen ursächlichen Zusammenhang; vielmehr liegt die Vermutung nahe, daß es sich bei dem Globusgefühl um ein psychogenes Symptom handelt. Die Kehlkopfumspritzung halte ich für wenig sinnvoll und befürchte eher eine Symptomfixierung. Daher will ich versuchen, durch eine gezielte Anamneseerhebung mehr von ihm zu erfahren, um ihn gegebenenfalls für eine Psychotherapie zu motivieren.*

*Es hatte alles vor 3 Jahren mit einer „übergangenen Angina“ angefangen. Er hatte als Verschaler in einem feuchten kalten Keller in stickiger Luft arbeiten und Holz über die Kellertreppe in den Keller tragen müssen. Es waren Schluckbeschwerden und eine fieberhafte Angi-*

na aufgetreten. Er hatte sich trotzdem nicht krank gemeldet. So lange, wie er sich im Keller aufhalten mußte, hatte er Angst verspürt. Das kannte er sonst nicht. Er kommt immer wieder auf diese Arbeitssituation als Auslösesituation zurück. Das ist auffällig. Welche Szene verbirgt sich im Hintergrund? Ein Blick auf die Karteikarte: 1937 geboren, gehört er zur Kriegsgeneration. Er sitzt am Schreibtisch über Eck neben mir, den Kopf in den muskulösen Schultergürtel geduckt; er wirkt gespannt, beunruhigt, in Sorge vor einer ernsten Erkrankung. Wir sind durch das Gespräch in guten Kontakt gekommen. Ich habe mich in seine Sprache eingehört. Wie nun vermittele ich ihm, daß ich eine seelische Störung als Ursache seiner körperlichen Beschwerden vermute, ohne daß er sich zum „eingebildeten Kranken“ abgestempelt fühlt, wie das unter „harten Männern“ häufig geschieht?

Er habe sicher schon davon gehört und man könne heute sehr viel darüber lesen und im Fernsehen sehen, daß körperliche Beschwerden auch seelische Ursachen haben können und daß man sie auch behandeln könne. Er hört zu und wird nachdenklich. Er ist einverstanden, daß wir gemeinsam auf die Suche nach der Ursache gehen. Ich spreche ihn auf aktuelle Probleme an. Er habe keine, es gehe ihm gut. Ich akzeptiere seine Aussage, ein weiteres Fragen würde er als Ausfragen erleben. Ich knüpfe an die Kellersituation an, die ihm so Angst gemacht und eine Angina eingebracht hatte und die er selbst als Ursache allen Übels angesehen habe. Nach einer kurzen Erläuterung zur gestalttherapeutischen Imaginationstechnik lasse ich den Patienten sich die Szene in dem Keller vergegenwärtigen. Er schließt die Augen, sieht die große Steintreppe, über die er die Bretter schleppt, die Bruchsteinmauer. Er fühlt die Feuchtigkeit und Kälte in seinen Körper kriechen und friert; er riecht den Salpetergeruch und verspürt Angst und weiß nicht warum. Ich ermuntere ihn, sein Leben weiter zurückzugehen und nach ähnlichen Situationen, in denen er sich so gefühlt habe, zu sehen. Es tauchen Bilder aus seiner Zeit als Kanalarbeiter auf, dann die Arbeit am Bau in Nässe, Kälte und Schnee, der auf den Nacken drückt. Er fühlt kalte Füße als Junge mit schlechten Schuhen, Evakuierung, Hunger, Frieren, Holz sammeln im Wald — Armut und Not mit der Mutter und den Geschwistern.

Ich habe immer noch das Gefühl, daß wir nicht an die Ursprungsszene gekommen sind. Ich führe ihn in den Arbeitskeller zurück, lasse ihn die Bruchsteinmauer anschauen und den Salpetergeruch wahrnehmen, und jetzt verspürt er ein „erbärmliches Angstgefühl“: Er zieht den Kopf ein, die Gesichtszüge sind ängstlich gespannt. Auf meine Frage, was er vor seinem inneren Auge sehe, beschreibt er die Szene: „Ich bin 7 Jahre alt, es ist Fliegeralarm; die Mutter reißt uns Kinder aus dem

Schlaf, hüllt uns in warme Decken, läuft mit uns über die Straße, um in einem Sauerkrautkeller in der Altstadt Zuflucht zu finden.“ Er nimmt die Bruchsteinmauer von damals, den Salpetergeruch wahr, er zittert leicht und schweigt nun. Auf meine Frage: „Was fühlen Sie jetzt?“ lächelt er. „Sie lächeln, und haben doch Angst? Wie geht das?“ Er wehrt ab: „Man kann doch die Tränen nicht immer loslassen. Das Leben ist hart.“

Und damit geht er aus der ihn emotional belastenden Situation heraus. Ich hindere ihn nicht daran, und er fährt fort: „Ich war so arm und mußte mir alles erarbeiten. Jetzt geht es mir gut. Ich lebe schon 10 Jahre mit einer Frau gut zusammen. Ich habe schwer gearbeitet Tag und Nacht mit vielen Überstunden, habe viel geschaffen und jetzt keine Sorgen mehr“. Und er zählt stolz alles auf, was er erworben hat. „Ich muß aber immer arbeiten und arbeiten und arbeiten, kann mir keine Freizeit gönnen“. Er hat von selbst wieder zur Gegenwart gefunden. Ich störe ihn nicht, obwohl ich überzeugt bin, daß die existentielle Bedrohung in seiner Kindheit und die erbärmliche Angst im Sauerkrautkeller als Luftschutzbunker eine unerledigte Sache ist, die ihm sozusagen den Hals einengt.

Ich habe das Gefühl, daß es jetzt im Augenblick genug an belastender Erinnerung für den Mann ist. Wir sprechen über das Erlebte. Er ist betroffen, wie stark ihn die alten Erlebnisse noch berühren, wie tief sie noch sitzen. Ich versuche in seiner Sprache, ihm die Zusammenhänge zwischen den bedrohlichen Ereignissen in der Kindheit und der auslösenden Situation vor 3 Jahren verständlich zu machen. Als ich erkenne, daß er sich verschließt, bringe ich die Sprache darauf, wie er sich chronisch körperlich überlastet, obwohl seine Existenz heute gesichert ist. Ob er sich nicht doch mehr Freizeit und Ruhe gönnen könne? Ich sehe, daß ich ihn doch nicht erreiche. Ich denke mir dazu, daß die Erfahrung von Armut in seiner Kindheit ihn unbewußt auch heute noch zur Arbeit zwingt. Er kann solche Gedanken nicht zulassen, sie sind zu bedrohlich. Ich gehe wieder auf die körperliche Symptomatik ein und verordne ihm Wärmebehandlung und Massagen für die schmerzhafteste Muskulatur, die er bereitwillig annimmt und entlasse ihn mit dem Hinweis, sich noch einmal über das Erlebte Gedanken zu machen.

Drei Wochen später kommt er wieder. Er berichtet, daß er nach dem letzten Gespräch den ganzen Tag durcheinander gewesen sei, daß er immer an die alten Sachen habe denken müssen, das Kloßgefühl aber sei unverändert. Er habe sich entschlossen, den Kehlkopf umspritzen zu lassen. Die Konfrontation mit der unverarbeiteten, lebensbedrohlichen Situation hat offensichtlich viele Ängste mobilisiert, die ohne therapeutische Hilfe nicht konstruktiv verarbeitet werden können und



deshalb weiterhin abgewehrt werden. Es ist mir nicht gelungen, ein therapeutisches Arbeitsbündnis zu erreichen, umso mehr, als die Hoffnung auf Heilung mittels Spritze besteht, eine Erwartung, die mit seiner herkömmlichen Vorstellung darüber, wie ärztliche Behandlung aussehen muß, besser übereinstimmt. Ich gebe auf — vielleicht hat die Spritze doch einen Placebo-Effekt.

### *Interpretative Auswertung*

Der Patient kommt auf Überweisung eines Kollegen zu einer somatischen Abklärung. Er ist auf eine psychische Exploration nicht vorbereitet und hat für sich einen festen Therapieplan, der durch den zuweisenden Kollegen als Möglichkeit vorgegeben ist. Ich erlebe diese Vorgabe als eine „Männersache“: Die Behandlung durch Spritzen ist kurz und klar; sie tut weh, ist aber aushaltbar. Eine psychosomatische Perspektive hingegen, und damit das Aufgreifen vergangener Problematik, ist bedrohlich, unbekanntes Land. Der fehlende Zusammenhang zwischen der Beschwerdensymptomatik und dem somatischen Befund läßt mich (wohl etwas zu rasch) fokaldiagnostisch vorgehen. Die ausgezeichnete Imaginationsfähigkeit des Patienten zusammen mit der frappierenden Ähnlichkeit zwischen der Arbeitssituation im Keller und der Situation im Luftschutzkeller sowohl im Hinblick auf die optische als auch auf die olfaktorische und ganzkörperliche Wahrnehmung werden auslösend für die „szenische Evokation“, mit der sich das körperliche Symptom des traumatischen Ereignisses sprachlich konkretisiert: Angst / Angina.

Für die Intervention von entscheidender Bedeutung ist die empathische Erfassung des Lebenskontinuums durch die Therapeutin. Sie kennt derartige Schicksale „der Kriegsgeneration“: harte Kindheit, existentielle Bedrohung, Hunger, Kälte, Schwerstarbeit. Diese Männer konnten sich Tränen nicht leisten. Man mußte wach sein, „hart im Nehmen“. Die Therapeutin versucht, die damit gegebene „Männerideologie“ zu unterlaufen. Die propädeutische Erläuterung psychosomatischer Zusammenhänge steht u. a. in dieser Zielsetzung.

In dem Beispiel wird erkennbar, wie wichtig das *szenische Erfassen* von relevanten Situationen aus dem Lebenskontinuum des Patienten ist und wie wesentlich das Vorhandensein similärer Szenen im Erlebnishintergrund des Therapeuten. Die holographische Theorie *szenischer Evokation* (Petzold 1982a) wird in diesem Fallbeispiel beeindruckend exemplifiziert. Zwar ist das „Ganze mehr und etwas anderes als die Summe der Teile“. Aber im Teil liegt auch das Ganze. Die vom Patienten dargestellten Details der Arbeitssituation verweisen horizontal auf ein „Mehr“. Sie lassen eine unsichtbare Szene heraufdäm-

mern. Die evozierten Stimmungsqualitäten beim Patienten *und* bei der Therapeutin, die in „gleichschwebender Aufmerksamkeit“ Resonanzboden für Hologrammbruchstücke, szenische Details ist, ermöglichen, daß aus ihnen *Gesamtszenen* gestaltet werden. Wie im Hologramm kann noch aus einem Bruchstück das ganze Bild entstehen (Franson 1972, Ferreti 1976). Das ist die Funktionsweise des „szenischen Gedächtnisses“ (Pribram 1978). Auch die Therapeutin hat in der bedrückenden Atmosphäre von Luftschutzkellern gegessen. Die vom Patienten angebotenen Stimmungshorizonte finden unmittelbar Wiederhall.

Hier aber liegt auch eine Gefahr. Der gleichsam *simultane* holographische Prozeß des szenischen Verstehens kann nur gelingen, wenn durch die eigene therapeutische Erfahrung, durch die nach dem Prinzip des „szenischen Verstehens“ (Lorenzer 1970) durchgeführte Lehranalyse eine hohe *Trennschärfe* gegeben ist, die das Eigene vom Fremden zu unterscheiden und mit dem Phänomen der „multiplen Evokationen“ umzugehen weiß; denn in den Materialien der Patienten sind zahlreiche signifikante, Evokationen auslösende Details. Eine weitere Gefahr ist mit einer hohen empathischen Ansprechbarkeit gegeben, und das wird im vorliegenden Beispiel gleichfalls klar: es können die Widerstände des Patienten übergangen werden, wenn ihm der Therapeut die „verdrängte Szene“ schildert, deutet oder nahelegt, und zwar oftmals mit einer ans Magische grenzenden Plastizität und Exaktheit — sie wurde ja vom Ich des Therapeuten synthetisiert (vgl. zur szenischen Funktion des Ichs Argelander 1972). Dies kann beim Patienten Befremden und Angst auslösen, die erst im Nachhinein zum Ausdruck kommen kann, weil die Überraschung zunächst einmal durchschlägt. Hier wird es also um eine dosierte Vermittlung gehen.

In gleicher Weise gilt es, vorsichtig zu verfahren, wenn Patienten ein hohes Potential im Bereich szenischer Evokationen haben, wie im vorliegenden Beispiel. Sie können zu den Szenen ihres biographischen Hintergrundes relativ leicht einen unmittelbaren Zugang finden, aber es besteht auch die Gefahr, daß sie von ihnen überflutet werden. Entsprechende Dosierung und sorgfältige Aufarbeitung ist wichtig. Für unseren Patienten war das evozierte Material offensichtlich zuviel. Er berichtet von Konfluenzzuständen. Nach der Behandlung war er den „ganzen Tag durcheinander“. Seine Abwehr stabilisierte sich wieder — for better or worse. Er orientiert sich im Geflecht konkurrierender Übertragungen (zuweisender Arzt/Therapeutin) an der für ihn weniger bedrohlichen Figur des Klinikarztes, der ihm die Spritze als eine Lösung anbietet, die keine kognitive Dissonanz und keine Abwehr aus-

löst. — Vielleicht, das wünsche ich dem Patienten, wird sie einen Placeboeffekt haben.

Sicherlich haben auch Gegenübertragungsreaktionen von seiten der Therapeutin eine Rolle gespielt. Frauen haben es — nicht nur damals — schwer mit derartigen Männerideologien. Ich habe dem Patienten auch nicht angeboten, wiederzukommen, wenn die Umspritzung nicht anschläge. Vielleicht schwingt auch noch ein resignatives Konkurrenzmotiv mit hinein: Was kann ich als Frau mit der mühsamen und langwierigen Psychotherapie gegenüber dem Mann in der Klinik mit der einfachen und schnellen Lösung des Umspritzens ausrichten?

Das Fallbeispiel weist in theoretisch-konzeptueller und methodischer Hinsicht noch vielfältige Dimensionen auf, die hier nicht näher aufgegriffen werden können. Erwähnenswert ist vielleicht noch ein Phänomen, das sich bei Personen, die Streß ausgesetzt waren (z. B. Kriegs- und Katastrophenergebnissen), häufig findet. Wenn äußerer Druck nachläßt, die Existenz gesichert ist, Familie und Beruf konsolidiert sind, kommen unverarbeitete „alte Erlebnisse“ in Form neurotischer oder körperlicher Symptomatik zum Aufleben. In dieser sind die dahinter stehenden Erlebnisse nicht bewußt. Sie können aber relativ leicht erschlossen werden.

Es wird noch darauf hingewiesen, daß die geschilderte Situation aus dem Sprechstundenalltag sich „ergab“. Sie war nicht vorausgeplant und hat höchstens eine halbe Stunde gedauert. Das Beispiel wurde an dieser Stelle mitgeteilt, weil an ihm Möglichkeiten, Grenzen und Gefahren von Fokalinterventionen plastisch werden und weil es zeigt, zu welcher differenzierter Erlebnisfähigkeit, Introspektion und Verbalisation Arbeiter fähig sind.

Die bisher vorgestellten Beispiele sind ihrer Charakteristik nach „Fokalinterventionen“ vgl. (Heinl, Petzold, dieses Buch S. 178ff), die sich in besonderer Weise für den Alltag in der somatisch orientierten allgemeinärztlichen oder fachärztlichen Praxis bzw. für die medizinische Ambulanz eignen, aber auch für psychosoziale Beratungsstellen und Ambulatorien. Da die Gestalttherapie bzw. integrative Therapie aber auch als fortlaufende Einzel- oder Gruppenbehandlung in der Arbeit mit Patienten aus benachteiligten Schichten Verwendung findet, sei auch diese Möglichkeit dargestellt, insbesondere, da sich aus Fokalinterventionen bei entsprechender Indikation und vorhandener Kooperationsbereitschaft der Patienten auch mittelfristige und langfristige Therapien ergeben können.

#### Fallbeispiel 4: mittelfristige Therapie (Walch)

Frau N., etwa 30 Jahre alt, vom Beruf Hausfrau und teilzeitbeschäftigte Kassiererin in einem Supermarkt, in einer eher ländlichen Gegend aufgewachsen, wurde wegen „psychogenen Angstanfällen“ stationär aufgenommen. Sie litt unter plötzlich auftretenden massiven Angstzuständen, insbesondere des Nachts, so daß sie nur bei Licht schlafen gehen konnte. Als somatische Begleitsymptome schilderte sie Luftnot bzw. Lufthunger, Herzstechen, Herzbeklemmung, Schwindelanfälle und eine ausgeprägte Brustenge. Laut weiterer ärztlicher Exploration wird ihre psychische Befindlichkeit als innerlich gespannt, nervös, affektlabil und suggestibel beschrieben. Sonst ist sie in allen anderen Qualitäten voll orientiert, bewußtseinsklar und im Gedankengang kohärent; auch die Merkfähigkeits- und Auffassungsleistung ist unauffällig. Sonstiger somatischer und neurologischer Status: weitgehend unauffällig.

Ich (Walch) beginne mit ihr eine stationäre Psychotherapie, die dann nach etwa zwei Monaten ambulant fortgesetzt wird (gesamte Dauer: 8 Monate, wöchentlich 1-2 Stunden). Beim ersten Gespräch mit mir macht die Patientin den Eindruck eines hilflosen, alleingelassenen Kindes, das innerlich von spannungsgeladener Angst überflutet ist. Ihre Knie scheinen weich, die Füße haben kaum Kontakt zum Boden, der Atem geht schnell, und ihre Brustseite ist nach innen eingezogen und wirkt versteift. Ihre angstgeweiteten Augen scheinen um Schutz und Hilfe zu bitten, dann aber dreht sie im nächsten Augenblick ihren Kopf wieder zur Seite, so, als könnte sie nie mehr Beistand finden. Dieser sprunghafte Vertrauens-Mißtrauens-Wechsel wird gerade in der Anfangsphase der Therapie immer wieder deutlich. Zunächst stehen ihre Beschwerden im Mittelpunkt der Therapie. Dabei pendelt sich der Kontakt allmählich zwischen den Polen konfluenter Anlehnung und einsamem Rückzug auf den zurückgewonnenen verlässlichen Boden ein. Ich fühle mich ihr gegenüber zunächst warmherzig und bereit, Schutz zu geben; dann aber spüre ich auch einen Sog von ihr ausgehen, dem gegenüber ich mich von der Körperhaltung her abgrenze.

Ihre klagende Stimme verliert den ausfließend-melodischen Grundton, wenn sie mit einer eher aggressiv unterlegten Stimmung bei dem Satz endet: „Ich kann nirgends hingehen, niemand kann mir noch helfen, ich hab dauernd Angst, ich könnte umfallen und sterben.“ Die sie dann umhüllende Atmosphäre hatte destruktive Grundimpulse in sich, ließ durchaus Ausläufer ins Todesnahe erkennen. Auf die Frage, ob es neben den besprochenen Zuständen auch in der Familie etwas gäbe,

das sie bedrücke, fing sie an zu schluchzen: „Ich halte das mit meinem Mann nicht mehr aus. Er erniedrigt mich ständig, er schlägt mich, er ist gemein zu mir. Das Leben hat keinen Sinn mehr, ich will nicht mehr!“ Damit stand die gesamte Eheproblematik, in der sie seit Jahren lebt, im Vordergrund. Die körperlichen Engegefühle wiesen eine psychosoziale Entsprechung auf — einen chronischen Partnerkonflikt, der ihr jeglichen Bewegungs-, Entwicklungs- und Lebensraum zuschnürte. Die Enge ihrer Lebenssituation wurde ihr zur körperlichen Bedrohung. Der Haß auf den Partner wurde retroflektorisch (Perls 1980) verarbeitet und zwar im Sinne der oben angeführten Symptomatik. Leise Fäden eines nach außen gerichteten Widerstandes zeigen sich in Würge und Brechreiz.

Der Zusammenhang zwischen körperlichen und psychischen Problemen wurde der Patientin vital spürbar. Gerade in den Anfangsphasen der Psychotherapie, aber auch zwischendurch immer wieder, empfand ich es sehr wichtig, ihr Informationen über leib-seelische Verknüpfungen und über „das, was Psychotherapie ist und will“, zu geben. Bringt sie jedoch Impulse nach außen, dann verhärtet sie sich schnell wieder und fühlt sich daraufhin starr und tot, begleitet von pessimistischen Gedanken.

In den nächsten Sitzungen (etwa ab Stunde 15) bekommt sie langsam mehr Kontakt zu den in ihrer Angst eingebundenen Haß- und Wutgefühlen (durch „hot-seat-Arbeit“ mit ihrem vorgestellten Mann); Wut und Angst, gestische Erweiterung und körperliche Zurücknahme potenzierten sich wechselseitig, bis sich dann nach einem Affektausbruch auf der Ebene der „autonomen Körperreaktion“ (Petzold 1974) ihre Spannung in einem trauerndem Ausweinen löste, worin sich gleichermaßen Schmerz aber auch Hoffnung Platz schafften. Allerdings war eine direkte, paartherapeutische Aufarbeitung der familiären Konfliktkonstellation nicht möglich, da sich der Mann gegen eine Aussprache aufs Heftigste wehrte, denn für ihn war seine Frau „krank“ und nicht er. Aus diesem Grund konnte das naheliegende Ziel nur sein, die Patientin soweit zu stabilisieren, daß sie ohne körperlich akute Angstzustände bzw. -anfälle wieder Schritte in die alltägliche Lebenswelt wagt, um dann vielleicht später mögliche weitere Veränderungswege einzuschlagen.

Was in der Folge immer wieder prägnant wurde, waren die hinter den vordergründigen Haßgefühlen spürbaren dumpfen Resignations- und bodenlosen Trauergefühle. Sie erstarrte bis zur Unbeweglichkeit mit den Phantasien, daß alles in ihr absterbe. In solchen Situationen blendete sie auch mich völlig aus, so daß ich sie in einer Situation fragte: „Fühlen Sie sich eigentlich allein und verlassen?“ Sie schreckte dar-

auf zusammen. „Ich bleibe letztlich immer allein.“ Ich: „Wer hat Sie schon alles verlassen?“ Mit dieser Frage wurden auf einer tieferen Ebene des lebensgeschichtlichen Hintergrundes traumatisierende Erfahrungen und Erlebnisse von Verlassenheit frei: „Seit meine Mutter gestorben ist, habe ich kein schönes Leben mehr“. In einer Anmutung von Verzweiflung brach dieser Satz aus ihr hervor, so als wäre dies gerade gestern gewesen. Sie schluchzte und weinte bitterlich, und ich fühlte in mir eine warme „mütterliche“ Zuneigung zu ihr. Ich nahm sie in meinen Arm, begleitete ihren Atem mit meinen Händen, so daß er sich fühlbar ausbreiten konnte.

An dieser Stelle thematisierten sich folgende Probleme aus ihrer Lebensgeschichte: Ihre Herkunftsfamilie war grundlegend durch das Weggehen des Vaters zu einer anderen Frau, mit der er dann auch zwei Kinder hatte, gestört. Die Mutter der Patientin band sich in dieser Situation fürsorglich an die Tochter und zwar mit ihrem ganzen Gewicht, obwohl sie noch drei Söhne hatte. Es entwickelte sich so eine von symbiotischen Gegenüberlagerungen gezeichnete Mutter-Tochter-Beziehung, in der es für sie keine Selbstentfaltung gab, da jeder eigenständige Impuls unterdrückt wurde (z. B. Einschränkung in der Beziehung zu anderen Mädchen etc.). Der Vater kam öfters besuchsweise nach Hause und verhielt sich dabei sehr liebevoll, um ja nicht, wie es die Patientin jetzt sieht, den Kindern den Glauben, die andere Frau sei eine Tante, zu nehmen. Die Familienatmosphäre war dementsprechend überzogen von einem Verdeckungs- und Vermeidungsschleier.

Als die Patientin gerade vierzehn Jahre alt war, verstarb die Mutter durch eine Gehirnblutung. „Jetzt begann für mich ein Zigeunerleben, nirgendwo hatte ich Platz. Der Vater hat mich zwar aufgenommen, doch die Stiefmutter mochte mich nicht, und so steckte er mich ins Internat, es war alles furchtbar.“ Halt- und ortlos wurde sie von einer zur anderen Stelle weitergereicht, in einer Zeit (Adoleszenz), in der sie Raum zur Entfaltung gebraucht hätte. Später wohnte sie dann doch bei ihrem Vater, der inzwischen wiederum eine neue Frau kennengelernt hatte, bis sie dann, zwanzigjährig, ihrem jetzigen Mann, einem „Ausländer“, begegnete. Die Beziehung war von Anfang an durch kulturelle Konflikte belastet. Der Vater verstarb wenig später an Krebs, und sie war von nun an „mit ihrem Mann allein“. Sie klammerte sich krampfhaft an ihn, obwohl „er von Anfang an verlogen war“.

Diese gesamte Szenerie, die von der lebensgeschichtlichen Dynamik her nur bruchstückhaft hier nachgezeichnet werden kann, entlud sich in den Sitzungen mit der Hot-Seat-Technik (Perls 1980) in fundamentalen Ambivalenzen, die sie selbst handlungs- bzw. entscheidungsunfähig machten: Nachstehend einige Ausschnitte:

Zum Vater: „Ich hasse dich, weil du weggegangen bist, weil du die Mama im Stich gelassen hast, weil du an ihrem Tod schuld bist ... du hast immer mit Frauen gespielt ...“  
„Ich mag dich, weil du so lieb bist, so schön und attraktiv, weil du stark bist, weil du so schöne Haare hast ...“

Zur Mutter: „Ich liebe dich, warum gehst du denn weg, lasse mich nicht allein, ich brauche deinen Schutz, du bist so warm, bleib doch hier ...“

„Ich hasse dich, weil du mich allein läßt ...“

laß mich los, du erstickst mich, ich mag dich nicht, weil du mir soviel anschauffst ...“

Für die Patientin war es äußerst schwierig, in Anbetracht der schon toten Eltern auch die ihnen entgegengebrachten Haßgefühle zu akzeptieren. Dahinter tauchte immer wieder das kleine Mädchen auf, das allein und verlassen Papa und Mama ruft, nirgends Platz findet und sich hilflos verloren glaubt. Sie braucht Begleitung. Dies symbolisierte sich während der akuten Angstanfälle in der ärztlich-medikamentösen Betreuung („ohne Beruhigungstabletten oder einen Arzt in der Nähe, der mir sofort eine Spritze geben kann, fühlte ich mich früher nicht sicher“).

Nach vielen Stunden der Durcharbeitung dieser oben genannten Grundszenen, an die sich noch akute Konfliktsituationen anschlossen (Krisen in der Partnerschaft und in der näheren sozialen Umgebung), ging es danach vor allem um die Themen: mit dem Leib Frieden schließen, Bewegung nach außen, Selbst- bzw. Fremdwahrnehmung in einer neuen Grundorientierung etc. Gebessert wurde die Klarheit nach innen. Schwierigkeiten verursachte noch die Unentschiedenheit nach außen; auch kam es immer wieder zu fundamentalen Labilisierungen und Minderwertigkeitsphantasien im Umgang und Kontakt mit anderen Menschen. Die Angstanfälle waren aber inzwischen auf das Maß einer erhöhten Ängstlichkeit zurückgegangen, und die Patientin konnte, zwar noch auf unsicheren Beinen, aber doch relativ angstreduziert die Lebensbewältigung im Alltag durchstehen. Die Psychotherapie lief inzwischen ambulant weiter. Grounding-Übungen und körper-dynamische Bewegungsübungen (Petzold 1977, Lowen 1977) ließen die leibliche und damit auch psychische Sicherheit im Stehen und Gehen anwachsen.

Sie begann wieder zu arbeiten, obwohl die Eheproblematik immer wieder zu neuen Labilisierungen führte. Frau N. hatte bis heute keine Anfälle mehr. Sie erlebte die Psychotherapie „als Schutzraum, in dem sie neu gehen gelernt habe“. Sie möchte sich weiterbilden, um vielleicht neue Möglichkeiten erschließen zu können. Die notwendige Paartherapie scheiterte, wie gesagt, am Widerstand des Mannes, so daß ich mit gemischten Gefühlen in die Zukunft blicke. Ich selbst arbeitete sehr gern mit der Patientin und stand für sie auch außerhalb der Klinik für die Bewältigung möglicher Krisen, z. T. durch telephonische Kontakte, zur Verfügung.

### *Interpretative Auswertung*

Die besondere Situation der stationären Behandlung muß bei der Beurteilung des Erstkontaktes berücksichtigt werden. Eine psychiatrische Klinik ist kein „normales“ Setting. Es verschleiert und verdeutlicht zugleich. Die Körpersprache und die durch sie bewirkten Resonanzen beim Therapeuten führt zur diagnostisch-therapeutischen Ausgangslage. Auf die von diesen Botschaften ausgehenden Stimmungen reagiert der Therapeut seinerseits über den Körper: warmherzigschutzgebend und abgrenzend, sich selbst schützend. Die Schwankungen und Ambivalenzen der Patientin finden in den Stimmungslagen des Therapeuten ein Echo. Es gilt, einen stabilen und tragfähigen Grund für sich und damit für die therapeutische Situation zu schaffen. Die Exploration fokussiert zunächst auf Aktualkonflikte, insbesondere auf die Partnerproblematik, die im Einklang mit den übrigen diagnostischen Daten auf die Reproduktion „homologer Strukturen“ (Petzold 1982a) im Lebenshintergrund verweist: Die Einsamkeit in bestehenden Beziehungen und das Verlassenwerden, erst durch den Vater, dann durch den Tod der Mutter sind das durchlaufende Thema.

Die Behandlung zentriert auf drei Aspekte: Klärung und Entlastung der Aktualsituation, was letztlich durch die Unmöglichkeit, den Partner einzubeziehen, nur begrenzt gelingt, Aufarbeitung biographischer Zusammenhänge und schließlich Vermittlung alternativer Erfahrungen durch die fürsorgende und verstehende Präsenz des Therapeuten. Von Anfang an werden Verstehenshilfen und Erklärung des therapeutischen Vorgehens gegeben, um Befremdungsreaktionen und kognitive Dissonanzen möglichst gering zu halten.

Die hier dargestellte therapeutische Methode mit ihren erlebensaktivierenden Techniken, etwa die Arbeit mit dem „Leeren Stuhl“ (*hot seat*) ermöglicht der Patientin einen unmittelbaren Zugang zu „alten Szenen“ und ihrem emotionalen Gehalt. So werden die symbiotische Bindung an die Mutter und die daraus resultierenden Ambivalenzen konkret erfahrbar.

Dabei war die *Einsicht* in die Zusammenhänge nur *ein* Therapieziel. Wichtiger wurde, daß die Patientin mit dem Erkennen der Zusammenhänge nicht allein gelassen wurde, daß Alternativen bereitstanden, einerseits in der zuverlässigen Therapeutenbeziehung, zum anderen durch therapeutische Praktiken, die neue Erfahrungen zu aktuellen Erlebnislagen zu vermitteln vermochten. Gegen die Labilisierung wurde die Erfahrung der Stabilität gestellt.

Grounding-Übungen schaffen über den Prozeß der Symbolisierung neue Realitäten. Wenn die Patientin sich vorstellt, sie sei ein starker



Baum, der mit den Wurzeln fest im Boden steht und dabei doch bewegt dem Wind nachgeben kann, so ist eine derartige Imagination mehr als ein Spiel der Phantasie. Sie vermittelt eine Qualität von Festigkeit und Verwurzeltheit, die dem Lebensgefühl der Patientin sonst abgeht, und ist eine Erfahrung von Macht und Größe gegenüber der habituellen Haltung von Unterwürfigkeit und Minderwertigkeit, und diese Erfahrungen können im Verein mit den aufbauenden Qualitäten der therapeutischen Beziehung, der positiven Wertschätzung durch den Therapeuten zum Aufbau eines neuen Lebensgefühls beitragen.

Die Schwierigkeiten der verbalen Differenzierung konnten durch die körperliche Unmittelbarkeit der Übungen, aber auch durch die non-verbale Kommunikation zwischen Therapeut und Patientin umgangen werden. Entscheidend dabei war, daß bei aller erforderlicher Nähe die Grenzziehungen eindeutig blieben und die Patientin an den klaren Grenzen des Therapeuten ihre eigene Diffusität und Unentschiedenheit verändern konnte. Es war damit auch die Basis für eine gute Ablösung gegeben, in der sich das Trauma des Verlassenwerden nicht wiederholen mußte.

#### **Fallbeispiel 5: Langzeittherapie (Petzold)**

*Peter, 28 Jahre, ledig, angelernter Schweißer, wurde mit einer floriden Manie hospitalisiert. Er war zuvor in einer Beratungsstelle auffällig geworden, in der ich (Petzold) die Supervision machte. Seine fünf Geschwister — er hatte die dritte Geschwisterposition — hatten es alle zu etwas gebracht, die beiden älteren Brüder zu gutgehenden eigenen Handwerksbetrieben („die haben ihre Lehre und dann ihren Meister mit links gemacht“), die beiden jüngeren Schwestern hatten „gute Partien“ gemacht. Peter war einmal aus der Lehre „rausgeflogen“, einmal mußte er sie abbrechen. Es wollte ihm nichts gelingen. Die Arbeitsverhältnisse waren instabil. Er war das schwarze Schaf der Familie, eine Karriere, die sich bis in die frühe Kindheit zurückverfolgen ließ. Nach einem Suizidversuch wurde er an eine psychosoziale Beratungsstelle verwiesen und dort von einer Therapeutin betreut, in die er sich „unsterblich und unglücklich“ verliebte. Die Therapie wurde für ihn ein bedeutender motivationaler Faktor. Sie stärkte sein Selbstgefühl. Durch Vermittlung und Hilfe der Therapeutin konnte er eine neue Arbeitsstelle als Vertreter von Heimwerkzeugartikeln bekommen — eine Tätigkeit, die ihn völlig überforderte und der eine klare Fehleinschätzung der Therapeutin zugrunde lag.*

*Ich wurde in der Supervision mit Peter konfrontiert, als seine Therapeutin von seinen hervorragenden Verkaufserfolgen berichtete und darüber sprechen wollte, wie sie mit dem Faktum umgehen sollte, daß*

ihr Peter zu jeder Stunde sehr teure und aufwendige Geschenke mitbringe. Er kaufe auch für seine Eltern riesige Präsente, einen neuen Farbfernseher z. B. mit dem Hinweis: jetzt, wo es ihm gut gehe, könne er endlich einmal etwas für die Eltern tun, um ihnen seine Dankbarkeit zu zeigen. Dieser Stimmungsumschwung stimmte die Therapeutin bedenklich, zumal Peter zu seinen Eltern wegen ihrer ständigen Nörgeleien und Abwertungen ein sehr gespanntes Verhältnis hatte. Ich äußerte die Befürchtung, daß der Klient submanisch sei. Er wurde noch in der nämlichen Woche mit der Diagnose „Manie“ stationär aufgenommen. Ich besuchte Peter zusammen mit seiner Therapeutin, gegen die er einen massiven aggressiven Affekt zeigte, so daß sie den Raum verlassen mußte. Ich kann zu Peter einen Zugang finden, besuche ihn in vierzehntägigem Abstand.

Unter der Medikation geht die manische Symptomatik zurück. Es tritt allerdings eine sehr starke Hospitalisierung ein. Peter ist verwirrt, hilflos und findet sich nicht zurecht. Die therapeutische Arbeit in den Einzelsitzungen und in Abstimmung mit der Station fokussiert auf die Strukturierung des Alltags. Es dauert Wochen, bis es mir gelingt, mit Peter über sein Leben zu sprechen. Er erzählt aus seiner Berufszeit und aus seinem Elternhaus. Die Quintessenz jedes Gesprächs: er ist ein Versager. Auffällig ist, daß er offenbar kein Gefühl für seinen Lebenszusammenhang hat. Zumindest gelingt es ihm nicht, zeitliche und inhaltliche Bezüge konsistent herzustellen, genausowenig wie er Gefühle und Stimmungen sprachlich zu benennen vermag. Ich versuche einen Zugang über kreative Medien; aber auch hier kommt wenig Resonanz; er sagt, er könne nicht malen. Mit der Collage-Technik schließlich kommt die Arbeit etwas in Bewegung. Aus den mitgebrachten Illustrierten und Zeitungen schneidet und klebt Peter Bilder zusammen, in denen seine Vernichtungsphantasien einerseits und seine Größenphantasien andererseits deutlich zum Ausdruck kommen: Bilder von Kriegen, Unfällen, Katastrophen und Bilder des Jet-Set-Luxus andererseits. Es wird darum gehen, mit Peter eine realistische Lebensperspektive in der „Mittellage“ zu erarbeiten.

Er bringt in eine Sitzung eine Collage mit, die „sein Haus“ darstellt. Auf einem DIN-A-1 Blatt hat er den Querschnitt eines Hauses mit sechs großen Räumen (zwei im Keller, zwei im Parterre, zwei im ersten Geschos, sowie einem Dachboden) gemalt und diese Räume mit Illustrierten-Bildern ausgestattet. Die Traumfrau fehlt nicht. Auf die Bemerkung, daß er mit diesem Haus wohl etwas zu hoch hinaus wolle, wird Peter aggressiv, dann depressiv, er möchte das Bild zerstören. Wir kommen überein, erst einmal ein Zimmer „realistisch“ einzurich-

ten. Es wird dies ein mühsames Unterfangen. Das Haus beschäftigt uns in der Therapie immer wieder.

Nach fünfmonatigem Psychiatrieaufenthalt wird Peter entlassen und setzt die Therapie ambulant mit zwei Wochenstunden fort. Das Haus „wird mitgenommen“. Die durch die Gummilösung leicht ablösbaren Bilder erhalten eine neue Charakteristik. Peter versucht, sein Haus so einzurichten wie sein älterer Bruder. „Wenigstens das will ich erreichen.“ Es kommt zu einer Krise, als Schwierigkeiten bei der Sozialhilfe auftreten (die Eltern sollen Einkommenserklärungen abgeben und weigern sich). Es tritt erneut submanische Symptomatik auf, die sich zuerst in den neuen Bildern „das Hauses“ ankündigt, das in eine Luxusvilla verwandelt wird. Die Therapie zentriert in der Konfrontation mit der Realität, in der beständigen Deutungsarbeit: „Wenn es dir im Leben schlecht geht, flüchtest du dich in ein Traumland.“ — Ich dringe mit dieser Deutung nur sehr mühsam durch. Sie wird immer wieder durch manische Phantasmen wegargumentiert: „Ich werde das große Geld ganz sicher verdienen, schon bald“. Eine weitere Säule ist die stützende Versicherung des Therapeuten: „Ich werde dich in deinen Schwierigkeiten nicht allein lassen, gemeinsam werden wir das schaffen.“ Die emotionale Zuwendung und Stützung durch den Therapeuten und das Vertrauensverhältnis, das Peter zu ihm entwickelt hat, sind schließlich ausschlaggebend, daß die Krise gemeistert werden kann.

Das Bemühen um eine neue Arbeitsstelle wird eine weitere Hürde. Ich schalte mich zuweilen aktiv ein, z. B. durch Telefonate mit dem Arbeitsamt. Vorstellungsgespräche werden vorbesprochen und in der Zukunftsprojektion mit Rollenspiel eingeübt (vgl. Petzold 1979). Mißerfolgsereignisse werden antizipiert und entschärft. Wichtig ist die akzeptierende und vorwurfsfreie Haltung des Therapeuten, die protektiv, aber nicht überprotektiv ist, die Hilfen gibt, aber auch unangemessene Dependenzansprüche abweist. Die Therapie wird in diesem Sinne eine beständige Standortsbestimmung von beiden Seiten, ein „Handel um Grenzen“. An der klaren und eindeutigen Haltung des Therapeuten kann Peter für sich Klarheit gewinnen. Er macht damit eine zu seinem Elternhaus alternativ stehende Erfahrung. Insbesondere die schwankende und zwiespältige Haltung seines Vaters, der insgesamt abwertend und vernichtend, dabei aber andererseits überprotektiv/bindend war, wird kontrastiert, so daß Peter neue Beziehungsmodalitäten verinnerlichen kann. Die Szenen zwischen ihm und mir spielen sich j e t z anders ab als Szenen zu den gleichen Themen, die in seinem Elternhaus für ihn äußerst demütigend verliefen.

Peter findet wieder eine Stelle als Schweißer. Die ersten Wochen sind schwer, beinahe unerträglich. Der „Zwang der Arbeit“, die Belastungen können, nachdem Peter in der Therapie eine gewisse Sensibilisierung für sich erfahren hat, kaum ausgehalten werden. Hier erwies sich die Problematik der therapeutischen Arbeit. Die Schärfung der Selbstwahrnehmung, die Sensibilisierung für die eigenen Bedürfnisse, Gefühle, Leiblichkeit macht verletzbarer, besonders wenn die Fähigkeit zur Abgrenzung nicht in gleicher Weise und im gleichen Takt mitentwickelt wird, was nach meiner Erfahrung selten möglich ist.

An der Arbeitsstelle wurde Peter zum Teil aggressiv, zum Teil unzuverlässig, er fehlte unentschuldig, so daß ihm die Kündigung drohte. Außerdem war in der Personalabteilung bekannt geworden, daß er schon einmal „in der Klapse“ war. Bei dieser Lage wurde eine direkte Intervention am Arbeitsplatz notwendig. Ich habe den Personalchef aufgesucht und ihm die Situation in einer Weise vermitteln können, daß Vorurteile und Befürchtungen ausgeräumt wurden und von dieser Seite ein Rückhalt gegeben war.

Die Entlastungsmöglichkeiten in der Therapie helfen Peter, die Situation durchzustehen. Aber wie lange, frage ich mich. Es sind praktisch keine Valenzen für zusätzliche äußere Belastungen aus dem Alltagsleben da. Nach einer Auseinandersetzung mit der Mutter geht Peter nicht mehr zur Arbeit. „Ich schufte mich doch nicht für die kaputt.“ (Er gibt all sein Geld zu Hause ab.) Es war auch nicht möglich, ihn aus der häuslichen Situation zu lösen. Obgleich in der Zeit, in der Peter noch in der Klinik war, ein Versuch, die Kooperation der Eltern zu erhalten, fehlgeschlagen war, versuche ich noch einmal, die Eltern in die therapeutische Maßnahme einzubeziehen, einen familientherapeutischen Ansatz zu wagen. Vergebens.

Über die Krankschreibung wird die Situation von Peter am Arbeitsplatz nicht mehr lange zu kaschieren sein. So versuche ich noch einmal einen Zugang über das Rollenspiel mit leeren Stühlen — es wurde bislang von Peter abgelehnt. Es gelingt zumindest teilweise, indem Peter gegenüber dem leeren Stuhl, der für die Mutter steht, massive Vorwürfe erhebt. Gleichzeitig aber entschuldigt er auch die Mutter, die „unter dem Vater ja auch viel zu leiden hat“, und ich unterstütze diesen Impuls, weil ich eine „Strafreaktion“ der verinnerlichten Eltern (Über-Ich) befürchte, wenn ausschließlich der aggressiven Seite Raum gegeben wird. Es sollte sich diese Strategie als richtig erweisen. Peter reagierte in der nächsten Stunde mit massiven Schuldgefühlen, die allerdings auch das Resultat hatten, daß er die Arbeit wieder aufnahm. Immerhin, es war ein gewisser Durchbruch erfolgt. Er konnte sich erstmals aggressive Gefühle zugestehen. Eine erneute Auseinandersetzung

mit der Mutter überstand er besser. Sie wurde wiederum im Rollenspiel geklärt, das jetzt leichter angenommen wurde. Ein Rollentausch war allerdings nicht möglich und wurde von mir nach Ablehnung der entsprechenden Intervention auch nicht weiter forciert. Die Identifikation sowohl mit der Mutter als auch mit dem Vater, die mit einem Rollentausch gegeben wäre, war zu bedrohlich.

Die Therapie machte gute Fortschritte. Zu Beginn des zweiten Jahres nach der stationären Behandlung kommt es zu einer erneuten schweren Krise. Peter verliebt sich unglücklich in ein Mädchen vom Büro des Betriebes. Ein Annäherungsversuch wird abgewiesen, und er wird erneut manisch und muß wieder in die Klinik. Auf Rückweisungs- und auf Versagenssituationen, die ihn wirklich betreffen, die ihn, weil sie an seine archaischen, frühen Erfahrungen rühren, mit Vernichtung bedrohen, kann er sich nur in die phantasmatische Größe der manischen Erlebniswelt flüchten. Ich gehe zweimal wöchentlich zur Klinik, um die Therapie fortzusetzen. Ein Kollege, der bei mir in Supervision ist und als Arzt auf der Station arbeitet, kümmert sich in besonderer Weise um Peter. Ich bin resigniert, zweieinhalb Jahre Aufbauarbeit „für die Katz“.

Mit der Medikation fängt sich Peter, wird dann aber sehr depressiv und suizidal. Um Hospitalisierungseffekte möglichst gering zu halten, wird er in sehr viele Stations- und Gruppenaktivitäten (Beschäftigungstherapie, Bewegungstherapie) einbezogen. Nach neun Wochen „riskieren“ wir die Entlassung, obgleich Peter noch in der Klinik bleiben möchte. Ein zweiter Anlauf beginnt. Die Arbeitssuche gestaltet sich noch schwieriger. Ich rate ihm ab, wieder als Schweißer zu arbeiten. Er findet schließlich eine Stelle als Lagerarbeiter in einem Walzstahllager. Die Arbeit ist ruhig und nicht belastend, aber er verdient auch erheblich weniger als als Schweißer. Die Entscheidung wird erschwert durch den Widerstand der Familie. Aber damit kommt das Thema „Familie“ auch „auf den Tisch“. In der Haus-Collage, mit der wir immer noch gelegentlich arbeiten, prägt sich das wie folgt aus: Peter verbannt das Foto der Mutter aus dem ersten Stock in das Dachgeschoß. Zwei Sitzungen später entfernt er beide Bilder der Eltern — es waren Automaten-Paßfotos — aus dem Haus und eröffnet mir: „Ich zieh zu Hause aus. Ich zieh zu 'nem Kumpel auf die Bude“ (er tut die Paßfotos in seine Brieftasche).

Auf Peters Ankündigung, daß er zu Hause ausziehen wolle, kommt es zu heftigen Reaktionen von seiten der Eltern, aber auch der Geschwister. („Wie willst du denn alleine zurecht kommen? Du bist ja verrückt. Du wirst ja völlig runterkommen.“) Dies veranlaßt mich dazu, noch einmal die Familie anzurufen und unter Ausnutzung meiner

professionellen Autorität einen Hausbesuch für ein Familiengespräch durchzusetzen, an dem ich Peter nicht beteiligen will. Es sind Vater, Mutter und der ältere Bruder anwesend. Die Atmosphäre ist angespannt, kann aber relativ schnell entschärft werden dadurch, daß ich auf die „Elternebene“ gehe und die Sorge um Peter stütze. Der Auszug kann danach ohne sonderliche Schwierigkeiten bewerkstelligt werden.

Die neue Wohnsituation ist gut, und in der Therapie geschehen erstmals regressive Arbeiten, Trauer und Zorn kommt auf, Tränen können zugelassen werden. Peter beginnt sich immer besser zu spüren. Das Thema „Frauen“ (Mutter, Schwestern) wird angegangen und damit das Thema Sexualität. Er hatte bislang nur zu Prostituierten sexuelle Kontakte gehabt; sein älterer Bruder hatte ihn, als er 21 wurde, mit in den „Puff“ genommen. Es wird dieses Thema für die Gesamtbehandlung sehr wichtig, da sich in ihm die ganze zwiespältige Moral und Wertwelt der Handwerkerfamilie kristallisiert mit ihrem vernichtenden Urteil über Versager und ihrer relativen Freizügigkeit gegenüber den Tüchtigen. Rollenspiel und kreative Medien zeigen die Thematik immer wieder, wobei die Szenen im Spiel als solche, d. h. durch ihren szenischen Ablauf und Gehalt, zu wirken schienen, denn „rationale Einsichten“ in Zusammenhänge — zumindest in einer Form, die explizit verbalisiert wurde — konnte ich nur ganz selten feststellen.

Dennoch gab es so etwas wie ein „szenisches Verstehen und Erkennen“. Auf eine Situation z. B., in der er von der Mutter vor seinen Geschwistern und den Nachbarskindern für eine Unart „die Hose herunter und den Arsch voll bekam“, reagiert Peter mit der Bemerkung: „Das hätt' sie jetzt mal mit mir versuchen sollen“. Dann, nach einigen Minuten Schweigen, greift er in die Briefftasche und holt das Foto der Mutter heraus: „Die geb ich jetzt erst mal bei Ihnen ab.“ Auf die Frage, warum er die Mutter denn bei mir lassen wolle, weiß Peter keine Antwort. „Ich weiß nicht, ich will sie einfach nicht mehr im Portemonnaie haben.“ (Das Portemonnaie, eine sehr schöne rote Lederbörse, ist bei ihm sehr besetzt. Er trägt meistens seine ganze Barschaft mit sich herum. Beim Öffnen sieht man meist ein paar große Scheine).

Die Behandlung verläuft über weite Strecken wie eine Kindertherapie, nährend und mit einfachen Schritten arbeitend. Regressiven Bedürfnissen wird Raum gegeben, doch die Ebene des Arbeits- und Lebensalltags wird stabil gehalten. Diese wechselnden Funktionen angemessen zu erfüllen, ohne sich dabei in Konflikten zu verstricken, überprotektiven Gegenübertragungsreaktionen zu erliegen, ist jetzt der schwierigste Teil der Behandlung, die strikt nach den Prinzipien der partiellen Teilnahme und der selektiven Offenheit (Petzold 1980) von seiten des Therapeuten geführt wird. Peter lernt Be-

lastungssituationen zu identifizieren und beginnende submanische Reaktionen; und wichtiger noch, er lernt sich abzusichern, etwa indem er sich ein paar Tage krank meldet und rudert oder zum Waldlauf geht, zwei Hobbysportarten, die er unter der Therapie aufgenommen hat.

1976, viereinhalb Jahre nach Therapiebeginn, tritt eine Veränderung dadurch ein, daß ich häufiger abwesend bin. Peter ist aber so weit stabilisiert, daß keine Komplikationen eintreten. Er nimmt an einer Gruppe teil, die von einer Kollegin geleitet wird und die einerseits die noch notwendige Kontinuität der Behandlung gewährleistet, zum anderen die Auseinandersetzung mit einer weiblichen Übertragungsfigur ermöglicht, weiterhin ein neues Lernsetting bereitstellt, in dem Peter sein Kontaktproblem angehen kann, und die schließlich auch die Ablösung von mir erleichtern soll. In diese Zeit fällt eine erste Beziehung mit einer jungen Frau, die er in der Jogging-Gruppe kennenlernt. Sie ist geschieden und arbeitet in einer Kunststoff-Fabrik am Band. Die Beziehung gestaltet sich als ausgesprochen schwierig, zumal beide Partner im sexuellen Bereich große Probleme haben.

Die Behandlung tritt in eine neue Phase ein. Peters Partnerin — wir wollen sie Elfriede nennen — kommt verschiedentlich mit zur Therapie. Sie kennt die Geschichte ihres Freundes und ist bereit, auf der therapeutischen Ebene mitzuarbeiten. Obgleich sie sehr einfach ist, erkennt und versteht sie schon nach wenigen Sitzungen wichtige Prinzipien: „Wenn man alleine nicht weiterkommt, muß man sich Hilfe holen ... Man muß über Probleme sprechen und nicht alles in sich hineinfressen ... Man muß Mut haben, auch mal was Neues auszuprobieren.“ 1978 beendet Peter sowohl die Gruppe als auch die Einzelsitzungen. Die Partnerschaft „hält“. Bis zum heutigen Zeitpunkt (1982) sind schwerwiegende Krisen nicht mehr aufgetreten, bzw. wenn solche drohten, kam Peter für einige Stabilisierungssitzungen (niemals mehr als 3 Stunden) zu mir oder, falls ich nicht erreichbar war, zu seiner ehemaligen Gruppentherapeutin. Er ist inzwischen mit Elfriede verheiratet und hat eine Tochter. An seiner Arbeitsstelle hat er sich insoweit verbessert, als er als Kranführer angelernt wurde. Zum Elternhaus bestehen nur noch sehr lose Kontakte.

Im Hinblick auf die Begrenztheit des zur Verfügung stehenden Raums konnten an dieser Stelle nur einige große Linien dieser Behandlung dargestellt werden, wobei, so hoffe ich, auch einige wesentliche Behandlungsprinzipien deutlich geworden sind: Abgehen von der Sprachzentriertheit auf eine strukturelle Ebene. Die Fakten der erlebten Beziehungsqualität sind wichtiger als die verbalisierten Einsichten; Verankerung alternativer Beziehungserfahrungen, Verwendung von

kreativen Techniken und Medien, die das Erlebnis- und Verständnisniveau des Klienten erreichen; Kombination eines stabilisierenden bzw. kompetenzfördernden mit einem regressiven Therapieansatz und damit verbunden einer protektiven und zugleich verselbständigenden Therapeutenhaltung; Kombination psychotherapeutischer und soziotherapeutischer Maßnahmen; Hilfestellung bei der Arbeitssuche und Arbeitsvermittlung; Einbeziehung der Bereiche Familie, Partnerschaft, Arbeitsplatz in die direkte Intervention des Therapeuten.

### *Abschließende Überlegungen*

Die Fallbeispiele und Konzepte haben, so hoffen wir, deutlich gemacht, daß sowohl in der Fokalintervention wie auch in der mittel- und längerfristigen Einzeltherapie sogenannte „Unterschichtspatienten“ durch psychotherapeutische Maßnahmen bzw. psychosoziale Interventionen durchaus erreicht werden können. Wir konnten an dieser Stelle unsere Praxis der Gruppenarbeit mit „Unterschichtspatienten“ und schichtverschiedenen Gruppen nicht darstellen, obgleich auch hier ermutigende Erfahrungen und spezifische Modelle vorliegen (Laschinsky et al. 1979; dieses Buch S. 423ff; Petzold, Schneewind 1983).

Die Reflexion unserer Praxis, wie sie in den mitgeteilten Materialien zumindest teilweise erkennbar wurde (vgl. auch die Arbeiten von Heinl, Petzold, Fallenstein, S. 356ff; Heinl, Petzold, S. 178ff; Petzold, S. 409ff, sowie die Beiträge der anderen Mitarbeiter vom Fritz Perls Institut in diesem Buch\*), ergab einige Prinzipien für die Arbeit mit benachteiligten Schichten, die im folgenden nochmals zusammenfassend aufgeführt seien.

#### 1. Zentrierung auf den Lebenszusammenhang

Der *Lebenszusammenhang* wird zur handlungsleitenden Kategorie für jede therapeutische bzw. psychosoziale Intervention (Petzold, Bubolz 1976, 47 ff). Aus ihm werden Ziele und Inhalte gewonnen, an ihm müssen sich auch die gewählten Methoden orientieren. Der Therapeut muß in die Lebenswelt des Klienten eintreten, sich in sein System hineinbegeben, um ihn wirklich verstehen zu können, mit seiner Geschichte und seiner Umwelt. Nur so wird es auch möglich, die Freiräume des Systems auszuschöpfen und, wo erforderlich und möglich, „von innen“ zu erweitern, ohne daß gewaltsame Transitionen von einer Systemebene zu einer anderen erfolgen oder strukturelle Brüche auftreten, z. B. Entwurzelungsphänomene wie Verlust der Unterstüt-

---

\*) Huy, S. 447ff; Stuhr, S. 220ff; Besems, S. 9ff; Kehe, S. 328ff.



zung durch die „relevante Umwelt“, die den Klienten „nicht mehr versteht“.

Wesentlichste Aufgabe des Therapeuten ist es, sich mit der Lebenswelt seiner Klienten vertraut zu machen, indem er Therapie „in situ“ betreibt oder vergleichbare Situationen herstellt, indem er sich durch die gestalttherapeutischen Techniken der *szenischen Konkretisierung* so viel Informationen wie möglich besorgt.

Beispiel: „Erzählen Sie mir noch etwas mehr davon, wie das war, wenn Ihre Mutter abends nach Ladenschluß noch im Geschäft arbeitete. Holen Sie sich die Geräusche zurück, die Gerüche, die Handlungen ... Beschreiben Sie mir die Theke ... In welcher Stimmung ist Ihre Mutter, wenn sie die Tageskasse macht? ... Was geht in Ihnen vor, wenn Sie sie so sehen?“ usw.

Durch die szenische Konkretisierung wird der Therapeut in die Erlebniswelt des Klienten hineingenommen, und er kann sie soweit für sich verdeutlichen, bis er „ein Gefühl“ für das bekommt, was der Patient in Szenen seiner Vergangenheit oder Gegenwart erlebt. Durch diese Einstellung und Methode wird die „soziale Ferne“ zwischen Therapeut und Klient wirksam abgebaut.

## 2. Zentrierung auf Sprache

Mit dem Verstehen der Lebenswelt eng verbunden ist das Eintauchen in die Sprachwelt des Klienten. Es gilt nicht nur, seine Sprache zu verstehen, sondern auch, sie zu sprechen. Das bedeutet nicht, daß der Therapeut mit einem Patienten aus Köln-Nippes „Kölsch“ sprechen soll — es sei denn, er hat das gleiche Mutteridiom —, sondern es geht darum, daß keine akademische oder bildungsbürgerliche Sprache verwandt wird, vielmehr eine Syntax, die der des Patienten ähnlich ist, etwa kurze Sätze, unmittelbare Ausdrucksweise usw. Auf keinen Fall darf die Sprache des Therapeuten unecht anbiedernd sein. Es wird also notwendig werden, sich in die Sprachwelt der Klienten einzuleben, mit denen man arbeitet. Die unter dem groben Raster des „restringierten Codes“ zusammengefaßten Sprachformen sind durch ihre emotionale Direktheit gekennzeichnet (Wir lassen deshalb z. B. auch Mittelschichtpatienten mit starker intellektueller Abwehr zuweilen in einem Dialekt sprechen, sofern sie mit einem solchen aufgewachsen sind. Es wird dadurch regelhaft eine emotionale Intensivierung des Geschehens erreicht.) Auch die Verwendung von Symbolsprache ist durchaus angezeigt, wenn man Metaphern und Symbole nimmt, die für die Klientengruppe und ihre Sprach- und Bildwelt spezifisch sind.

## 3. Leibzentrierung

Die emotionale Sprachebene führt zur nonverbalen Sprache, die gerade bei Patienten aus benachteiligten Schichten oftmals besonders

reich entwickelt ist. Es gilt, diese Sprache aufzunehmen und selbst zu verwenden. Bewegung, Gestik, Mimik, Haltung, Stimme sind in das therapeutische Procedere einzubeziehen, allerdings so, daß sich der Klient nicht „ertappt“ fühlen muß, denn es ist ungewöhnlich, daß er etwa auf die *Sprache seiner Hände* angesprochen wird. Der Körper spricht als Ganzer mit seinen Worten und mit seiner Haltung und natürlich mit seinen Symptomen (Anzieu 1982). Dem Mitteilungskarakter des Symptoms kommt gerade bei Menschen Bedeutung zu, die durch repressive Situationen, welche ihr persönliches Leben oder ihre Schicht betreffen, zum Verstummen gebracht wurden. Ist der Leib mundtot gemacht, spricht die Psychosomatik eine beredte Sprache (Kamper, Rittner 1976; Kamper, Wulf 1982). Dabei ist die somatische Ebene nicht wegzupsychologisieren, sondern ernstzunehmen. Die Erklärung der Psychodynamik eines Symptoms bedeutet oftmals für den Unterschichtspatienten ein „nicht Ernstnehmen“ seiner Schmerzen. Es ist deshalb von entscheidender Bedeutung, ihm das Konzept leib-seelischer Ganzheit verstehbar zu machen, das Zusammenwirken von Somatischem, Psychischem und Sozialem.

Hilfreich dabei ist die Verwendung von psychosomatischen Alltagstheorien: „Das ist ihnen auf den Magen geschlagen, das hält man im Kopf nicht aus, das geht einem an die Nieren, da kann einem das Herz brechen, das fährt einem in die Knochen, das sitzt mir im Kreuz, das bricht dir das Genick, da drehen sich einem die Eingeweide um“ usw. Derartige Metaphern machen dem Patienten meistens unmittelbar den psychosomatischen Zusammenhang deutlich, weil sie keine kognitive Dissonanz auslösen. Es wird damit auf der Grundlage der Alltagssprache eine konkrete Information über psychosomatische und psychosoziale Zusammenhänge im Sinne einer allgemeinen Propädeutik gegeben. Ist der Klient erst einmal angesprochen, so wird er auch offen für einfache und einleuchtende Erklärungsmodelle, die ihm helfen, seine Krankheit und sein Leiden besser für sich selbst zu interpretieren.

Patienten aus benachteiligten Schichten haben oftmals ein zwiespältiges Verhältnis zum Körper. Einerseits ein sehr unmittelbares, unkompliziertes, zum anderen aber auch ein sehr tabuierendes, meistens ein verdinglichendes — sie müssen ihren Körper als Maschine gebrauchen (Deleuze, Guattari 1977), die eine bestimmte Leistung bringt. Wenn der Körper nicht mehr so will, wie er müßte, wird er nicht nur übergangen, er kommt in eine Feindposition, er wird ausgebeutet, aufgeputscht, ruiniert. Am Ende ist er eine Ruine. Dieser Krieg mit dem Körper — und viele psychosomatischen Erkrankungen sind Ausdruck eines solchen Kampfes zwischen Selbst und Körper — muß beendet werden, Versöhnung muß eintreten, und das ist nur möglich, wenn die Identität von Selbst und Körper erlebbar gemacht wird.

#### 4. Zentrierung auf Verselbständigung

Patienten aus Schichten, die immer in einem Abhängigkeitsverhältnis standen, sind mit der Forderung „übernimm Verantwortung für dich und dein Handeln“ meistens überfordert. Sie erwarten Orientierung, ohne sich bewußt zu sein, daß sie durch die Bindung an Weisungsinstanzen ihren eigenen Freiraum einengen und verlieren. Die Autorität des Therapeuten, die faktisch durch seinen Status und seine berufliche Kompetenz gegeben ist, darf daher nicht aus irgendwelchen ideologischen Gründen als nicht existent betrachtet werden. Orientierungen sollen und müssen gegeben werden, allerdings in einer anderen Form als die durch zumeist *repressive* Autoritäten, denen der Unterschichtspatient in der Regel ausgesetzt ist. Freiraum und Eigenverantwortung muß graduell erworben und ausgebaut werden, und zwar in einer Weise, daß die relevante Umwelt des Klienten sich an seine veränderten Verhaltensstile adaptieren kann. Ansonsten kommt es zu Brüchen, ja zu existentiellen Gefährdungen. (Das im Gruppenprozeß erlernte „Herauslassen von Zorn“ z. B. kann, wenn es am Arbeitsplatz in gleicher Weise gezeigt wird, zum Verlust der Arbeit führen.) Hier gilt es, Techniken und Strategien für den Umgang mit Institutionen, mit Arbeitgebern und Kollegen zu vermitteln und die Differenzierung zwischen therapeutischer Situation und Lebensalltag deutlich zu machen, oder besser noch, keine Differenzen aufkommen zu lassen, die nicht integrierbar sind.

Die Interventionsmethode wird, wenn sie gänzlich abstinent oder nondirektiv ist, eine hohe kognitive Dissonanz auslösen. Eine Direktivität, die Antworten möglich macht und Fragen stimuliert, wird erforderlich. Verselbständigung erfolgt *nicht* durch Nondirektivität; durch Zurückhaltung kann vielmehr Unsicherheit und Verwirrung ausgelöst werden.

In diesem Zusammenhang muß auch die Motivierung angesprochen werden. Oftmals sind Klienten aus benachteiligten Schichten immobil. Sie haben einen hohen Veränderungswiderstand (Petzold 1981a), ein hohes Beharrungsvermögen. Veränderungen werden in der Regel als bedrohlich erlebt. Hier stehen konkrete Erfahrungen aus dem Leben der Patienten als Hintergrund da. Da „Unterschichtspatienten“ in der Regel zu etwas getrieben werden, haben sie ihre eigenen Muster des Schutzes, der Verweigerung, des Widerstandes entwickelt. Man muß diese Muster ernst nehmen und verstehen und nicht *positive Widerstandskraft* schwächen. Es wird wesentlich, bei dem anzusetzen, was der Patient kann. Was er nicht kann, zeigt ihm seine Lebensrealität oft genug schmerzlich, und wo er dies verleugnet, wird der aufdeckende

Zugang des Therapeuten auf berechtigten Widerstand treffen. Im Erfahren von Kompetenzen wird der Patient stark genug, auch Verleugnetes auf Dauer anzusehen. Es muß darauf geachtet werden, daß das, was der Klient kann, was er nicht kann bzw. was er können sollte, nicht von Mittelstandsmaßstäben aus betrachtet werden darf. Gerade derartige Bewertungen müssen von den Maßstäben der Lebenswelt des Klienten ausgehen.

##### 5. Zentrierung auf den gesellschaftlichen Gesamtkontext

Die Lebenswelt eines Mittelstands-Therapeuten, der in der Welt benachteiligter Schichten zu Hause ist und sie kennt, ist auch nur ein Teil des gesamtgesellschaftlichen Gefüges. Es wird daher notwendig, daß der Therapeut den Zusammenhang von Somatischem, Psychischem und Sozialem und die gesellschaftliche Verursachung sowie die biographische Determination von Leiden in diesen Bereichen für sich selbst, seine eigene soziale Gruppierung und für die seiner Klienten jeweils differenziert reflektiert, um auf diese Weise für sich eine Integration zu gewährleisten. Nur auf diese Weise wird es möglich, z. B. Widerstände nicht nur individuell, sondern auch soziogenetisch zu betrachten oder die Funktion und Notwendigkeit sowie die Schädlichkeit von Autorität richtig zu bewerten. Die Bedeutung von Wohnung, Geld, Arbeit gilt es, aus der Sicht des Patienten zu verstehen, um auf diese Weise nicht in die Gefahr zu geraten, Norm- und Wertsysteme der „Unterschicht“ an Mittelschichtshaltungen anzupassen. Es ist falsch, soziale und politische Agitation beim Patienten zu beginnen, und ihn — Opfer, Verwundeter, Belasteter gesellschaftlicher Umstände — für die Frustrationen und das politische Unbehagen von Mittelstands-Therapeuten an „die Front“ zu schicken, wobei diese selbst in der Etappe blieben.

Es besteht gerade durch psychotherapeutische Maßnahmen die Gefahr, daß Patienten aus benachteiligten Schichten in eine neue, subtile Abhängigkeit geraten, einer neuen Unverfügbarkeit ausgeliefert werden, der der Therapie, die dann in subtiler Weise die gesellschaftlichen Machtstrukturen reproduziert und den Patienten in ähnliche Muster der Normierung und Anpassung preßt, wie die, an denen sie erkrankten. Deshalb muß Funktion und Aufgabe der Therapie selbst reflektiert werden. Nur dann kann sie im wirklichen Sinne entlastend, heilend und präventiv wirken und wird nicht nur zu einem „Feigenblatt der Inhumanität“ (Petzold 1981b): „Sinnvolle Prävention erfordert die aktive Mitarbeit der jeweiligen Zielgruppe und dies nicht nur im Sinne einer Befolgung guter Ratschläge, einer blinden Kooperation bei Vorsorgestrategien, sondern durch ein verstehendes Mitvollziehen der Ge-

samtmaßnahme.“ Die Chance von Therapie- und Präventivprogrammen wächst, „wenn die Betroffenen die ‚Hintergründe‘ verstehen, wenn sie nicht nur die unmittelbaren Ursachen angehen, die zu potentiellen Schädigungen führen können, sondern wenn sie eine Bewußtheit für Entfremdungs- und Destruktionsvorgänge in ihrem Lebenszusammenhang entwickeln“ ( ebenda S. 88). Psychotherapie als Möglichkeit einer individuellen Befreiungsstrategie kann nicht ohne Veränderung des pathogenen Umfeldes gelingen; doch müssen die Veränderer auch für die Folgen einstehen, die sie bewirken (Petzold et al. 1981). So wird es wichtig, daß der Therapeut von seiner Ebene her selbst politisch aktiv wird, und daß er Patienten aus benachteiligten Schichten Hilfen gibt, Solidargemeinschaften zu bilden (Richter 1979), ja daß er in derartigen Solidargemeinschaften selbst tätig wird und lebt.

### Literatur

- Anzieu, D., Psychoanalyse und Sprache, Junfermann, Paderborn 1982.
- Argelander, H., Die szenische Funktion des Ich und ihr Anteil an der Symptom- und Charakterbildung, *Psyche* 5 (1970), S. 325-345.
- Bellebaum, A., Soziologische Grundbegriffe, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978.
- Bernstein, B., Social class, linguistic codes and grammatical elements, *Language and Speech* 5 (1962), S. 221-240.
- Besems, T., Gesellschaft und Arbeit als Schwerpunkte der Therapie, *Integrative Therapie* 1 (1980), S. 3-19; dieses Buch S. 9ff.
- Biermann-Ratjen, E., Eckert, J., Schwartz, H. J., Gesprächspsychotherapie, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1979.
- Braun, K. H., Holzkamp, K. (Hrsg.), Kritische Psychologie, Köln 1977.
- Caruso, I. A., Soziale Aspekte der Psychoanalyse, Hamburg 1972.
- Cremerius, J., Hoffmann, S. O., Trimborn, W., Psychoanalyse, Über-Ich und soziale Schicht, München 1979.
- Deleuze, G., Guattari, F., Anti-Ödipus, Suhrkamp, Frankfurt 1977.
- Elliot, J., Ficht, V., Grass-Roots. Gestalt mit Unterprivilegierten, in: Marcus, E., Weiße Indianer, Isko Press, Hamburg 1981.
- Englert, E., Die Verarmung der Psyche. Igor A. Caruso zum 65. Geburtstag, Frankfurt/Main, New York 1979.
- Ferenczi, S., Schriften zur Psychoanalyse, Fischer, Frankfurt 1972.
- Ferreti, M., Lazer, Mazer, Hologramme, Franzis, München 1977.
- Franson, M., Holographie, Haringer, Berlin 1972.
- Freud, S., Schriften zur Behandlungstechnik, Fischer, Frankfurt 1975.
- Günther, J., Menschlicher leben, menschlicher reden, *Sozialmagazin*, Dez. 1976, S. 47-57.
- Haeberlin, U., Niklaus, E., Identitätskrisen, Bern, Stuttgart 1978.
- Heigl, F., Indikation und Prognose in Psychoanalyse und Psychotherapie, Göttingen 1978.
- Heinl, H., Petzold, H., Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention in der Behandlung von Störungen aus der Arbeitswelt, *Integrative Therapie*, 1980, S. 20-27; dieses Buch S. 178ff.

- Hollingshead, A. B., Redlich, F., *Der Sozialcharakter psychischer Störungen*, Frankfurt 1975.
- Hörning, K. H., *Gesellschaftliche Entwicklung und soziale Schichtung*, München 1976.
- Hurrelmann, K., Ulich, D., *Handbuch der Sozialisationsforschung*, Beltz, Weinheim 1980.
- Iben, G., Abweichende und defizitäre Sozialisation, in: *Neidhardt* (1975), S. 114-161.
- Kalz, W., Gustav Landauer. Kulturozialist und Anarchist, Hain, Meisenheim 1967.
- Kamper, D., Rittner, V., *Geschichte des Körpers*, Hanser, München 1976.
- Kamper, D., Wulf, Chr., *Die Wiederkehr des Körpers*, Suhrkamp, Frankfurt 1982.
- Klein, K., Wunderlich, D., *Aspekte der Soziolinguistik*, Suhrkamp, Frankfurt 1971.
- Kohn, M. L., *Persönlichkeit, Beruf und soziale Schichtung*, Stuttgart 1981.
- Landauer, G., *Aufruf zum Sozialismus*, Frankfurt 1967.
- Laschinsky, D., Petzold, H., Rinast, M., *Exchange Learning. Integrative Therapie* 3 (1979), S. 224-245.
- Lewis, O., *Die Kinder von Sanchez*, Frankfurt 1967.
- Lösche, P., *Anarchismus*, Wissensch. Buchgesellschaft, Darmstadt 1977.
- Lorenzer, A., *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*, Suhrkamp, Frankfurt 1970.
- Lowen, A., *Bioergetik*, Scherz, München 1975.
- Marcuse, H., *Der eindimensionale Mensch*, Neuwied, Berlin 1976.
- Marx, K., Engels, F., *Ausgewählte Werke*, Moskau 1972.
- Mayer, K. B., Buckley, M., *Soziale Schichtung*, Enke, Stuttgart 1976.
- Menne, K., Schröter, K. (Hrsg.), *Psychoanalyse und Unterschicht*, Frankfurt 1980.
- Mitscherlich, M., *Müssen wir hassen?*, München 1976.
- Mühlfeld, C., *Sprache und Sozialisation*, Hamburg 1975.
- Müller, K., *Die präparierte Zeit*, Stuttgart 1972.
- Müller, K., *Die Wende der Wahrnehmung*, Kaiser, München 1982.
- Neidhardt, F. (Hrsg.), *Frühkindliche Sozialisation*, Stuttgart 1975.
- Oevermann, U., *Sprache und soziale Herkunft*, Suhrkamp, Frankfurt 1972.
- Ottomeyer, K., *Gesellschaftstheorien in der Sozialisationsforschung*, in: *Hurrelmann, Ulich* (1980), S. 161-193.
- Perls, F. S., Hefferline, R. F., *Goodman, P., Gestalt-Therapie, Lebensfreude und Persönlichkeitsentfaltung*, Klett, Stuttgart 1979.
- Perls, F. S., Hefferline, R. F., *Goodman, P., Gestalt-Therapie, Wiederbelebung des Selbst*, Klett, Stuttgart 1979.
- Perls, F. S., *Gestalt, Wachstum, Integration*, Junfermann, Paderborn 1977.
- Petzold, H., *Überforderungserlebnis und nostalgische Reaktion bei ausländischen Arbeitnehmern in der BRD. Genese, Diagnose, Therapie*, Paris 1968a.
- , *Arbeitspsychologische und soziologische Bemerkungen zum Gastarbeiterproblem in der BRD*, *Z. f. prakt. Psychol.* 7 (1968b), S. 331-360.
- , *Gestalttherapie und Psychodrama*, Kassel 1973.
- , *Psychotherapie und Körperdynamik*, Junfermann, Paderborn 1974.
- , *Integrative Therapie ist kreative Therapie*, Fritz Perls Institut, Düsseldorf, 1975 mimeogr.
- , *Bubolz, E., Bildungsarbeit mit alten Menschen*, Klett, Stuttgart 1976.
- , *Die neuen Körpertherapien*, Junfermann, Paderborn 1977.
- , *Psychodrama Therapie*, Junfermann, Paderborn 1979.
- (Hrsg.), *Die Rolle des Therapeuten und die therapeutische Beziehung*, Paderborn 1980.
- , *Rosenkranz, M., Coellen, M. et al., Therapie in der Gesellschaft*, *Z. f. Humanist. Psychol.* 1/2 (1981), S. 43-55.
- , *Vormann, G., Therapeutische Wohngemeinschaften*, Pfeiffer, München 1980.

- , Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit, in: C. H. Bachmann, Kritik der Gruppendynamik, Fischer, Frankfurt 1981.
- , Widerstand — ein strittiges Konzept in der Psychotherapie, Junfermann, Paderborn 1981a.
- , Vorsorge — ein Feigenblatt der Inhumanität, *Z. f. Humanist. Psychol.* 3/4 (1981b).
- , Mathias, M., Rollenentwicklung und Identität, Junfermann, Paderborn 1982.
- , Dramatische Therapie, Hippokrates, Stuttgart 1982.
- , Theater oder das Spiel des Lebens, Verlag f. Humanist. Psychol., W. Flach, Frankfurt 1982a.
- Petzold, H., Schneewind, U., Die Rolle der Gruppe in der integrativen Gestalttherapie, in: Kutter, P., Petzold, H., Das Konzept der Gruppe in den psychotherapeutischen Schulen, Junfermann, Paderborn, 1983
- Pribam, K., Hologramme im Gehirn, *Psychologie Heute* 10 (1979), S. 32-42.
- Rahm, D., Gestaltberatung, Grundlagen und Praxis integrativer Beratungsarbeit, Junfermann, Paderborn 1979.
- Reich, W., Charakteranalyse, Fischer, Frankfurt 1973.
- Reimann, H., Giesen, B., Goetze, D., Kiefer, K., Meyer, P., Mühlfeld, C., Schmid, M., Basale Soziologie: Hauptprobleme, Westdeutscher Verlag, Opladen 1979.
- Reiter, L., Zur Bedeutung der Sprache und Sozialisation für die Psychotherapie von Patienten aus der sozialen Unterschicht, in: Strotzka 1973.
- Richter, H. E., Lernziel Solidarität, Rowohlt, Reinbek 1979.
- Sève, L., Marxismus und Theorie der Persönlichkeit, Suhrkamp, Frankfurt 1973.
- Spazier, D., Bopp, J., Grenzübergänge, Psychotherapie als kollektive Praxis, Frankfurt 1975.
- Sperber, M., Der andere Sozialismus I., Gustav Landauer, WDR-MS, 3. Progr., Sendung vom 1. Mai 1982.
- Steinkamp, S., Klassen- und schichtenanalytische Ansätze in der Sozialisationsforschung, in: Hurrelmann, Ulich (1980), S. 253-284.
- Strotzka, H., Neurose, Charakter, soziale Umwelt, München 1973.
- Süss, H. J., Martin, K., Gestalttherapie, in: Handbuch der Psychologie, Bd. 8/2, Klinische Psychologie, Göttingen 1978, S. 2725-2742.
- Thoma, P., Psychische Erkrankung und Gesellschaft, Frankfurt 1978.
- Titze, M., Lebensziel und Lebensstil, Grundzüge der Teleoanalyse nach Alfred Adler, Pfeiffer, München 1979.
- Vinnai, G., Sozialpsychologie der Arbeiterklasse, Hamburg 1973.
- Waldenfels, B., Die Verschränkung von innen und außen, *Phänomenologische Forschungen* Bd. 2, Alber, Freiburg, München 1976, S. 102-129.
- Wiehn, E. R., Mayer, K. U., Soziale Schichtung und Mobilität, München 1975.

# Humanistische Psychologie in der Arbeitswelt

## Ein pädagogisch orientiertes Beratungs- und Trainingsmodell<sup>1)</sup>

Michael Paula, Hamburg

*„Ich will Mensch sein und dazu beitragen, daß auch andere mehr Mensch sein können.“*

*Zu dieser Aussage kam ich vor zwei Jahren während eines gestalttherapeutischen Supervisionsseminars. Mir war in diesem Moment bewußt geworden, daß ich als Diplomvolkswirt mit 25jähriger internationaler Managementenerfahrung häufig versucht war, mit Psychotherapeuten zu rivalisieren, um sie auf ihrem Fachgebiet zu übertreffen. In diesem bewegenden Augenblick ergab sich für mich die neue Schlußfolgerung, daß mein Menschsein und mein Arbeiten mit Menschen aus der Arbeitswelt vereinbar sind. Begriffe wie Personalentwicklung und Organisationsentwicklung erhielten einen neuen Inhalt und sind für mich jetzt miteinander verbunden.*

*In meiner Beratungs- und Trainingstätigkeit für Firmen und Organisationen kommen mir nicht nur meine Aus- und Fortbildung in den verschiedenen Verfahren der humanistischen Psychologie zugute, sondern auch die beruflichen Höhen und Tiefen, die Auseinandersetzungen mit Chefs, Kollegen und Mitarbeitern, Lieferanten und Kunden, sowie die vielfältigen Wechselwirkungen in die eigene Familie hinein.*

*Im folgenden möchte ich die Ziele für eine humanistisch-orientierte Organisation und ihr Management benennen und einen Weg aufzeigen, der zu ihrer Verwirklichung führt.*

### 1. Humanistische Zielsetzung

Hierzu gehört,

- Mitarbeitern und Vorgesetzten auch in der Arbeit erfahrbar machen, daß sie ein wachsendes menschliches Wesen sind (*Herman, Korenich 1977*).

---

<sup>1)</sup> Dieses Modell wurde ursprünglich von *Sherod Miller* u. a. als integriertes Partner-Beziehungs-Programm an der Universität von Minnesota konzipiert und erprobt, von mir 1973 nach Deutschland geholt und inzwischen mit zahlreichen Modifikationen in einer internationalen Kooperation (Schwerpunkt: USA, Deutschland, Japan) für die Welt der Arbeitsbeziehungen inhaltlich und didaktisch weiterentwickelt.



- Die Entdeckung und Entwicklung der individuellen Kompetenz und der persönlichen Stärken als Grundlage für effektive Kooperation: Erweiterung der Fähigkeit eines Vorgesetzten, die echten und relevanten Organisationsprobleme klarzulegen und zu bearbeiten. Entwicklung des Gespürs für die eigenen besonderen Stärken und Fähigkeiten, um besser mit Vorgesetzten, Mitarbeitern, Kollegen, Kunden und Lieferanten in Kontakt zu kommen. Verbesserung des individuellen Wohlbefindens und der Fähigkeit, mit Menschen aller hierarchischen Ebenen zusammenzuarbeiten, und zwar auf eine Art und Weise, die das Selbstvertrauen und die Selbstachtung sowie die Wertschätzung gegenüber dem anderen verstärkt.
- Die Vermittlung von Wissen, Verfahren und Methoden, die der einzelne modifizieren und integrieren kann, um den für ihn und die Organisation geeignetsten Managementstil zu entwickeln.
- Bessere Methoden zur Konfliktlösung und zur Überwindung von Krisensituationen.
- Ermutigung für vergrößerte Bewußtheit und erweiterten Realitäts-sinn in den interpersonalen Beziehungen. Durch größere Echtheit in der Beziehung gewinnen der einzelne und die Organisation.
- Die Schaffung einer menschlichen, schöpferischen, kooperativen und effizienten Arbeitswelt, die den Aufbau von Vertrauen unter den Personen und zwischen den Arbeitsteams ermöglicht.
- Vermeidung von körperlichen und psychischen Schäden bei allen Beteiligten.
- Selbstverwirklichung des einzelnen, sorgende Anteilnahme am anderen und Erfüllung der Aufgabenstellung zur Erreichung der Unternehmensziele und zur Erhaltung der Organisation.

## 2. Ein Weg zur Zielerreichung

Die Bewegung der humanistischen Psychologie kennt viele Methoden und Verfahren, Schulen und Richtungen. Ich selbst möchte hier einen integrativen pädagogischen Ansatz vorstellen, der Elemente aus der Gestaltsoziotherapie, der Transaktionsanalyse und der Kommunikationstheorie miteinander verbindet (Miller u. a. 1980) und jeweils in Beziehung setzt zum anstehenden Thema/Aufgabe im vorgegebenen System. Dieses Modell eignet sich sowohl für Trainingszwecke, d. h. für Seminare der Personal- und Organisationsentwicklung, wie auch für Einzel- und Kleingruppenberatung.

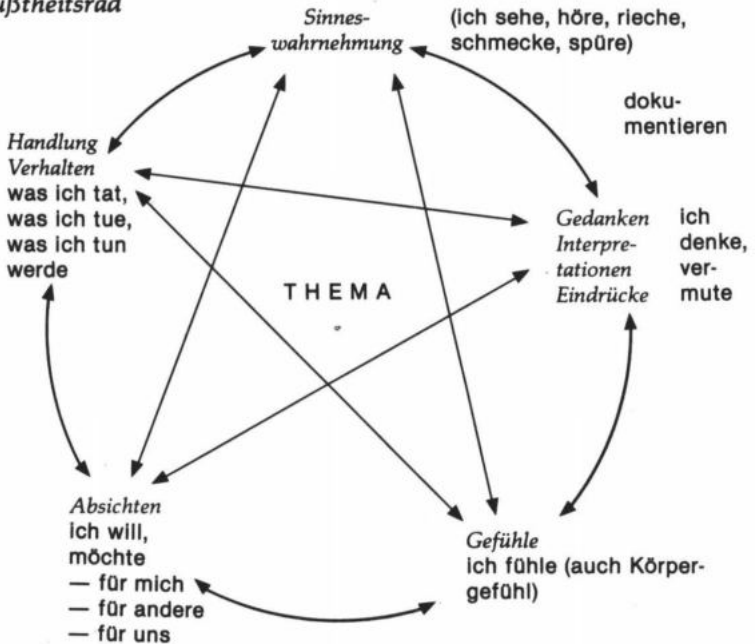
## 2.1 Sich selbst verstehen durch erhöhte Bewußtheit

Die Kursteilnehmer befassen sich in diesem Abschnitt mit der Selbstbewußtheit. Mit Hilfe des *Bewußtheitsrades* können sie die Informationen über das, was in ihnen und um sie herum zu jedem Zeitpunkt vor sich geht, fortwährend verarbeiten. Den Teilnehmern wird auch deutlich, daß ihr Selbstbild zu einem guten Teil bestimmt ist von

- dem, was ihre Sinne wahrnehmen;
- den Interpretationen, die sie aus ihren Sinnesdaten herleiten;
- ihren Gefühlen, auch Körpergefühlen;
- ihren Absichten, Wünschen und Zielen, bezogen auf sich selbst, ihre Gesprächspartner und ihre Beziehung zueinander;
- ihren vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Handlungen.

Die erhöhte Bewußtheit wird als eine bedeutsame Voraussetzung für ein „authentisches Management“ (Herman, Korenich 1977; Miller u. a. 1980) erfahren. Vorgesetzte, Mitarbeiter und andere Geschäftspartner entwickeln

### Bewußtheitsrad



- Zweck:
- Verbesserung von Selbstbewußtsein
  - Selbstinformation ausdrücken
  - Selbstverantwortung anstelle von 
    - Überversantwortlichkeit
    - Unterversantwortlichkeit

- eine erhöhte Bewußtheit bezüglich ihrer Identität,
- eine gesteigerte Eindeutigkeit in ihrer Kommunikation und eine größere Vielfalt dessen, was sie dem anderen über sich und das jeweilige Thema betreffend mitteilen können,
- eine Vermehrung ihrer Handlungs- und Entscheidungsalternativen,
- eine Verminderung ihrer Mißverständnisse und der daraus resultierenden Konflikte,
- eine Stärkung ihrer Selbstwertschätzung im beruflichen und privaten Bereich und
- die Erkenntnis ihrer Ganzheit sowie eine vermehrte Freude an ihrer Einzigartigkeit.

Ich spreche hier nicht einem blinden missionarischen Eifer das Wort, sondern folge einem Gestaltprinzip, daß in einer gegebenen Situation vollständige und kongruente Bewußtheit und unmittelbares und deutliches Mitteilen zu einem verbesserten Kontakt mit sich und anderen führen.

## 2.2 Andere verstehen

Die Teilnehmer verlagern in diesem Abschnitt ihre Aufmerksamkeit von der eigenen Bewußtheit auf die Bewußtheit ihres Gesprächspartners und auf dessen Sich-Mitteilen. Sie erwerben zusätzliche Gesprächsfertigkeiten, die den Beteiligten helfen, sich gegenseitig, das Thema und die jeweilige Situation genauer zu verstehen und eine vertrauensvolle Arbeitsbeziehung aufzubauen. Die fünf aufbauenden Gesprächs- und Kontaktfertigkeiten sind:

- Aufmerksames Zuhören und Beobachten,
- die Bewußtheit des Gesprächspartners anerkennen und bestätigen,
- den anderen dazu einzuladen und ermutigen, mehr über seine Erfahrungen mitzuteilen,
- gezieltes und bewußtes Nachfragen und Klären,
- der Prozeß des gegenseitigen Verstehens, in dem durch die Wiederholung der Botschaft durch den Empfänger sicher gestellt wird, daß der Inhalt richtig angekommen ist.

Die *Gesprächsinhalte* beziehen sich auf sachliche Mitteilungen, persönliche Botschaften (über sich selbst *oder* über den Partner) oder Beziehungsmitteilungen (über sich *und* den Partner).

Ein Thema kann alles sein, was einen oder beide (Geschäfts-) Partner angeht, Entscheidungen fordert und für die Sache, die persönliche Entwicklung oder die (Geschäfts-)Partnerbeziehung von Bedeutung ist.

Die Teilnehmer entdecken, daß Verstehen schwierig ist und nicht unbedingt Übereinstimmung bedeutet. Sie erkennen auch, daß ein genaues Verstehen der Botschaft des Partners wichtig ist für Kontakt, Vertrauen, Konfliktlösung und Vertragsgestaltung. Die Verantwortung im Prozeß des gegenseitigen Verstehens tragen beide Partner. Diese Phase im Seminarverlauf verlangt eine hohe gedankliche Konzentration und setzt besonders bei kritischen Inhalten ein gutes Maß an positiver Selbst- und Fremdwertschätzung voraus. Sie macht ferner deutlich, daß Inhalts- und Beziehungsebenen gerade auch im Geschäftsleben und im Managementbereich dicht beisammen liegen.

### 2.3 Vier Kommunikations- und Führungsstile (am Beispiel eines Themas)

Es geht um die Frage, wie (in welchem Stil) Botschaften gesendet werden und welche Wirkung die vier verschiedenen Gesprächs- und Führungsstile haben. Unterschiedliche Stile ergeben sich aus unterschiedlichen Grundhaltungen und Absichten, und sie zeigen sich in unterschiedlichem Verhalten. *Wirkungsvolle Kommunikation* tritt ein, wenn der Gesprächs- und Führungsstil der jeweiligen Situation flexibel gerecht wird.

*Stil I: Freundlich, gesellig, spielerisch.*

- Alltäglich, spannungsfrei, oberflächlich,
  - plaudernd, harmlose Späße, plätschernd,
  - von Thema zu Thema,
  - wenig Information, wenig Risiko,
  - keine persönlichen Themen, keine Beziehungsausführungen.
- z. B. „Ich habe gehört, daß unsere Produktionsziffern im letzten Monat um 10 % gesunken sind. Was gibt es sonst noch Neues?“

*Stil II: Direktiv, überredend, fordernd, bewertend, beschämend, lobend, kontrollierend, übersicheres bzw. untersicheres Auftreten.*

- Will Veränderung erzwingen,
- Macht und Stärke werden höher gewertet als Kooperation und Verstehen, es geht um Gewinnen oder Verlieren,
- steuern, anordnen, raten, ermahnen, loben,
- abstempeln, verurteilen, anklagen,
- jammern, sich herabsetzen, klein machen, hilflos geben,
- verallgemeinern, wie „immer“, „nie“,
- Gefühle und Absichten ausagieren,
- Druck auf Partner ausüben,

- Verfolger- bzw. Retterhaltung oder Opferhaltung,
- hohes Risiko, wenig Information.

z. B. „Sehen Sie zu, daß die Ursachen für die gesunkene Produktionsrate sofort beseitigt werden, damit Ihnen das Gleiche in diesem Monat nicht wieder passiert. So kann's nicht weitergehen!“

*Stil III: Spekulativ, suchend, verständnisvoll, reflektierend, nachfragend, intellektuell, vernünftig, absichernd.*

- Suchen nach Ursachen und Zukunftslösungen,
- Bewußtheit von sich und Partner verstehen wollen,
- Informationen sind gedanklicher Art,
- keine Gefühls- und Beziehungsausprägungen,
- viel Information, wenig Risiko,
- keine Handlungsverpflichtung.

z. B. „Ich frage mich, was dazu geführt hat, daß unsere Produktionszahlen im letzten Monat so stark gefallen sind. Vielleicht liegt es daran, daß so viele gefehlt haben.“

*Stil IV: Offen, verantwortlich, akzeptierend, bewußt, direkt, ernsthaft.*

- Absichten und Verhalten zeigen Bereitschaft und Aufgeschlossenheit,
- im Kontakt mit eigener Bewußtheit und der des Partners,
- Lösungen entwickeln,
- alle Gesprächsfertigkeiten einsetzen,
- „Hier und Jetzt“ — Aussagen, Beziehungsausprägungen,
- Interesse und Ehrlichkeit gegenüber Partnern zeigen, auch bei unangenehmen Themen,
- Partner nicht verändern wollen,
- viel Information, hohe Risikobereitschaft,
- Handlungsverpflichtung.

z. B. „Ich bin besorgt darüber, daß die Produktionsraten gesunken sind. Auch wenn ich zuversichtlich bin, daß wir dies wieder in's Lot bringen werden, bin ich doch etwas beunruhigt. Ich will die Ursachen im einzelnen analysieren und detaillierte Pläne für die Zukunft machen.“

Jeder dieser Stile bezieht sich in diesem Beispiel auf das gleiche Thema, und doch erzeugen sie vier verschiedene Botschaften: eine Feststellung der Fakten, einen Auftrag, einen Begründungsversuch, einen Ausdruck der Betroffenheit. Jeder Stil kann nützlich sein, aber es kommt auf die Situation an. Jeder Stil enthält Hinweise darauf, was in dem Sender der Botschaft vorgeht: was er wahrnimmt, denkt, fühlt oder

wünscht. Ebenso kann jeder Stil eine Menge über die Beziehung zwischen Sender und Empfänger mitteilen: ob sie freundlich ist, über- und untergeordnet, distanziert, ernsthaft, kooperativ, etc. *Gemischte Botschaften* treten auf, wenn eine Absicht oder ein Verhalten des Stiles II mit in einen anderen Stil hineinfließt. Sie haben dadurch einen aufrichtigen, offenen Teil und einen diesem widersprechenden, verdeckten Teil. Solche Botschaften sind schwer zu verarbeiten, denn der Empfänger weiß nicht, ob er den einen oder den anderen Teil ernst nehmen soll.

Auch der reine Stil II führt in den geschäftlichen Beziehungen häufig zu großen *Spannungen, Belastungen und Konflikten*. Er wird häufig von Chefs als *Kontrollstil* benutzt, um bei anderen etwas Bestimmtes zu erzielen und um Veränderungen durchzusetzen, bzw. um ein Geschehen zu verhindern. Der *leichte Kontrollstil* wird am meisten in folgenden Situationen gebraucht:

- um Anweisungen zu geben,
- zum Delegieren,
- beim Beraten und Verkaufen,
- zum Überreden, Predigen und Unterrichten,
- zum Bewerten,
- um zu tadeln und zu loben.

Der *schwere Kontrollstil* wird häufig dann gebraucht, wenn beträchtliche Spannungen und starke Gefühle vorhanden sind. Er kann sehr aktiv oder sehr passiv sein. Die Beteiligten versuchen auf aggressive Art, Veränderungen ohne Rücksicht auf die Gedanken, Gefühle und Wünsche der anderen zu erzwingen oder ihnen zu widerstehen. Es kommt zur Gefährdung der Selbstachtung anderer wie auch der eigenen. Anstatt auf das Verhalten einer Person oder auf ein Problem abzielen, konzentriert sich der schwere Kontrollstil auf die Person selbst und greift ihre Motive und Kompetenz an oder stellt sie in Frage. Schwere Kontrollbotschaften drücken oft indirekt Unsicherheit, Angst, Frustration oder Ärger aus. Statt direkt und bewußt zu sagen, was man z. B. denkt, fühlt oder wünscht, wird indirekt und nonverbal ein Problem signalisiert.

Typische Verhaltensweisen für den *aktiven schweren Kontrollstil* sind:

- auf einer bestimmten Lösung bestehen,
- Vorschreibungen machen,
- Fügsamkeit auferlegen,
- fordern, anordnen,
- Tadel, Beschuldigung und Bedrohung,
- negative Unterstellungen,

— den anderen abstempeln, geringschätzen, beschämen, unaufrichtig beruhigen.

*Passive Verhaltensweisen im schweren Kontrollstil sind:*

- sich beklagen und jammern,
- Rückzug und falsche Zurückhaltung,
- Selbstgerechtigkeit vorschützen,
- sich hilflos und dumm stellen,
- klein begeben,
- Märtyrer sein, andere decken, die Schuld auf sich nehmen,
- sich pseudo-versöhnen.

Beide *Kommunikations- und Persönlichkeitstypen* (Paula 1980) haben die verdeckte Absicht gemeinsam, einen Wall zur eigenen Verteidigung aufzubauen. Wenn man andere erniedrigt, anderen die Schuld zuschiebt und sie verantwortlich macht für das Geschehene, bedeutet das oft, sich selbst schützen zu wollen vor der eigenen Angst, Verletzbarkeit oder Inkompetenz. Wenn wir uns selbst erniedrigen und abwerten, kann das bedeuten, daß wir uns verteidigen wollen oder daß wir beabsichtigen, andere durch unsere Passivität, Indirektheit oder Unsicherheit zu kontrollieren. Und sehr oft ist es einfach eine Vermeidung unserer Selbstverantwortlichkeit.

In meiner Beratungs- und Trainingspraxis mit Führungskräften und mit Mitarbeitern aller hierarchischen Ebenen erfahre ich immer wieder, daß das aktive und passive schwere Kontrollstil-Verhalten mit zu den größten Beziehungs- und Effizienzkonflikten in der Arbeitswelt führt. Nichtverträglichkeiten von Persönlichkeiten und Gesprächsstilen führen zu menschenunwürdigen Mißachtungen und Herabsetzungen, Kündigungen und existentiellen Krisen — von Person und Organisation —, die durch humanistisch orientierte Interventionen gelindert oder vermieden werden können.

## 2.4 Aufbau von Selbstwertschätzung und Wertschätzung des Partners

Unsere Wertschätzung uns selbst und anderen gegenüber beeinflusst das, was wir in unserem Bewußtheitsrad erfahren und wie wir uns selbst und in Beziehung zu anderen sehen. So können wir in vielen Situationen jeweils neu entscheiden und entsprechend handeln, je nachdem, ob wir uns selbst und den Partner wertschätzen oder abwerten. Wertschätzungshaltungen als dynamische Prozesse und Orientierungen zum Selbst und zu anderen bilden in Kombination die *psychologische Lebensposition*, die sich wiederum verbal und nonverbal im entsprechenden Gesprächs- und Führungsstil äußert (Miller u. a. 1980).

Die besonderen *Verhaltensweisen der Wertschätzung sich selbst und dem Mitarbeiter gegenüber* zeigen sich vor allem in der Art, wie wir mit unserem eigenen Bewußtheitsrad und den daraus abgeleiteten Entscheidungen sowie auch mit denen unseres Partners umgehen.

(1) *Ich halte mich für wertvoll (Ich +):*

- wenn ich mit meinem eigenen Erleben in Kontakt trete und es mir bewußt mache;
- wenn ich die Bewußtheit über mich selbst annehme und auch meine unangenehmen Gedanken, Gefühle, Absichten und Handlungen als zu mir gehörig akzeptiere;
- wenn ich alle Teile meines Bewußtheitsgrades mitteile, soweit ich dies für angemessen halte;
- wenn ich die Verantwortung für meine eigenen Entscheidungen und Handlungen übernehme;
- wenn ich mir Hilfe hole, ohne mich dabei abzuwerten;
- wenn ich übernommene Aufgaben und Projekte auch zu Ende führe.

(2) *Ich halte mich nicht für wertvoll (Ich-):*

- wenn ich meine Bewußtheit außer acht lasse;
- wenn ich mein Erleben nicht voll akzeptiere;
- wenn ich mein Bewußtheitsrad nicht mitteile, obwohl ich es für angemessen halte;
- wenn ich für meine Entscheidungen und Handlungen keine Verantwortung übernehme;
- wenn ich alles selbst zu machen versuche, obwohl ich Unterstützung und Hilfe brauche.

(3) *Ich halte den anderen für wertvoll (Du +):*

- wenn ich aufmerksam auf seine Bewußtheitsäußerungen höre;
- wenn ich seine Gedanken, Gefühle und Absichten als die seinen respektiere, auch wenn ich selbst anderer Meinung bin oder sie als unangenehm empfinde;
- wenn ich ihn dazu einlade und ihn ermutige, seine Selbstbewußtheit auszudrücken, falls es angemessen ist;
- wenn ich ihm Raum lasse, die Verantwortlichkeit für seine Entscheidungen und Handlungen zu übernehmen;
- wenn ich ihm brauchbares Feedback gebe;
- wenn ich die Erledigung der Aufgaben und Projekte anerkenne und unterstütze.



(4) *Ich halte den anderen nicht für wertvoll (Du-):*

- wenn ich seine Bewußtheitsäußerungen ignoriere, zurückweise oder nicht als die seinen anerkenne;
- wenn ich die tatsächlichen Unterschiede zwischen mir und dem anderen verleugne oder darauf bestehe, daß er genau so ist wie ich;
- wenn ich ihm seine Entscheidungen und Handlungen vorwerfe;
- wenn ich mich davor drücke, ihm ein brauchbares Feedback zu geben;
- wenn ich ihn in seiner Arbeit und in seinem Erfolg behindere.

*Kombinationen: Werthaltungen sich selbst und dem Geschäftspartner gegenüber*

Es gibt vier kombinierte Wertschätzungshaltungen, die ich jeweils mir selbst und meinem Geschäftspartner gegenüber einnehmen kann. — In dieser vereinfachten Darstellung lasse ich zunächst die jeweilige Haltung des Anderen sich selbst und mir gegenüber außer acht.

(1) *Ich bin nicht wertvoll / Du bist nicht wertvoll (Ich- / Du-)*

Diese Kombination zeichnet sich aus durch Gefühle der Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung und Panik. Ich verhalte mich so als ob keiner von uns beiden für sich und seine Handlungen verantwortlich sein kann. Ich werte mich selbst und meinen Geschäftspartner durch leichte oder schwere, passive und aktive Kontrollstil-Botschaften (II) oder durch I/II- oder III/II- Stilmischungen ab. Z. B. „Keiner von uns kann hier etwas dazu beitragen. Wir können uns da nur heraushalten“.

(2) *Ich bin wertvoll / Du bist nicht wertvoll (Ich + / Du-):*

In dieser Kombination versuche ich die Situation zu bestimmen, ich will recht haben und gewinnen auf Kosten meines Geschäftspartners und meiner Beziehung zu ihm. Ich werte mich selbst auf und meinen Partner ab, verhalte mich über-sicher, d. h. über meine Kompetenz hinausgehend, und nehme mein Bewußtheitsrad wichtiger als das des anderen. Z. B. „Warum nur machen Sie immer wieder den gleichen Fehler? Reißen Sie sich doch endlich einmal zusammen!“ Diese Wertschätzungskombination wird häufig in einem aktiven schweren Kontrollstil (II) ausgedrückt, der im anderen leicht Widerspruch im selben Kontrollstil, also Streit, oder passive Unterwerfung hervorruft. Im Erkennen oder gar im Lösen der anstehenden Aufgaben werden beide Partner nicht sehr weit kommen.

(3) *Ich bin nicht wertvoll / Du bist wertvoll (Ich - / Du +)*:

Ich selbst werte mich in dieser psychologischen Grundeinstellung ab und meinen Partner auf. Ich versuche, dem anderen durch Unterwürfigkeit zu gefallen und ihn für wichtiger zu nehmen als mich selbst. Diese Haltung drücke ich dann häufig durch leichte oder schwere passive Kontrollstil-Botschaften (II) aus, d. h. unter-sicher und unter meiner eigentlichen Kompetenz. Z. B. „Ach, es tut mir so leid, aber diese Aufgabe ist mir schon wieder zu schwierig. Was soll ich nur machen? Könnten nicht Sie die Sache übernehmen?“ Die Paradoxie dieser Grundhaltung ist: Auch wenn ich meinen Gesprächspartner vordergründig aufwerte, indem ich ihm die Verantwortung zuschiebe, werte ich ihn letztlich ab durch meine manipulative Verletzung seiner Selbstverantwortlichkeit und Eigenständigkeit. Wenn ich aus einer Opfer-Position den anderen durch mein jammerndes oder hilfloses Verhalten immer wieder in eine Verfolger- oder Retter-Position bringe, dann führt dies letztlich zu Ausbeutungstransaktionen (Paula 1980).

Die drei bis hierher beschriebenen Kombinationen verhindern ein produktives und ehrliches Zusammenarbeiten,

- weil sie dem Durcharbeiten wichtiger Themen, Konflikte und Probleme im Wege stehen und
- weil sie nicht die respektvolle Anerkennung der eigenen Person und die des Geschäftspartners vermitteln, sondern eher ein Kontrollinstrument darstellen.

(4) *Ich bin wertvoll / Du bist wertvoll (Ich + / Du +)*:

In dieser Wertschätzungskombination nehme ich mich und den anderen bewußt wahr. Ich zeige mich realistisch, verantwortlich und halte uns beide für wichtig und ebenbürtig — trotz etwaiger Hierarchie-, Rollen- und Machtunterschiede. Wenn mein Partner aus der gleichen Absichtshaltung heraus handelt, können wir die anstehenden Aufgaben, Konflikte und auch Krisen direkt angehen und lösen.

Für schwierige Themen eignen sich abwechselnd die Gesprächs- und Verhandlungsstile III und IV, oder der Stil IV.

Z. B. *Chef*: „Ich freue mich, daß Sie in unsere Abteilung befördert worden sind. Gleichzeitig mache ich mir auch Sorgen, ob Sie von den Mitarbeitern die nötige Unterstützung bekommen werden, denn Ihr Vorgänger war hier sehr beliebt.“

*Mitarbeiter*: „Vielen Dank! Ich denke schon, daß wir gemeinsam mit den auftretenden Schwierigkeiten fertig werden.“

Positive Wertschätzungsbotschaften können dann schwer fallen,  
— wenn keine Übereinstimmung zwischen den beiden Partnern besteht,

— wenn sich einer verletzt, ängstlich oder ärgerlich fühlt.

Da der Gesprächs- und Beziehungsprozeß auch in der Arbeitswelt das sachliche Ergebnis beeinflußt und weil wir wechselseitig voneinander abhängig und aufeinander angewiesen sind, bekommt die Wertschätzungskombination Ich + / Du + einen zunehmenden Stellenwert.

Wenn ich davon ausgehe, den Mensch auch im Arbeitsprozeß als Ganzes und in seinem ökologischen und sozialen Umfeld zu sehen (*Besems* 1980), dann werden die Schwierigkeiten sowie die mit Beratung und Training verbundenen Verantwortlichkeiten besonders deutlich. „Dazu beizutragen, daß auch andere mehr Mensch sein können“, kann in der Welt der Wirtschaft und in anderen Organisationsstrukturen auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten, Hindernisse und Widerstände stoßen. Je mehr ich die Wertschätzungshaltung „Ich + / Du +“ zu einem Teil meines Lebensstils zu machen versuche und je deutlicher ich die Realitäten, Notwendigkeiten, Zwänge und Nöte der Beteiligten auf allen hierarchischen Ebenen kennen und verstehen lerne, umso klarer und bewußter werden mir die Möglichkeiten und Grenzen meines eigenen beruflichen Tuns.

Die Erhaltung der Identität von Menschen, Gruppen, ökologischen Gegebenheiten sowie ihre Entfaltung, Entwicklung und Verbesserung sind wichtig, weil es um ein sinnvolles Überleben geht (*Petzold* 1978; 1980).

Ich habe jedoch Bedenken gegen einen veränderungswütenden, oft realitätsblinden „Marsch durch die Institutionen“. Meine Vorgehensweise gründet sich deshalb zum einen auf einer praktisch-pragmatischen Umsetzung der positiven Wertschätzungsabsicht mit Hilfe der Personal- und Organisationsentwicklungsarbeit. Zum anderen bescheide ich mich zu einem „ich will tun, was ich tue; Schritt für Schritt, und Sekunde für Sekunde“ im Rahmen meiner Kompetenzen und aus der Haltung, „geschehen zu lassen, was im Werden ist“ (*Hane* 1981; *Ouchi* 1981).

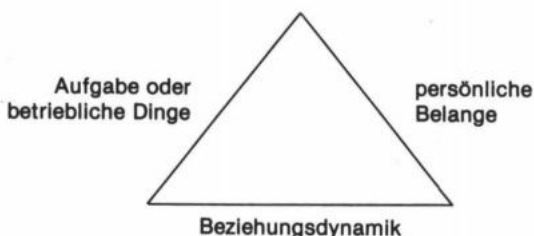
### 3. Strategien zur Lösung von aktuellen Aufgaben und Konflikten

Im folgenden beschreibe ich ein Vorgehen in 6 Schritten zur Lösung aktueller Aufgaben und Konflikte, welches die einzelnen Elemente dieser Ausarbeitung integriert und umsetzt. Einer Landkarte gleich dient es als Führer für alle möglichen persönlichen und zwischenmenschli-

chen privaten und betrieblichen Situationen. Im Unterschied zu häufig üblichen Rezepten und Handlungsweisen bleibt es hier den Betroffenen überlassen, auf authentische Weise einen Entscheidungsprozeß zu durchlaufen.

### *Schritt 1: Erkennen von Konfliktthemen*

Konflikte entstehen, wenn die eigenen oder die fremden Erwartungen nicht im Einklang stehen mit dem tatsächlichen Geschehen. Mit Hilfe des Bewußtheitsrades läßt sich dann das eigentliche Konfliktthema als einer oder mehrerer der drei folgenden Schwerpunkte erkennen (Hage 1980):



### *Schritt 2: Vereinbarungen treffen*

Eine wichtige Voraussetzung für das erfolgreiche Durcharbeiten eines Themas ist eine gegenseitige, informelle Verpflichtung, oder eine Art Vertrag aller Gesprächsteilnehmer. Hierzu gehört die klare Übereinstimmung,

- wessen und welches Thema bearbeitet wird,
- daß alle Beteiligten mitmachen wollen,
- wer daran beteiligt sein wird,
- wann und wie lange das Arbeitsgespräch dauern wird,
- wo es stattfinden wird,
- in welchem Stil und aus welcher Wertschätzungshaltung das Gespräch erfolgen wird.

### *Schritt 3: Verstehen des Themas*

Wichtig ist, mit Hilfe des Bewußtheitsrades das Thema vollständig zu verstehen, bevor es zur zukünftigen Handlungsentscheidung kommt. Vor der Aussprache ist es empfehlenswert, die Felder „vergangene und gegenwärtige Handlungen“, „Sinneswahrnehmungen“, „Gedanken“ und „Gefühle“ auf dem Bewußtheitsrad stichwortartig auszufüllen. Manchmal liegt bereits im Verstehen die Lösung des Konflikts.

#### Schritt 4: Absichten klären

Der Schwerpunkt liegt hier auf den *allgemeinen* Absichten, Wünschen, Bedürfnissen und Zielen — das Thema betreffend — und noch nicht auf den konkreten Handlungsabsichten. Die unterschiedlichen allgemeinen Absichten sind:

- Absichten für *mich*: was ich mir bezüglich dieses Themas wünsche;
- Absichten für *andere* Personen: was ich für die anderen (nicht von den anderen) wünsche;
- Absichten für *uns*: was ich für uns alle, die daran beteiligt sind, d. h. für unsere Beziehungen und unser gemeinsames Interesse wünsche.

#### Schritt 5: Lösungsalternativen entwickeln und Handlungsentscheidungen treffen

Zwei Fragen stehen an:

- Welche Lösungsalternativen sind möglich?
  - Für welche zukünftige(n) Handlung(en) entscheide ich mich?
- Wichtig sind in dieser Prozeßphase die Politik der kleinen Schritte und die Beachtung folgender Punkte:
- Welche Lösung ist für die meisten am annehmbarsten?
  - Welche Lösung ist am praktischsten und wird am besten funktionieren?
  - Welche Risiken stecken in jedem Lösungsvorschlag? (Was ist das Beste/das Schlimmste, das geschehen kann?)

Zur Handlungsentscheidung gehört auch die Verpflichtung:

- Was von wem bis wann zu erledigen ist?

Außerdem werden am Ende des Arbeitsgespräches Zeit und Ort für die Ergebnisüberprüfung festgelegt.

#### Schritt 6: Ergebnisüberprüfung

Im angemessenen Zeitabstand findet die vereinbarte Überprüfung der Ergebnisse statt. Mit Hilfe des Bewußtheitsrades analysieren die Teilnehmer den Erfolg oder Mißerfolg des Lösungsvorschlages und planen das weitere Vorgehen.

Durch eine möglichst vollständige und kongruente Bewußtmachung der Handlungen, Sinneswahrnehmungen, Interpretationen, Gefühle und Absichten, durch das Vorgehen in Schritten sowie durch ihre direkte, risikobereite und ebenbürtige Kommunikation können die Beteiligten

- negative Kurzschlußreaktionen verhindern,
- ihre blinden Flecke besser erkennen,
- authentisch, selbstverantwortlich und bewußt (mit) entscheiden und handeln,
- mit der Furcht vor seelischen Verletzungen und existenziellen Konsequenzen leichter fertig werden,
- und dabei die jeweilig anstehenden Konflikte, Probleme und Krisen realistisch meistern oder verhindern.

#### 4. Wachstum, Veränderung und Erneuerung einer Organisation

Ob Gewinn-orientiert oder nicht, jede Organisation versucht zu überleben. Besonders überlebensnotwendig werden Wachstum, Veränderung und Erneuerung einer Organisation (Novey 1976) dann, wenn fehlende Kreativität, zwischenmenschliche Reibungsverluste, Marktveränderungen und andere externe oder interne Einflußgrößen krisenhafte Entwicklungen auslösen. Situationsgerechte Veränderungsinterventionen (Hersey, Blanchard 1977) durch geschulte organisationsinterne oder -externe Berater und Trainer, sogenannte Change Agents (Staehele 1980), werden dadurch zunehmend bedeutsam.

Im folgenden will ich das unter 2.4 für Einzelpersonen entwickelte Konzept der *Lebenspositionen* auf die Organisation als einer lebenden Struktur, die aus menschlichen Lebewesen besteht, übertragen (Paula 1981). Organisationen sind soziale Gebilde, die mit der Außenwelt in Verbindung treten und ein oft individuell anmutendes Regel- und Wertesystem haben (Krausz 1980). Die existenzielle Lebensposition oder Wertschätzungshaltung einer Organisation verstehe ich als tief verwurzelte Überzeugungen und Verhaltensmuster, durch die Personen oder Unternehmensgebilde miteinander in Beziehung treten. Oft drücken sich auch in dieser Lebensposition die Grundeinstellung und das Führungsverhalten der Unternehmensspitze aus.

##### 4.1 Interne Grundhaltung einer Organisation

Ich will mich hier auf die wohl am häufigsten auftretende und auf die anzustrebende Grundhaltung beschränken.

a) *Organisation wertvoll/Mitglieder nicht wertvoll (+/-):*

Die Machtverteilung konzentriert sich bei dieser Kombination überwiegend auf das obere Management.

### Das Managementverhalten

- erlaubt nicht, daß Konflikte an die Oberfläche kommen, und verleugnet eher die Existenz von Problemen;
- ist nicht problemlösungsorientiert, sondern schiebt den anderen die Schuld zu;
- wertet negatives, kritisches Feedback ab;
- verwendet grundsätzlich oder überwiegend einen Kontrollprozeß;
- zeigt einen Mangel an Flexibilität und Kreativität.

### Zu den organisatorischen Besonderheiten zählen:

- die zwischenmenschlichen Beziehungen sind konkurrierend und desintegrierend;
- Kommunikation und Führungsstil sind rigide, formal und eher selbstherrlich und kontrollierend;
- Planung je nach Krise;
- Organisationsklima und Motivation sind abhängig, mittel bis schwach, mit wenig Anerkennung und Berücksichtigung der individuellen und der Team-Kompetenz.

### b) Organisation wertvoll/Mitglieder wertvoll (+/+):

Die Macht ist auch im stärkeren Maße auf das mittlere und untere Management verteilt.

### Das Managementverhalten

- benutzt Konflikte positiv und konstruktiv und erlaubt Konfrontation;
- ist problemlösungsorientiert;
- verwendet Planungs-, Kontroll- und Auswertungsprozesse und gründet Entscheidungen auf Informationsaustausch und Handlungsalternativen;
- ist beweglich, schöpferisch und offen für positives und negatives Feedback.

### Zu den organisatorischen Besonderheiten gehören:

- integrative zwischenmenschliche Beziehungen;
- eine frei fließende Kommunikation und ein ebenbürtiger, den Mitarbeiter einbeziehender Führungsstil;
- eine systematische Planung und eine kooperative Entscheidungsfindung, ohne Verwischung der Rollen- und Kompetenzverteilung;
- das Organisationsklima ist offen für Veränderung, die Motivation ist hoch, die Kompetenz einzelner und ganzer Teams wird respektiert.

## 4.2 Externe Grundhaltung einer Organisation (z. B. gegenüber Kunden und Lieferanten)

Auch hier zeigen die beiden ausgewählten Wertschätzungskombinationen jeweils Risiken und Chancen auf. So wird bei der Grundhaltung „Organisation wertvoll/Kunden und Lieferanten nicht wertvoll (+/-)“ das Unternehmen versuchen, die Zusammenarbeit einseitig zum eigenen Vorteil zu nutzen, seine Kunden und Lieferanten letztlich auszubeuten. Dies wird im Endeffekt zu Störungen in den Geschäftsbeziehungen und zum Verlust des Geschäftspartners führen. Bei der Grundhaltung „Organisation wertvoll/Kunden und Lieferanten wertvoll (+/+“ wird sich das Unternehmen problemlösungsorientiert verhalten, sich selbst und die Geschäftspartner wichtig nehmen und letztlich andauernde, belastungsfähige und wechselseitig zufriedenstellende Geschäftsbeziehungen entwickeln können.

## 4.3 Veränderungsinterventionen und -strategien

Die vom OE- (Organisationsentwicklungs-) und PE- (Personalentwicklungs-) Berater zu leistenden *Veränderungsinterventionen* (Sievers 1977) werden abhängig sein von den vorgefundenen internen und externen Grundhaltungskombinationen. Am Beispiel der internen (+/-) und externen (+/-) Grundhaltung einer Organisation (Krausz 1980) werden seine Vorschläge für geeignete Interventionen und Strategien folgende Schwerpunkte beinhalten:

- Entwicklung der Kurz-, Mittel- und Langfristplanung,
- Training in Entscheidungsfindung und Kooperation auf allen hierarchischen Ebenen,
- Stimulation der kreativen Potentiale,
- Verbesserung der Kommunikationsprozesse sowie der individuellen und der Team-Motivation (Mc Master/Grinder 1980).

Eine Voraussetzung für eine erfolgreiche OE- und PE-Arbeit sehe ich in der Kompetenz und in der positiven Grundhaltung des Beraters und Trainers (Stiefel 1975, Sahm 1977). Eine weitere Vorbedingung ist ein mit dem Top-Management der Organisation ausgehandelter Veränderungsvertrag, in dem das angestrebte Grundhaltungsziel und realistische Beratungsziele vereinbart sind. Die Gefahr wäre sonst zu groß, daß so ein Veränderungsvorhaben, das die menschliche Würde und Integrität (Cohn 1980) auch im Wirtschaftsleben achten will, schon bei den ersten Schwierigkeiten und Widerständen als Utopie humanistischer Träume verworfen wird.



## Literatur

- Berne, E., *The Structure and Dynamics of Organizations and Groups*, Ballantine, New York 1973.
- Besems, Th., *Gesellschaft und Arbeit als Schwerpunkt der Therapie — Konsequenzen und psychotherapeutische Strategien*, *Integrative Therapie*, 1 (1980).
- Cohn R. C., *An was denke ich, wenn ich „Humanistische Psychologie“ sage?*, *Zeitschrift für Humanistische Psychologie*, 4/1980.
- Hage, U., *Auf dem Weg zur Organisationsentwicklung*, *Management-Zeitschrift io*, 1 (1980).
- Hane, K., *Grenzenlose Harmonie: Ist das menschlich?*, *Psychologie Heute*, Nr. 1 (1982).
- Herman, S. M., Korenich, M., *Authentic Management: A Gestalt Orientation to Organizations and Their Development*, Addison-Wesley, Reading 1977.
- Hersey, P., Blanchard, K. H., *Management of Organizational Behavior: Utilizing Human Resources*, Prentice-Hall, Engelwood Cliffs 1977.
- Krausz, R., *TA and Management Effectiveness*, *Transactional Analysis Journal*, Vol. 10, 1 (1980).
- McMaster, M., Grinder, J., *Precision, A New Approach To Communication, Precision Models*, Beverly Hills 1980.
- Miller, S., u. a., *Working Together, Improving Communication On The Job, Interpersonal Communication Programs*, Minneapolis 1980.
- Novy, T. B., *TA for Management*, Jalmar Press, Sacramento 1976.
- Ouchi, W., *Theory Z, How American Business Can Meet The Japanese Challenge*, Addison-Wesley, Reading 1981.
- Paula, M. (Hrsg.), *Fanita English — Transaktionsanalyse*, ISKO - Press, Hamburg 1980.
- Paula, M., *Miteinander arbeiten — authentisch führen*, *Training Magazin*, 2/1981.
- Petzold, H., *Das Korrespondenzmodell in der Integrativen Agogik*, *Integrative Therapie*, 1 (1978).
- Petzold, H., Heintz, H., *Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention in der Behandlung von Störungen aus der Arbeitswelt*, *Integrative Therapie*, 1 (1980).
- Sahm, A., *Humanisierung im Führungsstil*, *Schriften zur Personalwirtschaft*, Kommentator, 1977.
- Sievers, B. (Hrsg.), *Organisationsentwicklung als Problem*, Klett, Stuttgart 1977.
- Staehele, W. H., *Management, Eine verhaltenswissenschaftliche Einführung*, Vahlen, München 1980.
- Stiefel, R. Th., *Humanistische Management-Schulung — Ansätze zu einer management-andragogischen Neuorientierung im Unternehmen*, RKW, Frankfurt 1975.

# Der kleine Verrat, die tägliche schmutzige Rettung Zum Verhältnis von Therapie, Therapieerfolg und Arbeit

*Hans Walter Kehe, Hannover*

„... lern unerkannt gehn, lern mehr als ich:  
das viertel wechseln, den paß, das gesicht.  
versteh dich auf den kleinen verrat,  
die tägliche schmutzige rettung ...“  
(aus: *Hans Magnus Enzensberger*: „ins lese-  
buch für die oberstufe“)

In seinem Gedicht „ins lesebuch der oberstufe“ rät *Enzensberger* der jungen Generation zur Wachsamkeit, Genauigkeit, Nüchternheit, Sachlichkeit und Geduld in allen Lebenslagen, zur alltäglichen List, um den Anforderungen der industriellen Gesellschaft und ihren scheinbar anonymen, undurchschaubaren Machtstrukturen wirksam zu begegnen. Die Nachgeborenen sollen sich hüten vor blechernem Pathos, sich vorsehen vor der papiernen, idealistischen Pose des blanken Protestes; sie sollen sich vielmehr listig den gegebenen Strukturen scheinbar anpassen, um beharrlich mit langem Atem ein Stück der eigenen Träume und Wünsche zu verwirklichen. Der totalen Verweigerung gegenüber entfremdeten Verhältnissen wird der „kleine Verrat“, auch an den eigenen Idealen von Arbeit und Leben, die „tägliche schmutzige Rettung“ der eigenen Lebensexistenz an der Stechuhr, der Ladenkasse, am Lenkrad oder im Akkord, am Schraubstock, im Lager oder in den Schulbänken und Hörsälen suggestiv gegenübergestellt.

Einer derartigen Lebensstrategie fühlen wir uns in der therapeutischen Arbeit mit Ex-Usern im Rahmen der Therapiekette Niedersachsen verpflichtet; und die katamnestiche Erhebung unserer Klientel für den Zeitraum 1973 — 1980 bestätigt uns hinsichtlich der Aspekte Weiterbildung und Arbeit darin, daß die von uns betreuten erfolgreichen Ex-User die historische Lektion der rezessiven 70iger Jahre begriffen haben (*Ludewig/Vormann* 1981).

## Dimensionen der Arbeit im gestalttherapeutischen Konzept der Four-Steps Wohngemeinschaften

Entgegen den komplexen Dienstleistungsbetrieben der professionellen Psychiatrie in den Landeskrankenhäusern und Kliniken basiert das

Leben innerhalb der Therapeutischen Gemeinschaft auf dem Prinzip der Selbstorganisation (vgl. auch: *Vormann/Heckmann* 1980). Alle notwendigen Hausarbeiten werden in bestimmte Arbeitsbereiche aufgeteilt und von den einzelnen Gruppenmitgliedern erledigt. Einkauf und Küchendienst, die Zubereitung der täglichen Mahlzeiten, Abwasch und Reinigung der Schmutzwäsche, Flecken und Nähen, Renovierungs- und Bauarbeiten zählen zu den Tätigkeiten, die die Bewohner der Therapeutischen Gemeinschaft in Eigenregie ausführen. Gartenbau und bescheidene Ansätze der Viehzucht im Rahmen der Selbstversorgung bereichern den Ernährungsplan der Gruppe bzw. reduzieren die Kosten des Einkaufs an Nahrungsmitteln.

Diese im Rahmen der Selbstorganisation anfallenden Arbeiten erfüllen zweierlei ökonomische Funktionen:

1) einerseits kultivieren sie bei den Klienten eine Vielzahl an Fertigkeiten und Tugenden der Lebensführung, die während ihrer langwierigen Drogenkarriere entweder verkümmerten oder in ihrer Sozialisation überhaupt nicht erlernt wurden;

2) andererseits senken die in Eigenregie der Gruppe ausgeführten Dienstleistungen innerhalb der Haushaltsführung der Therapeutischen Gemeinschaft, die produktiven Leistungen im Gartenbau und in der Viehhaltung nebst ihren Erträgen an Naturalien die staatlich subventionierten Pflegekosten pro Klient in entschiedenem Maße.

Das Konzept der Selbstorganisation fördert die Eigenverantwortung, die Selbständigkeit und personale Autonomie im therapeutischen Prozeß der TWG (Therapeutische Wohngemeinschaft). Es führt zu einem planvollen und sorgsamem Umgang mit Konsumgütern und dem Wirtschaftseigentum der TWG'n, zu Verantwortung gegenüber den Mitbewohnern und Mitgliedern des Teams.

Seit den Jahren 1976/1977 ist in einem Großteil der TWG'n der Therapiekette Niedersachsen eine Ausweitung des Therapeutischen Settings durch die Einrichtung von Holzwerkstätten bzw. einer Handweberei zu verzeichnen. In den TWG'n Völksen, Hohenrode/Barrigsen und Kayhauserfeld entstanden in Zusammenarbeit mit den Klienten Produktionsprogramme, in denen Bettkästen, Regale, Tische und Stühle vorwiegend zur Ausgestaltung und Einrichtung der TWG'n und Nachbetreuungshäuser hergestellt wurden. Vereinzelt erledigten diese Werkstätten Fremdaufträge aus der Nachbarschaft unserer Häuser oder Sonderanfertigungen für Mitarbeiter und deren weitläufigen Freundeskreis. Die TWG Steyerberg konzentrierte sich im Rahmen ihres arbeitstherapeutischen Programms auf die kunstgewerblich orientierte Produktion von Handwebteppichen, die unter Mitarbeitern und

in der alternativen Szene durch persönlichen Einsatz von Mitarbeitern und Klienten abgesetzt wurden.

Das Einüben in kognitive Fertigkeiten wie Fachrechnen, das Lesen und Anfertigen technischer Zeichnungen, konkrete Fertigkeiten der Materialverarbeitung: Hobeln, Leimen, Verzapfen, Lackieren, Zuschneiden, Sägen, die Bedienung von Hobelbank oder Kreissäge, konkrete Erfahrungen mit der Beschaffenheit des Materials Holz, das Erleben von handwerklich gewerblicher Arbeit als prozessuellem Ablauf, als kollektivem, kooperativ strukturiertem Prozeß sind nur einige der wesentlichen Lernziele dieser arbeitstherapeutisch orientierten Werkstätten. Für einen Großteil der Klienten, vor allen Dingen den weiblichen, bedeutete die Absolvierung eines handwerklich gewerblich strukturierten Programms überhaupt die erste Erfahrung mit den konkreten sachlichen Erfordernissen und den Werten und Normen eines handwerklichen Produktionszweiges. Der Neuerwerb konkreter Fertigkeiten im Rahmen der Holzverarbeitung und das Experiment mit Einstellungs- und Verhaltensveränderung (der Abbau rollenspezifischer Scheu vor der angeblich männlichen Domäne des Tischlerns und Schreinerns, Genauigkeit, Konzentration, Geschicklichkeit, Frustrationstoleranz gegenüber Schmutz und schmerzhafter Belastung, Pünktlichkeit und Beachtung der Unfallverhütungsvorschriften) standen bei dieser relativ berufsunerfahrenen Klientengruppe im Vordergrund des Lernprozesses. Klienten mit beruflicher Erfahrung im Bereich von Industrie und Handwerk dagegen überprüften stärker ihre Leistungsfähigkeit, ihr Durchhaltevermögen und ihre Belastbarkeit (vgl. auch: *Kochanowski* 1980).

Die Werkstätten der o. g. TWG'n gelangten seit ihrer Existenz nicht in Ansätzen zu einer Produktion von Möbeln oder Webteppichen, die der Produktion des professionellen Gewerbes in den Aspekten von Produktivität, Rentabilität und konkurrenzfähigem Preis gewachsen gewesen wäre. Allein die Kapitalschwäche des privaten Trägers der TWG'n und die an den offiziellen Krankenstatus des Klienten gebundene Finanzierung der Einzeltherapie gemäß den Pflegesätzen der Landesversicherungsanstalten oder der Landessozialämter verhinderte (sich wechselseitig bedingend) marktgerechte Investitionen oder gar reelle Entlohnungen der produzierenden Klienten. Insofern gerieten wir niemals in die Verlegenheit der alternativen Gegenwirtschaft, in einem unternehmerischen Drahtseilakt bei chronischem Kapitalmangel mit antiquierten Maschinen und Werkzeugen bei Selbstaussbeutung aller Mitarbeiter gegen das etablierte Handwerk um Marktnischen zu ringen.

In der Förderung spezifischer Arbeitstugenden und in der Erweiterung des Wissens, der Kenntnisse und handwerklichen Fertigkeiten stärkten unsere arbeitstherapeutischen Programme das Selbstvertrauen und die Kompetenz vieler Klienten. Sie warben in wirksamer Weise für Ausbildungs- und Umschulungsperspektiven im Fertigungs-, Reparatur- und Wartungsbereich von Industrie und Handwerk und gewährleisten einen ersten Schritt realistisch-nüchterner beruflicher Orientierung und Selbsteinschätzung. Die arbeitstherapeutischen Programme ergänzten unser therapeutisches Setting um einen Lern- und Erfahrungsbereich, der die Ex-User mit existentiell bedeutungsvollen Anforderungen, Werten und Normen, denjenigen einer quasi adäquat simulierten Arbeitswelt konfrontierte.

## Die berufliche und schulische Sozialisation von Ex-Usern nach erfolgreichem Abschluß der Four-Steps-Therapie

Ende 1981 legten *Ludwig/Vormann* nach Zusammenarbeit mit langjährigen Mitarbeitern und ehemaligen Klienten der Therapieketten eine für den Bereich der Drogentherapie in Deutschland einmalige katamnestiche Untersuchung vor. Die Katamnese untersuchte die soziale Integration und die Drogenstabilität aller Klienten, die im Zeitraum von 1973 bis zum 31. Dezember 1980 das Four-Steps Modell der Phase I Wohngemeinschaften (= Behandlungsphase) erfolgreich in die Reintegrationsphase (= Phase II = Nachbetreuungsphase) verlassen hatten. Aus organisatorischen und finanziellen Gründen beschränkte sich diese einmalige Katamnese auf die Klienten, die ihre Therapie in den Therapeutischen Wohngemeinschaften des hannoverschen Trägers (Verein Hilfe für Drogengefährdete bzw. STEP GmbH, Gesellschaft für Therapie und Pädagogik), also in den Wohngemeinschaften Bennigsen/Völksen, Hänigsen/Bannensiek, Rábke/Steyerberg und Take it Haus Hohenrode/Barrigsen absolvierten.

70 % = 102 dieser erfolgreichen Absolventen der Four-Steps-Therapie leben nach Abschluß der Therapie drogenstabil und in sozial integrierten Verhältnissen, 30 % = 35 Absolventen sind erneut abhängig geworden, versuchten erneute Therapien, verstarben oder befanden sich zum Zeitpunkt der katamnestiche Erhebung in Haft. — Für den weiteren Verlauf dieses vorliegenden Aufsatzes habe ich mir die Mühe gemacht, die katamnestiche Untersuchung unserer Klientel nachträglich auf die Aspekte Arbeit, Berufswahl, Studium und Weiterbildung zu untersuchen. Den weiteren Verlauf der beruflichen bzw. schulischen Sozialisation unserer Klienten, denen wir eine „langjährige Odyssee durch zunehmend dem ökonomischen Kalkül gehorchende Auslese in

Schule und Betrieb“ (Kehe 1978, 1980) prophezeiten, quantitativ festzustellen, ihn analog den Trends in Ausbildung und Arbeitsmarktpolitik zu kommentieren und durch einzelne Lebensschicksale und individuelle Standpunkte unserer bisher erfolgreichen Klienten zu konkretisieren, erschien mir als ein sinnvoller Weg, das Verhältnis der Ex-User zur identitätsstiftenden Arbeit zu klären.

Zum 31. Dezember 1980 befanden sich X Absolventen der Four-Steps-Therapie der hannoverschen Einrichtungen der Therapiekette in:

a) *Festes Arbeitsverhältnis (Lohnarbeit) in Gewerbebetrieben von Industrie, Handwerk, Transport und Verkehr als:*

Elektriker	2
Kfz-Mechaniker	1
Heizungs- u. Lüftungsbauer/Monteur	2
Tischler/Restaurateur	2
Forstarbeiter	1
Maurer	1
Keramikgießer	1
Expedient	1
Fahrer/Verkaufsfahrer	3
	<hr/> 14

b) *Festes Arbeitsverhältnis (Angestellte) in Industrie, Handel, Dienstleistungsbetrieben und Öffentlichen Dienst*

Bürokaufmann	2
Reiseverkehrskaufmann	1
Verwaltungsangestellter	1
Phonotypistin	1
Verkäufer	1
Diplombibliothekar	1
Referendar f. Lehramt Berufsschule	1
Arzt	1
Erziehungshelfer	2
Sozialarbeiter	1
Sozialarbeiter im Anerkennungsjahr	4
Erzieher im Anerkennungsjahr	1
	<hr/> 17

c) *Gelegenheitsarbeit, bzw. Tätigkeiten auf dem Zweiten Arbeitsmarkt (Schwarzarbeit)*

<i>diverse Gelegenheitsarbeiten ohne Angabe einer weiteren Perspektive</i>	7
<i>Gelegenheitsarbeit, um die Wartezeit bis zu Beginn von Umschulung bzw. Schule zu überbrücken</i>	4
<i>Gelegenheitsarbeit bis zur Aufnahme eines Lehrverhältnisses (Siebdrucker/Heilpädagoge)</i>	2
<i>Gelegenheitsarbeit nach Nicht-Übernahme ins Arbeitsverhältnis zum Abschluß der Lehre als Goldschmied</i>	1
	<hr/> 14

d) *Lehre und Umschulung in Industrie und Handwerk bzw. gemäß Maßnahmen der Arbeitsverwaltung*

*Lehre:*

Zimmermann	2
Tischler	2
Bauschlosser	1
KFZ-Mechaniker	1
Segelmacher	1
Raumausstatter / Dekorateur	2
	<hr/> 9

*Umschulung:*

Tischler	3
Raumausstatter	1
Feinmechaniker	1
Werbetechniker	1
Floristin	1
	<hr/> 7
	<hr/> 16

e) *Zweiter Bildungsweg*

Realschule (Therapieschule)	9
Realschule (Handelsschule)	1
Sekundarstufe II / Abitur (IGS)	3
Sekundarstufe II / Abitur (Kolleg)	1
	<hr/> 14

f) *Studium an Fachschulen, Fachhochschulen und Universitäten*

Sozialarbeit	4
Heilpraktiker (Privatschule)	1
Kulturpädagogik	1
Pädagogik (Lehramt)	1
Psychologie	2
Schauspiel	1
Politikwissenschaft	1
Tiermedizin	1
Bauingenieurwesen	1
Physik	1
Betriebswirtschaft	1
Aspiranten auf Studienplatz (Medizin)	2
	<hr/> 17

g) *Sonstige:*

Gaststättenpächter	2
Halbprofessionelle Musikanten	2
Hausfrau und Mutter	1
Haftaufenthalt wegen versuchten Totschlags	1
Aussteiger (Landkommune in Südfrankreich)	1
Arbeitsloser	1
Kurzfristig zum Zeitpunkt der Erhebung in Phase II entlassen	2
	<hr/> 10

N = 102

Ein Großteil der in Lohnarbeit stehenden Ex-User der Kategorie (a) kehrten in ihre bereits erlernten Berufe zurück, blieben ihrer handwerklichen Orientierung treu oder nutzten den vorhandenen Führerschein, um als Fahrer die Grundlagen der materiellen Existenz zu sichern. Ihr derzeitiges Lohnverhältnis, ihre derzeitige berufliche Tätigkeit ist nicht endgültig auf den Zeitpunkt ihrer Verrentung festgeschrieben. Einerseits verhindert die derzeit instabile Wirtschaftslage langfristig abgesicherte Arbeitsverhältnisse, andererseits sind die Wünsche und Hoffnungen unserer Ex-Klienten, sich beruflich entscheidend zu verändern, nicht abgestorben. *Reiner F.* hat nach jahrelangem Junggesellendasein eine liebevolle Gefährtin gefunden, die ihm Kraft und Mut gibt, seine Meisterausbildung an einer privaten Fachschule zu betreiben und fürs erste dem Dasein als Betriebselektriker zu entkommen. *Rufus K.* begreift seine Tätigkeit als Expedient einer Holzgroßhandlung allenfalls als Intermezzo. Entweder akzeptiert er eine lukrative, vom Arbeitgeber finanzierte überbetriebliche Weiterbildung oder schlägt sich am Abendgymnasium zum Abitur durch, um nach beendetem Studium vielleicht das akademische Proletariat zu ergänzen. Vielleicht ist es *Ulli S.* in Zukunft einmal leid, seinen Euro-Truck unter Akkordbedingungen über europäische Landstraßen zu wuchten; vielleicht macht er eines Tages seine ursprüngliche Perspektive nach Erwerb des Hauptschulabschlusses wahr: physikalisch-technischer Assistent zu werden.

Auffällig bei den Ex-Usern der Kategorie (b) (Angestellte) ist die Dominanz der in qualifizierten pädagogischen Berufen tätigen Ex-Klienten. Sie widerspiegelt einmal mehr das ernsthafte Streben unserer Klienten, eine die menschliche Persönlichkeit intellektuell und auch emotional fordernde, überschaubare, nicht anonyme, vertrauensvolle Tätigkeit auszuführen, die eindeutig in direktem menschlichem Kontakt befriedigende Erfolge zeitigt. Berufe im Erziehungswesen, der Sozialarbeit und im Gesundheitswesen erscheinen ihnen als besonders geeignet, die eigene Lebenserfahrung, die eigene Sympathie und Freundlichkeit vor allen Dingen für die Außenseiter der Gesellschaft in tatkräftiger Hilfe umzusetzen. Vor allen Dingen Klienten der ersten und zweiten Generation ist die Realisierung dieses beruflichen Strebens gelungen: *Manfred T.* ist nach Abschluß seines Sozialarbeiter-Studiums zu einer wesentlichen Stütze unserer Nachbetreuung geworden, und ohne *Gisbert R.*, seines Zeichens Bürokaufmann, wäre die Kontaktaufnahme hilfeschender Abhängiger zum Aufnahmeausschuß der Therapiekette Niedersachsens weitaus weniger fach- und sachgerecht betreut. *Günter L.* schlägt sich wacker im Berufsschulreferendariat, verzweifelt aber auch hier bisweilen am barschen Ton der männlichen Konkur-



renz, die, frisch von der Bundeswehrhochschule entlassen, dem jugendlichen Proletariat in den Berufsschulklassen und im freiwilligen Berufsgrundschuljahr Zucht und Ordnung beibiegt. Wer weiß, ob er sich nach erfolgreicher Beendigung seiner zweiten Ausbildungsphase eine Tätigkeit im Bereich der Sozialarbeit sucht und auf den Status und die Sicherheit des Berufsbeamtentums verzichtet?

Ein Blick auf die Kategorien (c) und (d) (Gelegenheitsarbeiter bzw. Lehre/Umschulung) verweist auf den zunehmenden Wunsch unserer Klienten, qualifizierte handwerkliche/kunstgewerbliche Tätigkeiten bzw. Facharbeiterberufe auszuüben. Die bedrohlich anwachsende Arbeitslosigkeit von Akademikern, der teilweise zu beobachtende Studienverzicht von Abiturienten und deren Hang, Realschüler und Hauptschüler aus günstigen Positionen am Lehrstellenmarkt zu verdrängen, der verschärfte Leistungsdruck im Sekundarschulwesen und auf dem Zweiten Bildungsweg und der kulturpessimistische Trend zum Aussteigertum und zur ökonomischen „Autarkie“ in Landwirtschaft/Gartenbau und Handwerk (vgl. auch: *Frackmann et al. 1981*) trug zu dieser Entwicklung in der Berufswahl unserer Klienten bei. Sie hoffen, in den von ihnen gewählten Lehr- bzw. Umschulberufen ein Höchstmaß an eigener Kreativität in Tätigkeiten, die den Kunstcharakter menschlicher Handarbeit bisher noch bewahrt haben, zu realisieren. Der Großteil von ihnen bevorzugt kleine, überschaubare Ausbildungsbetriebe, in denen noch ein persönliches, vertrauensvolles Verhältnis zu den Ausbildern und weniger Leistungsdruck vorherrscht. Die meisten von ihnen werden jedoch in ihren Hoffnungen in bezug auf Zufriedenheit mit dem Lehr- bzw. Umschulungsplatz schlichtweg enttäuscht. Nicht von ungefähr liebäugeln sie damit, nach der Ausbildung den „idealen“ Betrieb zu finden oder in alternativen Projekten der Gegenwirtschaft auf dem Lande oder in intakten, atmosphärisch anheimelnden Stadtteilen der Großstädte unterzukommen. — Die weitere berufliche Perspektive dieser jungen Menschen ist mit Sorge zu betrachten, weil

- 1.) die technologische Rationalisierung in Industrie und Dienstleistung klassische Facharbeiterberufe und qualifizierte Angestelltenberufe dequalifiziert und durch einfache Anlern Tätigkeiten ersetzt bzw. menschliche Arbeitskraft absolut freisetzt;
- 2.) das Handwerk überdurchschnittlich die Kapazitäten an Lehrstellen überzieht und einen beträchtlichen Teil der Lehrlinge nach Lehrabschluss nicht als Gesellen übernimmt;
- 3.) eine hohe Massenarbeitslosigkeit aufgrund hoher Geburtenjahrgänge, gering qualifizierter ausländischer Jugendlicher und wirtschaftlicher Rezession bzw. Konzentration durch wachsende Konkurse für die

80er Jahre für die Bundesrepublik prognostiziert werden (Frackmann et al. 1981).

Ein Großteil der letzten Generation an Ex-Usern der Kategorie (e) (Zweiter Bildungsweg) bemüht sich um den nachträglichen Erwerb des Hauptschul- bzw. Realschulabschlusses im Rahmen der seit 1975 existierenden Therapieschule (vgl. auch: Abel et al. 1979), die Bestandteil der Therapiekette Niedersachsen ist und als teilstationäre Einrichtung vom Landessozialamt Niedersachsen finanziert wird. Viele Klienten versuchen durch den Erwerb von Hauptschulabschluß bzw. Mittlere Reife zunächst, im Bereich der Allgemeinbildung günstigere Chancen im Wettbewerb auf dem Lehrstellenmarkt zu erzielen. Darüber hinaus schiebt der Besuch einer Schule die schmerzliche, irritierende und beängstigende berufliche Entscheidung 1 bis 2 Jahre hinaus. Vor allem diejenigen Klienten, die bereits einen unbefriedigenden Lehrberuf erlernt oder abgebrochen haben, wissen die Chance zum Erwerb allgemeinbildender Abschlüsse zu schätzen. So *Holger K.*, für den es kein Zurück an den Arbeitsplatz in der Stahlindustrie gibt, der ihn seelisch und körperlich zerbrach; so *Monika E.*, für die eine Rückkehr in den abgebrochenen Lehrberuf der Floristin völlig indiskutabel erscheint. So für *Heike R.*, die der deprimierenden Berufsperspektive einer Ladenhilfe durch eine Ausbildung zur Hebamme oder gar zur Beschäftigungstherapeutin entkommen will. Für diesen Ausweg ist jedoch der Abschluß der Mittleren Reife notwendig. — Ungefähr 1/3 unserer Klienten streben nach Erwerb des Mittleren Abschlusses (Sekundarstufe I) den Abschluß der Sekundarstufe II (Abitur) an. In der Regel absolvieren sie diese schulische Ausbildung an der Sekundarstufe II der Integrierten Gesamtschulen, vereinzelt am Hannover Kolleg. Bisher erfolgte im Anschluß an ein erfolgreiches Abitur der Beginn eines Studiums. Zu einem Studienverzicht war meines Wissens bisher kein erfolgreicher Abiturient aus dem Lager unserer Ex-User bereit.

Die Ex-User der Kategorie (f) (Studium) bevorzugen vorwiegend humanwissenschaftliche und gesellschaftswissenschaftliche Studienrichtungen. Ob es ihnen gelingt, ihren Studienabschluß entsprechend mit einer Planstelle im Öffentlichen Dienst zu krönen, erfüllt uns mit Skepsis. Aber warum sollten sie nicht ähnliches Glück und ähnlichen Erfolg wie der seinerzeit von vielen altklugen, skeptischen Sozialarbeitern belächelte Schauspielaspirant *Harald S.* haben? Im Frühjahr 1982 steht er bereits auf dem Besetzungsplan der Niedersächsischen Landesbühne.

Der Arbeitsmarkt in der Bundesrepublik Deutschland ist permanent in Bewegung. Es gibt keine lebenslänglich währende Sicherheit auf die Ausübung des erlernten Berufes, keine Grundrechte auf den Besitz des festen Arbeitsplatzes, und auch die bildungs- und ausbildungspoliti-

schen Gewißheiten und Hoffnungen der späten 60er und frühen 70er Jahre auf gesellschaftliche Chancengleichheit in Schule und Ausbildung, auf schulische und berufliche Emanzipation der Frau drohen seit dem Ölschock und der Geldknappheit der Öffentlichen Hand zu zerplatzen. Rationalisierung, Dequalifikation qualifizierter Facharbeiterberufe, hohe Sockelarbeitslosigkeit, die deprimierende Jugendarbeitslosigkeit deutscher und ausländischer Jugendlicher, sozialer Abstieg von Hochschulabsolventen sind bedrohliche Tendenzen, die die derzeitige Situation auf dem Arbeitsmarkt, in den Lehrbetrieben und Hochschulen, den Schulen und Kinderstuben in beängstigender Weise bestimmen. In dieser Szenerie hat sich das verschwindend kleine Häuflein erfolgreicher Ex-User bisher in beachtlicher Weise bewährt, ist persönlich gereift, hat die Lektionen der Therapie begriffen, die Chance der Nachreifung genutzt, ist stabil gegenüber der tödlichen Verlockung des Rausches geblieben und setzt sich weiterhin das Zukunftsziel, in unwirtschaftlichen gesellschaftlichen Verhältnissen zu überleben. — Ein Lump, wer sich angesichts dessen über die Gaststättenpächter und musikalischen Halbprofis in Kategorie (g) unserer Ex-User (sonstige Tätigkeiten) mokiert.

### Literatur

- Abel, R., Boos-Ziegling, C., Kehe, H. W., Lichte, T., Schulprojekt der Therapiekette Niedersachsen, in: *Blätter der Wohlfahrtspflege* 11, 1979, S. 279-282.
- Frackmann, M., Kuhls, H., Lühn, K. D., Null Bock oder Mut zur Zukunft? Jugendliche in der Bundesrepublik, Hamburg 1981.
- Heckmann, W., Vormann, G., Zur Geschichte der Therapeutischen Wohngemeinschaften in Deutschland, in: *Petzold, H., Vormann, G., Therapeutische Wohngemeinschaften. Erfahrungen, Modelle, Supervision*, Pfeiffer, München 1980.
- Kehe, H. W., Jugendarbeitslosigkeit — Grenzen der Drogentherapie, Teil 1 + 2, in: *Informationen aus der Therapiekette Niedersachsen, 1977/1978* (jeweils Heft 1 des entsprechenden Jahrgangs).
- , Zur Wiedereingliederungsproblematik Drogenabhängiger — Erfahrungen aus der Therapiekette Niedersachsen, in: *Petzold, H., Vormann, G., Therapeutische Wohngemeinschaften. Erfahrungen, Modelle, Supervision*, Pfeiffer, München 1980.
- Kochanowski, J., Arbeit als Therapie, in: *Informationen aus der Therapiekette Niedersachsen*, Heft 2, 1980.
- Ludewig, G., Vormann, G., Katamnestiche Untersuchung für die Therapeutischen Gemeinschaften DER STEP — Gem. Gesellschaft für Sozialtherapie und Pädagogik mBH für den Zeitraum 1973 — 1980, in: *Informationen aus der Therapiekette Niedersachsen*, Heft 1, 1981.
- Petzold, H. G., Methoden in der Behandlung Drogenabhängiger, Vierstufentherapie, Kassel 1972.

# Psychotherapeutische und soziotherapeutische Interventionen in der Arbeit mit erwachsenen Arbeitslosen

*Michael Rinast, Bad Segeberg*

Die folgenden Ausführungen über Möglichkeiten sozio- und psychotherapeutischer Interventionen in der Arbeit mit langfristig Arbeitslosen sind Entwürfe. Sie gehen zurück auf meine Tätigkeit als Seminartrainer, die vordergründig nicht als eine therapeutische oder individuell-beratende gedacht war. Aber Gestalttherapeuten bleiben Gestalttherapeuten, auch wenn sie als „Referenten“ vor einer Gruppe stehen. In einigen Einzelfällen haben mein Kollege Gerd Neubauer und ich gestalttherapeutisch beeinflusste Interventionen eingesetzt. Die Art unseres Umgangs mit den Gruppen und den einzelnen Seminarteilnehmern, unsere Reaktionen im „informellen Kontakt“ und gezielte Einzelfallhilfen standen im Kontext unserer gestalttherapeutischen Orientierung.

## Klientel und Setting

Je länger ein Arbeitnehmer ohne feste Beschäftigung ist, desto geringer wird seine Chance, wieder vermittelt zu werden. Neben dem Zurverfügung-Stellen direkter Wiedereingliederungshilfen wie Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen o. ä., bietet die Arbeitsverwaltung in Zusammenarbeit mit verschiedenen Trägern unterschiedliche Förderseminare an, die zum Ziel haben, gerade langfristig Beschäftigungslosen eine Reintegration in die Arbeitswelt zu ermöglichen (vgl. *Hockel, Kolb 1981*). Wir haben von 1979 bis Ende 1980 mit ca. 500 Klienten aus diesem Bereich in „Motivierungs- und Berufszielfindungs-Seminaren“ gearbeitet. Die Teilnehmer waren zwischen 18 und 58 Jahren alt, nahezu alle waren Angestellte, vorwiegend aus dem kaufmännischen oder aus dem Verwaltungsbereich. Ein deutlicher Überhang lag bei leitenden Angestellten in den Vierzigern, auf der anderen Seite waren auch Hausfrauen vertreten, die nach mehrjähriger Berufsabstinenz wieder in das Berufsleben zurückwollten. Die Ausbildungsqualifikation lag zwischen einem abgebrochenen Tankstellenlehrling und Top-Managern, die Gruppen waren teilweise recht homogen, gelegentlich extrem heterogen zusammengesetzt. Der 35-jährige Altrockler saß neben dem

Mehrfachpromovierten, was den Reiz, aber auch die Schwierigkeit dieser Seminare steigerte.

Die Seminare selbst dauerten vier Wochen, für die Teilnehmer der erste Full-Time-Job seit langer Zeit. Täglich acht Stunden ungewohnter Streß, zum Teil sehr intensive Auseinandersetzung mit der aktuellen Lebenssituation, im Verhalten eine Spanne von ängstlichem Rückzug bis zu überschwenglicher Begeisterung und Aktivierung. Die Erfolgsquoten dieser Seminare sind im Vergleich mit denen anderer, ähnlicher Angebote außerordentlich hoch. Die massive Aktivierung der Teilnehmer kann jedoch nur durch das Engagement der „Verwaltungseinheit“ des Seminarveranstalters, durch die Hilfsbereitschaft der Mitarbeiter der beauftragenden Arbeitsämter erreicht und dann auch ausgebaut werden. Erst die Kombination aus Erwachsenenbildung, Selbsterfahrung, Eigeninitiative, Fachberatung, flankierenden Maßnahmen und unbürokratischer Hilfe öffnet dieser Klientel Chancen.

## Trennung, Analyse, Orientierung — Zielorientierte Berufsentwicklung

Man kann sicher die unterschiedlichen Teilgruppen unter den langzeitigen Arbeitslosen nicht über einen Kamm scheren. Zu verschieden sind die Hintergründe bei vierzigjährigen ehemaligen Leitenden oder zwanzigjährigen, halb zur Alternativszene gehörenden Jungangestellten. Gewisse Gemeinsamkeiten lassen sich jedoch beschreiben, bilden Überschriften für das Gesamtkonzept der Arbeit. Fast alle langfristig Arbeitslosen, wenn man einmal von dem geringen Prozentsatz der arbeits-, aber nicht beschäftigungslosen Mitmenschen absieht, leiden unter einer Bedrohung der „Säule der Identität“, die durch die Arbeit im Beruf aufgebaut wird (Heinl, Petzold 1980). Arbeitslosigkeit bedeutet neben finanziellen Einbußen, neben der Reduktion des Lebensstandards vor allem einen Verlust von „Rollen-Identität“ (der weit über einen Rollen-Verlust hinausgeht). Insbesondere Angehörige der mittleren Generation, für die Arbeit der zentrale Wert ihres Lebens war und ist, erleben neben dem direkten Verlust der Rolle des Arbeitenden weitere Einbußen in ihrer sozialen und familiären Situation. Indem sie nicht mehr als Berufstätige identifiziert werden, fehlen ihnen gerade die Supportsäulen, die jahre- oder jahrzehntelang unter Vernachlässigung und Beschädigung der anderen Supportquellen (Leiblichkeit, sozialer Kontext, Werte) das „Dach der Identität“ getragen haben: Arbeit und Leistung, sowie die Nachbarsäule der materiellen Sicherheit. Sicher gewährt das soziale Netz in der Bundesrepublik Deutschland einen gewissen Schutz vor der materiellen Katastrophe, dennoch sind

die Einbußen an materiellem Wohlstand gerade bei länger arbeitslosen Menschen immens und bedrohlich.

Waren die ersten Wochen der Arbeitslosigkeit von einzelnen noch als willkommener Urlaub erlebt worden (ein Phänomen, das in der Phantasie von Berufstätigen häufiger vorkommt als in der Wirklichkeit von Arbeitslosen), mündet die Masse an Frustrationen bei der Suche nach einer neuen Stelle, die Vielzahl an Zurückweisungen nicht nur im Berufssektor, sondern nach einiger Zeit auch im Bekannten- und Verwandtenkreis, in ein gefährliches Bündel: zumindest die Klientel unserer Seminare hatte vorwiegend implosive Strategien (*Perls* 1981) entwickelt, zeigte sich resigniert und desorientiert. Auch pseudo-explorative Verhaltensweisen wie Fluchen auf die Arbeitsverwaltung, links- oder rechtsverbale Attacken gegen das „System“, oder individuelle Angriffe auf einzelne Arbeitsberater, interpretiere ich als letztlich implosiv, weil sie neben totaler Hoffnungslosigkeit nur eine Fixierung auf die Hilfe vom „Vater-Staat“, der fast zum Elternsurrogat stilisiert wird, beschreiben. Wieweit diese Haltung Resultat der konkreten Arbeitslosigkeit ist, läßt sich schwer entscheiden. Diverse Einzelgespräche mit Seminarteilnehmern (z. T. auch empirisch gestützt, vgl. *Frese* u. a. 1978; *Großkurth*, 1979) erwecken den Eindruck, daß diese Haltung lange vor der Arbeitslosigkeit in der Biographie gerade der langfristig Arbeitslosen angelegt ist.

Genau an dieser Stelle setzt das Konzept der zielorientierten Berufsentwicklung an. In einer Kombination von Information, Selbsterfahrung, Maßnahmeplanung und Skilltraining soll der Teufelskreis aufgebrochen oder doch wenigstens ein Stück weit gelöst werden. An konkreten Beispielen und Übungsaufgaben erarbeiten die Seminarteilnehmer Aspekte systemischer Zusammenhänge mit dem Schwerpunkt Wirtschaft und Arbeitswelt. Vordergründig wird hier Wissen über die Beziehung zwischen Subsystemen und Suprasystemen vermittelt, hintergründig geht es der Haltung: „Ich hab ja nichts zu bieten, was bin ich schon wert, ich werd ja doch nicht gebraucht“ ein wenig an den Kragen: In Einzelfallübungen beschäftigen sich die Teilnehmer mit Situationen aus ihrer Vergangenheit, in denen sie als „nutzenstiftende Systeme“ in einem größeren System, etwa ihrer Firma, eine sinnvolle, notwendige Funktion ausübten. Hierdurch wird einerseits das Nutzen-Prinzip verdeutlicht, andererseits haben diese Übungen anamnestischen Wert für die Trainer. Häufig zeigen sich hier schon die ersten Cluster von „gesunden Anteilen“, auf die man in der weiteren Seminarabfolge rekurrieren kann.

Diese Phase einer relativ theoretischen Beschäftigung mit den Zielen, den Grundgedanken des Seminars und eines weiteren soziothera-

peutischen Vorgehens möchte ich mit dem Etikett „Trennung“ versehen. Vorerst als gedankliche Möglichkeit wird ein Abschied von passiven, hilflosen und resignativen Einstellungen und deren ideologischen Verbrämungen avisiert. In diesem Abschnitt machen die Trainer *ihre eigene Grundhaltung explizit*: daß menschliche Existenz ein „être-au-monde“ mit der Betonung „Für die Welt“ ist. Der Ansatz der Nutzung des gesamten Potentials wird von ihnen verdeutlicht, auch in scharfer Abgrenzung von reduktionistischen, vulgär-psycho-analytischen und historizistischen Positionen, die einem Großteil der Seminarteilnehmer vordergründig eine halbwegs angemessene Deutung ihrer Situation erlauben, letztlich aber oft genug eben diese Situation nur stabilisieren und perpetuieren. Diese wert- und lebensstilbezogene Self-Disclosure der Trainer halte ich für eine wichtige Basis für die weiteren Interventionen. Auch die relative Direktivität in diesem Vorgehen erscheint mir berechtigt. Phantasien über die „wahre Rolle“ des Trainers, er sei ein Agent der Arbeitsverwaltung, heimlicher Diagnostiker für mögliche (ungeliebte) Umschulungen, oder gar Alibiverschaffer für die Statistiker der Bundesanstalt für Arbeit, werden am ehesten durch eine derartige Offenlegung des eigenen Hintergrundes beantwortet, wenn auch nicht widerlegt oder abgewehrt.

Eine weitere Trennung ergibt sich in der Erfahrung der Gruppensituation: Im Kontakt und Austausch mit anderen Leidensgefährten trennt sich der Klient zumindest graduell von Vorstellungen über die Einzigartigkeit gerade seiner Leidenssituation. Er erfährt, daß auch andere „Leute, bei denen man nie auf diesen Gedanken käme“, auf den Zustand der langzeitigen Arbeitslosigkeit ähnlich reagieren wie er selbst. Und er trennt sich, wenn ein derartiges Programm sensibel und angemessen eingeführt wird, von einem Image der Arbeitsverwaltung, das ihn an einer effektiven Inanspruchnahme der vielfältigen Angebote dieser Verwaltung gehindert hat.

Der letzte, schwierigste Trennungspunkt berührt die Ablösung von dem letzten Arbeitsbereich vor der Arbeitslosigkeit. Wir haben häufig gesehen, daß Abschiede vom letzten Arbeitgeber oft nicht vollzogen worden sind. Insbesondere bei Klienten mittleren Alters zeigte sich sogar eine Struktur, die durch sehnsüchtige Erinnerung und Verklärung gekennzeichnet war. Zuweilen scheint es nötig zu sein, hier mit Ansätzen aus der klassischen Trauerarbeit zu intervenieren (Tobin 1980; Petzold 1981a). Die ungesunde Fixierung auf die Vergangenheit muß aufgelöst werden, ohne Störung oder gar Zerstörung der Kontinuität. Dies wird am ehesten erreicht im Zusammenhang mit der *Kompetenzanalyse*, d. h. der Erfassung beruflicher, sozialer und privater Fertig-

keiten, Fähigkeiten und Interessen, die den zweiten Punkt unseres Programmes bildet.

Wir haben hier mit unterschiedlichen Ansätzen sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht: Die schriftliche Fixierung von Fähigkeiten etc. scheint den meisten Seminarteilnehmern am wenigsten Mühe zu bereiten. Andererseits evoziert das Material „Papier und Stift zum Schreiben“ gelegentlich gar nichts oder Widerstände, es gibt „nix Positives zu sagen“. In diesen Fällen ist die *fokussierende Panoramatechnik* (Petzold 1981b) ein wirksamer Zugang. Ein themengebundenes, frei gemaltes Lebenspanorama, das mit dem Eintritt in die Berufsausbildung beginnen sollte (aber auch die Berufssituation der Eltern erfassen kann), ruft Erinnerungen an konkret ausgeübte Tätigkeiten wie auch an damit assoziierte Gefühle und dahinterliegende Fähigkeiten wach. Derartiges Material ist für therapeutisch nicht geschulte Trainer schwer bis gar nicht zu handhaben, zeichnet sich jedoch, wenn es sorgsam aufgearbeitet wird, durch große Dichte, Prägnanz und Nutzbarkeit aus.

Hieraus wird ein Profil subjektiver Stärken entwickelt, das um eine Auflistung beruflicher Kontakte, aber auch um Hobbyfähigkeiten ergänzt wird. An dieser Stelle standen wir häufig vor einem Dilemma. Das beschriebene Programm ist eigentlich aus einer Strategie zur Beratung von Unternehmen entwickelt worden. Es wurde dann zur Berufsentwicklungsberatung für Fachhochschulstudenten und im Bereich der Personalentwicklung adaptiert und weiterentwickelt (Voss 1980; Wolff 1978). In der Szene der Personalentwicklung wie auch der Unternehmensberatung ist leider der Einfluß pseudopsychologischer Theoretiker der Positiv-Suggestionsschulen amerikanischer Provenienz (Murphynisten u. a.) verhältnismäßig stark. Auch wenn es gute Gründe dafür gibt, gerade bei einer Klientel, die durch Hoffnungslosigkeit und sehr pessimistische Stimmungen beschrieben werden muß, Stärken und positive Aspekte immer wieder zu betonen, entpuppte sich die Strategie, Schwächen, Bedenken und Ängste einfach auszugrenzen, als gefährlich. Zu „hohe Flüge“, die Idee des „unbegrenzten Potentials“, erweckten einerseits unrealistische Erwartungen, provozierten andererseits geradezu extreme Aussagen über Inferioritätserleben. Diese, auch im Bereich „Personalentwicklung“ unguete und schädliche Tendenz konnte durch gestaltorientiertes Intervenieren weitgehend korrigiert werden. Analog der Defizitanalyse in der klinischen Anwendung von Gestalttherapie wurden individuelle Schwächen, Störungen und Handicaps in die Analyse miteinbezogen und eine Konfrontation nicht gedämpft, sondern z. T. gefördert. Hier ist allerdings wichtig, daß in dem genannten Setting jede Tiefungsarbeit, die über eine leichte Tie-



fung hinausgeht, unangebracht ist. Weder die Gruppensituation noch die vorgegebene Zeit erlauben das eventuell auftretende Destabilisieren von zwar „pathologischen“, aber eben notwendigen Strukturen.

Dieses Vorgehen erfordert eine relativ differenzierte Einschätzung der eigenen Möglichkeiten, die natürlich keinen Anspruch auf Objektivität erhebt. Sie bildet aber die Grundlage für den dritten Aspekt der zielorientierten Berufsentwicklung, für die *Orientierung*.

Vorbedingung für die individuelle, berufliche Orientierung ist im Kontext dieser Arbeit eine theoretische Auseinandersetzung mit den Grundgedanken der nutzen- und problemlösungsorientierten Marketingstrategie. Auch wenn sich manchem Sozialromantiker die Haare sträuben mögen, ist eine Konfrontation mit den Gesetzen des Marktes, gerade bei einer Klientel, die unter diesen Gesetzen ganz konkret leidet, unumgänglich. „Proletarier“, gleich ob Bürohilfskraft oder Top-Manager, haben nichts anderes zu verkaufen als ihre Arbeitskraft. Dieses „Leistungsangebot“ muß derart beschaffen sein, daß es einem oder mehreren potentiellen Kunden einen Nutzen bietet, ihnen ganz konkret hilft, Probleme, die sie (die Kunden) haben, zu lösen. Die beiden Begriffe Marketing und Psychotherapie scheinen meilenweit auseinander zu liegen. In diesem Fall gehen sie einmal eine positive Verbindung ein. Nur eine gesellschaftlich ausgerichtete, nutzenstiftende Tätigkeit ermöglicht das arbeits-spezifische Gefühl von Leistung; nur eine solche Tätigkeit erfüllt einen Bedarf und eventuell eine Nachfrage.

Die Orientierung beginnt dementsprechend mit einer Auflistung möglicher Probleme anderer, die der Klient mit seinen Fertigkeiten und Fähigkeiten lösen könnte. Bei diesem Sammeln erscheinen als erstes natürlich jene Probleme, die der Klient in seiner beruflichen Vergangenheit selbst gelöst hat oder bei deren Lösung er als Teil eines Teams mitgewirkt hat. Vielleicht erinnert er sich auch noch an ähnliche Probleme, die Kollegen mit einer vergleichbaren Berufsausbildung und -erfahrung gelöst haben. Bei dieser Aufgabe muß ein wenig mehr Kreativität gelockt werden, um über die aus der Vergangenheit bekannten Problemlösungen hinauszugehen. Das kann sehr gut erleichtert werden durch den Einsatz von Spielmaterial, das ausreichend ich-fern ist, bei gleichzeitiger Ähnlichkeit zur Situation des Klienten, um mit den unterschiedlichsten Möglichkeiten einer Problemlösung auf der Basis eines gegebenen Sets von Fähigkeiten zu jonglieren. Konstruierte oder verfremdete ‚reale‘ Fälle von Stellungsuchenden werden vorgegeben und von den Klienten vorzugsweise in Kleingruppen mit der Maßgabe bearbeitet, möglichst verschiedene Probleme zu finden, die mit diesem Set gelöst werden könnten. In dieser Vorphase zur eigentlichen Orientierung kann und sollte der Trainer als Animateur, Moderator, ja so-

gar als Anheizer tätig werden, was ihn für die nachfolgende Abstinenz vielleicht entschädigt.

Wenn es dann um die konkreten Problemlösungen jedes einzelnen Klienten geht, wird das kreative Potential der Kleingruppe als Hilfe zur Selbsthilfe eingesetzt. Gerade heterogene Gruppen, solange sie nicht zu sehr mit Extrempositionen besetzt sind, können hier völlig neue, bisher ungedachte Möglichkeiten entwickeln. Allerdings sollte wegen mangelnder Branchenkenntnisse der Mitklienten durchaus vorsichtig gesammelt werden. In dieser Phase wäre es wünschenswert, wenn der Trainer sich an das gute Freudsche Gebot der Abstinenz erinnerte. Wie bei anderen Brainstormingverfahren auch besteht nämlich das Risiko, daß sich die Gruppe und der Protagonist an die Phantasien der Trainer hängen. Die Trainerpower würde hier Artefakte erzeugen, sie sollte besser für das anschließende „kalte Bad“ aufgehoben werden, in dem die „Warmbadvorschläge“ auf ihre Realisierbarkeit abgeklopft werden.

Hauptaufgabe des Trainers in dieser Phase ist, die Gruppe derart zu moderieren, daß weder völlig spinnerte noch „realistisch“-resignative Tendenzen dominieren. Wir haben allerdings die Erfahrung gemacht, daß es manchmal sehr hilfreich sein kann, auf „taoistische“ Weise vorzugehen: absurde Vorschläge derart zu übertreiben, bis der ernsthafte und praktikable Kern zum Vorschein kommt. Diese Technik ist allerdings nur dann zu empfehlen, wenn die Trainer die Dynamik pseudoabsurder Gruppenarbeit auch dann noch steuern können, wenn alle Gruppenteilnehmer sich vor Lachen auf dem Boden wälzen, bei gleichzeitiger Trauer und relativ dicht unter der Oberfläche sitzender Angst. Dieses Vorgehen kann aber auch befreiend wirken, als funktionaler Ausgleich für den zielorientierten Streß oder als Angebot, die komplette Gestalt zu erarbeiten. Das ludische Element in diesem Vorgehen erleichtert den Seminarteilnehmern flexibles Umgehen mit unangenehmen wie angenehmen Inhalten.

Die Hierarchisierung der möglichen Problemlösungen nimmt jeder Klient nach der Besprechung im „kalten Bad“ für sich alleine vor. Dieses Sich-Zurückziehen ist unbedingt erforderlich, um möglichen Gruppen- oder Trainerdruckeffekten etwas vorzubeugen. Auch hier muß der Trainer jedem Gruppenmitglied helfen, sich nach den ganz persönlichen Kriterien zu entscheiden. In Ausnahmefällen kann dabei auch ein direktiveres Vorgehen angezeigt sein, aber auch bei Patienten sollte eher auf eine Klärung etwa der Kriterienwidersprüche oder von Inkonsistenzen in der Identifikation/Identifizierung geachtet werden. Die Kriterien für die genannte Reihung sind sehr unterschiedlich: mögliche Vermarktung, Situation in der Region, Sozialprestige, antizipier-

te Kommentare von der Familie, einfach Lust und Interesse. Wichtig ist hier, daß jeder Seminarteilnehmer sich seiner Kriterien bewußt ist. Auch Widersprüche müssen hier nicht gelöst werden (was oft ohnehin nicht möglich ist); angemessene Achtsamkeit und ein bewußtes Nebeneinandersetzen scharfer Widersprüche hat in unserer Praxis bessere Entscheidungen und Entwicklungsprozesse gezeitigt als eindimensionale Setzung. Scheinbare Gegensätze in der Werthierarchie oder auch in dem Fähigkeiten-Set entpuppen sich häufig als Quellen harmonischer Entwicklungen ganz neuer Berufsbilder und bisher ungedachter Orientierungen.

Der nächste kreative Akt, der sowohl Flexibilität erfordert als auch flexibilitätsfördernd wirkt, besteht in der Suche nach potentiellen Zielgruppen, die die genannten Probleme haben und bei denen auch eine Nachfrage für die Lösung dieser Probleme bestehen könnte (bzw. geweckt werden könnte). Diese Zielgruppensuche sollte in Kleingruppen erfolgen, die durch jeweils einen Trainer unterstützt werden.

Erst nach diesen Schritten ist wieder ein „kaltes Bad“ fällig. Für dieses Überprüfen der Realisierbarkeit muß das Hilfs- und Informationspotential der Gruppe um den Kenntnisstand der Mitarbeiter der Arbeitsverwaltung erweitert werden. An dieser schwierigen Schwelle im Zielfindungsprozeß ist gerade deren Hilfe wichtig, aber auch die Art und Weise, wie diese Mitarbeiter sie in den Gruppenprozeß einbringen. Unsere Erfahrungen sind sehr unterschiedlich: wir haben Vertreter der Behörde erlebt, die völlig überfordert waren, wenn ein Autoverkäufer ohne Wiedereinstellungschancen in dieser Branche „plötzlich“ in der Beratung von Hobbygärtnern seine Zukunft erblickte; wir haben aber auch Berater erlebt, die sich mit aller Energie für die neue Perspektive des Klienten einsetzten, Informationen besorgten, zur Beseitigung von Schwachstellen im Leistungsprofil Weiterbildungen und Umschulungen erkundeten. Die meisten Berater in der Arbeitsverwaltung leiden unter einer Überforderung mit bürokratischen Aufgaben, die sie an konkreten Beratungen schon in der einfachsten und mäßigsten Form hindert. Außerdem hat kaum einer dieser Berater jemals eine Fortbildung zum Berater absolviert; angemessene Gesprächsführung, anamnestisches Geschick und empathisches Verhalten bleiben den wenigen Naturtalenten vorbehalten. Wenn dennoch gute Beratungen möglich sind, liegt das meist am persönlichen Einsatz der Berater oder der unkonventionellen Amtsleitungen.

Das Realisierbarkeits-Plenum überprüft die Möglichkeiten in der Region, rechtliche Voraussetzungen, gibt Hinweise auf Förderungen, korrigiert evtl. falsche Vorstellungen über eine Perspektive. Hier ist behutsames Vorgehen besonders in den Fällen angezeigt, bei denen

kleinste Einbrüche von sozialer Realität wieder als Bestätigung der Ausweglosigkeit gewertet werden könnten. Andererseits ist hier noch die Chance gegeben, durch angemessene Frustration rechtzeitig größeren Schaden zu verhindern. In dieser Arbeitsphase kann eine Kombination rational-erotiver Fragen (vgl. *Eschenröder 1977*) oder ähnlicher Fragestrategien aus kognitiven Ansätzen mit gelenkter Phantasiearbeit hilfreich eingesetzt werden. Wegen der Kürze der gegebenen Zeit (und aus anderen Gründen im Setting, s. o.) ist dieses Vorgehen, bei dem eine mittlere Tiefung möglich ist, besonders in Einzelberatungen neben der Gruppenarbeit sinnvoll.

## TAO, und was dann?

Daß die Anfangsbuchstaben von „Trennung, Analyse, Orientierung“ das Kürzel „TAO“ ergeben, mag meine Marotte sein. Ich benutze dieses Label auch für andere Beratungssequenzen in der Organisationsberatung und Personalentwicklung, weil sowohl das Ziel als auch der Prozeß dieser Beratungen im weitesten Sinn „taoistisch“ sind (*Watts 1976; Capra 1975; Zukav 1981*). TAO steht auch für die Beachtung organischer Veränderungsstrategien in Systemen (*Jantsch 1976*) und für das Potential der Selbstorganisation (*Prigogine, Stengers 1981*).

Das oben beschriebene Vorgehen kann (und wird) ausgesprochen technokratisch eingesetzt werden. Ganz im Sinne leicht verfügbarer, leicht handhabbarer Programme und Modelle, die als anthropologische Basis die Machbarkeit aller Dinge vertreten, ist auch dieses Vorgehen nicht vor „Mißbrauch geschützt“. Wenn Trainer die gestaltischen Elemente aus dem Programm werfen oder auch einfach ohne gestaltischen Hintergrund naiv-technokratisch mit den beschriebenen Verfahren arbeiten, besteht ein gewisses Risiko. Wegen der fokussierenden Hinwendung auf eine zentrale Stütze menschlicher Identität: „Arbeit und Leistung“, kann dieses Risiko auch bei kaum tiefendem Vorgehen ähnlich groß sein wie in der unqualifizierten Anwendung von Leibtherapie (vgl. *Petzold 1977*). „Kaum tiefend, mittlere Tiefung“ beschreibt ja lediglich den Stil des Therapeuten in der konkreten Sitzung. Damit ist noch nichts gesagt über den Tiefungsgrad der Erfahrung oder der Betroffenheit in der Zeit zwischen den Sitzungen oder nach Ende des Programms. Wie bei jeder anderen psychotherapeutischen Intervention kann Material, besonders solches, das nicht vollständig durchgearbeitet werden konnte, nach der Sitzung sein Unwesen treiben. Eine nichtgeschlossene Gestalt tendiert dazu, sich zu vollenden. Das kann ein sehr hilfreicher Wachstumsprozeß werden, wenn der Klient seine

Lösungsmöglichkeit in der Beratungssequenz oder in kompetenter Folgeberatung wahrnehmen kann. Andererseits besteht aber auch die Chance, daß Fehlentscheidungen festgeschrieben werden oder gar, vom Trainer unbemerkt, eine ganze COEX-Matrix (Grof 1978) „abgespult wird“. Die verbal-alerten Kritiker der Professionalisierung beratender und therapeutischer Felder, die allzu glatt die Experten-„Psychos“ kritisieren und sich als Praktiker andienen, haben wahrscheinlich noch nie jemanden gesehen, der nach den Interventionen solcher Praktiker dekompenziert ist.

In den von uns (als Teil eines Trainerstoffs) durchgeführten Seminaren gab es Fälle sich-vollendender Gestalten in beiden beschriebenen Formen. Zwei Beispiele mögen das Vorgehen und gleichzeitig die Problematik dieser Arbeit verdeutlichen:

Friedrich, ein 37-jähriger Arbeitsloser, seit 10 Monaten arbeitslos. Er wohnt in einer mittelgroßen Stadt in der Nähe einer Großstadt. Bisheriger Lebensstandard sehr hoch, zuletzt ausgeübter Beruf: Verkaufsdirektor einer Werkzeugfabrik. In der Analyse seiner Fähigkeiten entsteht ein ziemlich prägnantes Profil mit Spitzen im Sektor „Kommunikation, Verkaufen, Weitergeben, Vermitteln, auch Überzeugen“. Daneben werden private Interessen vor allem im sportlichen Freizeitbereich (Hockey, Segeln, Karate), Verbandstätigkeit (Kirche, Partei) und freundlicher Umgang mit Kindern gefunden. Die Gruppe entwirft in emotional recht hochfliegender Stimmung mehrere Problemlösungen, die Friedrich anbieten könnte. Daraus ergeben sich mehrere Tätigkeiten für mehrere Zielgruppen: Verkaufsleiter für Sportartikel, Direktverkäufer für Trainingsanlagen, Vereinsberater, HSV-Manager, Leiter eines Ferienzentrums (Club Méditerranee o. ä.) etc. etc.

Unter Schwächen und Schwachstellen nannte Friedrich selbst gelegentliches Stolpern bei längeren Sätzen, Unruhe (zu wenig Sitzfleisch), zuweilen auftretende Intoleranz. Diese Schwachstellen wurden zum Teil umgedeutet, euphemistisch verbrämt hießen sie danach Dynamik, Biß und Überzeugtsein. Die Gruppe blieb im Warmbad-Zustand, ebenso auch Friedrich, als es um die Hierarchisierung und Auswahl einer Lösung ging. Das Ergebnis seiner Orientierung war „Leiter eines Ferienzentrums für Familien mit Kindern“. Besonderer Schwerpunkt: „Organisation des sportlichen Bereichs für jugendliche Feriengäste“.

Diese Orientierung schien Friedrich zunächst gut zu gefallen. Nach vier Tagen (über's Wochenende) drehte sich der Wind in der Gruppenatmosphäre: die Vermeidung schmerzhafter Konfrontation mit Defiziten und die euphemistische Potentials-unlimited-Stimmung machten einer aggressiven Katzenjammerstimmung Platz. Wir nahmen diesen Jammer auf, verstärkten den Prozeß durch punktuelle Dramatisierung und erreichten dadurch einen Gestalt-switch in der Gruppe und bei den einzelnen Klienten, der sich vor allem in einer angemessenen Adaptation aggressiver und selbst-/fremdkritischer Impulse zeigte. Die anschließende Deutung des Gruppenprozesses wurde von den meisten Gruppenmitgliedern gemeinsam entwickelt und auch als Beschreibung des Orientierungsprozesses angenommen: die Setzung ausgesprochen positiver und euphemistischer Inhalte erzeugt negative und fast zerstörerische Aspekte; umgekehrt enthält jeder scheinbar schreckliche und schlimme Aspekt ein positives Potential. Diese ganz konkrete Erfahrung in der Gruppe wurde auf die jeweiligen „Lösungen“ angewandt, indem jeder sich noch einmal mit seinem Profil, seiner Zielgruppe und mit seinen Handicaps auseinandersetzte.

Friedrich hatte das schon für sich über das Wochenende getan; statt zum Segeln zu gehen, war er noch einmal seine berufliche und schulische Geschichte durchgegangen, hatte sein unvollständiges Bild erweitert, Betonungen verändert. Die beiden Nächte wären ohnehin schlaflos geworden, so setzte er die Wirkung von Schlafentzug als arbeitsförderndes Mittel ein und erschien am Montag etwas ermattet im Seminar. Er hatte sich hauptsächlich mit den Punkten seiner Geschichte konfrontiert, die a) nicht sonderlich positiv bewertet wurden (z. B. unbändige Lust am Verkaufen) und b) nicht in die offizielle, der Gruppe mitgeteilte Analyse aufgenommen worden waren. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung mit den „dunklen“ Aspekten, ergänzt um eine ehrlichere Wertung der eigenen Antriebe, war eine Problemlösung ganz anderer Richtung. Verkäufer zu trainieren, schien Friedrich mehr zu liegen und zu interessieren. Im Berufsbild eines Verkaufstrainers waren seine Fähigkeiten enthalten, und es entsprach seinen Motiven nach Macht (McClelland 1978) und dem Wunsch, gerade das Handicap zu überwinden, das die anderen Gruppenmitglieder als Hindernis beim Trainieren von Verkäufern gewertet hatten.

Friedrich stellte seine neue Lösung in der Gruppe überzeugend vor, entwickelte noch während des Seminars eine Strategie für sein weiteres Vorgehen, besorgte sich Hilfen für eine Fortbildung. Er arbeitet erfolgreich und weitgehend zufrieden als Verkaufstrainer. Weder als Verkaufsleiter (ursprünglicher Beruf) noch als Ferienzentrums-Manager könnte er die ganze Breite seiner Interessen und Fertigkeiten einsetzen.

An diesem Fallbeispiel sei noch einmal zusammenfassend das Prinzip verdeutlicht: innerliche Trennung von festhaltenden Aspekten der Vergangenheit, vollständige Analyse der beruflichen und privaten Fähigkeiten und Fertigkeiten, emotionale und rationale Kriterien für die Hierarchisierung der möglichen Problemlösungen klarlegen, dann Zielgruppen und Maßnahmen für die Verwirklichung des Plans festlegen. Wird in diesem Vorgehen das gestalttherapeutische Element der Betrachtung beider Seiten der Medaille „Person“ vernachlässigt, entstehen Artefakte und Orientierungen, mit denen der Klient sich nie identifizieren wird.

Das zweite Fallbeispiel bezieht sich auf eine Trainingssequenz, die nach der Orientierungsphase eingesetzt wird, auf die Antizipation der Bewerbungssituation. Die meisten Seminarteilnehmer äußern Befürchtungen bezüglich der Bewerbungsgespräche, sie erwarten Verhaltensvorschläge, Anweisungen für Gesprächsverhalten, am liebsten die ganze Trickkiste möglicher Manipulationstechniken. Diese Wünsche und Erwartungen können, so verständlich sie sind, nicht erfüllt werden. Es gibt etliche Firmen, die Stellungssuchenden ihre Dienste anbieten, sie in kürzester Zeit in effektivem Bewerbungsverhalten zu schulen, durch „gezielte Imagepflege“ und durch „Schulung in den Grundlagen der Transaktionsanalyse“. Meist haben solche Trainings sogar einen gewissen Erfolg, indem sie den Teilnehmern ein Forum zum Austausch persönlicher Probleme und eine Bühne zur Lockerung von Verspannungen in der Kommunikation bieten.

Sinnvolle Vorbereitung auf die Bewerbungssituation ist mit einem derartigen Vorgehen allein natürlich nicht möglich. Sie erfordert ein integratives Vorgehen, das aufdeckende und funktionale Arbeit verbindet. In verschiedenen Spielszenen wird zunächst für jeden Klienten ein Teil des individuellen Rollen-Repertoires zusammengestellt. Günstig ist hier der Ansatz der Integrativen Dramatherapie (Petzold 1980), der dem Klienten die Gegenwärtigsetzung der antizipierten Situation und damit die Gegenwärtigsetzung vergangener, ähnlicher Situationen erlaubt. Durch erlebnisaktivierende Methoden (Gestalt-Awareness o. ä.) wird die Struktur deutlich, die vergangenen Szenen wiedererlebt, und im Durcharbeiten können neue Möglichkeiten entwickelt werden. Erst die Auseinandersetzung mit den vergangenen Szenen, und sei es auch nur ein exemplarisches Lernen an einer einzigen Erinnerung an vergangene Bewerbungssituationen oder Werbungssituationen, gibt Raum und Entscheidung für angemessenes Um- oder Hinzu-Lernen.

Das Interventions-Inventar der Integrativen Bewegungstherapie bietet hier gute Chancen, ohne unangemessene Tiefung und trotzdem rasch und präzise vorzugehen: Sprache „wegdrehen“ im laufenden Gespräch, nur noch als Pantomime fortführen, die Haltung und die Bewegung übertreiben, evtl. Einfrieren der Haltung, Awareness auf die Körperempfindungen lenken. Alte Szenen werden evoziert, im Hier-und-Jetzt erfahrbar und beobachtbar, Rückmeldung aus der Gruppe ist möglich, bei bewegungstherapeutischem Vorgehen mit Video-Feedback auch gute Konfrontation mit der Wirkung des eigenen Verhaltens auf die Außenwelt. Das zweite Beispiel:

Herr Marx, 48 Jahre, ehemaliger Betriebsleiter in einer Schuhfabrik, letztes Monatsgehalt 3 800 DM, seit 5 Jahren arbeitslos. Er hat sich als Zielgruppe Lederwarenfirmen ausgesucht, will sich wieder als Betriebsleiter bewerben. In seiner alten Firma hat er sich zum Betriebsleiter emporgearbeitet, von der Ausbildung her ist er Schuster. In den vergangenen 5 Jahren hat er sich überregional bei insgesamt 240 Firmen beworben. Er hat ca. 80 Bewerbungsgespräche geführt, 12 Firmenchefs/Personalchefs hätten ihn gern eingestellt. Er hat sich ausgerechnet, daß sein gegenwärtiges Einstiegsgehalt etwa 4 600 DM betragen müßte, alle Lohnerhöhungen etc. in der Zeit seiner Arbeitslosigkeit einbezogen. Herr Marx verhält sich im Seminar sehr vorsichtig, anlehnend und still. In der Zeit des Seminars taut er etwas auf, gewinnt zu anderen Seminarteilnehmern Kontakt, verliert etwas von seiner Einschätzung, er gehöre eben zum alten Eisen und sei ein notorischer Unglücksrabe.

Die Szene des Bewerbungsgesprächs: Herr Marx wählt seinen Nachbarn als Personalchef, einen jovialen, warmherzigen Verlagskaufmann, 58 Jahre alt. Dieser Mitspieler erhält nur eine grobe Information über die Branche, die Betriebsgröße, über die Position, die zu besetzen ist, keine Verhaltensvorschriften. Die Szene wird mit der Video-Anlage aufgezeichnet (nach einiger Eingewöhnung fühlt sich kaum ein Teilnehmer durch dies Gerät gestört). In der Szene selbst wird nicht interveniert. Im Anschluß an die durchgespielte Szene werden beide Spieler befragt. Herr Marx ist niedergeschlagen, weil er auch

diesen Job sicher wieder nicht bekommen wird. Der „Personalchef“, Dr. Engels, ist bestürzt über den Verlauf des Gesprächs. Er hatte sich ausgesprochen zugewandt und helfend-stützend verhalten, war mit dem Vorsatz in die Szene gegangen, Herrn Marx einzustellen, und jetzt war er „überzeugt“, den Mann auf keinen Fall in den Betrieb holen zu können. Beide geben an, daß im ersten Drittel des Gesprächs irgend ein Kippen erfolgt sein muß, aber sie wissen nicht, was da geschehen ist. Das Videotape wird daraufhin abgespielt, beide Spieler und die Gruppe versuchen, den „Kippunkt“ zu erspüren.

... (ca. 3 min. Kontaktphase, freundliches Geplänkel, Kaffeeanbieten, „wie sind Sie hergekommen“, Engels beschreibt Herrn Marx den Betrieb, erzählt etwas über die Betriebsgeschichte).

E.: Tja Herr Marx, und Sie wollen uns jetzt also bei der Bewältigung unserer Zukunft helfen? (lächelnd, freundlich).

M.: Ja, ich würde diesen Posten schon gerne haben. (Schaut auf den Tisch).

E.: Mhm, wie stellen Sie sich denn so den Einstieg hier bei uns vor?

M.: Ja, wir haben das bei uns immer so gemacht, daß der neue Mitarbeiter erstmal zwei bis vier Wochen von dem eingearbeitet wurde, dessen Posten vakant war.

E.: Ach ja, Sie haben ja früher mal viele Mitarbeiter eingestellt bei, na, jetzt hab ich doch den Namen vergessen ...

M.: Ja, wir hatten ja fast das Monopol in unserer Gegend. Da waren die Löhne auch entsprechend.

E.: ??? (schaut fragend, etwas verwirrt).

M.: Das ist auch 'ne ganz wichtige Sache. Wie hoch wäre denn hier mein Anfangsgehalt? Unter 4 000,— kann ich nämlich gar nicht anfangen.

E.: Finden Sie 4 000,— nicht ein bißchen hoch? Sie sind ja schließlich schon 5 Jahre aus dem Geschäft, müßten sich auch erst mal an die neueren technischen Entwicklungen gewöhnen.

M.: Ja, und dann habe ich da noch eine Frage, wie sieht es denn mit der betrieblichen Altersversorgung aus? Die haben Sie doch?

E.: Also, lieber Herr Marx, erstens ist dieser Betrieb noch von einer Größe, daß wir dazu nicht verpflichtet sind, und zweitens ...

M.: Naja, auch ohne Verpflichtung sollten Sie das aber haben. Wir haben das in unserem Betrieb schon seit 20 Jahren! (Schaut dabei auf seine „Unterlagen“).

E.: (Blickt hilfeschend in den Raum, runzelt die Stirn, klopft mit den Fingerknöcheln auf dem Tisch).

Engels fordert den Tape-Stop: „Ich glaub, hier ging's los. Das hab ich vorhin gar nicht so richtig mitbekommen, aber jetzt wird mir das klar.“

T.: Herr Marx, was haben Sie eben gesehen?

M.: Mhmm, da ist wohl irgendwas schiefgegangen. Versteh ich eigentlich gar nicht.

T.: (läßt einen Teil der eben gezeigten Sequenz ohne Ton nochmals laufen)

Wenn Sie sich und Herrn Engels jetzt so betrachten, was für eine Stimmung kommt da rüber?

M.: Ja, ich bin ja gar nicht in Kontakt mit Dr. Engels, schau ja dauernd auf'n Tisch, sitz da wie so'n nasser Sack mit Kugelschreiber.

T.: Nehmen Sie doch mal kurz die Haltung ein. Wie fühlt sich das jetzt für Sie an?

M.: (nimmt die Haltung ein, wiederholt auch einige der Bewegungen, tippt mit dem Kuli auf seine Unterlagen, sackt weiter in sich zusammen)

Tja, da sind zwei Gefühle. Einmal sowas Hilfloses, so'n Betteln, Anbitten. Und die Hand, die ist ganz anders. Die ist bestimmt, sticht auf die Punkte.

T.: Ja, bleiben Sie doch mit beiden Seiten im Kontakt. Verstärken Sie die Bewegung ruhig ein wenig.



M.: Ganz komisch. Das ist so, wie wenn ich mit meinem Vater rede und von dem was will, was mir doch zusteht. Da ist so Vorwurf drin, so Jammern, und irgendwie bin ich auch störrisch dabei.

T.: Versuchen Sie doch einmal, diese Haltungen in einen oder zwei Sätze zu bringen. Was sagen die?

M.: (nach längerem Spüren und Verstärken der Bewegungen) Gib! Gib! Ich habe ein Anrecht. Bitte sichere mich ab. (Setzt sich plötzlich auf). Auweia, so'n Bart.

T.: Was hat so'n Bart?

M.: Na, ist doch klar, daß der Engels da aussteigen muß, wenn der so angefleht und gleichzeitig unter Druck gesetzt wird. Das kenn ich. Das ist eine ganz alte Geschichte. Aber was soll ich denn da nun tun?

T.: Was, denken Sie, wäre besser?

M.: Weiß ich doch nicht.

T.: Wie wäre es, wenn wir die Szene noch einmal anspielen. Sie sind der Personalchef und Dr. Engels macht den Herrn Marx.

M./E.: Ok, ok, mal seh'n, was das wohl soll.

Beide spielen mit sichtlichen Schwierigkeiten am Anfang die oben beschriebene Sequenz noch einmal an. E. sackt in sich zusammen, spielt M.'s Verhalten aber ohne Überzeichnung, sondern sehr ernsthaft.

M. als „E.“: Mann Gottes, Marx. Was soll das denn? Ich denke, Sie wollen hier Betriebsleiter werden? Oder trainieren Sie für Ihre Pensionierung? (Wird ziemlich bissig im Tonfall). Was ist denn das für eine Haltung. Reißen Sie sich doch mal am Riemen. Sehen Sie immer so aus?

T.: Wer spricht da im Augenblick, Herr Marx?

M.: (Überlegt ganz kurz) Ja, das sind genau die Sprüche von meinem alten Chef. So hat der immer andere runtergeballert. Mich aber nie.

T.: Haben Sie die Sprüche auch schon mal zu hören bekommen?

M.: Nein, nie. Würde ich mir auch nicht bieten lassen. (Sackt zusammen)

T.: Spüren Sie doch mal Ihre Haltung im Moment. Was ist eben passiert?

M.: (Tränen, leise Stimme) Das sind genau die Sprüche von meinem Vater. Damit schikaniert er mich, seit ich denken kann.

T.: Und was machen Sie?

M.: Ich zieh' mich zurück und pieks ihn mit dem Bleistift fest (lacht und weint).

T.: Und das läuft dann ganz gut so?

M.: Ja, ich tricks mich jedesmal aus damit. Ne, so geht das nicht weiter. Was kann der Personalchef denn für meinen blöden Vater.

T.: Was wollen Sie tun?

M.: Na erstmal, ich hab ja wirklich was anzubieten, was dem nützt. Und er braucht das, sonst hätte er mich ja nicht bestellt.

T.: Ja. Schauen wir uns doch noch einmal gemeinsam die wirkliche Situation an.

Im weiteren Verlauf werden auch von anderen Gruppenmitgliedern, besonders von Herrn Engels, Elemente einer unangemessenen Präformierung der Szene durch die Szenen der Vergangenheit (und der familiären Gegenwart) benannt. Herr Marx will noch einmal ein Bewerbungsgespräch führen, aber mit einem anderen Personalchef, der weniger freundlich ist. Es gelingt ihm, sich angemessen als den richtigen Mann für den fraglichen Job darzustellen. Die angearbeiteten Reaktionen auf den Vater fehlen in dieser Alternativszene; sogar ein Zugeständnis, von der überhöhten Gehaltsforderung abzugehen, ist möglich. Herr Marx beschließt, sich nicht als Betriebsleiter, sondern zum Wiedereinstieg eine Etage tiefer zu bewerben. „Ich weiß, daß ich was kann. Das werde ich dann schon bringen, vielleicht wieder Betriebsleiter zu werden. Aber erstmal brauch ich

einfach die Arbeit und die Kollegen. Da wird man ja ramdösiger, wenn man keine Bestätigung in der Arbeit hat und einem das auch noch dauernd vorgehalten wird.“

In unserem Beispiel hat Herr Marx ständig von einem „wir“ gesprochen und dabei seine alte Firma gemeint. Dabei schloß er seinen Gesprächspartner aus bzw. signalisierte ihm eine immer noch bestehende Abhängigkeit von der alten Firma. Statt dem Gesprächspartner zu vermitteln, wo denn der Nutzen liegt, den er erwarten kann, stellte Herr Marx Fragen nach seinen Punkten „Lohn und Sicherung“. Damit drückte er das Interesse des Gesprächspartners und baute sogar leichte Ablehnung auf (auf leichte Verwirrung folgte bei Dr. Engels zumindest Skepsis). Dieses zwar authentische, aber zu egozentrische Gesprächsverhalten findet sich häufiger, als man es erwarten sollte. Selbst Seminar Teilnehmer, die in ihren früheren Tätigkeiten spezialisiert waren, Kunden zu beraten oder Kunden ein Produkt zu verkaufen, zeigten in Bewerbungsgesprächen diese Unfähigkeit, den Gesprächspartner zum Zentrum des Gesprächs zu machen und ihn dadurch zu erreichen. Das mag den Streß verdeutlichen, unter dem langzeitig Arbeitslose stehen, wenn sie sich bewerben.

Die weitere Entwicklung von Herrn Marx verlief nicht ganz so glatt wie er es erhofft hatte. Aber nach drei Monaten besorgte ihm ein anderes Mitglied aus der nach dem Seminar gebildeten Selbsthilfe- und Kontaktgruppe einen Vertretungsjob. Dort bewährte er sich so gut, daß er einer anderen Firma, bei der er sich schon einmal erfolglos beworben hatte, empfohlen wurde.

Die Strategie, vor einem Einüben angemessenen Bewerbungsverhaltens nach vergangenen Szenen zu suchen, die sich über die zukünftige legen könnten, ist nicht in jedem Fall erforderlich. Aber bei Klienten, die trotz hoher Qualifikation und Mobilitätsbereitschaft längere Zeit keinen Arbeitsplatz gefunden haben, liegt die Annahme nahe, das Verhalten in einem Bewerbungsgespräch könne ein Faktor für die Nichtvermittlung sein. Noch eine Anmerkung zu diesem Vorgehen: die Arbeit mit Video-Feedback muß gut vorbereitet werden, möglichst durch längere Gewöhnung an die Kamera in Situationen, die unproblematisch und ich-fern sind. Video-Feedback kann ein mächtiges Hilfsmittel sein, genauso gut auch eine zeitraubende Spielerei.

Einer der wichtigsten Effekte scheint mir neben der Konservierung und Konfrontation die Wiedergabe von Äußerlichkeiten zu sein, wodurch der Klient die Chance hat, in Grenzen sich so zu sehen, wie er von anderen erlebt wird. Natürlich sieht er sich mit seinen eigenen Augen meist wesentlich kritischer und unnachsichtiger als die Umwelt. Wird die Betrachtung jedoch gezielt auf ein „oberflächliches Hinschauen“ gelenkt, kann der innerlich zittrige Darsteller eventuell erleben, daß er gar nicht zittrig wirkt. Diese Möglichkeit, mit einem Quasi-Fremdbild zu arbeiten, ist allerdings auch verführerisch. Sie kann leicht für oberflächliche Rhetorik mißbraucht werden, deren Vertreter dann nicht nur ihre Umwelt betrügen, sondern durch den Mangel an Authentizität hinter der video-trainierten Fassade auch sich selbst. Im Kontext integrativer Drama- und Bewegungstherapie läßt sich dieses Risiko geringhalten, selbst bei einer Klientel, die durch lange Trai-

ningserfahrung abgebrüht ist. Die Gruppe stellt hier ein sehr schönes Korrektiv dar, besonders nach einer Unfreezing-Phase, wie sie oben beschrieben worden ist. Wenn mehrere Gruppenmitglieder die Erfahrung gemacht haben, daß Sich-Öffnen nicht zum befürchteten „Schlachtfest“ (wie es ein altgedienter, seminarerfahrener Autokäufer ausdrückte) führt, sondern im Gegenteil zu einer ehrlichen und wahrhaftigen Begegnung, entsteht ein Klima permanenter Veränderungsbereitschaft und gegenseitiger Hilfe.

Die Gruppen, in denen Ansätze dieser Erfahrung entstehen konnten, entwickelten nach Abschluß unserer Seminare in Zusammenarbeit mit der lokalen Arbeitsverwaltung Selbsthilfensätze, die einmal einfach weiterer Kontaktpflege dienen sollten, aber auch ganz konkret als Stütze für weitere Orientierungsprozesse, Umorientierungen oder als Krisenmanagementgruppen fungieren. Es sind zum Teil Freundschaften zwischen Menschen entstanden, die sich unter „normalen“ Umständen wohl nur per Faustkontakt getroffen hätten. Andererseits läßt diese Arbeit keinen Euphemismus zu: zum Teil durch äußere Bedingungen und zum Teil durch die spezifische Problematik dieser Klientel entstehen Schwierigkeiten und Grenzen der soziotherapeutischen Arbeit. Institutionelle Probleme lassen sich manchmal nicht ausräumen; strukturelle Zwänge auf dem Arbeitsmarkt und auf dem Arbeitslosenmarkt verhindern vernünftige Innovationen z. B. in der Werbestrategie der Seminarteilnehmer. Die Nahtstelle zwischen Counseling und Therapie ist schwer abzudecken, weil für das erstere noch die Arbeitsverwaltung zuständig, für die Therapie niemand mehr verantwortlich ist. Folgesymptome längerer Arbeitslosigkeit werden zuweilen nicht entdeckt und wirken sich dann in den Gruppen verheerend, zumindest prozeßstörend aus (die Vermischung von Patienten mit Klienten in einer Gruppe wird beiden nicht gerecht). Weiter sind neben solchen Programmen wie dem, innerhalb dessen die hier geschilderten Interventionen möglich waren, zahllose Programme verschiedenster Träger auf dem nicht unlukrativen Markt, die mit traditionellen Vermittlungs- und Druckmethoden arbeiten, die Gesamtheit der Ansätze dadurch bei den potentiellen Klienten in Mißkredit bringen, Widerstände erst erzeugen und auch die Bereitschaft der verschiedenen Arbeitsverwaltungen reduzieren, mit innovativen Ansätzen zu experimentieren.

Ein ernsthafter Erfolg dieses Ansatzes wäre zu erzielen, wenn neben strukturellen Veränderungen wie Förderung privater Initiativen, Entlastung der Arbeitsamtsberater von fachfremden und aufgaben-hindernden Belastungen, gezielte Entwicklung in den Verwaltungen (Organisationsentwicklung, vgl. *Lauterburg 1978; Sievers 1977*) und qualifizierende Weiterbildung der Berater (etwa in Gesprächsführung im Be-

ratungs-Setting) vorangetrieben würden. Derartige Interventionen im hilfreichen Umfeld der Arbeitslosen könnten durch die effektivere Beratung und durch die reibungslosere Zusammenarbeit mit den verschiedenen psychologischen Diensten und den Consulting-Instituten die Kosten derartiger Maßnahmen eher rechtfertigen, als die gegenwärtigen Um- und Nach- und Verschulungen. Die Arbeitsverwaltung würde damit auch ihrem Auftrag leichter entsprechen können und sich von dem Ruch befreien, Karteikartensammelstelle zu sein. Die Ansätze und Ergebnisse einiger Soziotherapie- und Motivierungs-Seminare sind eigentlich ermutigend und eine Bestätigung für die innovationsbereiten Menschen in der Verwaltung.

### Literatur

- Brim, O., Wheeler, S., *Erwachsenen-Sozialisation*, dtv-thieme, Stuttgart 1974.
- Capra, F., *Der Kosmische Reigen*, Barth, Scherz, Bern 1977.
- Eschenröder, Ch., *Theorie und Praxis der rational-emotiven Therapie*, *Int. Therapie* 2/1977.
- Frese, M., Mohr, G., *Die psychopathologischen Folgen des Entzugs von Arbeit*, in: *Frese, Greif, Semmer (Hg), Industrielle Psychopathologie*, Huber, Bern 1978.
- Grof, S., *Topographie des Unbewußten*, Klett-Cotta, Stuttgart 1978.
- Grof, S., *Halifax, J., Die Begegnung mit dem Tod*, Klett-Cotta, Stuttgart 1980.
- Grof, S., *LSD-Psychotherapy*, Hunter House, New York 1980.
- Großkurth, P. (Hg.), *Arbeit und Persönlichkeit*, Rowohlt, Reinbek 1979.
- Haller, I., *Psychodrama und Theaterarbeit*, *Int. Therapie* 1/2/1979.
- Heinl, H., Petzold, H., *Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention bei Störungen aus der Arbeitswelt*, *Int. Therapie* 1/1980.
- Hockel, M., Kolb, W., *Prävention bei Risikozielgruppen: Das Beispiel langfristig Arbeitsloser*, in: *Hockel, Feldhege* 1981.
- Hockel, M., *Feldhege, F.-J., Handbuch der angewandten Psychologie*, Bd. 2, Mod. Industrie, München 1981.
- Jantsch, E., *Waddington, C. (Hg), Evolution and Consciousness*, Addison-Wesley, Mass., 1976
- Jantsch, E., *Die Selbstorganisation des Universums*, Hanser, München 1979.
- Jaquenoud, R., Rauber, A., *Intersubjektivität und Beziehungserfahrung*, Beiheft zur *Integrativen Therapie*, Junfermann, Paderborn 1981.
- Lauterburg, Ch., *Vor dem Ende der Hierarchie*, Econ, Düsseldorf 1978.
- Lay, R., *Manipulation durch die Sprache*, Wirtschaftsverlag Langen-Müller/Herbig, München 1977.
- McClelland, D., *Macht als Motiv*, Klett-Cotta, Stuttgart 1978.
- Perls, F., Goodman, P., Hefferline, R., *Gestalt therapy*, Julian Press, New York 1951; dt.: *Gestalt-Therapie*, 2 Bde., Klett-Cotta, Stuttgart 1979.
- Perls, F. S., *Gestalt, Wachstum, Integration*, Junfermann, Paderborn 1981.
- Petzold, H., *Gegen den Mißbrauch von Körpertherapien*, in: *Petzold, H. (Hrsg.), Die neuen Körpertherapien*, Junfermann, Paderborn 1977.
- Petzold, H., *Psychodramatherapie*, Junfermann, Paderborn 1979.
- Petzold, H., *Dramatische Therapie*, Hippokrates, Stuttgart 1981a.

- Petzold, H.*, Sich selbst im Lebensganzen verstehen lernen, in: *Schneider, H. D.*, Vorbereitung auf das Alter, Schöningh, Paderborn 1981b.
- Petzold, H.*, Gestaltdrama, Totenklage und Trauerarbeit, 1981c, in *Petzold* (1981a).
- Petzold, H.* Integrative Dramatherapie, in *Petzold* (1981a).
- Prigogine, I., Stengers, I.*, Dialog mit der Natur, Piper, München 1981.
- Rosnay, J. de*, Das Makroskop, Rowohlt, Reinbek 1979.
- Sievers, B.*, Organisationsentwicklung als Problem, Klett-Cotta, Stuttgart 1979.
- Tobin, St.*, Abschiednehmen — Gestalttherapie und Trauerarbeit, *Gestaltbulletin* 2/3 (1980) 49-65.
- Tomaszewski, T.*, Tätigkeit und Bewußtsein, Beltz, Weinheim 1978.
- Vester, F.*, Neuland des Denkens, DVA, Stuttgart 1980.
- Voss, R.*, Marketing für Ihre Karriere, *marketing journal* 1980.
- Watts, A.*, Der Lauf des Wassers, Barth/Scherz, Bern 1976.
- Watts, A.*, Die Illusion des Ich, Kösel, München 1980.
- Weinert, A.*, Lehrbuch der Organisationspsychologie, Urban & Schwarzenberg, München 1981.
- Wolff, L.*, Berufszielfindung und Studien-Strategie, GABAL, Speyer 1978.
- Zukav, G.*, Die tanzenden Wu Li Meister, Rowohlt, Reinbek 1981.

# Das Arbeitspanorama

Hildegund Heintl, Hilarion Petzold,  
Anne Fallenstein

*„Was der Mensch ist,  
sagt ihm nur seine Geschichte“  
(Dilthey)*

Das Arbeitspanorama ist eine diagnostisch-therapeutische Variante der Lebenspanorama-Technik (Petzold 1975), durch die für den Patienten eine Übersicht über seine „Geschichte mit Arbeit“ möglich werden soll. In der bildnerischen Darstellung aller wichtigen erinnerbaren Erfahrungen mit Arbeit werden ihm gleichsam in einer „Synopsis“ die Einflüsse seines sozialen Feldes und seine Reaktionen auf diese Einflüsse, die zur Ausbildung bestimmter Haltungen und Einstellungen führten, erkennbar und verstehbar. Im Bild artikulieren sich neben den bewußt erinnerten Inhalten über das Medium des Malens die Diskurse des Unbewußten. Es wird damit ein reiches und vielseitiges Material im konkreten Handeln der bildnerischen Darstellung und ihrer Aufarbeitung geschaffen, das den Klienten wie auch den Therapeuten zu Aktionsforschern macht (Bilitza 1981) und ihnen eine Fülle von Anregungen, Auswertungen und Interpretationen bietet, deren Komplexität nur schwer zu reduzieren ist. Die vorliegenden Materialien wurden aus umfangreichen Protokollen, Aufzeichnungen und Bildsammlungen ausgewählt, um einen vorläufigen und in vieler Hinsicht tentativen Bericht über das Arbeitspanorama, das besonders von H. Heintl seit Jahren praktiziert wird, zu geben. (Bildbeispiele S. 399ff)

## 1. Fallbeispiel

*Maritta betrachtet versunken ihr Bild. Sie hat Tränen in den Augen. Wir sitzen vor dem großen Bogen, auf dem sie ihr Arbeitspanorama gezeichnet hat. Wir betrachten es, und sie beginnt zu sprechen: „Hier auf der ersten Darstellung links unten, da bin ich noch ganz klein, bei meinem Opa auf dem Acker und schau ihm beim Pflügen zu. Er war Bauer, mein Vater auch. Er war kräftig, und es war schön, ihm bei der Arbeit zuzuschauen. Er hat ohne Worte gehandelt. Es war eine ganz*

*andere Arbeit, als ich jeden Tag tue (sie ist Sozialarbeiterin). In meiner Arbeit muß ich reden, und nach einer Stunde sehe ich gar nicht, was ich getan habe, und weiß nicht, ob das gut war. Er weiß, wie er das alles machen muß. Alles geht seinen gewohnten Gang im Kommen und Gehen, im Säen und Ernten.“ Maritta ist ganz in ihr Bild vertieft. „Mir ist, als ob ich den Geruch von Erde wahrnehme. Arbeit ist Ordnung. Sie ist voraussehbar im Jahreszyklus. An den Jahreszeiten kann ich mich orientieren. Das gibt mir Sicherheit und Gewißheit. Im Jahresrhythmus finde ich meine Ordnung.“ Erst jetzt wird ihr bewußt, daß sie selbst nie körperlich schwer gearbeitet hat. Sie ist zierlich wie ihre Großmutter, die viele Kinder hatte, und sie betrachtet dabei ihre schmalen, zarten Hände. „Ich war ein fröhliches Kind. Die Familie und das Dorf waren meine Welt.“*

*Ihre Stimme wird leise: „Als ich acht Jahre alt war, kam ein schwerer Einbruch in mein Leben. Da wurde alles anders.“ Sie zeigt auf die zweite Darstellung. „Hier sitzt mein Vater auf dem Stuhl, schweißüberströmt, kaputt und traurig. Die Mutter ermahnt uns Kinder zu Ruhe und Rücksichtnahme. Gemeinsame Mahlzeiten gibt es nicht mehr. Der Vater hat die Landwirtschaft aufgeben müssen, weil sie sich nicht mehr trug, und er arbeitet jetzt als Schichtarbeiter in der Fabrik. Hier (sie deutet auf das Panorama) sitze ich in der Ecke, ganz für mich, zurückgezogen, ohne Kontakt und lese und lese. Die Arbeit hat sich für mich gewandelt. Arbeit ist Schweiß, Hitze, Lärm, Mühe, Resignation, Pflicht zur Erhaltung der Familie. Ich verstehe die Welt nicht mehr und flüchte mich in meine Bücher.“*

*T: „Und wie wars in der Schule?“ Auf meine Frage berichtet sie, daß sie gern in die Schule gegangen sei und leicht gelernt und ihre Lehrerin sehr geliebt habe. Diese Lehrerin wurde später, während ihres Studiums, zu ihrem Leitbild. Maritta steht offenbar im Wiedererleben dieses Lebensabschnittes so stark unter dem Eindruck der bedrückenden, häuslichen Situation, daß ihr dieser positive Aspekt, die gute Erfahrung der Schule, nicht zugänglich ist.*

*„Hier, auf der dritten Darstellung, habe ich das Fabrikgebäude gezeichnet, in dem mein Vater arbeitet. Die Hitze, der Dampf und die Maschinen haben mir viel Angst gemacht, und ich habe oft davon geträumt. Unser Leben wird immer trostloser.“ Während die erste Darstellung farbig ist, sind die weiteren drei Bilder nur mit schwarzem Stift gezeichnet. Die vierte Darstellung zeigt das Bürogebäude der Fabrik. „Wie ein Gefängnis sieht es aus. Die Fenster wie Gitter. So habe ich mich auch dort gefühlt. Die ganzen drei Jahre während meiner kaufmännischen Lehre dort.“ Sie denkt mit Schrecken an die Lehrzeit. „Ich war fest entschlossen, nach der Lehre die Familie und das Dorf zu ver-*

lassen und über den zweiten Bildungsweg zu studieren. Und hier — sie deutet auf das Panorama — seht ihr mein Studium, wie ein Sonnenfleck in meinem Leben. Die gelbe Farbe und den grünen Baum und die Freunde. Ich bin die erste in meiner Familie, die studiert. Die haben sich viel Sorgen um mich gemacht, daß ich heruntergekommen und verwaorlost aus der Großstadt heimkommen könnte.“

Die nächste Darstellung zeigt eine therapeutische Gesprächssituation: Maritta mit einem Klienten, der ihr gegenüber sitzt. Plötzlich bricht sie in Tränen aus. „Ich habe die Nähe verloren, die Natur, die Jahreszeiten. Ich sitze in meinem Zimmer und weiß nicht mehr, was draußen los ist.“ Trauer kommt auf. Sie nimmt schmerzlich Abschied von ihrer Kindheit, dem Großvater und der Landschaft. Sie schaut auf das letzte Bild des Panoramas: Das Fenster über ihrem Schreibtisch öffnet ihr den Blick nach draußen in die Zukunft. „Ich muß meine Berufssituation verändern. Ich will wieder mehr in der Natur leben.“

### *Interpretative Auswertung*

Maritta war dem Dorf entwachsen. Sie hatte nie selbst Landarbeit verrichtet, aber schon als Kind die Fabrik, die sie in soviel Ängste gestürzt hat, verabscheut. Und doch hat sie ihre Lehrzeit in der Fabrik gemacht, obgleich sich ihr auch andere Möglichkeiten geboten hätten. Mußte sie ein Stück den Leidensweg ihres Vaters gehen, um sich dann ablösen zu können? Wir gehen diesen Fragen nach. Nach der Einstellung der Mutter zur Arbeit befragt, erinnert sie sich plötzlich an einen oft gehörten Ausspruch ihrer Mutter: „Ich wollte immer Lehrerin werden, aber wir hatten kein Geld.“ Maritta hatte diesen Satz bisher noch nicht im Zusammenhang mit ihrem Bildungsweg gesehen. Hat sie den Wunsch der Mutter nach Bildung und Beruf erfüllt und gelebt? Sie ist nachdenklich geworden. Sie erkennt, daß sie Berufs- und Lebenszufriedenheit nur gewinnen kann, wenn sie herausfindet, was sie selbst möchte, welche Einflüsse ihrer Eltern sie bejahen kann und welche sie einengen. Die Zusammenschau der Darstellungen im Arbeitspanorama haben ihr Perspektiven eröffnet, durch die sie sich in ihrem Arbeitsleben besser zu verstehen vermag.

Das Beispiel hat, so hoffen wir, deutlich gemacht, wie durch die Panoramatechnik, hier in der Form des Arbeitspanoramas, ein unmittelbarer Zugang zu „Lebensstilen“ (Adler), „Scripts“ (Berne), zu bestimmenden „Szenen“ (Petzold) gewonnen werden können. Die Arbeit als einer der zentralen Bereiche des menschlichen Lebens, der der Erhaltung der physischen Existenz einerseits und dem Gewinn von Identität andererseits dient (vgl. Petzold, Heint dieses Buch, S. 180), ist in besonderer Weise mit gesellschaftlichen Normen und Sanktionen verbunden



und nimmt im Sozialisationsgeschehen einen hohen Stellenwert ein. Hinter den Ermahnungen, Geboten, den Vorbildhandlungen der Eltern in bezug auf die Arbeit, steht das Gewicht jahrhundertealter Traditionen. Der Diskurs arbeitender Hände und Gehirne wälzt sich durch die individuellen Biographien und prägt ihnen seine Züge auf. Die persönliche Archäologie, die Rekonstruktion der beeinflussenden Fakten unserer Lebensgeschichte, der die Panoramamethode dient, wird damit eingebettet in die kollektive Archäologie, die Bemühungen um die historische Rekonstruktion (*Foucault 1972*) der Arbeit in unserer Kultur.

Das angeführte Fallbeispiel macht dies in eindrücklicher Weise deutlich. Die angestammte Landwirtschaft, der elterliche Betrieb „trägt sich nicht mehr“. Der Weg des Vaters in die Fabrik ist ein kollektiver Marsch, den tausende von Häuslern und Kleinbauern beschreiten mußten. Die Tochter leidet noch an diesem Bruch, der sich in ihr durch vikarielle Partizipation (*Bandura*) in subtiler Weise mitvollzog. Wir sind vom persönlichen Schicksal unserer Familien und den Einbrüchen epochaler Veränderungen nicht abtrennbar, auch wenn wir mit den Ereignissen unmittelbar nichts zu tun zu haben scheinen.

In der Psychotherapie werden wir immer häufiger mit Störungen aus der Arbeitswelt konfrontiert — zumindest wenn wir bereit sind, auf diesen Bereich hinzuschauen. Wir fassen unter dem Begriff der „Störung“ alle Einflüsse, die einen organischen und sinnhaften Ablauf von Lebensvollzügen negativ beeinflussen (im Sinne von Deformation, Verwirrung, Ver-rückung, Verhinderung)<sup>1)</sup>

Es können darunter auch qualitative Veränderungen im historischen Kontinuum gefaßt werden. Das Arbeitspanorama ist ein diagnostisch-therapeutisches Instrument, das zu den individuellen Störfaktoren der Biographie (hier im Hinblick auf die Arbeit) einen Zugang vermittelt, das aber auch dem Klienten Dimensionen der Reflexion auf den gesamtgesellschaftlichen und historischen Hintergrund bietet. Es wird damit eine Möglichkeit persönlicher und übergreifender *Hermeneutik* eröffnet, indem die persönliche Geschichte der Arbeit aus Geschichten und Szenen der Biographie lebendig werden können, die wiederum ein Stück Zeitgeschichte sind. So wird es dem Gestalter und Betrachter des Panoramas möglich, das Verhältnis, das er zur Arbeit hat, zu erfassen, um darüber hinaus vielleicht zu *seinem* Begriff von Arbeit vorzudringen und in einer weiteren Überschreitung ihn als Begriff seiner Zeit zu verstehen, den er bejahen, verneinen oder abändern kann. Es wird mit

---

<sup>1)</sup> Wir verwenden damit einen weiter gefaßten Störungsbegriff als den, den *Schwendter* (dieses Buch S. 40f) in der Kritik unseres Aufsatzes bei uns annimmt.

der Panoramatechnik gleichzeitig eine neue Methode der Datenerhebung und der therapeutischen Intervention vorgestellt, die theoretisch in den Rahmen der integrativen Therapie eingebettet ist, wie sie von Petzold im Rahmen des „Fritz Perls Instituts“ entwickelt wurde, eine Methode qualitativer Analyse, ein Instrument der Aktionsforschung (Petzold 1983), in der Forschung und Intervention nicht getrennt sind und der Klient zum „Mitforscher“ wird (Moreno 1941).

## 2. Fallbeispiel

Josef, 67 Jahre alt, sitzt vor seinem Arbeitspanorama, das in einer Gruppe älterer Menschen, die Probleme mit dem Ruhestand hatten, angefertigt wurde (dieses Buch S. 427ff). Er hatte zuletzt in einer Schuhfabrik als Verwalter des Materiallagers gearbeitet. Sein Vater war Gerber. „Der hat sich mühevoll sein Brot verdient. Es war eine harte Arbeit, die schweren Häute zu bereiten. Damals gab es dafür noch keine Maschinen. Er war nicht sehr stark. Er hat sich wirklich gequält, und krank werden durfte er nicht. Dann gab's nichts zu beißen. Hier — er zeigt auf sein Bild — ist die Gerberei. Wir sind als Kinder nicht gern dahingegangen. Das stank so. — Hier mußten wir alle Holz für den Winter machen. Ich habe mir geschworen: Gerber werde ich nicht. Das Bild da zeigt meine Lehrstelle. Ich bin zu einem Schäftemacher in die Lehre gegangen. Bin also beim Leder geblieben. Nach der Lehre bin ich herumgezogen. Da war ich in Braunschweig in einem Betrieb. Und dann ein paar Jahre in Nürnberg. Hier, dieses Bild zeigt meine eigene Werkstatt. Das Geschäft geht schlecht. Es ist ein aussterbender Beruf. Das habe ich bald gemerkt. Ich war der letzte Schäftemacher in Düsseldorf. Eine Rarität. Ich habe ein paar Jahre für das Opernhaus gearbeitet, für die Kostümabteilung. Das war ein leichtes Brot. Ich kam mir oft richtig schlecht vor. Das Geld für das bißchen Arbeit! Na ja, die Quittung habe ich bekommen. Es war nicht mehr genug Arbeit für mich da. Ich mußte dann in die Fabrik. In eine Schuhfabrik. Nach 25 Jahren als Selbständiger. Das war bitter. An der Maschine stehen. Der Lärm und das Tempo. Das war nichts für mich. Das war keine Arbeit mehr. Das hat mich auch krank gemacht. Ich habe dann zum Glück vor der Rente das Lager gekriegt. Das war ein ruhiger Job. Wenn ich so zurückschaue, ich war gerne Schäftemacher. Ein weicher, glatter Stiefelschaft unter der Hand, das fühlt sich gut an (macht eine Bewegung, als ob er mit den Händen über das Leder streicht). Mein Vater hat das Leder noch von Hand geglättet. Das gibts heute nicht mehr. Ist schon seltsam, einen ausgestorbenen Beruf zu haben.“

### *Interpretative Auswertung*

Das Beispiel macht in vielfältiger Weise die Verschränkung von persönlicher Lebensgeschichte und geschichtlicher Entwicklung mit ihren Implikationen für das Konzept von Arbeit deutlich. Die Arbeit des Vaters wird als Mühsal empfunden. Eine schicksalgegebene Notwendigkeit, der der Junge entrinnen möchte, aber er kann sich nicht ganz aus dem Bezug des Vaters lösen, er „bleibt beim Leder“, verarbeitet das veredelte Produkt. Sein Beruf wird Opfer der veränderten Konsumgewohnheiten einerseits und der veränderten Produktionsmöglichkeiten durch fabrikmäßige Herstellung andererseits. Die exklusive Arbeit für das Opernhaus kann nicht als „wirkliche Arbeit“ angenommen werden. Josef reagiert mit Schuldgefühlen. Seine Tätigkeit grenzt für ihn fast schon an Müßiggang, für den er „die Quittung“ erhält: belastende Tätigkeit an der Maschine, die nicht mehr als Arbeit erlebt wird, weil sie nicht mehr selbstbestimmt ist, sondern fremdverfügt vom Tempo der Maschine diktiert wird, und weil sie keinen Bezug zum Geschaffenen mehr zuläßt. Es ist keine Zeit mehr da, über einen glatten, wohlgelegenen Schuh zu streichen. Es sind zu viele Schuhe, um zum Einzelstück noch einen Bezug zu haben. Die Lagerverwaltung weist wieder ein neues Arbeitsverständnis auf. Es ist ein „ruhiger Job“, eine Tätigkeit, in die man sich nicht investiert und deren Öde man im Hinblick auf die bevorstehende Pensionierung gerade noch ertragen kann.

Das Arbeitspanorama von Josef spiegelt einen permanenten Bedeutungswandel des Begriffes Arbeit in seinem Leben wider, ein Phänomen, das sich in vielen Arbeitspanoramen der Gruppe fand, und das von den Teilnehmern auch erkannt und benannt wurde. Es entwickelte sich eine Diskussion, die zur Grundlage des Selbstverständnisses der eigenen Tätigkeit in der Pensionierung wurde, in einem Leben „ohne Arbeit“. Dabei erkannten die Teilnehmer im Hinblick auf die Vielzahl der Tätigkeiten in ihrem Alltagsleben, daß sie durchaus „vollbeschäftigt“ waren und Unzufriedenheit häufig daraus erwuchs, daß sie dieses Tun aufgrund ihres Vorverständnisses nicht als sinn- und wertvolle Arbeit zu werten vermochten.

Deutlich wurden in der Art der Darstellung auch geschlechtsspezifische Differenzen bzw. die Einflüsse spezifischer Sozialisationsfelder. Bei stark religiös bestimmten Teilnehmern zeigte sich deutlich die im jüdisch-christlichen Denken wurzelnde Polarität von Arbeit und Muße. Die Arbeit wurde als Mühe (1 Mose 3,17) gesehen, der Feiertag wurde geheiligt. Auch Konzepte wie „standesgemäße“ und „niedere“ Arbeit wurden deutlich: „das ist keine Arbeit für dich“ — oder: „den ganzen Tag hinterm Schreibtisch sitzen, das ist doch keine Arbeit“. Die

seit der Antike sich durchziehende Wertung von niederer und höherer Arbeit (das Kriegshandwerk und die Landarbeit) wurde durch *Luther* eingeebnet, mit dem Hinweis, daß vor Gott alle Arbeit gleich sei, solange sie nur im rechten Geist des Dienens und der Demut vollbracht und geduldig als göttliche Prüfung hingenommen werde, ein Arbeitsethos, das sich im sprichwörtlich gewordenen „preußischen Pflichtbewußtsein“ ungebrochen fortsetzte und bis heute in manchen Familien die Haltung zur Arbeit bestimmt.

Auch die Auswirkungen der calvinistischen Prädestinationslehre, die die Auffassung vertrat, daß geschäftliche Erfolge im Diesseits Ausdruck göttlichen Wohlgefallens und ein Zeichen für einen guten Platz im Jenseits seien, lassen sich in Arbeitspanoramen feststellen. Es führte diese Doktrin bekanntlich vor allem in Nord-West-Europa und, vermittelt durch die Pilgrim Fathers, in den USA zu einem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung, der auf die rastlosen Arbeitsanstrengungen der Gläubigen zurückgeführt werden konnte (*Weber* 1904). Von diesem Standpunkt aus war natürlich jemand, der ein beschauliches Leben genoß, ein unmoralischer Zeitgenosse, ein „Faulpelz und Tüchtgut“.

Im Zuge der industriellen Revolution rückte die Arbeit — zunehmend in Form abhängiger Lohnarbeit — immer mehr in den Mittelpunkt der menschlichen Existenz. Eigenständige Erwerbsformen verloren ihre Basis, und die Betroffenen mußten ihre Arbeitskraft als Ware in industrialisierte Produktionsprozesse einbringen. Die beiden angeführten Beispiele lassen dies deutlich erkennen und zeigen auch, daß dieser Prozeß keineswegs abgeschlossen ist — die Mikroprozessoren leiten gerade eine neue Welle in dieser Entwicklung ein. Nachdem über lange Zeit die Arbeitnehmer den Arbeitgebern, den Besitzern der Produktionsmittel, hilflos ausgeliefert waren, (der Vater von Josef durfte nicht krank werden, damit er seinen Arbeitsplatz nicht verlor), wurden durch das Erstarken der Sozialdemokratie und die Entwicklung der Gewerkschaften die Arbeitnehmer in größerem Umfange gesichert, bis hin zum Konzept des „Rechtes auf Arbeit“. Arbeit wurde in diesem scheinbar gesicherten Kontext durch Philosophie und Anthropologie als Mittel zur Selbstbefreiung und zur Humanisierung der menschlichen Existenz gesehen (vor allem aufgrund der Möglichkeiten, mit Hilfe der Technik Naturzwänge zu überwinden). Eine Auffassung, die letztlich aber die Mechanismen der Ausbeutung von menschlicher Arbeitskraft und der Entfremdung und das Faktum der Ausbeutung ökologischer Ressourcen verschleierte.

Erst durch die Gesellschaftskritik der sechziger und siebziger Jahre wurden die Nachteile der sozialen „Leistungsgesellschaft“ aufgezeigt

und eine Humanisierung der Arbeitswelt gefordert. Es wurde aufgezeigt, daß alle Aspekte des Lebens, z. B. Bildung und Freizeit, in den Dienst der Arbeit gestellt bzw. ihr unter- und nachgeordnet wurden und unter dem Druck zahlloser „Sachzwänge“ sowie durch die Vermarktung buchstäblich jeder Lebensaktivität sich Inhumanität und Sinnlosigkeit breit machte. Es entstand eine Gegenwirkung, die nach Öko-Nischen suchte, um „von der Basis her“ wieder selbstbestimmte Arbeit und damit wieder sinnvollere Existenz zu ermöglichen (vgl. *Huber 1979*). Es ist ein Allgemeinplatz, daß Arbeit untrennbar mit der Geschichte der Menschheitsentwicklung verbunden ist; dennoch besteht nur wenig Bewußtheit („*awareness*“) für die sich ständig wandelnden Kontexte, Bedeutungszusammenhänge und Sinnzuschreibungen des Begriffes Arbeit, dies vor allem bei der Mehrzahl der Betroffenen, den Arbeitenden selbst. Das Arbeitspanorama bietet die Möglichkeit, jenseits der Abstraktion politökonomischer Analysen in der Darstellung der eigenen Arbeitsgeschichte und ihrer gemeinsamen Reflexionen in der Gruppe, über die Aspekte des individuellen Schicksals hinaus, die Wandlungen und die Verschiedenheit der historisch gewachsenen Bedeutungspotentiale des Begriffes Arbeit (*Riehl 1861*) bewußt und damit diskursfähig zu machen. Das Potential, das in der Verschiedenheit der Gruppen liegt, die nach dem Prinzip „Heterogenität ohne Extrempositionen“ (*Petzold, Berger 1978*) zusammengestellt werden, bietet ausgezeichnete Möglichkeiten, die Differenziertheit und Komplexität des Problems erfahrbar zu machen.

## Arbeit im Kontext der Sozialisation

Das Arbeitspanorama dient der Rekonstruktion der individuellen Sozialisationserfahrungen mit der Arbeit. Es ist hierzu in besonderer Weise aufgrund der Tatsache geeignet, daß in unserem Ansatz Sozialisation als die „*Internalisierung von Szenen und Szenensequenzen*“ verstanden wird (*Petzold 1982*). Der wahrnehmungs- und handlungsfähige Leib nimmt die Geschehnisse um sich herum und in sich zugleich wahr und speichert sie als Konfiguration von Eindruck und Reaktion, die sich szenisch konkretisieren. „Die Szene ist eine raumzeitliche Konfiguration, das Zusammenspiel von Kontext und Kontinuum. Sie spielt immer im Hier und Jetzt; aber sie hat auch Geschichte und Zukunft“ (*ibid.*). Durch die Verinnerlichung der Szenen und Stücke und der in ihnen gespielten Rollen über die Lebensspanne hin geschieht die Veränderung des Individuums einerseits und wird eine gewisse Stabilität andererseits gewährleistet. „Die im lebensgeschichtlichen Kontinuum erlebten Szenen sind keine Wirklichkeit, die einmal war und dann wieder

erlischt, sondern Wirklichkeit, die sich als ‚eingeprägte Szenen‘ fort-schreiben“ (ibid.).

Diese Kontinuität und Permanenz gibt uns einerseits Verhaltenssicherheit, zum anderen kann sie aber, sofern sie für die gegenwärtigen Anforderungen des Lebens nicht mehr angemessen oder dysfunktional ist, auch ein Hindernis darstellen, das sich zu schwerwiegenden Störungen ausweiten kann, sofern die Prozesse der Integration und Kreation, der „kreativen Anpassung“ (*creative adjustment*, Perls et al., 1951) und der „kreativen Veränderung“ (*creative change*, Petzold 1970) behindert werden. Ein ausgewogenes Verhältnis von Stabilität und Veränderung ist für einen gesunden Lebensvollzug — von Extremsituationen abgesehen — erforderlich. Sozialisation als „interaktionaler Prozeß, durch den das Verhalten aufeinander einwirkender Systeme (von denen zumindest eines als personales System ausgewiesen werden muß), entlang eines zeitlichen Kontinuums verändert wird“ (Petzold, Bubolz 1976) und zwar lebenslang, der aber gleichzeitig auch auf der Abspeicherung der Geschehnisse basiert, die die Interpretations- und Verhaltensraster für neue Situationen bereitstellen, ist demnach ein Geschehen von höchster Komplexität.

An diesen Prozeß ist insbesondere das Kind ausgeliefert, weil seine Rückwirkungsmöglichkeiten auf die Struktur der Szene, auf die Anordnungen in den Szenenfolgen, auf die Stücke, die gespielt werden, und auf die Art, wie sie gespielt werden, relativ gering sind. Sicher, auch das Kind wirkt sozialisierend auf seine Eltern und die übrigen Sozialisationsinstanzen zurück und verändert sie, jedoch ist das Maß der aktiven Partizipation im Sinne einer bewußten Beeinflussung und Steuerung nicht sehr groß. Der erwachsene Mensch hat die Möglichkeit, die Bedingungen, die verändernd auf ihn einwirken, in der Regel zu beeinflussen, sofern er sich ihrer bewußt ist. Er ist als Akteur jeweils konstitutiver Bestandteil der Szenen, in denen er spielt, und deshalb liegen auch mehr Veränderungsmöglichkeiten in seinen Händen.

Die Prägung, die das Kind durch die Welt der Erwachsenen im Hinblick auf seine Haltung und Einstellung zur Arbeit erfährt, ist von vielfältigen Variablen abhängig. Elternhaus, Schule und Milieu sind die bestimmenden Einflußbereiche. Es gibt nicht viele empirische Arbeiten über die „antizipatorische berufliche Sozialisation“ (vgl. van Maanen 1976; Heinz 1980). Vorliegende Studien zeigen aber, daß eine massive Fremdbestimmtheit der Berufswahl gegeben ist. Bednarz (1978) zeigt in seiner Übersicht von Untersuchungen zur „Freiheit der Berufswahl“, daß die meisten Jugendlichen nach Abschluß ihrer Lehre oder nach längerer Berufstätigkeit der Auffassung sind, daß sie in die jeweilige Berufsausbildung kanalisiert wurden. Das *Autorenkollektiv* des DGB-

Literaturberichts „Berufliche Sozialisation“ (1973) betont denn auch die Bedeutung der vorberuflichen Sozialisation in der Familie, durch die Interpretationsmuster zur Bewertung von und zum Verhalten in Arbeitssituationen vorbereitet werden. Die Rekonstruktion des Verhältnisses von Individuen zu ihrer Arbeitstätigkeit wird deshalb von der Autorengruppe — sie bezieht sich dabei auf psychoanalytische Konzepte — als wesentlich angesehen (1973, 156). Ihre hypothetisch formulierten Annahmen, daß aus dem unterprivilegierten Arbeitermilieu z. B. ich-schwache und mit einem rudimentären Über-Ich versehene Arbeitskräfte hervorgingen, die stabile Arbeiterschicht ein rigides Über-Ich hervorbringe usw., lassen sich mit der Methode des Arbeitspanoramas gut überprüfen, da dieses die familiären Sozialisationsbedingungen sehr klar darstellt.

Nach unseren Erfahrungen können allerdings derartig verkürzende Erklärungsmodelle nicht bestätigt werden, sondern es werden multimodale, komplexe Theorieansätze nahegelegt (vgl. z. B. Lempert, Franzke 1976), die die Vermaschung von Persönlichkeitsmerkmalen (von Kindern und beiden Eltern), von Familiendynamik, gruppenspezifischen Wertbindungen und Traditionen usw. berücksichtigen. Die Untersuchungen von Rodgers (1973) und Bertram (1978) zeigen, daß neben der *Interaktionsstruktur* des Familiensystems (z. B. gegenseitige Erwartungen, Freiheitsgrade, Zusammengehörigkeitsgefühl) und seiner *Organisationsstruktur* (z. B. Familiengröße, Wohngröße, Berufstätigkeit) auch die *psychosozialen Strukturen* (Verhaltensstile der Familienmitglieder) nachhaltigen Einfluß haben. Trudewinds (1975) differenzierte Untersuchung zur Identifizierung der an der Genese der Leistungsmotive beteiligten Umwelteinflüsse weist zwei ihrer drei Hauptdimensionen als auf das Familiensystem bezogen aus: die *Anregungsdimension* (Weite des Erlebnishorizontes, Stimulation durch Ausstattung der häuslichen Umwelt, Hilfe und Förderung bei den Schularbeiten, soziale Kontakte, Intensität und Güte der Spracherziehung) und die *Leistungsdruckdimension* (Anspruch der Eltern an die schulischen Leistungen des Kindes, Maßnahmen der Eltern zur Erzielung „guter“ Leistungen beim Kind, Sanktionsverhalten der Eltern, frühe Erziehung zur Entlastung der Eltern).

Für die psychotherapeutische Arbeit mit Problemen aus der Arbeitssozialisation wird es notwendig, diese komplexen Zusammenhänge mit dem Klienten erlebnisnah zu explorieren, d. h. die szenischen Kontexte und ihre emotionalen Besetzungen in den Blick zu nehmen. Dies durch umfängliche Fragebogenuntersuchungen zu erreichen, schließt sich aus. Es fehlt überdies an Untersuchungsinstrumenten, die in der

erforderlichen Breite ansetzen. Die verbale Exploration anhand von Leitdimensionen stößt gleichfalls auf Schwierigkeiten, die vorhandene Komplexität zu erfassen. „Quer-Effekte“ (Kohn 1977, III) zwischen den väterlichen Berufserfahrungen und mütterlichen Erziehungsstilen, die erhebliche Abhängigkeit des mütterlichen Erziehungsverhaltens von der Bildungs- und Arbeitssituation des Vaters (Steinkamp, Stief 1978, 220), die Abhängigkeit der Erziehungs- und Sozialisationspraxis der Väter von ihrer Situation am Arbeitsplatz (z. B. ihr Ausmaß an Handlungsautonomie, vgl. Kohn 1969, Grüneisen, Hoff 1977), die unterschiedlichen Arbeitsstile von Vater und Mutter oder anderer wichtiger Bezugspersonen — all das sind Dimensionen, die eine differentielle Bestandsaufnahme des Sozialisationsmilieus notwendig machen, eine „Kartierung“, die durch den Bezug einzelner Elemente zueinander, durch erkennbar werdende Verweisungshorizonte das miterschließbar werden läßt, was in den — notwendigerweise begrenzten — verbalen Explorationsen nicht erfaßt wurde.

In einer solchen Kartierung werden die subjektiv bedeutungsvollen Fakten vom Protagonisten selbst niedergelegt. Der Patient selbst ist der Kartograph. Seine bewußten Intentionen fließen in das Kartenwerk dabei genauso ein, wie seine unbewußten Strebungen. Die sich damit ergebenden Verweisungshorizonte können durch die Aufarbeitung mit dem Therapeuten und eventuell mit einer Therapiegruppe Dimensionen erschließen, die zuvor nicht bewußt waren — z. B. die gesellschaftlicher Determinierungen (Vinnai 1973). Nur wenn es gelingt, einen wirklich komplexen Zugang zu den Sozialisationsbedingungen zu gewinnen, kann die wohl wesentlichste Aufgabe dynamisch-orientierter und integrativer Psychotherapie erfüllt werden: Bewußtheit für die aktuellen Sozialisationsbedingungen und für die Wirkung vergangener Sozialisationsbeeinflüsse zu schärfen, damit sie bewußt entschieden, d. h. bejaht, verneint, verändert werden können. Es geht darum, nicht mehr blind die Stücke zu spielen, die Elternhaus, Schule und Kirche einstmals geschrieben haben, sondern sein eigener Autor zu werden (Petzold 1982), obgleich es kaum möglich — und wohl auch gar nicht wünschenswert — sein wird, alle Scripts der Vergangenheit (Steiner 1982) zu modifizieren. Die Methode des Arbeitspanoramas bietet für dieses Unterfangen als Instrument der Selbsterfahrung, Diagnostik und Therapie den Klienten und Patienten erlebnisnahe und komplexe Möglichkeiten, Sozialisationszusammenhänge zu erfassen und „den Zwang der Szenen“ zu verändern. Dem Therapeuten und Forscher gibt sie Einblicke in das Lebenskontinuum von Menschen, mit einer Fülle von Material.



## Die Panoramatechnik

Die Panoramatechnik wurde von *Hilarion Petzold* (1975, 1982a) auf der Grundlage verschiedener Anregungen (*Iljine* 1963; *Husemann* 1938; *Hugo Petzold* 1935) entwickelt. Sie ist darauf gerichtet, Patienten ihre Lebensgeschichte mit bildnerischen Mitteln darstellen zu lassen, um ihnen durch diese „Kartierung“ eine Übersicht über ihr Leben zu ermöglichen. Im Unterschied zum herkömmlichen psychotherapeutischen *Procedere*, etwa in der Psychoanalyse oder in der Gestalttherapie, in dem *eine* Situation, die belastend wirkt (Prototrauma, unfinished business), gesucht und aufgefunden wird, indem man gleichsam den Untergrund sondiert, eine Bohrung niederbringt, wird in der Gestaltung der *gesamten Lebensspanne* auf eine „Synopsis“ abgezielt. Der Klient erhält eine Einstimmung: er soll Jahr um Jahr zurückzählen bis zum Tag seiner Geburt und dann noch einmal neun Monate bis zum Punkt seiner Zeugung und wird aufgefordert, die Geschehnisse seines Lebens wie in einem Panorama von seinem Anfang bis zur Gegenwart und darüber hinaus bis an sein Lebensende, so wie er es sich vorstellt, zu zeichnen.

Das Einstimmungshypnoid reduziert die Widerstände und führt dazu, daß neben den bewußt intendierten Ereignissen unbewußtes Material über das Medium der Form und Farben in das Bild einfließt. Das *Medium* wird mit intendierten und nicht intendierten Inhalten „geladen“ (*Petzold* 1977c; 1983a). Es wird damit die Chance geboten, im Betrachten des spontan Geschaffenen nach der Fertigstellung des Panoramas aus einer „*involvierten Distanz*“ Zusammenhänge zu entdecken, die bislang noch nicht bewußt waren. Das Synopsis-Prinzip besagt, daß das Gesamt von Eindrücken und Informationen mehr und etwas anderes ist als die Summe von Teilinformationen (*Petzold* 1974, 303ff.). Es werden Kontext und Kontinuum des persönlichen Lebens plastisch.

Der „Lebensweg“ stellt sich nicht als Aufreihung unverbundener Einzelereignisse dar, sondern seine Iterationen werden als Textur erlebt, deren Muster und Regelmäßigkeiten ins Auge springen und deren Sinn sich dem Betrachtenden ganzheitlich enthüllt. Das Lebenspanorama ist selbstexplikativ, weil es in der ursprünglichen Gegebenheit des Lebens selbst wurzelt. Die Gestalt des Lebenspanorams tritt ein in die immanente Reflexivität des Lebens. Der Mensch schaut hin, und „das Wissen ist da, es ist ohne Besinnen mit dem Leben verbunden“ (*Dilthey* VII, 18; vgl. *Misch* 1930). Das Lebenspanorama eröffnet einen hermeneutischen Zugang zur eigenen Biographie (*Flach* 1970). Diese wird als eigene, als ganze erfahren, eingebettet in den historischen und sozialen

bzw. sozio-ökonomischen Rahmen. Die „Struktur des Lebens“ wird zugänglich, wie ein Text, der durchdrungen und als ganzer erfaßt wird, auch in den Teilen, die an der Einheit der Bedeutung partizipieren.

Das Lebenspanorama verbindet seinen Schöpfer, der es hier-und-jetzt betrachtet, mit seiner Vergangenheit und seinem eigenen Zukunftsentwurf, mit der Gewißheit seines Anfangs und seines Endes, mit der Lebensspanne, dieser Strecke Zeit, die sich aus dem Strom der Geschichte in Zeugung und Geburt ausgliedert und individuelle Identität begründet. Es bringt ihn in Berührung mit dem Leben selbst, das sich aus dem Strom des Lebens, der die Evolution durchfließt, aus der *chair commune* (Merleau-Ponty 1969) leiblich ausgegrenzt hat; jedoch diese Ausgrenzungen sind nicht gleichbedeutend mit dem Verlust der Verbundenheit, denn Grenze ist Abschattung und Berührung zugleich, und nur aus diesem Paradoxon wird *Verstehen* als das sinnhafte Erfassen der „Einheit in der Vielfalt“, der Fülle des Ganzen und der Würde der Teile möglich.

*Dilthey* hat das, was im Prozeß des Lebenspanoramas geschieht, der ja auch in die Zukunft ausgreift über das individuelle Leben in das epochale, treffend beschrieben: „Wir erfassen die Bedeutung eines Momentes der Vergangenheit. Er ist bedeutsam, sofern in ihm eine Bindung für die Zukunft durch die Tat oder durch ein äußeres Ereignis sich vollzog ... Der einzelne Moment (hat) Bedeutung durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, durch die Beziehung von Vergangenheit und Zukunft, von Einzeldasein und Menschheit. Aber worin besteht nun die eigene Art dieser Beziehung vom Teil zum Ganzen innerhalb des Lebens? — Es ist eine Beziehung, die niemals ganz vollzogen wird. Man müßte das Ende des Lebenslaufes abwarten und könnte in der Todesstunde erst das Ganze überschauen, von dem aus die Beziehung seiner Teile feststellbar wäre. Man müßte das Ende der Geschichte erst abwarten, um für die Bestimmung ihrer Bedeutung das vollständige Material zu besitzen. Andererseits ist das Ganze doch nur für uns da, sofern es aus den Teilen verständlich wird. Immer schwebt das Verstehen zwischen beiden Betrachtungsweisen. Beständig wechselt unsere Auffassung von der Bedeutung des Lebens. Jeder Lebensplan ist der Ausdruck einer Erfassung der Lebensbedeutung. Was wir unserer Zukunft als Zweck setzen, bedingt die Bestimmung der Bedeutung des Vergangenen.“ (*Dilthey* Bd. VII, 233).

Die Lebensbilderschau in der Todesstunde ist in der Tat ein letzter Versuch, „sich selbst im Lebensganzen zu verstehen“ (Hugo Petzold 1935; vgl. H. G. Petzold 1981). Im Lebenspanorama ist der Vorentwurf konkretisiert, indem die Wünsche, Befürchtungen, Hoffnungen,

soweit sie bewußt sind, gestaltet werden und, soweit sie unbewußt sind, miteinfließen. Das Konzept des Unbewußten und das gestaltpsychologische Konstrukt der „guten Kontinuität“, d. h. der Scripts, Lebensstile, Wiederholungszwänge, Handlungsmuster, fügt der Betrachtungsweise *Diltheys* neue Dimensionen hinzu, und noch etwas: Der Betrachter steht in seinem hermeneutischen Prozeß nicht alleine. Das Lebenspanorama ist nicht nur Autobiographie, die von anonymen Lesern gelesen wird, es wird in den therapeutischen Diskurs gestellt, Gegenstand der Korrespondenzprozesse in der Gruppe (*Petzold* 1978), die den Prozeß der individuellen Sinnfindung bereichern, vertiefen und zu transzendieren vermögen. „Nicht nur gelegentlich, sondern immer übertrifft der Sinn eines Textes seinen Autor. Daher ist Verstehen kein nur reproduktives, sondern stets auch ein produktives Verhalten“ (*Gadamer* 1975, 208).

Das Lebenspanorama und damit das Leben selbst wird also als Text aufgefaßt, bei dem Autor, Leser, Interpret und Kritiker koinzidieren; aber es ist ein Text, der weder allein geschrieben noch allein gelesen wird. Die Mutter führt die Feder, der Vater wendet die Seiten, die Stücke, die wir morgen aufführen, wurden vorgestern geschrieben, und an den Aufführungen wirken Spieler mit, die ihre eigenen Stücke einbringen, eine Komplexität, die sich der individuellen Sinnerschließung weitgehend entzieht. Hier stoßen wir an die Grenzen der persönlichen Hermeneutik (*Habermas* 1977, 290ff.), die nur durch die kollektive Korrespondenz der Gruppe überschritten werden kann. Die Vielzahl der gegebenen Horizonte kann nur gemeinsam verstanden werden. Ihr Sinn wird nur im *Konsens* greifbar.

Der hermeneutische Prozeß, sich selbst im Lebensganzen verstehen zu lernen und damit das Lebensganze zumindest ahnend zu erfahren, wird letztendlich zu einer sich wiederholenden Grenzerfahrung, die vielleicht das eigentliche Wesen des hermeneutischen Zirkels ausmacht, und die ich nur aushalten kann, wenn ich in ihr die anderen berühre, die für sich und mit mir in diesen Prozessen stehen, die nichts anderes sind als das Leben selber.

## Das Arbeitspanorama

Das Lebenspanorama als Methode zielt auf die Dimensionen des *ganzen Lebens* ab. Das Arbeitspanorama ist eine von vielen Möglichkeiten „themenspezifischer Panoramen“. In diesen wird eine bedeutsame Dimension des Lebens im zeitlichen Gesamtverlauf herausgearbeitet: meine Erfahrungen mit Partnerschaft (*Matthies* 1981), mit Alter, Krankheit und Sterben (*Petzold* 1981), meine Geschichte mit Freund-

schaft, meine Geschichte mit Ablehnung, usw. Die themenspezifischen Panoramen werden von den ersten unmittelbaren oder mittelbaren Eindrücken, die das Thema in der Erinnerung hinterlassen hat, angelegt und überschreiten wiederum den Moment der Gegenwart in einen Zukunftsentwurf hinein. Das Panorama meiner Freundschaften z. B. ermöglicht mir einen *Vorgriff* durch die Linie der „guten Kontinuität“, die Wiederholungen meines Beziehungsverhaltens, meiner Erfahrung mit Freunden, und es drücken sich in ihm weiterhin meine Wünsche, Sehnsüchte und Ängste aus. *Das spezifische Thema ist eingebettet in den Lebenszusammenhang.* Es behält, selbst wenn es zeitlich umgrenzt ist (z. B. das Panorama meiner Erfahrungen in der psychotherapeutischen Ausbildungsgruppe, Eilenberger 1979) oder thematisch eingeschränkt ist, das Lebenspanorama als Hintergrund.

Es ist ausschließlich die Tatsache der *Anwesenheit* dieses Hintergrundes, durch die themenspezifische Panoramen sinnvoll werden. Die Fokussierung auf ein Detail schmälert das Ganze nicht. Es läßt die Fülle des Details hervortreten und enthüllt so den Reichtum des Ganzen. Das Arbeitspanorama als Repräsentation der Erfahrungen des Menschen mit Arbeit wird Ausdruck seines *ganzen Lebens*, Ausdruck der kollektiven Wirklichkeit von Arbeit in seiner Klasse, in seiner Schicht, in seinem kulturellen Raum. Wie im Hologramm (Franson 1972; Ferretti 1977) ist im Detail das Ganze noch enthalten, und die Fokussierung der Bewußtheit (*awareness*) auf das Detail läßt immer wieder für Protagonist, Therapeut und Gruppe ein Bild des Ganzen entstehen. In den Strukturen des Themas, etwa dem *Zwang*, eine Arbeit exakt auszuführen, verbergen sich die Strukturen anderer Themen. Das Moment des Zwanges generalisiert sich durch die Themen Erziehung, Sexualität, Freizeit usw. Es hält sich nicht in einer Ebene auf oder an einem Punkt des Kontinuums. Im Arbeitspanorama zeigt sich nicht nur *eine* Situation zwanghaften Arbeitens, hoffnungsloser Überforderung, sondern die Ereignisse werden in ihrer Wiederholung sichtbar, in unübersehbarer, unentrinnbarer Deutlichkeit. Wenn, um ein Beispiel zu nennen, in einem Arbeitspanorama, das den Zeitraum von 30 Jahren abdeckt, an fünf verschiedenen Zeitpunkten Augen oder augenähnliche Gebilde dargestellt sind — und zwar nicht vom Patienten intendiert —, so wird unübersehbar, daß der prüfende, bewertende, überwachende Blick (der Mutter oder des Vaters) eben nicht nur in den historischen Szenen tatsächlicher Kontrolle, denen das Kind ausgesetzt war, wirksam ist, sondern daß seine unsichtbare Anwesenheit auch in späteren Phasen des Lebens nichts von seiner Strenge eingebüßt hat.

### 3. Fallbeispiel

Wir zeichnen in einer Supervisionsgruppe das Arbeitspanorama. Ein achtundzwanzigjähriger Wohngruppentherapeut stellt in seinem Bild Arbeitssituationen so dar, daß die an ihnen beteiligten Personen immer kreisförmig angeordnet sind und dies vier-, fünf-, sechsmal. Es wird auf diese Weise die Wiederholung einer bestimmten Szene deutlich: eine Heimarbeiterfamilie, die, um den großen Küchentisch versammelt, Kuckucksuhren zusammenbaute. In den anderen Szenen des Panoramas hatten sich die Kulissen gewandelt, die Kostüme wurden ausgetauscht, doch die Struktur der Ursprungsszene, dieser Kreis von Menschen, der gezwungen ist, Hand in Hand zu arbeiten, um zu überleben, blieb unverändert. Sie konstituiert sich jeweils neu in allen Teilnehmern an dieser „Ur-Szene“, wohin sie auch verstreut sein mögen, bis daß der „Fluch der Szene“ gelöst ist, d. h. bis daß eine Freiheit gewonnen wird gegenüber der existentiellen Bedrohung, die nur Handgriff in Handgriff überwunden werden konnte. In der Bearbeitung des Arbeitspanoramas wurde deutlich, wie der Protagonist, der in seiner Wohngemeinschaft eine Spielzeugproduktion (sic!) aufgezogen hatte — eine durchaus nützliche Neuerung —, seine Klienten damit völlig überforderte; wie er in Schwierigkeiten mit den Ablösungsprozessen der Klienten geriet und die Ablösung unbewußt und in unguter Weise verhinderte. Das Arbeitspanorama legte seine Geschichte offen. Es zeigte ihn in einer Szene als engagiertes Mitglied eines kleinen südschwarzwäldischen Turnvereins, der für seine hohen Leistungen und Mannschaftssiege bekannt war; sein Leben als junger Mann in der Wohngemeinschaft während des Studiums der Sozialpädagogik: Referate und Prüfungen können nur in Gruppen vorbereitet werden. Nach dem Studium Arbeit in der therapeutischen Wohngemeinschaft für Drogenabhängige. Seine Zukunftsprojektion: in einem Kollektiv leben, in einer Gemeinschaft von alten und jungen Menschen das Leben beschließen. Das sind ansprechende Lebensformen und Perspektiven, nur daß der Protagonist, der sie wünscht, sich gleichzeitig in ihnen eingengt fühlt, daß sie ihn und die Mitspieler in seinen Szenen immer an die Grenze des Scheiterns führen — nie über diese Grenze, denn vor dem Bruch werden die verfahrenen Situationen repariert. Die Herkunftsfamilie konnte sich den Eklat nicht leisten. Die Reflexion des Arbeitspanoramas läßt den Protagonisten auch erkennen, daß seine Geschwister unter ähnlichen Zwängen stehen. Der Bruder, gleichfalls Sozialarbeiter, heiratet in einen kleinen ländlichen Familienbetrieb. Die Schwester hat zwei behinderte Kinder angenommen.

Das Arbeitspanorama läßt die Atmosphäre des Druckes und der Angst wieder entstehen. Es wird den Teilnehmern in der Gruppe deut-

lich, in welcher Weise der Protagonist auch in der Supervisionsgruppe seine Szene konstellierte und unmerklich einen Druck erzeugt hat, ein verbissenes Arbeiten, das ihm und den anderen Teilnehmern verborgen geblieben war.

Das Arbeitspanorama ist selber eine Arbeit. Die zeichnerische Darstellung ist schöpferischer Akt, in dem Imagination, Spuren konkreter Erfahrungen, unbewußte Impulse und rationale Reflexion zusammenfließen, sich artikulieren, in einer Art, die selbst schon eine Aussage zum Thema macht. Das Bild kann „verbissen“ gestaltet werden, es kann überladen sein, weiträumig, eng oder großzügig, kräftig in der Farbe oder blaß. In den Prozeß des Gestaltens wird der ganze Körper, der stumme Bereich der Nonverbalität einbezogen. Die im Gedächtnis des Körpers „gespeicherten“ Erinnerungen, vergessene oder verdrängte Erfahrungen, fließen ein in die Farbwahl, in die Strichführung, in die figürliche oder abstrakte Darstellung, in die Körperhaltungen und Körperbewegungen beim Malprozeß und werden so der anschließenden Bearbeitung leichter zugänglich. Der *Sinn* in den primär-prozeßhaften Verknüpfungen auf der Symbolebene durch Metaphern, Analogien, Bilder wird verfügbar. Der Begriff Arbeit bleibt so nicht nur eine Chiffre, eine Sprachhülse. Er wächst zu einer Fülle des Erlebens, in der beim Gestalten die Szenen plastisch vor Augen treten, Geruchs- und Geschmackswahrnehmungen aufkommen, sich kinästhetische Phänomene beobachten lassen. Der Prozeß der Gestaltung selbst und die Modalitäten der Aufarbeitung in der Korrespondenz der Gruppe ermöglichen das Erfassen der themenspezifischen Kontext-Kontinuum-Dimension und ihrer Hintergründe in anderen Lebensbereichen. Sie machen Zuschreibungen von außen kenntlich, Identifizierungen, die aus dem Kontext kommen: „Das ist typisch seine Arbeit, so arbeitet nur der“ — und sie geben Raum für Identifikationen: „Das ist meine Arbeit, so habe ich immer gearbeitet“. Sie zeigen auf: „So mußt du arbeiten“ und „so will ich arbeiten“ (vgl. *Heinl., Petzold*, dieses Buch, S. 179ff; *Petzold, Mathias* 1982); und damit wird ein Moment von Freiheit gewonnen, eine *Distanz* gegenüber biographischen Zwängen und kollektiven Fremdverfügungen, die die Chance zu Veränderungen birgt.

## Zur Praxis der Durchführung

Das Arbeitspanorama kann in der Einzel- und Gruppentherapie erstellt werden. In der Gruppe ist das Stimulierungsniveau häufig höher, die Konzentration dichter als in der Einzelsituation, nicht zuletzt durch die Reichhaltigkeit des angebotenen Materials. Voraussetzung aller-

dings ist eine gute Kohäsion und Vertrauensbasis innerhalb der Gruppe. Die Panoramaarbeit verläuft in Anlehnung an das „tetradische System“ (Petzold 1981, 106ff; 1982c, 180ff) in vier Stufen: 1. *Initial- bzw. Einstimmungsphase*, in der die Gruppe vorbereitet und die Instruktion gegeben wird; 2. *Aktions- bzw. Produktionsphase*, in der das Panorama gestaltet wird; 3. *Integrationsphase*, in der das Bild aufgearbeitet wird; 4. *Neuorientierungs- bzw. Transferphase*, in der Konsequenzen aus dem Erlebten und Erkannten für eine Veränderung der Lebensführung gezogen wird. Einstimmungs- und Produktionsphase erfordern ca. anderthalb Stunden, die darauf folgende Vorstellung und Kurzbearbeitung in der Integrationsphase in der Regel 15 Minuten für jeden Teilnehmer. Sie kann aber je nach Gruppensituation und den Bedürfnissen der einzelnen Mitglieder auch weitaus mehr Zeit in Anspruch nehmen. Nach der Kurzbearbeitung können sich in Kleingruppen oder in Nachfolgesitzungen vertiefende Gestaltarbeiten anschließen. An Material benötigt jeder Teilnehmer einen großen Bogen Papier (DIN A 2) oder Tapetenrollen, sowie bunte Wachsmalstifte. Diese sind auch für Ungeübte einfach zu handhaben und erlauben ein breites Spektrum von flächigen Schraffuren bis zur Feindarstellung. Jeder Teilnehmer sollte ausreichend Platz zum Malen haben, am besten auf dem Boden, um den ganzen Körper in den Produktionsprozeß einzubeziehen. Die Gruppengröße sollte in Patientengruppen 8, in Weiterbildungsgruppen 16 Personen nicht überschreiten.

Den Teilnehmern wird mit wenigen Sätzen Sinn, Ziel und theoretischer Hintergrund der Arbeit mit dem Panorama erläutert und die Durchführung erklärt. Im Unterschied zum Lebenspanorama, das mit einem Zurückzählen der Jahre bis zum Zeitpunkt der Geburt bzw. Zeugung ohne weitere inhaltliche Stimulierung die Gestaltung gänzlich „aus dem Schweigen“ heraus geschehen läßt, können themenspezifische Panoramen durch ein kurzes *brain storming* zum Thema eingeführt werden. Die schnell aufeinanderfolgenden Einfälle in der Gruppe fördern den Assoziationsfluß und können verdrängte Vorstellungen und Erinnerungen wachrufen. Je breiter die Assoziationsfelder angelegt sind, desto größer ist die Chance, daß der einzelne das aufgreift, was in ihm anklingt, und desto größer ist auch die Bereitschaft, Unge sagtes oder vorhandene Lücken auszufüllen. Hat der Therapeut den Eindruck, daß bestimmte Themenbereiche vermieden oder andere übergewichtig werden, kann er gezielt entsprechende Stimulationsworte eingeben. Schon in dieser Vorphase zur Arbeit am Thema können anhand der Assoziationen deutliche Tendenzen in der Grundeinstellung des einzelnen zu Arbeit und Beruf deutlich werden. Nach dieser Vorbereitung erfolgt die eigentliche Einstimmung. Dabei ist es

wichtig, daß die Instruktionen allgemein gefaßt und doch so konkret sind, daß die grundlegenden Arbeitssituationen in der Biographie aller Anwesenden angesprochen werden und doch für den einzelnen genügend Freiraum für die Entfaltung der individuellen Szenen gewährleistet wird. Die Anregung zur Imagination führt die Teilnehmer in eine meditative Grundstimmung, eine *Besinnung*, die sich in eine *Betrachtung* überleitet und bis zur *Versenkung* vertiefen kann (Petzold 1983b). So werden Erinnerungsspuren alter Szenen aktiviert.

Als Beispiel sei die Instruktion mitgeteilt, auf deren Grundlage die Mehrzahl der Fallbeispiele in diesem Beitrag entstanden sind:

„Jeder sucht sich einen Platz im Raum, an dem er für sich sein kann. Lege dein Blatt und deine Stifte vor dich hin. Schließe die Augen und versuche, in Kontakt mit dir selbst zu kommen. Schau auf den Weg deiner Arbeit, deines Berufes, den du bis heute gegangen bist. Beginne mit deinem Arbeitsplatz von heute. Stell dir einen Arbeitsalltag vor, vielleicht gestern oder vorgestern oder irgendeinen in der letzten Zeit. Versuche, deine Gefühle zuzulassen, deine Gedanken, Erwartungen, Befürchtungen, wenn du am Morgen aufstehst und an die Arbeit denkst. Du verläßt das Haus, nimmst den Weg zum Arbeitsplatz. Du betrittst das Gebäude, öffnest die Tür zu den Räumen, begegnest den Menschen, mit denen du arbeitest. Versuche, die Atmosphäre im Raum zu spüren. — Wenn du ein klares Bild vor deinen inneren Augen hast, die lebendige Situation in dir, dann geh den Weg deiner Arbeit und deines Berufes Jahr um Jahr zurück: durch die Ausbildung, das Studium oder die Lehre, die Prüfungen. Achte auf die Menschen, denen du begegnest, und die Orte, an denen du lebst, die Erlebnisse und Ereignisse, die deinen Weg bestimmen, Vorstellungen, Gedanken, Ziele, Wünsche, Hoffnungen, Enttäuschungen, Mißerfolge und Erfolge, alles, was sich damit verknüpft ... Gehe den Weg weiter zurück: Schulabschluß, Schulzeit, Lehrer, Mitschüler, das Schulgebäude, den Weg dorthin. Laß die Gefühle zu diesen Bildern zu. Lust und Unlust, Tadel und Lob, Spiel und Arbeit. Schau weiter auf deine Familie und dein Umfeld. Sieh den Menschen bei der Arbeit zu, wie sie arbeiten, Vater, Mutter, Großeltern, Nachbarn, hör auf das, was sie zur Arbeit sagen, was sie verschweigen und wie sie das tun. Schau in ihre Gesichter und auf den Ausdruck ihres Körpers. Hör auf die Laute, die ihre Arbeit begleiten, auf die Worte, die sie dir sagen, und die Botschaft, die sie vermitteln. Gehe so weit zurück in deine Kindheit bis zu dem Augenblick, in dem du erstmals erkennst: das ist Arbeit.

Wenn du dort angekommen bist, dann öffne die Augen und nimm eine Farbe, die dir gefällt. Male deinen Weg mit allen Höhen und Tiefen, versuche, das ganze Panorama in den Blick zu bekommen, benutze die Möglichkeiten der Farben und male die Szenen, die deine Einstellung zur Arbeit und deine berufliche Entwicklung geprägt haben. Wenn du willst, kannst du über den heutigen Tag hinaus in die Zukunft gehen und sehen, was dir dein Arbeitsweg noch bringen wird ... Nimm dir dazu so viel Zeit, wie du brauchst. Wenn du mit deinem Bild fertig bist, setze dich ruhig davor und laß es auf dich wirken.“

Die Einstimmung hat zum Ziel, ein Erleben des *ganzen Kontinuums* zu stimulieren, die unbewußte Produktion anzuregen. Es kommt aus diesem Grunde dem Sprachduktus, der Stimmführung und dem Timing Bedeutung zu. Sie müssen genügend Zeit und Raum für *innere Resonanzen* geben.

Nach dem Malen der Bilder in der „Produktionsphase“ und einer anschließenden kurzen Pause, in der die Teilnehmer noch nicht miteinander



der über ihre Erlebnisse sprechen sollen, schließt sich die Auswertungsphase an. Jeder stellt sein Bild in der Gruppe vor und erläutert die wichtigsten Gefühle, Gedanken und Einsichten, die ihm beim und nach dem Malen gekommen sind. Die Dichte und Unmittelbarkeit des Erlebens während der Produktionsphase ermöglicht oft auch verbal gehemmten Gruppenmitgliedern Schilderungen von großer Eindringlichkeit. Die Materialien aus der Arbeitssozialisation nehmen, abhängig von der individuellen Geschichte des Klienten, unterschiedlichen Raum ein. Als Abschluß der Betrachtung empfiehlt es sich zu fragen, was der Klient vergessen oder vermieden habe. In dem Bedürfnis, den Lebenslauf zu „glätten“, werden des öfteren wesentliche „Störfelder“ ausgespart, die sich aber in der Betrachtung des Gesamtbildes artikulieren. Tieferegehende Einzelarbeiten orientieren sich am Ansatz der „Integrativen Therapie“, einer tiefenpsychologisch fundierten Weiterentwicklung der Gestalttherapie, insbesondere an ihrer Methodik der Traumbearbeitung (Petzold 1977c). Die Auswirkungen einer Arbeit mit dem Panorama und die Arbeit an einem Panorama können sich noch über Wochen und Monate erstrecken, indem immer wieder spontan neue Gedanken, Verknüpfungen und Einsichten zum Thema auftauchen.

#### 4. Fallbeispiel (Abb. auf S. 402)

*Jutta ist Psychologin. Sie hat sich schon früher mit ihrem komplizierten Verhältnis zur Arbeit auseinandergesetzt, allerdings mit wenig Erfolg. Widersprüchliches in ihrer Einstellung zur Arbeit, in ihrem Verhalten und ihrer Befindlichkeit während der Arbeit ist ihr nicht verständlich und nicht zugänglich. Der rote Faden fehlt. Wir kennen sie als empfindsam, in der Stimmung schwankend und oft unzufrieden mit sich selbst. Heute, nach dem Anfertigen des Arbeitspanoramas, geht es ihr gut, und sie reißt die Gruppe mit. Der erste Eindruck von ihrem Bild vermittelt Freude, Lebendigkeit, Entwicklung und Perspektive. Jutta ist selbst überrascht. „Es ist das bunteste, klarste und inhaltsreichste Bild, das ich je in der Therapie gemalt habe. Arbeit muß mir also doch irgendwo auch Spaß machen,“ stellt sie verwundert fest. „Also, hier unten links (sie zeigt auf ihr Bild) ist der Ausgangspunkt. Jenseits von Gut und Böse schläft das Kind in seinem Bettchen. Es weiß noch nichts von Arbeit und Spiel. Hier sind Spielsachen, und dort ist aber schon die Tafel, und diese Schuhe von meinem Vater, die ich putzen mußte. Und hier meine Oma, die immer riesige Mengen von Kartoffeln für uns geschält hat und Geschirr zum Abwaschen und Abtrocknen. Hier sind die Zahlen, da übt mein Vater mit mir die Zehnerstellen. Ich bin noch ganz klein, so fünf oder sechs, und ich kapiere das*

überhaupt nicht. Der hat immer gesagt: „Eine Null ist nichts, aber wenn man sie hinten dranhängt, wird's mehr.“ Ich war verzweifelt. Ich hab gedacht, ich würde verrückt. Ich habe schon mit vier Jahren lesen gelernt. Das hat mir auch mein Vater beigebracht. Lesen war mein großes Vergnügen, aber sobald er gemerkt hat, daß es mir Spaß macht, hat er mir die Bücher weggenommen. Ich sollte ‚was Vernünftiges‘ im Haushalt tun; und da hab ich mich blöd gestellt. Hier (sie weist auf das Bild) der Stapel blauer Bücher. Ich mußte die Schulbücher blau einbinden. So hab ich auch die Schmöcker eingebunden und den ganzen Nachmittag angeblich Schulaufgaben gemacht und in Wirklichkeit gelesen. Nach vielen Büchern und Lehrern kommt dann das Abitur. Da war ich sehr stolz, daß ich das geschafft hab — auch noch mit Bravour, das war sehr wichtig. Dann ging ich zur Uni, und das war nun ganz was Besonderes. Das war einmalig in der Familientradition, das hatte es noch nicht gegeben. — Das habe ich mir erst vor kurzem klargemacht, daß das so ist. Ich habe mir auch Zeit gelassen mit dem Studium, sieben Jahre. Dann geht es durch das große Tor Beruf (zeigt auf das Tor in ihrem Bild). Da bin ich auch schon recht groß und aufrecht, und gleich dahinter kommt das ‚große Geld‘ ... Ich hatte ja die ganze Zeit vom BAföG gelebt.“

T.: „Da ist ja ein Hufeisen. Was hat das mit dir zu tun?“

Jutta: „Ich weiß nicht ... Ich bin in meiner Studentenzzeit geritten ...“

T.: „War das deine glückliche Zeit?“

Jutta: (etwas irritiert) „Das war schön, ja. Und dann kommen auf meinem Bild die vielen Selbsterfahrungs- und Therapiegruppen. Das hier ist meine jetzige Arbeitssituation: die Uhr, das Telefon, Einzelgespräche und diese anonyme Institution Kirche, mein Arbeitgeber, den ich als sehr bedrohlich erlebe. Das ist hier die Zukunft: USA-Aufenthalt. Vielleicht Gemeinschaftspraxis, mal sehn. Es wird ein Regenbogen, farbig, der sich verbreitert, meine Perspektive ... Ich war mir schon seit dem vierzehnten Lebensjahr sicher, daß ich Psychologie studieren wollte.“

T.: „Weißt du, wie du zu dieser Entscheidung gekommen bist?“

Jutta: „Ich habe sehr schlimme Dinge in der Familie erlebt. Ich glaube, ich wollte das alles irgendwie verstehen. Ich war sehr unglücklich. Und Kontakt wollte ich. Davon gab's sehr wenig in meiner Familie. Kontakt und Anerkennung durch die Arbeit.“

T.: „Und wie ist es jetzt für dich?“

Jutta: „Ich bin zufrieden. Mir gefällt mein Bild, wenn ich so meine Laufbahn ansehe.“

T.: „Schau mal auf dein Panorama. Welche Vorbilder hast du in bezug auf deine Arbeit gehabt?“

Jutta: „Das waren im wesentlichen die drei Erwachsenen meiner Familie: meine Oma, meine Mutter, mein Vater. Meine Oma, die steht hier am Tisch und ist von morgens bis abends mit irgendwelcher Hausarbeit beschäftigt, ob das nun Gemüse putzen oder waschen oder putzen oder einkaufen ist. Sie war von morgens bis abends am rotieren.“

T.: „Mit guter oder schlechter Laune?“

Jutta: „Immer ziemlich verkniffen. So nach dem Motto: ‚Arbeit ist Pflicht, das muß man machen, ist furchtbar lästig und ärgerlich, und wehe, wenn nicht alles wie am Schnürchen klappt. Und nie hat man Zeit und man kommt zu nichts.‘ Sie war immer am stöhnen, wieviel Dreck wir machen, wieviel Arbeit sie mit uns hat (mit meiner Schwester und meinen Eltern) und wie sie sich aufopfert Tag für Tag und es ihr nicht gedankt wird. Daß es sich tatsächlich so verhielt, konnte ich tagtäglich beobachten. Auch an mir. Sie wurde nicht nur nicht anerkannt, sondern mußte auch noch ihre Rente an meinen Vater abliefern.“

Meine Mutter hat als Verwaltungsangestellte im Amtsgericht gearbeitet. Sie ging jeden Morgen schön angezogen aus dem Haus. Ich erinnere mich an Abschiede, Küßchen und Puderduft. Ich konnte von meinem Bett aus den Frisiertisch sehen, wo sie sich fertig machte, die Lippen ein bißchen anmalte und so. Ich habe sie als kleines Mädchen manchmal am Arbeitsplatz besucht. Da lagen staubige Aktenberge, und ich durfte überall herumstöbern. Und dann die Schreibmaschine, die hat mich immer fasziniert. Die anderen Leute dort, vor allem die älteren Männer, waren immer sehr nett zu mir, und ich dachte mir, daß meine Mutter sicher eine sehr beliebte und wichtige Person dort ist, was im größten Widerspruch zur Situation zu Hause stand. Deshalb hat sie, glaub ich, ihre Arbeit auch gern getan, weil sie dadurch raus kam, andere Menschen sah und anerkannt wurde. Aber sie durfte es nie zugeben, weil mein Vater dann sehr eifersüchtig wurde. Zu Hause stöhnte sie dann über Kopf- und Kreuzschmerzen, die mein Vater abfällig kommentierte: ‚Bilde dir bloß nichts ein auf dein bißchen Schreibmaschine. Du sitzt doch den ganzen Tag nur rum. Wovon bist du eigentlich müde‘. Aber er liebte das Geld, das sie jeden Monat nach Hause brachte, über das sie keinerlei Verfügung hatte oder geltend machte. Ein paar ‚unerlaubt‘ gekaufte Schuhe waren Anlaß zu einem monatelang dauernden Krach. Hausarbeit hat meiner Mutter keinen besonderen Spaß gemacht, aber sie hat trotzdem gescheuert, bis alles blitzte. Kochen tat sie gern und sehr gut. Das habe ich von ihr gelernt.

Mein Vater hat viel vom Arbeiten erzählt, von früher, oder was er alles machen würde, wenn ... Aber zu Hause habe ich nicht viel davon gesehen. Er hat sich immer ganz schön bedienen lassen. Er hat immer

davon geträumt, daß ihm mal der ganz große Wurf gelingt, daß er was Tolles erfindet oder so (er ist Techniker gewesen) und daß er dann reich und berühmt wird. Aber die Wirklichkeit war, daß er oft zu Hause war, arbeitslos oder krank. Er hatte was am Magen. Oder er hat sich mit seinem Chef angelegt, weil er sich keine Vorschriften machen lassen wollte. Wenn er zu Hause war, hat er meine Arbeit über den Zeitungsrand kontrolliert, mich überwacht. Die Botschaft, die von ihm kam, war ungefähr: ‚Arbeiten könnte wirklich Spaß machen. Ich wäre auch zu überragenden Leistungen fähig, aber man läßt mich ja nicht. Die Besserwisser vermiesen einem alles.‘ Darin ist er irgendwie steckengeblieben, ziemlich verbittert, weil er auch nicht die Anerkennung gefunden hat, die er gerne wollte.“ —

T.: „Was hast du nun für dich aus all dem rausgeholt?“

Jutta: „Also mir hat was neues zu lernen meistens Spaß gemacht, auch wenn das Arbeit war. Aber wenn ich's dann konnte, dann wurde es manchmal richtig lästig und langweilig und ärgerlich, z. B. die ganzen Hausarbeitssachen. Es gab aber auch andere Sachen, die machten dann erst richtig Spaß, z. B. Lesen, und die wurden dann verboten, damit ich mehr Zeit mit unangenehmen Arbeiten verbringen kann. Irgendwie verquer: was Spaß macht, wird verboten, und wenn Arbeit Spaß macht, ist das keine Arbeit. Und da hab ich mir angewöhnt, mich ein bißchen blöd und phlegmatisch anzustellen, endlos herumzutrödeln, um noch mehr unangenehmen Anforderungen auszuweichen. Das habe ich heute noch an mir, daß ich meine wirkliche Kompetenz oft nicht einsetze, weil ich schon vorher Angst habe, was man mir dann wohl alles aufhalst.“

Eine zweite Sache ist, daß ich als Kind Stunden am Tisch gesessen habe und so getan habe, als mache ich Schulaufgaben. Dann wurde ich nämlich in Ruhe gelassen. In Wirklichkeit habe ich alles mögliche andere gemacht, z. B. gelesen. Wenn ich heute am Schreibtisch sitze, habe ich ständig mit der Versuchung zu kämpfen, mich mit anderen Dingen zu beschäftigen, was mir das Arbeiten oft sehr sauer macht. Im Grunde versuche ich, mich immer noch zu drücken, obwohl ich mir die meisten Sachen, die ich jetzt mache, ja selber ausgesucht habe. Dieser Mechanismus hat sich irgendwie verselbständigt.“

T.: „Laß das Erlebte noch weiter auf dich wirken. Ich denke, es wird sich noch manches Steinchen in das Mosaik fügen.“

Das Thema wird in das Gruppengespräch gegeben. Die einzelnen Teilnehmer bringen ihre Erinnerungen und Erfahrungen ein. Im Laufe der Sitzung fällt Jutta dann plötzlich ein, daß sie einen wesentlichen Bruch in ihrer so durchgängig erscheinenden Linie der Arbeit völlig „vergessen“ hatte: sie verließ nach schweren Auseinandersetzungen

ihr Elternhaus und schlug sich zwischen Unterprima und Oberprima ein gutes halbes Jahr als Bedienung durch. Mehr als die ungewohnte körperliche Arbeit setzten ihr die Demütigungen zu, denen sie sich in dieser Position ausgesetzt fand, so daß sie sich schließlich doch zum weiteren Schulbesuch entschloß. Ein weiterer Aspekt wird damit deutlich: „niedrige Arbeit“ als Strafe für Ungehorsam. Vier Wochen später sendet die Klientin, wie mit allen Gruppenteilnehmern vereinbart, ein ausführliches Erlebnisprotokoll zu ihrem Panorama, in dem weitere Einsichten in die Zusammenhänge aufscheinen. Dieser Text, der hier aus Raumgründen nicht wiedergegeben werden kann, weist einen deutlichen Umschlag in der Gestimmtheit auf. Er ist nachdenklicher. Die Klientin war bei der Abfassung offenbar weniger gut gestimmt als in der Arbeit selbst. Sie kommt zu folgenden Konklusionen:

Was habe ich nun gemacht mit all diesen widersprüchlichen Erfahrungen:

*Erkenntnis Nr. 1*

- die Frauen sind die Dummen,
- die Dummheit muß bestraft werden,
- deshalb müssen Frauen für Männer arbeiten.

*Erkenntnis Nr. 2*

- ich bin nicht dumm,
- ich soll aber glauben, ich wäre dumm,
- ich weiß und kann nie genug.

*Erkenntnis Nr. 3*

- sich bemühen bringt nur noch mehr unangenehme Arbeit ein,
- ich kann mich schützen, indem ich mich dumm stelle oder mich nur wenig engagiere.

*Erkenntnis Nr. 4*

- zwischen Männern und Frauen geht's um das Reinlegen und Reingelegt werden, ausbeuten und ausgebeutet-werden.

Wie wirken sich diese Erkenntnisse auf mein Leben aus?

1. Ich kann nur unter größter Überwindung eine Sache üben oder ausprobieren, wenn dritte anwesend sind (Kontrolle des Vaters!)
2. Ich habe starke Prüfungsängste. Immer wenn ich den Eindruck habe, ich müßte etwas vorführen oder beweisen.
3. Ich finde fremdbestimmte Arbeit erniedrigend, traue mich aber kaum, selbstbestimmte Arbeit in Angriff zu nehmen — oder
4. Ich neige dazu, Engagement und Verantwortung zu vermeiden aus Angst, mir könnte das Ganze später über den Kopf wachsen. Statt dessen delegiere ich gerne oder gebe gute Ratschläge.
5. Ich bin mir nie so ganz sicher, welche Ansprüche von anderen an mich gerechtfertigt oder als Zumutung aufzufassen sind. Ich reagiere da oft kleinlich aus Angst, daß andere mich für ihre Zwecke einspannen.
6. Ich versuche, meine persönliche Geschichte als Frau und „Aufsteiger“ in einen gesamtgesellschaftlichen, historischen Rahmen zu stellen, um mich persönlich für berufliche Schwierigkeiten vor mir und anderen zu entschuldigen.

7. Ich setze oft meine Kompetenz nicht voll ein. Häufig entwerte ich selbst meine Arbeit vor mir und anderen aus Angst, entwertet zu werden.

*Ein Jahr später schreibt Jutta: „Ich habe mich, angeregt durch die Arbeit mit dem Panorama, mit dem Thema weiterbeschäftigt. Ich habe meinen geplanten Amerika-Aufenthalt verwirklicht. Ich habe mehr Distanz von der Familie gewonnen und bin ihr gegenüber toleranter und für mich gelassener und zufriedener geworden. Die Familie ist als Bezugspunkt für mein Verhalten und meine beruflichen Ziele in den Hintergrund getreten, und dadurch haben sich neue Perspektiven eröffnet. Die Geschichte meines Vaters ist mir als die Geschichte eines ‚steckengebliebenen Aufstiegers‘ deutlich geworden, der durch mich seinen gescheiterten beruflichen und sozialen Aufstieg verwirklichen wollte. Daß er mir dabei bewußt oder unbewußt Schwierigkeiten in den Weg geworfen hat, mag damit zusammenhängen, daß ich eine Frau bin. Ich weiß, daß er mich lieber als Sohn gesehen hätte. Es muß für ihn eine große narzißtische Kränkung gewesen sein, daß er als Mann vier Frauen gegenüber sich als beruflicher Versager erleben mußte. Das Hufeisen gewann plötzlich doch noch symbolische Bedeutung: mein Vater war ursprünglich gelernter Hufschmied, und bei jedem, der ‚seines Glückes Schmied‘ ist, flattern schließlich die Geldscheine. Ich bin mir meiner eigenen Rolle als Frau und Aufsteigerin bewußter geworden, auch der Schwierigkeiten und Verwicklungen, die damit verbunden waren und noch sind. Zur Wahl des Psychologiestudiums sage ich heute: ich glaube, das war meine einzige Chance, Klarheit für mein Leben zu gewinnen. Dieses ganze Durcheinander von sich widersprechenden verbalen und nonverbalen Verhaltensweisen, Äußerungen, Meinungen und Botschaften, Wertvorstellungen und Normen kann ja nur — jedenfalls in den Augen einer Vierzehnjährigen — ein Experte, ein Psychologe — ich meine, eine Psychologin — entwirren.“*

### *Interpretative Auswertung*

Das Arbeitspanorama hat eine Fülle von Materialien bereitgestellt in den Szenen und szenischen Details, die im aktuellen Produktionsprozeß entstanden oder die in der nachträglichen Aufarbeitung und wiederholten Betrachtung und Reflexion aufkamen; denn es ist ein Charakteristikum der Methode, daß durch sie scheinbar unwichtige, „längst vergessene“, aber bei genauerem Hinsehen doch bestimmende Details erkennbar werden.

Das Fallbeispiel macht den prägenden Einfluß der Sozialisationserfahrungen deutlich; insbesondere der widersprüchlichen Einstellung,



ansieht und dabei vermittelt, daß man mit Dank nicht zu rechnen hat — ein Muster der Ausbeutung, das sich vielfach in Drei-Generationen-Familien der Nachkriegszeit findet. Die dadurch entstehende Einstellung zum alten Menschen und zu seiner Arbeit wurde mit der Klientin in diesem Zusammenhang nicht reflektiert — man kann nicht alles aufgreifen. Schärfer tritt die Verbindung von Frauenrolle und Männerrolle in ihrem Bezug zur Arbeit hervor. Männer müssen bedient werden, Männer sind wichtig. Frauen sind unwichtig. Das Geld, das sie verdienen, gehört ihnen nicht. Sie sind von den Launen und der Erlaubnis des Mannes abhängig. Männerarbeit ist mehr wert als Frauenarbeit. Es zeigt sich, wie die makrosozialen Realitäten sich im Mikrobereich der Familie reproduzieren, eine wechselseitige Verstärkung von Makro- und Mikrosystem. Das Kind hat keine Chance, zu derartigen „Gesetz-mäßigkeiten“ eine Distanz zu gewinnen. Es muß „Überlebensstrategien“ entwickeln, Ausweichmanöver, um dem Druck, der aus dem Geschlechtergefälle resultiert, zu entgehen; doch fängt es sich genau in diesen Vermeidungs- und Abwehrreaktionen. Die erwachsene Frau kann sich durchaus von den Anmaßungen der „Männerwelt“ abgrenzen — aber es bleibt nach dem Preis zu fragen, der dafür gezahlt werden muß (die Fragen nach Beziehungs- und Hingabefähigkeit), und es wirken dennoch die alten Muster weiter, die ein befriedigendes und erfülltes Arbeitsleben verhindern.

Im vorliegenden Beispiel paart sich die Unzufriedenheit der Mutter mit der Unzufriedenheit des Vaters und der Großmutter. Im Hintergrund aber steht die vom Kinde gleichfalls miterlebte Realität, daß man als Frau *außerhalb* des familiären Kontextes durchaus eine „wichtige Person“ sein kann. Das Vermeiden der familiären Situation, die nur Unlust schafft, wird damit geradezu programmiert. Die gute Beziehung zur Mutter, das positive Erleben ihrer Berufsrolle und Situation und eine gewisse Solidarität der Frauen erweist sich für die Klientin als Hintergrund, der ihr in ihrer Berufssituation Sicherheit und Rückhalt gibt, der also gleichsam eine Gegenbewegung zu den übrigen, bedrückenden Aspekten darstellt. In der therapeutischen Arbeit kommt es darauf an, diese Seite stärker in den Vordergrund treten zu lassen.

Die Unzufriedenheit des Vaters artikuliert sich nicht nur in der Entwertung der Frauen, sondern auch in den Leistungsanforderungen an die Tochter, die ‚etwas Ordentliches werden‘ soll. Die frühen Lernanforderungen, die Kontrollen „über den Rand der Zeitung“ hinweg, setzen einen Impuls, der antreibend und entwertend zugleich ist und der deshalb „fast verrückt macht“. Der Vater vermittelt neben dem Verweis auf die Möglichkeiten auch gleichzeitig immer wieder die Realität des Nicht-Gelings und des Scheiterns, eines letzten Versagens und ei-



ner grundsätzlichen Unzufriedenheit. Die Tochter vermag die an sie delegierte Aufgabe zu erfüllen, sie wird Aufsteiger, aber sie trägt das Erbe der Unzufriedenheit weiter. Sie bleibt in einer grundsätzlichen Unsicherheit, die ein volles Entfalten ihrer Möglichkeiten verhindert. Die Entwirrung gelingt der Psychologin nicht. Sie bedarf des hermeneutischen Prozesses der Therapie: das Erkennen der Einflußlinien, das Wiedererstehen der Szenen und ihrer Atmosphäre, die verbissen, verkniffen, entwertend, resigniert, vorwurfsvoll, zynisch, enttäuscht, ausbeuterisch, verrückt machend, verwirrend, kontaktlos ist, und deren unsichtbare Präsenz die Szenen ihres Berufs- und Lebensalltags unerkannt durchfiltern. Die Euphorie der *Einsicht* in die Zusammenhänge trägt nicht weit. Sie ist nur ein erster Schritt. Die emotionalen Bezüge zur Arbeit, zur Männer- und Frauenrolle müssen neu gestaltet werden. Längerfristige Auseinandersetzung mit diesen im Arbeitspanorama erkennbar gewordenen Realitäten in der Einzeltherapie der Klientin führt in einem mühevollen Prozeß der Kleinarbeit zu einer Klärung, in der die Szenen des Alltags gereinigt sind von alten Einfärbungen, so daß sie ihre eigene Dynamik und Form uneingeschränkt entwickeln können.

## 5. Fallbeispiel (Abb. auf S. 402)

*Gerd ist Sozialarbeiter. Er nimmt an einer gestalttherapeutischen Ausbildungsgruppe teil. Nach fast zwei Jahren halbschläfriger, gelangweilter Anwesenheit in der Gruppe richtet er sich eines Tages auf und sagt: „Ich will arbeiten“! Und er läßt sich ein. Wir können an den bedrückenden Szenen seines Lebens teilnehmen. In der Produktionsphase des Panoramas hat er wie besessen gemalt. Ganz im Unterschied zu seiner üblichen Lethargie. Die lebendigen Farben und Formen überraschen. Sie sind Ausdruck einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit Arbeit und Leben, Freiheit und Zwang, Gefühl und Vernunft. Im Unterschied zum Panorama von Jutta, das figürlich konkret ist, bleibt das Arbeitspanorama Gerds im Bereich des Ausdrucks über Farbe und Form. „Arbeit ist mein Thema, ist Mittelpunkt meines Lebens“. Für Gerd sind Arbeit und Leben unentwirrbar schmerzlich miteinander verwoben, wie in der Aufarbeitung deutlich wird.*

*Seine frühe Kindheit ist voller Lebens- und Entdeckerfreude, Bewegungsfreiheit, Sexualität, Kräftespiel, körperlichem Sich-Messen. Eine wichtige Stellung nimmt der Großvater, der Alpbauer, im Panorama ein. Zu ihm und zu einigen älteren Leuten entdeckt Gerd seine Liebe wieder. „Sie haben mir so viel Harmonisches gegeben. An der Stelle (zeigt auf das Panorama) fängt's mit der Schule an. Da werde ich kanalisiert. Die Pfeile da sind meine Eltern. Ihre Devise ist: (mit rauher*

Stimme), die Schule ist wichtig für dein Leben, denn wer was kann, der wird was'." Nur Leistung wird anerkannt, aber niemand leitet Gerd an: Der Vater verlangt von ihm Arbeit und entwertet sein Arbeitsprodukt. „Wie du das machst, ist Scheiße.“ Es reißt in ihm ein Entschluß: „Wie der machst du's nie. Der hat unheimlich viel gearbeitet. Früh morgens ging er und kam spät abends heim, legte sich auf's Sofa, las Zeitung und schlief ein — so nicht.“ Nun beginnt ein harter Machtkampf: Zwang, Strafe, Prügel, Ausbrechen und Wieder-Einfangen. Es geht immer nur um Leistung, nicht um ihn. Niemand nimmt seine Wünsche, Vorstellungen und Gefühle ernst. In der Schule wird er isoliert. Als Kasper und Clown bringt er etwas, aber Leistung verweigert er total. Seine Traumberufe sind: Straßenkehrer, Schienenputzer und Müllmann. „Der Straßenkehrer war ein unheimlich lieber Mensch, ein älterer Typ, mit dem bin ich unheimlich gern gegangen; der hat mit mir Spaß gemacht. Und bei den Schienenputzern hat mich der Apparat wahnsinnig fasziniert. Und die Müllabfuhr, das war was! Ich mußte immer in Anzug und Schlips rumlaufen. Das habe ich gehaßt. Ich wollte Dreck. Immer mehr Dreck! Da haben sie mich ganz niedergemacht, bearbeitet von hinten bis vorne. Und das ist der Weg, wo für mich ein großes Fragezeichen steht. Ich denke, das wäre mein Weg gewesen. Eine Zeitlang war ich unsicher, aber heute denke ich, es hätte mir mehr gebracht als das, was sie mit mir gemacht haben.“

In der Schule ist er ein paar Mal „durchgeflogen“. Die Folge: totaler emotionaler Rückzug und Schweigen. „Hier (er weist auf das Bild) wird das Ganze dünner. Das sind die Gefühle, das ist das Weinen meines Herzens und die Tränen. Darin liegt die Entscheidung, daß ich Sozialarbeiter werden will: Ich möchte anderen Menschen helfen, einspringen, wenn es jemandem so beschissen geht wie mir. Das war alles so unmenschlich.“ Die Stimme wird traurig. Er weint.

Eine neue Farbe taucht im Lebenspanorma auf. Die Begegnung mit einem Menschen, der ihn ernst nimmt, der mit ihm redet. Er beginnt das Studium mit dem Ziel der Sozialarbeit. Noch einmal bricht er aus, bricht alle Kontakte ab. Ein Einbruch in der Lebenslinie. Er vagabundiert ein Jahr in Amerika, lebt an den Grenzen, am Minimum der Existenz, bis er zur Einsicht kommt, daß es so nicht weitergehen kann, daß er daran kaputtgehen wird. Er kommt zurück und beendet das Studium und beschließt, mit Menschen aus der Unterschicht zu arbeiten: „Das ist lebendig, da ist was drin. Mit den ganzen Neurosen der Mittelschicht, da möchte ich nichts zu tun haben. Das macht mich ganz fertig. Hier ist das Band (er zeigt auf einen Farbstreifen), das sich immer durchzieht, wo ich mich autistisch fühle, wo es mir sehr schwer-

fällt, jemandem zu vertrauen. Mit der Arbeit und der Gestaltausbildung habe ich mich stabilisiert. Ich bin wieder in Kontakt mit meinen Gefühlen. Ich habe das Gefühl, ich fange wieder von vorne an, aber das ist okay. Was mir wahnsinnig schwerfällt, ist die Arbeitszeit einzuhalten, so von morgens sieben bis abends sieben.“ T.: „Hat's mit deinem Vater zu tun?“ — Gerd: „Vielleicht“, und er schmunzelt: „Aber das pack ich auch noch.“

Gerd schreibt folgende Auswertung zu seinem Arbeitspanorama:

*Hintergrund:* „Leben ist für mich Arbeit.

1. Bedingungen, die an mich gestellt werden, müssen eingehalten werden.
2. Meine Fähigkeiten und Möglichkeiten kann ich in der Arbeit entwickeln.
3. In der Arbeit kann ich Gefühl und Einsicht verbinden.
4. Schwierigkeiten, die den Zielen entgegenstehen.
5. Mich anpassen müssen, tot gemacht werden, nichts sagen dürfen, mich selbst und die anderen enttäuschen, etwas anfangen und nicht durchhalten.“

### *Interpretative Auswertung*

Das Arbeitspanorama trifft in eine zentrale Problematik, und zwar in einer Weise, daß das Abwehrverhalten, das Gerd bisher in der Gruppe zeigte, aufgegeben werden kann. Die Einwirkungen der Eltern sind verletzend — sie werden durch Pfeile repräsentiert. Die Eindrücke, die ihm von seiten des Vaters über die Arbeit vermittelt werden, stellen diese als Fron dar. Eine häufig anzutreffende Zwiespältigkeit wird gesetzt: Arbeit ist wichtig, sie muß gemacht werden, und Arbeit ist eine Strafe, eine Mühe. Das ist eine Gegensätzlichkeit, die für die „Logik des Kindes“ nicht aufgeht. Es tritt den Phänomenen noch „naiver“ gegenüber und sieht, was die anderen nicht mehr sehen, daß viele Formen lohnabhängiger Arbeit (der Vater war Sattler) nichts anderes sind als Ausbeutung. Nur die Erwachsenen wagen nicht, sich dagegen aufzulehnen. Es ist — wie bei den neuen Kleidern des Kaisers — das Kind, das sich der allgemeinen Verblendung nicht beugt: „Wie der machst du es nie“. Die Konsequenz: totale Leistungsverweigerung und mehr noch, Identifikation mit Personen, die am unteren Ende der sozialen Statushierarchie stehen, ja geradezu den „Antistatus“ verkörpern — Straßenkehrer, Schienenputzer, Müllmann. Es ist dies der Protest gegen den Zwang des Vaters, der Leistung verlangt, obwohl er die Arbeit des Sohnes auch gleichzeitig immer wieder entwertet, und ihn in eine „gepflegte Form“ (Schlips und Anzug) preßt. Auch hier wieder die Rebellion: „ich wollte Dreck, immer mehr Dreck!“

In dieser Zeit wird die Berufsmotivation von Gerd gelegt, die gleichfalls in einer Antireaktion und einer Identifikation mit dem Unterdrückten wurzelt. In der Schule treten alle Zeichen einer „Panzerung“ (Reich) auf: ein Absterben der Gefühle, emotionaler Rückzug, Schwei-

gen. Im Studium selbst bricht dann eine Krise aus, die ihn an den Rand der Existenz führt. Der „ordentliche Abschluß“, den das Studium bietet, der ihn in die Welt der Wohlanständigkeit eingliedern würde, soll verhindert werden, Gerd lebt die Identifikation. Er geht selbst in die Rolle des Clochards und Bettlers (*Alfred Adler* hat 1928 einen Fall mit ähnlichen Reaktionen beschrieben). Die Lösung erfolgt wiederum über den Weg der Identifikation. Das Studium kann beendet werden, aber der Klient entscheidet sich, mit Menschen der Unterschicht zu arbeiten. In der psychotherapeutischen Ausbildungsgruppe zeigt sich ebenfalls sein Muster der Verweigerung konventioneller Normierung.

Die Kraft der Identifikation hat ihm geholfen, sich gegen den erdrückenden, zerstörerischen Zwang des Vaters zu behaupten. Der Straßenkehrer hat ihm andere Möglichkeiten gezeigt, denn er war ein „unheimlich lieber Mensch, ein älterer Typ, mit dem bin ich unheimlich gern gegangen; der hat mit mir Spaß gemacht“. Der Preis, den er für seinen Widerstand und Sieg zahlen muß, ist hoch: Er verliert den Kontakt zu seiner Bezugsgruppe, seiner Schicht, seinen Gefühlen. Er wird einsam. Im Studium hat er Kontaktschwierigkeiten, in seiner Ausbildungsgruppe gleichfalls, an seinem Arbeitsplatz wird es ihm schwer, mit seinen Kollegen zurecht zu kommen. Wie kann Kontakt, Austausch gewonnen werden, ohne daß Anpassung erfolgt, gegen die sich das Kind und der junge Mann berechtigt und erfolgreich aufgelehnt hatte? Gerd macht sich diese Problematik in der Schlußauswertung zu seinem Panorama deutlich:

„*Momentane Situation*: Ich habe für mich gemerkt, daß ich mich in der Arbeit verwirklichen kann und daß ich nur die Arbeit mache, die mir in meiner jetzigen Situation entspricht. Ich bin jemand. Werde akzeptiert, werde um Rat gefragt, werde anerkannt [hier kommen die Wünsche des Vaters durch H. H.] in dem was ich sage *und* mit meiner Persönlichkeit. —

*Offene Fragen*: Wie komme ich zurecht, ohne daß jemand sagt, wo es lang geht? Mit der Einsamkeit? Wie gehe ich mit Konfliktsituationen um? Wie kann ich neue Freundschaften schließen, um nicht allein zu sein?“

Das Beispiel macht, wie die meisten Arbeitspanoramen, deutlich, wie nachhaltig das Erleben von Arbeitsszenen — insbesondere relevanter Bezugspersonen oder von Antirollen zu diesen — trägt, welche Auswirkung die elterlichen Einstellungen auf das spätere Berufsverhalten und die Lebensführung haben. Es wird gleichzeitig erkennbar, wie sehr Arbeitshaltung und Persönlichkeitsstruktur bzw. Lebensstil miteinander verwoben sind.

Darüber hinaus zeigt das Beispiel, wie auch scheinbar belangloses und passageres Miterleben von Arbeitsszenen Kinder nachhaltig beeindrucken und im motivationalen Gefüge, im Geflecht der Haupteinflüsse, zu Akzentverschiebungen führen kann. Kinder sind z. T. sehr be-

eindruckbar, was die Arbeitshandlungen der Erwachsenen anbelangt. Als Beispiel ein Text aus einem Aufsatzprojekt, das eine Kollegin zum Thema „Wir erleben Arbeit“ mit Schulkindern (7. Klasse) durchführte.<sup>3)</sup>

Der freundliche Straßenfeger

In einer Straße, die sehr dreckig war, sah ich einen orangenfarbenen Mann, der die Straße kehrte. Er wühlte mit nicht so sauberen Händen im Dreck rum, ein bißchen Schlamm war dabei, aber anscheinend machte es ihm Spaß, er sang dabei und war sehr glücklich. Ich habe mir gedacht was für eine komische Arbeit, von anderen Leuten den Müll wegzufegen. Er mußte Bierdosen, Bananenschalen, Papier, Apfelkrotzen und Tüten wegräumen. Ich habe ihn gefragt, wann er aufstehen muß, er war sehr freundlich, er sagte um fünf Uhr, das war nicht so gut. Ich sah wie er gerade von einem Hund die Hundescheiße wegfegte. Wie ekelhaft dachte ich mir. Er tritt aus Versehen in Hundescheiße, das machte ihm scheinbar viel Spaß, er sang weiter und fegte die Straße sauber. Viele Leute schauten ihn komisch an und gingen weiter. In drei Stunden war er mit der Straße fertig. Dann ging er zu seinen anderen Orangefarbenen Leuten, die an einer Bude standen und Bier tranken.

Stefanie, 12 Jahre

## 6. Fallbeispiel

*Almut, Bewährungshelferin, 29 Jahre, hat zu ihrem Arbeitspanorama eine kurze Erläuterung geschrieben. (Dies ist eine Modalität in der Integrationsphase, die zur Fokussierung der Aufarbeitung gewählt werden kann. Das Bild wird nach der Fertigstellung angeschaut und schriftlich kommentiert. Bild und Text werden dann in Kleingruppenarbeit oder in der großen Gruppe durchgesprochen). Als Beispiel sei der Text von Almut mitgeteilt:*

„Meine erste Erfahrung mit Arbeit machte ich im Hause meiner Großmutter. Mein Großvater hatte dort die Elektrowerkstatt eingerichtet. Ich sitze als Kind auf dem Drehstuhl und schaue zu, wie Motoren gewickelt werden. An den Wänden hängt Werkzeug in Kästen. Neben mir steht ein Geselle oder Lehrling im ‚blauen Anton‘. Gesellen und Lehrlinge wohnen oben bei meiner Großmutter im Haus als Logieherren und helfen auch beim Wäscheaufhängen und Straßenkehren. Mein Onkel, der zwei Jahre jünger ist als meine Mutter, hat die Elektrowerkstatt übernommen und ist heute wohlhabender damit als mein Großvater, der zweimal Pleite gemacht haben soll. [Die dunklen Seiten der Familiengeschichte werden dunkel überliefert und geben zu Phantasien und Abwehrreaktionen Anlaß, H. H.]

Die zweite Erfahrung ist das Schlafzimmer meiner Eltern in O., wo ich vom 3. bis 12. Lebensjahr aufgewachsen bin. Der große alte Schreibtisch meines Vaters ist überladen mit Geräten und Büchern. Die Geräte sind Oszillographen, mit denen mein Vater die Apparate mißt, die er selber erfunden und entwickelt hat. Er macht dies immer neben seiner normalen Arbeit zu Hause. Deutlich sind mir die Schlafzimmervorhänge, blaue, in Frühlingsfarben geblümt. Mein Vater hat schon immer viel zu Hause gearbeitet und nebenher Geld verdient. Die nächste Erfahrung ist auf dem Panorma mit dem kleinen Garten festgehalten, hinter dem Haus, mein Sandkasten, Blumen, besonders Forsyzien und Bauernbüble und Lilien. Meine Mutter hat den Garten bewirtschaftet, auch jedes Kind hatte sein Beet. Meine Mutter hackte im Keller Holz, verletzt sich dabei mit der

<sup>3)</sup> Aus derselben Unterrichtseinheit wie oben, vgl. Anm. 2.

Axt, schlägt ein Stück ihres Daumen weg. Es blutet, und ich muß sie verbinden. Wir hatten einen Kachelofen, und meine Mutter hat oft Holz gehackt. Mein Vater hat für solche praktischen Sachen wenig Zeit gehabt und kein Interesse. Später hat er Mutter eine Geschirrspülmaschine gekauft, da sie mit dem Daumen nicht mehr spülen konnte.

Während meines Studiums — es ist auf dem Panorama dieses große Hochhaus — war es für mich wie im Gefängnis. Wichtig war noch die Wohnung mit K. Nach dieser Zeit ging ich zur Bewährungshilfe und arbeitete dort drei Jahre. Schön war für mich, daß das Haus der Bewährungshilfe mitten auf dem Marktplatz in X. steht. Man kann das auch sehen, wie es mir gut gelungen ist im Bild. Die Kollegen Y und Z waren für mich sehr wichtig. Y ist zwei Jahre jünger als mein Bruder, Z war der älteste und der leitende Bewährungshelfer dort, der mich auf väterliche und liebevolle Weise eingeführt hat, der sich verantwortlich für die gesamte Stelle fühlte und dem ich auch persönliche Dinge erzählt habe. Das Haus der Bewährungshilfe sieht für mich aus, als ob es ein Gesicht hätte. In dieser Zeit fühlte ich mich auch sehr stark durch meine Umwelt kontrolliert und hatte gleichzeitig eine kontrollierende Funktion für viele Jugendliche. Ich habe gelebt, und die Arbeit machte mir Freude. Ich hatte genügend Raum, um wegzugehen, aber das Haus der Bewährungshilfe war so ein Mittelpunkt, zu dem ich immer wieder zurückkam.

Meine heutige Arbeitsstätte empfinde ich als mein ‚Werkstättle‘. Ich sitze im Gruppenraum, habe Platz, leite die Praktikantin an. Es sind auch Blumen da und Leute, die etwas von mir lernen wollen. Der Raum und auch der daneben ist klar strukturiert. Es gibt klare Grenzen. Der Schreibtisch ist für mich nicht wichtig. Wichtiger sind die Pflanzen, die gedeihen und die ich liebevoll pflege — sie sind ein Stück Garten aus meiner Kinderzeit. Die Sessel sind aus Holz und Leder, so richtig bequem. Die ganze Ausstattung ist Ton in Ton in Brauntönen, und der rotbraune Wandbehang ist die Grenze zum bisherigen — das sieht man auf dem Bild sehr deutlich. Ich habe als Satz unter das letzte Bild geschrieben: ‚Ich fühle mich wohl in meinem Reich heute.‘

### *Almut schreibt hierzu in ihrer Auswertung:*

„Bei der Farbwahl fällt mir auf, daß sich in meiner heutigen Arbeitsstelle, in der Beratungsstelle, die Farben integriert haben, die bisher mit dem Thema Arbeit in folgenden Situationen aufkamen: orange, das ist die Farbe von etwas Handfestem, und so empfinde ich mich auch selbst. Ich selbst habe mich als Kind orange angemalt, mit der Farbe der Motoren, die gewickelt wurden. Es ist auch die Farbe des Sandkastens, später die Farbe meiner Mutter und heute die meines Schreibtisches. Der Schreibtisch für die Verwaltungsarbeit und die Aktenführung ist so der handwerklich geordnete Rahmen, den ich brauche. Lila, eine Farbe, die ich heute gerne an meinen Kleidungsstücken habe, ist die Farbe der Geräte, die mein Vater erfunden hat. Für mich ist sie so etwas wie die Farbe der Bildung — in einem kreativen Sinne als Erweiterung von Erfahrung verstanden. Ich habe mein Studium trotz der Gefängnisarbeit als Erweiterung meiner Persönlichkeit und als intellektuelle Erfahrung erlebt.

Meine Sitzgruppe in meinem heutigen Büro, wo ich die Einzelbehandlung durchführe, aber auch mich selbst im Gruppenraum, habe ich mit lila gemalt. Ich empfinde mich bei der Arbeit heute als konzentriert und erfahren. Das Braune, das Bodenständige des Holzes geht durch das ganze Bild. Meine Großmutter ist Bauerntochter, und ich selbst brauche Berge, Wiesen und Natur, um mich wohl zu fühlen. Ein Stück hole ich mir in meine heutige Arbeitsstätte durch die Ausstattung. Die hellblaue Farbe der Arbeitskleider der Lehrlinge aus der Elektrowerkstatt zieht sich auch durch das ganze Bild durch, und ich habe heute noch gerne Leute in meinen Gruppen, die handwerklich arbeiten. Die Bewegung, die die durchgehende Linie in meinem Arbeitspanorma macht, geht von links unten im Eck in S-Form nach rechts auf halbe Höhe des Blattes wieder zurück. Ich bin Linkshänder und empfinde das Blatt als Einheit und als ein Stück Rückkehr in den Be-

reich, in dem ich aufgewachsen bin mit Erfindungen [Vater] und Naturverbundenheit [Mutter].

Die Arbeit mit dem Arbeitspanorama hatte positive Auswirkungen auf meinen Privatbereich. Vielleicht, weil ich spürte, wie sicher ich mich hier im Arbeitsbereich fühle, wie angekommen; aber auch, weil ich plötzlich spürte, daß für meine Partnerwahl wichtig ist, jemanden zu finden, der dies, meine Abstammung aus einer Handwerker- und Bauernfamilie, zu würdigen weiß und der mit mir auch dorthin gerne zurückgeht, in den Bereich meiner Herkunftsfamilie.“

Das Beispiel macht deutlich, wie ohne die Deutung durch den Therapeuten und ohne Interpretation und Assoziationen aus der Gruppe ein interpretativer Prozeß in der Erläuterung des Panoramas sich vollzieht. Er ist charakteristisch für die auf die *Produktionsphase* folgenden *Integrationsphase* (Petzold 1981). Die durchgängigen Elemente im Lebenspanorama, Ausdruck unbewußter Gestaltung, machen Zusammenhänge sinn-fällig. Sie führen zu einem Erleben der „guten Kontinuität“, des Fortschreibens von Strukturen — positiver wie negativer (Petzold 1982). Der Prozeß der Selbstdeutung kann dann durch Hilfen in der Aufarbeitung von seiten des Therapeuten und der Gruppe vertieft werden, indem sie ihre Einfälle und Überlegungen zum Bild bringen.

## Zur Aufarbeitung des Arbeitspanoramas

Themenspezifische Panoramen werden prinzipiell so aufgearbeitet wie das Lebenspanorama. Die Möglichkeiten sind vielfältig und hängen von der Gruppensituation und der Befindlichkeit der einzelnen Klienten ab. So ist es möglich, zunächst einen zusammenfassenden Text nach der Fertigstellung des Bildes schreiben zu lassen. Ein anderer Zugang ist, daß die Gruppe die Bilder zunächst schweigend betrachtet; jeder sieht sich jedes Bild an und versucht, seinen Eindruck bewußt mit dem in Verbindung zu bringen, was er von dem jeweiligen Teilnehmer weiß und wie er ihn kennt. Mit fortgeschrittenen Gruppen oder wenn nicht sehr viel Zeit zur Verfügung steht, kann die Aufarbeitung in Triaden erfolgen, und zwar in Patientengruppen als Gespräch über die Panoramen: ein Patient erläutert sein Bild, und die anderen stellen Fragen, oder in Ausbildungsgruppen, indem ein Gruppenmitglied als Therapeut arbeitet, ein anderer Klient ist, ein dritter beobachtet. In der Aufarbeitung durch das Gruppengespräch, in dem die einzelnen Gruppenmitglieder ihre Phantasien zu den Bildern einbringen, ist allerdings wichtig, daß Regeln gegeben werden. So muß der Protagonist Zeit erhalten, auf eingebrachte Phantasien und Deutungen reagieren zu können, damit er nicht überflutet wird und seinen Eindruck von dem anderen unterscheiden kann, ja daß ihm, wo erforderlich, Abgrenzung möglich ist.

In der personenzentrierten Einzelarbeit wird das Bild mit dem Therapeuten angeschaut: zunächst das Ganze (*Primärqualität*), dann die Details im Ganzen (*Sekundärqualität*) und, verbunden mit den vorangehenden Aspekten, die Atmosphäre und Gestimmtheit, die Ganzheit und Detail im Klienten auslöst (*Tertiärqualität*). Das Bild hat insgesamt eine Aussage, und es bewirkt im Protagonisten eine Resonanz. Der Weg vom Ganzen zum Detail liegt in Händen des Protagonisten: „Nachdem du nun das Ganze angesehen hast, schau, an welchem Detail dein Auge hängenbleibt!“ Der Klient wählt sein Detail. Entweder, indem er relevantes Material aufgreift, das dem Bewußtsein zugänglich ist oder durch die bildnerische Darstellung zugänglich geworden ist, oder indem er Elemente des Bildes herausgreift, die für ihn nicht belastend sind. Eine solche *Wahl als Ausdruck der Abwehr* wird im Gespräch sehr bald deutlich, und wie bei jedem Widerstandsphänomen führt sie unmittelbar an relevante Problembereiche, die aufgrund ihrer Bedrohlichkeit abgewehrt werden müssen. Der Widerstand ist immer Wegweiser zum Konflikt (*Schneider 1982*).

Die Gefahr besteht, daß man sich in Details verliert, an einzelnen Bildern festbeißt und damit der Blick für das Ganze verloren geht. Aus diesem Grunde soll im Lebensspanorama nur auf einer *Ebene mittlerer Tiefung* (vgl. *Petzold 1977a, 289ff*) gearbeitet werden. Eine Darstellung wird angesprochen, die Wirkung einer Farbe oder Form aufgegriffen, aber nicht bis zum äußersten Grund möglicher emotionaler Involvierung ausgeschöpft. Es geht vielmehr um die Überschau, um die *Synopse*. Es ist wichtiger, „homologe Strukturen“, sich wiederholende Ereignisse zu erkennen oder Geschehnisse im Fluß zu betrachten. Nur auf diese Weise wird das Erlebnis der *Zusammenschau* möglich. So kann es sinnvoll sein, den Klienten zu ermuntern, im Bild weiterzugehen, Ausschau zu halten, wo in der Vergangenheit oder in der Zukunftsdimension seines Bildes sich ähnliche Elemente befinden. Der Klient läßt seine Gedanken, Gefühle und Blicke über das Bild hin- und herschweifen (*Schweiftechnik, Perls 1976*). Auf diese Weise können Kontinuitäten und Diskontinuitäten bewußt werden, Lichtseiten und Schattenseiten, erfüllter Raum und leerer Raum, Höhen, Tiefen, Einbrüche als Ausdruck traumatischer Lebensszenen, Defiziterlebnisse, Konflikterfahrungen. Auch wenn Bilder nicht figürlich sind, sich auf den Ausdruck in Form und Farbe zentrieren, läßt sich der Inhalt erschließen: Einfälle zur Farbe („Was sagt dir das Blau? Was fällt dir dazu ein?“ — *Assoziationstechnik, Freud*), Einlassen auf die Farbe („Versuchen Sie, als die Farbe rot zu sprechen! Was sagt die Farbe rot!“ — *Identifikationstechnik, Perls 1980*), Ansprache der Farbe („Sprich zur Farbe und laß sie antworten!“ — *Dialogtechnik, Perls 1980*). Diese



Techniken also können wie in der gestalttherapeutischen Traumarbeit (Petzold 1977b, Franz 1980) eingesetzt werden, um Formen, Farben, Figuren auf ihren erlebnismäßigen Gehalt und ihren Hintergrund zu erschließen. Dies könnte auch im bildnerischen Medium selbst geschehen, indem der Klient aufgefordert wird, ein Detail, das ihm besonders wichtig scheint, oder ein Ereignis, von dem er entdeckt, daß er es ausgelassen hat, in einer „Vergrößerung“ auf einem neuen Blatt zu gestalten. So können verschiedene Abschnitte des Panoramas herausvergrößert und einer detaillierteren Betrachtung zugänglich werden.

## 7. Fallbeispiel (Abb. auf S. 399)

*Karl, 66 Jahre, war Schreiner. Mit 65 hat er seinen kleinen Betrieb geschlossen, weil er die Arbeit nicht mehr schaffen konnte. „Mein rechtes Bein wird immer schlechter. Immer das Stehen.“ Sein Sohn, der ursprünglich wie er selber beim Vater das Schreinerhandwerk gelernt hatte, wollte den väterlichen Betrieb nicht übernehmen. Die Aufgabe des Betriebes, die Situation, „ohne Arbeit“ zu sein, bereitet Karl große Schwierigkeiten. Er nimmt an einer Volkshochschulgruppe von Leuten teil, die mit der Pensionierung nicht fertig werden (vgl. dieses Buch, S. 423ff). In seinem Arbeitspanorama schildert er seine frühesten Eindrücke vom Arbeitsleben seiner Großeltern, seiner Eltern, dann seinen eigenen Arbeitsweg. Er war von Mühe und Fleiß gekennzeichnet. Ein Arbeitsunfall („als Geselle mit 19 sind dann zwei Finger in der Kreissäge geblieben. Die Hand verstümmelt“), Arbeitslosigkeit, der Wiederaufbau aus den Trümmern nach dem Krieg, das Einrichten des eigenen Betriebes, sind markierende Punkte. Als durchgängiges Element findet sich in dem figürlich gestalteten Panorama (Abb. S. 399) die Schreinerschürze und eine Bandsäge, an der er schon in seinem Lehrbetrieb gearbeitet hat. Sie steht an den meisten wichtigen Stellen seines Lebensweges, der damit als ein Weg von Arbeit gekennzeichnet wird.*

*Bei seinem Blick auf das Arbeitspanorama als Ganzes stellt Karl fest: „Der ist ganz schön verschlungen, mein Weg — und immer habe ich etwas getan. Ich war nie müßig gewesen, selbst als ich keine Arbeit hatte.“*

*T.: „Welche Stimmung kommt in Ihnen auf, welche Gefühle, wenn Sie auf dieses ganze Bild schauen?“*

*K.: „Das ist schon seltsam, sich das ganze Arbeitsleben noch einmal anzusehen. Bekommen fühle ich mich jetzt, wo ich am Ende stehe. Stolz auch. Ich habe viel geschafft in meinem Leben. Einfach war es nicht.“*

*T.: „Sind Sie zufrieden, wenn Sie auf das ganze Bild schauen?“*

K.: „Im ganzen schon. Vieles hätte leichter sein können. Aber ich hab's durchgetragen. Da (zeigt auf das Bild) beim Steine sauberklopfen in den Trümmern, im Februar. Das war eine sehr harte Zeit.“

T.: „Was sagt Ihnen das, wenn Sie auf das Bild von den Trümmern schauen?“

K.: „Das ist ein ziemlich düsteres Bild. Das wird wohl nie mehr richtig.“

T.: „Könnten das die Trümmer sagen?“

K.: „Ja, man war damals ziemlich hoffnungslos. Aber es mußte ja weitergehen. Und es ging ja auch weiter.“

T.: „Schaun Sie über Ihr Bild. Wo bleibt Ihr Auge hängen?“

K.: „In der Mitte, bei dem Unfall. Das hat mich mein ganzes Leben behindert. Ich hab mich immer gefragt, wie das passieren konnte. Geschämt habe ich mich auch für die verkrüppelte Hand. Im Krieg hat sie mir genutzt. Ich konnte hinter der Front bleiben zuerst.“

T.: „Was fällt Ihnen noch auf, wenn Sie Ihr Bild betrachten?“

K.: „Die große Bandsäge. Mit der Kreissäge hatte ich's nicht mehr nach dem Unfall, obwohl ich natürlich weiter daran gearbeitet hab. Ohne die geht's ja nicht. Aber die Bandsäge, das ist wie ein Bild für meinen Beruf. Das geht am laufenden Band. Immer rum. Als ob es nie aufhört. Als ob man nicht stoppen kann. Und dann hab ich meinen Betrieb aufgegeben. Ich hab's ja schon beschrieben: es ist, wie wenn ich mir den Ast abesägt hätte.“

T.: „Was würden Sie der Bandsäge sagen, wenn Sie zu ihr reden könnten wie zu einem Menschen?“

K.: „Du hast mich mein Leben lang begleitet. Mich immer zur Arbeit getrieben. Aber das hat mich auch ernährt. Jetzt verrostest du (wird traurig). Das war ein gutes Stück, mein gutes Stück. ... Jetzt ist's altes Eisen. Wie ich.“

T.: „Wenn die Bandsäge reden könnte wie ein Mensch, was würde sie antworten?“

K.: „Die würd' sagen: Ich hab nie stillgestanden. Ich war auch nie kaputt. Auf mich war Verlaß. Ich hab dir auch keine Ruhe gegönnt. Mich wirst du nicht los.“

T.: „Was sind Ihre Gefühle?“

K.: „Gemischte Gefühle habe ich. Die Säge hat was Böses an sich, wenn ich so auf die Zacken schaue, und etwas Mächtiges, mit viel Kraft. Für mich war das sehr schlimm, den Betrieb dranzugeben. Aber wenn ich das so sehe, immer die Bandsäge an meinem Lebensweg ...

*Ich möcht nicht mehr an der Bandsäge stehen. Einmal muß gut sein. Sie hat das Ausruhen verdient.“*

*T.: „Und Sie?“*

*K.: „Ich auch, weiß Gott, ich auch.“*

Karl konnte sich durch diese Arbeit damit aussöhnen, daß er seinen Betrieb zugemacht hat. In Einzelarbeit und Gruppengesprächen konnte er allmählich eine neue Perspektive finden. Er konnte sich „mehr gönnen“, sich gestatten, müßig zu sein und „das bißchen Gartenarbeit“ (er hatte sie früher als Hobby nach Feierabend und an den Wochenenden gemacht) als sinnvolle Arbeit anzusehen. „Ich arbeite ja auch jetzt *mehr* im Garten als früher“ (1). Das Leistungsmotiv scheint also noch durch. Insgesamt konnte Karl seine Feststellung „Was ich weiter mache, weiß ich noch nicht, aber *ich muß was machen ...*“ durch die gestalttherapeutische Aufarbeitung verändern. Er konnte nachsichtiger mit sich umgehen und den „Zwang zur Arbeit“, der sich seit Generationen in der Familie tradiert hatte, und zwar unter dem Zwang tatsächlicher äußerer Notsituationen, relativieren.

*K.: „Meine Großeltern haben sich in den letzten Lebensjahren mit der Arbeit schon oft gequält.“*

*T.: „Und wie wollen Sie das halten?“*

*K.: „So nicht. Das muß ja nicht sein. Rege bleiben schon.“*

## Perspektiven aus der Verwendung des Arbeitspanoramas

Das Arbeitspanorama läßt die Einflüsse von Erziehung und Sozialisation für die Ausprägung von Arbeitsstilen, Bewertungen der Arbeit — das dürfte aus dem vorgestellten Material ersichtlich geworden sein — deutlich erkennbar werden. In ihm wird plastisch, wie Kinder mit wachen Sinnen die Szenen, in denen sie stehen, aufnehmen. Wie sie mit Aufmerksamkeit die Beschäftigungen und Interaktionen ihrer Bezugspersonen verfolgen, Anteil nehmen an ihren Äußerungen, Interessen und Gefühlen. Auf diese Weise lernen sie weitaus mehr im Sinne einer „funktionalen Erziehung“ (Kuckartz 1971) als durch intentionale erzieherische Maßnahmen, durch Belehrungen und Ermahnungen. Die beobachteten Arbeitssituationen, das Rollenverhalten der Arbeitenden, geben die Möglichkeit, durch Identifikation und Imitation *Muster der Arbeit* zu internalisieren und dies besonders, wenn die Modellpersonen besonders geliebt oder bewundert wurden und wenn ihre Verhaltensweisen sich als erfolgreich erwiesen. Dies haben die Forschungen *Banduras* (1976) eindrücklich gezeigt.

Das Arbeitspanorama aber macht deutlich, daß die identifikatorischen Akte nicht in *linearen Ursache-Wirkungsfolgen* zur Ausprägung

eines Arbeitsstils führen. So kann ein Kind zunächst der Mutter in der Identifikation gerne bei der Hausarbeit helfen wollen, diesen Impuls aber verlieren und aufgeben, wenn es herausfindet, daß die Mutter selbst diese Arbeit nicht schätzt oder andere einflußreiche Familienmitglieder sich verächtlich über diese Tätigkeit äußern. Das Kind findet nach und nach heraus, was in seiner Familie als Arbeit bzw. als „wertvolle“ Arbeit gilt. Die Hausarbeit, die in ihrer Konkretheit meistens von nahen Bezugspersonen, der Mutter, der Großmutter, dem Vater unmittelbar vollzogen wird, bietet in der Regel das erste Anschauungsmaterial.

Die Atmosphäre dieser frühen Szenen mit Arbeit, ihre Bewertung mit Attributionen wie *gut* und *schlecht* oder *nützlich* und *sinnlos*, prägen sich ein, womit zumeist auch die Bewertungen des sozialen Kontextes transportiert werden. In einigen Familien ist das Sitzen am Schreibtisch, lesend oder nachdenkend, anerkannte Arbeit, durch Bildungsschicht und Beruf bestimmt. In anderen wird dasselbe als „Luxus“ bezeichnet. *Hannelore Bublitz* (1982) beschreibt sehr eindrucksvoll die Schwierigkeiten von Arbeitertöchtern an der Hochschule, ihr Bücherlesen und ihr Studieren als „ernsthafte Arbeit“ zu begreifen. Indem sie ihr Tun nicht ernstnehmen, reproduzieren sie das grundlegende Unverständnis, das ihnen selbst während der Schulzeit von ihrer Familie entgegen gebracht wurde. Die Arbeitspanoramen lassen solche Zusammenhänge immer wieder erkennbar werden.

Der Klient erfährt auch etwas über die Wichtigkeit, die der Arbeit der verschiedenen Personen in der Familie zugemessen wird. Meistens steht der Vater im Zentrum, „der das Geld nach Hause bringt, damit wir uns was zu essen kaufen können“. Durch derartige Aussagen wird die existentielle Bedeutung der Arbeit, ihre lebenssichernde Funktion verankert und auch der lebensbedrohliche Aspekt, wenn nämlich Arbeit verloren wird.

Immer wieder findet man in den Panoramen über den Bereich der „Arbeit außer Haus“ einen Eindruck von Ungreifbarkeit. Der Vater, der schon morgens fortgeht, wenn das Kind noch schläft, und abends müde zurückkommt, verwendet die Chiffre Arbeit als Legitimation für seine Abwesenheit. Arbeit wird so zu etwas Unsichtbarem, Fernem und Geheimnisvollem, das die Phantasie des Kindes beschäftigt. Schmutzige Berufskleidung etwa, die zum Waschen nach Hause gebracht wird, ein Werkzeugkasten, eine Aktentasche mit Papieren oder Gegenständen, aus der von Zeit zu Zeit abends auch ein „Hasenbrot“ zum Vorschein kommt, sind dann die assoziativen Brücken, über die das Kind seine Vorstellungen von Arbeit ausbaut und die angereichert werden durch Erzählungen „von der Arbeit“, durch Klagen über den

Arbeitsalltag, durch Erwähnungen von Arbeitskollegen, durch Stimmungen, die die Arbeitenden von ihrer Arbeit vermitteln, Körperhaltungen, Mimik, durch Staub oder Gerüche, die der Arbeitende mit nach Hause bringt (in unserem zweiten Beispiel der Geruch der Gerberei).

Bestimmte Gegenstände, die mit der Arbeit wichtiger Bezugspersonen im Zusammenhang stehen, können später Symbolcharakter annehmen. Jemand bemerkt, daß er sein neues Arbeitszimmer plötzlich in denselben Farben einrichtet, die auch für das Arbeitszimmer seines Vaters vor vielen Jahren typisch waren (Beispiel 6). Ein anderer will etwas ganz anderes machen, z. B. nicht Gerber werden, und landet doch in der Lederbranche. Auch die Spuren, die die Arbeit in der Umgebung hinterläßt, z. B. Schmutz, Veränderungen in Haus und Garten oder Spuren am Körper: Schmerz und Krankheiten, über die jemand im Zusammenhang mit der Arbeit klagt, Schweiß, der zu sehen und zu riechen ist, Arbeitshände, Arbeitsunfälle, von denen berichtet wird, all das modelliert die Einstellung zur Arbeit und wird in den Panoramen erkennbar.

Da in einer Familie mit mehreren Erwachsenen unterschiedliche Arten von Arbeiten ausgeführt werden, können durchaus unterschiedliche oder auch konfligierende Haltungen zur Arbeit entwickelt werden, wie am Beispiel 3 im Hinblick auf Männer- und Frauenarbeit und im Beispiel 4 für gute und niedrige Arbeit deutlich wird. Aber auch festgefügte gesellschaftliche Rollenmuster können nicht immer konsistent tradiert werden — man denke an Kriegs- und Notzeiten, in denen „die Frauen alle Arbeit getan haben, denn die Männer waren fort“. Je nach Schicksal oder epochaler Situation kann es vorkommen, daß Kinder heranwachsen, die in ihren frühen Lebensjahren nie Gelegenheit hatten, Männern beim Arbeiten zuzuschauen. Ein Faktum, das sicherlich Auswirkungen auf ihre spätere Einstellung zum Verhältnis von Geschlecht und Arbeit hatte.

Das Arbeitspanorama vermag derartige Zusammenhänge offenzulegen. In ihm scheint nicht nur *ein* individuelles Schicksal auf, sondern das Schicksal verschiedener Familienmitglieder, ihre Herkunft, ihr Lebensweg, ihre Erfahrungen, die sich in einer „Familienatmosphäre“ kondensieren. Diese drückt sich in den verbalen und nonverbalen Äußerungen, in Gesagtem und Ungesagtem aus, Botschaften, die sich im Gedächtnis des Kindes, in seinem Unbewußten, verankern. Das Arbeitspanorama hilft uns, diesen komplexen Zusammenhängen nachzugehen: Sind die Botschaften positiv oder negativ? Gibt es unauflösbare Widersprüche, die zu ständigen Spannungen oder zu Konflikten führen? Wird entspannt oder verbissen gearbeitet, großzügig oder pedan-

tisch? Findet die Arbeit allein oder in Gemeinschaft statt? Gibt es inter-familiäre Ausbeutungsmechanismen? Werden Pflicht und Neigung berücksichtigt? Wird befohlen oder gebeten? Wer macht die unangenehmen, wer die angenehmen Arbeiten?

Es sind die mit derartigen Fragen verbundenen szenischen Zusammenhänge, der in ihnen enthaltene *Sinn* (Petzold 1982), der zu Konsequenzen in der Persönlichkeit führt, dazu, ob ein Mensch die Arbeitshaltung seiner Eltern reproduziert oder in einer Gegenreaktion kontrastiert (Beispiel 4) und damit immer noch gebunden bleibt, oder ob es ihm gelingt, *seine Form* von Arbeit zu finden, die ihm Lebenszufriedenheit gibt. Neben der „funktionalen Erziehung“, den allgemeinen Einflüssen des Sozialisationsprozesses, erlaubt es das Arbeitspanorama, auch die Erziehungsstile bzw. die gezielte erzieherische Beeinflussung des Menschen im Hinblick auf Arbeit und Arbeitsverhalten zu rekonstruieren. So finden sich z. B. in vielen Panoramen Spielszenen: Spiel als Vorläufer der Arbeit, durch das Konzentration, Sach- und Materialkenntnis gewonnen wird. Nicht-spielen-dürfen, weil spielen „unnützes Tun“ sei, Förderung des Spiels, weil es von den Eltern als sinnvoll begriffen wird, — das sind wichtige Determinanten späteren Arbeitsverhaltens.

In den Erziehungszielen und -maßnahmen artikuliert sich in besonderer Weise die Bildungs- und Schichtabhängigkeit. Arbeiterfamilien, traditionell bürgerliche Familien, Akademikerfamilien, Aufsteigerfamilien prägen Arbeitspanoramen eine je spezifische Charakteristik auf. Anforderungsdruck, Leistungsideologie, Ziele der Eltern, die von diesen nicht erreicht und vom Kind verwirklicht werden sollen, werden *szenisch greifbar* zusammen mit den vergangenen und aktuellen Reaktionen des Kindes: Anpassung oder Verweigerung, wie z. B. „Dummheit“, „Faulheit“, „Tricks“, „Krankheit“, „Delinquenz“ usw. Das Anspruchsniveau, die Verwendung von Lob und Tadel, Szenen von Strafe, von Herausgestellt-Werden, von Arbeitsmühe oder Arbeitsfreude lassen den Aufbau des allgemeinen Leistungsstrebens erkennen und auch die Richtung, in die Erfolgs- bzw. Mißerfolgsmotivation gelenkt wird (Heckhausen 1972, Meyer 1973).

Neben dem Spiel als frühester Form kindlicher Arbeit (sofern dieses so begriffen wird), neben den „häuslichen Pflichten“, neben der Aus-führung von Erwachsenenarbeit durch Kinder, meistens infolge von äußeren Determinationen und Notsituationen (z. B. Mitarbeit im elterlichen Handwerks- oder Landwirtschaftsbetrieb, Zeitungs- und Brötchenaustragen, weil die Familie auf das Geld angewiesen ist usw.), kommt der eigentlichen *Arbeitsstelle* des Kindes, der Schule (vgl. Huy, dieses Buch S. 447ff) in vielen Arbeitspanoramen besondere Bedeutung

zu, abhängig von dem Stellenwert, dem Bildung und schulischem Lernen im Elternhaus zugemessen wird. In den Beziehungen zu Lehrern und Mitschülern, zwischen Schule und Elternhaus, den Erfahrungen von Erfolg und Mißerfolg, von Kooperation und Konkurrenz zwischen den Schülern oder auch zwischen Geschwistern, werden spätere Haltungen zur Arbeit, Motivationen als „Programmierungen“ für Erfolg und Mißerfolg gesetzt. Es werden auch Konflikte vorbereitet und festgeschrieben und das umso mehr, je stärker Inkongruenzen sind, denen das Kind ausgesetzt wird: Eltern verlangen Dinge, die sie selbst nicht tun können. Sie delegieren eigene Wünsche an das Kind, benutzen es als Aushängeschild. Es entstehen zuweilen Widersprüche zwischen divergierenden Erziehungsstilen in Schule und Elternhaus (besonders wenn der geliebte Lehrer oder „die tolle“ Lehrerin so „ganz anders“ sind als Vater und Mutter).

Das Arbeitspanorama ermöglicht die differenzierte Rekonstruktion und Analyse derartiger Konstellationen. Sie läßt den Protagonisten erkennen, ob er gelernt hat, seine Kräfte einzuteilen, oder ob er sich ständig übernimmt, weil er entsprechenden Vorbildern oder Anforderungen ausgesetzt war, ob er gelernt hat, die eigenen Fähigkeiten einzuschätzen, sich Hilfe holen oder kooperieren zu können oder ob er sich einzelkämpferisch verausgabte. Es können Mißerfolgsstrukturen in ihrem wiederholenden Zwang aufgedeckt und damit der Veränderung zugänglich gemacht werden, szenische Fixierungen, die aufgrund eigener Erlebnisse und Erfahrungen oder durch die Übernahme elterlicher „Skripts“ (Steiner 1982) übernommen wurden.

## Schlußbemerkung

Wir hoffen, daß dieser vorläufige Bericht etwas von den vielfältigen Möglichkeiten deutlich machen konnte, die die Panoramatechnik, hier speziell das Arbeitspanorama bieten, und zwar sowohl als diagnostisches Instrument, als therapeutische Intervention und als Methode der Aktionsforschung (Petzold 1983). Eine systematischere Auswertung des umfangreichen Materials wird sicher erforderlich sein, einerseits, um die Methodik noch weiter zu verfeinern, und andererseits, um zu Aussagen über „pathologische Formen“ in der Arbeitssozialisation zu kommen, die größere Allgemeinheit und Gültigkeit beanspruchen können. Aufgrund der bisher vorliegenden Erfahrungen erweist sich das Arbeitspanorama auf jeden Fall als eine flexible und vielseitige Interventionstechnik, um Störungen aus der Arbeitswelt erlebnisnah festzustellen und wirkungsvoll therapeutisch anzugehen.

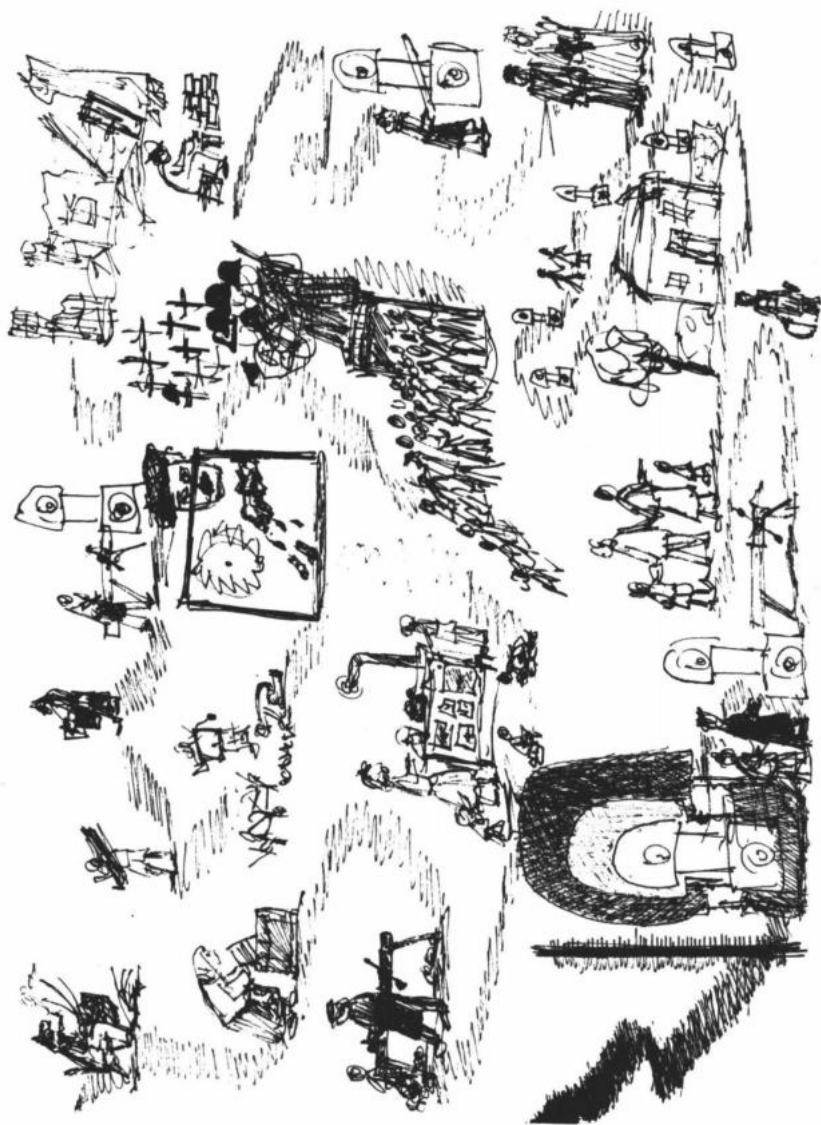
## Anhang: Bilder und Beispiele

### Abbildung 6

#### Arbeitspanorama von Karl (66 Jahre, Schreiner, zu S. 391ff)

*Der Großvater flocht Weidenkörbe, noch an seinem Sterbetag — 82 Jahre ist er geworden. Kein Tag krank. Immer rege. Die Großmutter wusch. Sie kam dann ans Liegen. Da hat sie noch Flicksachen gemacht. Der Vater stand an der Hobelbank, auch samstags, die Mutter stand am Herd, jeden Tag, vier Kinder, der große Garten, die Rechnungen für die Kundschaft schreiben. Ich mußte in der Werkstatt und in der Küche und im Garten helfen, ich war der Älteste. Als ich in die Schule kam, mußte ich den Garten fast allein machen. Ich mußte die Weidenruten für Großvater schneiden, Wasser für die Großmutter tragen. Ich bin dann erst bei meinem Vater, dann in einer Großschreinerei in die Lehre gegangen. Als Geselle mit neunzehn sind dann zwei Finger in der Kreissäge geblieben. Die Hand verstümmelt! Dann gabs keine Arbeit mehr. Dann war Krieg. Alles keine schöne Zeit. Danach hab ich Steine sauber geklopft in den Trümmern. Dann 'ne kleine Schreinerei aufgemacht, mit 'ner alten Bandsäge als erster Maschine, so eine wie in meinem Lehrbetrieb. Dann hab ich meine Frau kennengelernt. Dann hab ich gearbeitet und gearbeitet. Wir haben uns ein schönes Haus gebaut. Der Betrieb lief nicht schlecht aber auch nicht gut. Wir haben zwei Kinder. Der Junge hat erst bei mir gelernt und ist dann nochmal auf die Schule. Mein rechtes Bein wurd immer schlechter. Immer das Stehen. Ich hab dann den Betrieb zugemacht, voriges Jahr. Es ist wie wenn ich mir den Ast abgesägt hätte, mit der Bandsäge. Die ist wie ein großes Stahlgespenst. Das war keine richtige Entscheidung, das alles wegzugeben. Aber es war zu viel geworden. Wenn der Junge wenigstens dabei geblieben wäre. Aber für ihn ist's besser so wie er's gemacht hat. Was ich weiter mache weiß ich noch nicht, aber ich muß was machen ...*





*Arbeitspanorama von Karl (Text S. 391ff u. 398)*

### **Arbeitspanorama von Carl (42 J., Arzt, Abb. S. 403)**

1. *Die Arbeit meines Vaters — er war Arzt — ist schön. Wir machen mit dem Auto Krankenbesuche.*
2. *Die Arbeit als Arzt macht kaputt. Du mußt Dich schonen; meinen Kindern habe ich auch dieses Bild vermittelt.*
3. *Auf dem Weg zur Schule: Die Synagoge brennt.*
4. *Jetzt brennt auch die Kirche (hat nichts mit der Arbeit zu tun, aber mit der Synagoge. Außerdem ist es für mich wichtig: ich komme fort aus dem Elternhaus!)*
5. *Die schönste Arbeit ist auf dem Land. Es ist die Arbeit meiner Mutter, die vom Lande stammt und mir zu Beginn des Krieges gezeigt hat, wie man den Garten bestellt.*
6. *Wenn Du die Arbeit nicht ernst genug nimmst, wirst Du unten durchfallen! Dein Wissen muß ungeheuer und jederzeit verfügbar sein!*
7. *Indem ich es unter Anleitung probiere, geht es besser als ich dachte.*
8. *Allein in der Praxis kann ich aber meine Erwartungen nicht erfüllen — oder Deine, Du ungeheurer Mann, ich stehe da, wie in Scene 6. — aber allein! — wieder ins Krankenhaus.*
9. *Ich will im Schutz der Klinik weiter lernen, ich will, daß meine Leistungen anerkannt, geachtet werden. Ich brauche ... einen Vater! Aber unterordnen will ich mich nicht.*
10. *Jetzt arbeite ich mit Hilfe anderer. Ich sehe etwas blaß aus. Die Patienten in den Betten sind schlecht zu erkennen. Ich zeige mehr Sicherheit, als ich habe. Leute, ich weiß doch auch nicht alles! Gegen den Tod nützt alles nichts. Machtlos.*
11. *Zukunftsphantasie: Der Patient ist genau so groß wie ich (auf dem Bild aber ich nicht!). Wir arbeiten zusammen. Ich fühle mich gut bei der Arbeit, sie macht nicht kaputt. Es sind keine Apparate da, keine Leute, die von mir wissen wollen, was sie tun sollen.*



Arbeitspanorama von Jutta (Text S. 375ff)



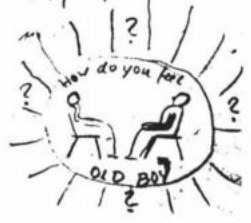
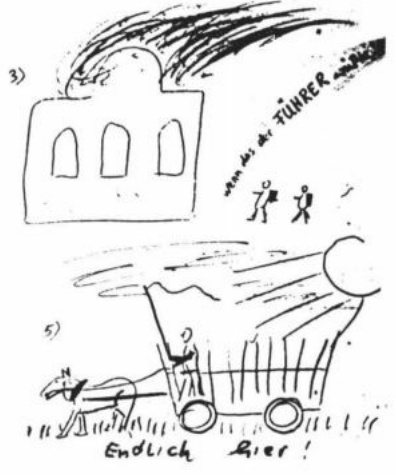
Arbeitspanorama von Gerd (Text S. 383ff)



Arbeitspanorama von Annette (Text S. 404)



Arbeitspanorama von Barbara (Text S. 404f)



### **Arbeitspanorama von Annette (Abb. auf S. 402)**

*Annette ist 32 Jahre. Zunächst als Tänzerin ausgebildet, arbeitet sie heute als Sozialpädagogin.*

*1. Szene: Der Vater — Er ist ehrgeizig, kann sich als Angestellter nicht einordnen, macht sich selbständig. Er hat das Büro zu Hause. Die ganze Familie muß sich nach ihm richten. Die Kinder dürfen sich nicht bewegen und müssen leise sein. Beziehungslosigkeit zum Vater und starke Einengung der räumlichen und motorischen Entfaltung sind beherrschend. Eine Tante, sie ist Tänzerin, steht im Kontrast zu dieser Atmosphäre.*

*2. Szene: Die Mutter — Ihr Arbeitsplatz ist der Haushalt. Sie schuftet Tag und Nacht wie ein Ackergaul ohne Entlohnung und Anerkennung, aber sie behält trotzdem einen frischen Humor. Die Großmutter ist ein Putzteufel, voller Vorwürfe an die Schwiegertochter, beständig jammern und klagend. Die Tochter lehnt aus diesen Erfahrungen mit der Frauenrolle das Hausfrauendasein ab. Sie streicht diese Szene aus ihrem Leben.*

*3. Szene: Die Schule — Die Schule ist Zwang. Das Bewegungsverbot wird wiederholt. Im Kopf des Kindes: Tagträume vom Spielen draußen.*

*4. Szene: Die Tante — Die Tante wird zum Leitbild für die Berufswahl. Als Tänzerin muß sie nicht so arbeiten, wie Annette es von Mutter und Großmutter kennt. Zwar kündigt die Tante an, daß der Ballettunterricht „viele Tränen kostet“, aber es wird nicht gesehen, daß Ballett Arbeit ist, vielmehr bringt es Anerkennung, Bewunderung, Beifall. Die Ausbildung zur Tänzerin wird zur Qual und endet mit Mißerfolg und Berufswechsel. Das Bewegungsverbot aus der ersten Szene kommt zum Tragen. Fazit: den anderen helfen ist sinnvoller, als sich selbst darzustellen und doch nicht zu gefallen. Es bleiben — viele Tränen.*

### **Arbeitspanorama von Barbara (Abb. auf S. 402)**

*Barbara ist 29 Jahre und Sozialarbeiterin. Sie hat ihr Arbeitspanorama (von links oben beginnend) als kreisförmige Anordnung ihrer Sozialisierungserfahrung mit Arbeit gezeichnet.*

*1. Szene: Als Flüchtlingskind wird Barbara auf dem Land in einer Großbauernfamilie untergebracht. Sie erlebt dort, wie Arbeit und Spiel ineinandergreifen, eine lebendige Einheit bilden: der Bauernhof mit den Stallungen und den Tieren, der Bauer hinter dem Pflug, der Wald, Pilze und Beeren sammeln, Hühner und Kaninchen füttern mit der ganzen Familie sind erste Erfahrungen. Sonntagsruhe (Kirche), Koh-*

lenhändler und Kohlenwaage, Ährenbinden, Maurerkelle, Strickzeug sind weitere Erinnerungsspuren zum Thema Arbeit.

2. Szene: Der erste Kontakt mit der Schule ist bedrückend — auf die schreckliche Lehrerin reagiert Barbara mit der Verweigerung von Lernen. Nur mit einem Lehrer hat sie „herzlichen“ Kontakt und macht ihr das Lernen Freude.

3. Szene: Diese Motivation wird vom Vater durchkreuzt, der ihr den Zugang zum Gymnasium verwehrt: sie habe als Mädchen kein Anrecht auf eine solche Ausbildung, wenn der Bruder nicht auch zur Oberschule gehen kann; der aber ist krank und zart. Es bleibt Verwirrung, ohne berufliche Ziele.

4. Szene: Die Schreibmaschine steht für den kaufmännischen Beruf, den sie als „vernünftige Wahl“ ergreift. Der Beruf macht ihr keine Freude, wird aber als Sicherheit und Halt ideologisiert.

5. Szene: Barbara träumt als Kontrast zum grauen Berufsalltag von schönen Kleidern, der weiten Welt und Geld.

6. Szene: Botschaften des Großvaters und der Mutter drängen sie „zu Höherem“, aber der soziale Ausstieg wird zur Belastung. Barbara fällt in eine tiefe Depression. Sie entschließt sich, Sozialarbeit zu studieren, um mit Leuten mit ähnlichen Erfahrungen des Scheiterns zu arbeiten.

7. Szene: Das Studium in einem düsteren Betongebäude verläuft nicht ohne Krisen, die sie durch das Familienmotto „Arbeit ist Halt“ bewältigt.

8. Szene: Im Anerkennungsjahr findet sie eine Arbeitsstätte mit Haus und Garten, Haustieren und Bäumen — Anklänge an die Kindheit.

9. Szene: Auch ihr Privatbereich festigt sich, Hund, Haus, Kochen als Hobby; die Pfeile verweisen auf die vielfältigen Einflüsse der Vergangenheit.

10. Szene: Mit Abschluß des Anerkennungsjahres geht es darum, Abschied zu nehmen und einen neuen Tätigkeitsbereich zu suchen. Der Beruf öffnet sich ihr wie ein Tor.

## Literatur

- Adler, A., Neurotisches Rollenspiel, *Intern. Zeitschr. für Individualpsychologie* 6 (1928) 427-432.
- Autorenkollektiv, Berufliche Sozialisation und gesellschaftliches Bewußtsein jugendlicher Erwerbstätiger, EVA, Frankfurt 1973.
- Bandura, A., Social learning for imitation, in: Jones, M. R., Nebraska Symposion on motivation, University of Nebraska Press, Lincoln, 1962, 211-268.
- Bandura, A., Lernen am Modell, Klett, Stuttgart 1976.
- Bednarz, I., Einstellung von Arbeiterjugendlichen zu Bildung und Ausbildung: Eine Dokumentation, Deutsches Jugendinstitut, München 1978.
- Berne, E., Was sagen Sie nachdem Sie guten Tag gesagt haben? Kindler, München 1975.
- Bertram, H., Probleme einer sozial-strukturell orientierten Sozialisationsforschung, *Zeitschrift für Soziologie* V, 2 (1976) 103-117.
- Bertram, H., Gesellschaft, Familie und moralisches Urteil, Beltz, Weinheim 1978.
- Bilitza, K., Vom Objekt zum Subjekt in der Psychotherapieforschung. Vorüberlegungen für einen Aktionsforschungsansatz, *Integrative Therapie* 4 (1981) 263-291.
- Bublitz, H., Arbeitertöchter an der Hochschule, Frankfurt 1982.
- Danto, A. C., Analytical philosophy of history, Cambridge 1965.
- Dilthey, W., Gesammelte Schriften, Bd. VII (Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften), Stuttgart/Göttingen 1957<sup>2</sup>.
- Dilthey, W., Ideen zu einer beschreibenden und zergliedernden Psychologie. Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1894.
- Eilenberger, M., Das Lebenspanorama als diagnostische und therapeutische Methode in der integrativen Therapie, Diplomarbeit am Psychologischen Institut der Universität Hamburg, Hamburg 1979.
- Ferretti, M., Laser, Mazer, Hologramme, Franzis, München 1977.
- Flach, W., Die biographische Methode bei Wilhelm Dilthey, *Archiv für die Geschichte der Philosophie* 52 (1970) 172-186.
- Foucault, M., Die Ordnung der Dinge, Suhrkamp, Frankfurt 1971.
- , Die Archäologie des Wissens, Suhrkamp, Frankfurt 1973.
- , Die Ordnung des Diskurses, Hanser, München 1974.
- Franzon, M., Holographie, Springer, Berlin 1972.
- Franz, G., Traumarbeit in der Gestalttherapie, *Integrative Therapie* 2/3 (1980) 203-221.
- Gadamer, H.-G., Wahrheit und Methode, Mohr, Tübingen 1975<sup>4</sup>.
- Grüneisen, V., Hoff, E.-H., Familienerziehung und Lebenssituation. Der Einfluß von Lebensbedingungen und Arbeitserfahrungen auf Erziehungseinstellungen und Erziehungsverhalten von Eltern, Beltz, Weinheim 1977.
- Habermas, J., Kultur und Kritik, Suhrkamp, Frankfurt 1973.
- , Zur Logik der Sozialwissenschaften, Suhrkamp, Frankfurt 1977.
- Heckhausen, H., Die Interaktion der Sozialisationsvariablen in der Genese des Leistungsmotivs, in: Graumann, C. f., Handbuch der Psychologie Bd. VII/2, Hogrefe, Göttingen 1972, 955-1019.
- Heinz, W. R., Berufliche Sozialisation, in: Hurrelmann, Ulich, 1982, 499-520.
- Huber, J., Anders arbeiten — anders wirtschaften, Fischer Alternativ, Frankfurt 1979.
- Hurrelmann, K., Ulich, D., Handbuch der Sozialisationsforschung, Beltz, Weinheim 1980, 1982<sup>2</sup>.
- Husemann, F., Vom Bild und Sinn des Todes, Emil Weises Buchhandlung, Dresden 1938; 4. Aufl., Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1979.
- Iljine, V. N., Szenarien Sterbender, Unveröffentlichtes MS, Paris 1963.
- Kohn, M., Class and conformity: A study in values, Dorsey, Homewood, Ill. 1969, 1977<sup>2</sup>.



- Kuckartz, W., Sozialisation und Erziehung, Neue Deutsche Schule Verlag, Essen 1971<sup>2</sup>.
- Lempert, W., Franzke, R., Die Berufserziehung, Juventa, München 1976.
- Lückel, K., Begegnung mit Sterbenden, Kaiser, München 1981.
- Matthies, F., Das Beziehungs Panorama. Die Panoramatechnik in der Arbeit mit Paaren, Diplomarbeit, Psychologisches Institut der Universität Hamburg, Hamburg 1981.
- Merleau-Ponty, M., Le visible et l'invisible, Gallimard, Paris 1964.
- , La prose du monde, Gallimard, Paris 1969.
- Meyer, W.-U., Leistungsmotiv und Ursachenerklärung von Erfolg und Mißerfolg, Klett, Stuttgart 1973.
- Misch, G., Lebensphilosophie und Phänomenologie, Berlin 1930.
- , Vom Lebens- und Gedankenkreis W. Diltheys, Frankfurt 1947.
- Moreno, J. L., The function of the social investigator in experimental psychodrama, *Sociometry* 4 (1941) 392-417.
- Perls, F. S., Grundlagen der Gestalttherapie, Pfeiffer, München 1976.
- , Gestalt, Wachstum, Integration, Junfermann, Paderborn 1980.
- Perls, F. S., Hefferline, R., Goodman, P., Gestalt therapy, Julian Press, New York 1951; dt.: Gestalt-Therapie, 2 Bde., Klett, Stuttgart 1979.
- Petzold, Hugo, Das Erleben des Lebenspanoramas, *Rosenkreuzers Zeitschrift* 6 (1935), 176-178.
- Petzold, Hilarion, G., Le „Gestalt Kibbouz“ modèle et méthode thérapeutique, Paris 1970, mimeogr.
- , Psychotherapie und Körperdynamik, Junfermann, Paderborn 1974.
- , Integrative Therapie ist kreative Therapie, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1975 mimeogr.
- , Die neuen Körpertherapien, Junfermann, Paderborn 1977a.
- , Die Rolle der Medien in der integrativen Pädagogik, in: Petzold, H., Brown, G. I., Gestaltpädagogik, Pfeiffer, München 1977b, 101-123.
- , Theorie und Praxis der Traumarbeit in der integrativen Therapie, *Integrative Therapie* 3/4 (1977c) 147-175.
- , Das Ko-responzenprinzip in der integrativen Agogik, *Integrative Therapie* 1 (1978) 21-58.
- , „Sich selbst im Lebensganzen verstehen lernen“. Erlebnisaktivierende Methoden in einem integrativen Ansatz zur Vorbereitung auf das Alter, in: Schneider, H. D., Vorbereitung auf das Alter im Lebenslauf, Schöningh, Paderborn 1981, 89-112.
- , Integrative Dramatherapie, in: H. Petzold, Theater oder Spiel des Lebens, Verlag für humanistische Psychologie W. Flach, Frankfurt 1982.
- , Konzepte zum Lebenspanorama, unveröffentl. MS (1982a).
- , Dramatische Therapie, Hippokrates Verlag, Stuttgart 1982c.
- , Aktionsforschung, Frankfurt 1983 (in Vorbereitung).
- , Puppen als Medien in der Integrativen Therapie, in: Petzold, H. G. (Hrsg.), Puppen und Puppenspiel in der Psychotherapie, Pfeiffer, München 1983a.
- , Nootherapie, in: H. Petzold, Psychotherapie, Meditation, Gestalt, Junfermann, Paderborn 1983b.
- Petzold, H. G., Bubolz, E., Bildungsarbeit mit alten Menschen, Klett, Stuttgart 1976.
- Petzold, H. G., Berger, A., Die Rolle der Gruppe in der Integrativen Bewegungstherapie, *Integrative Therapie* 2 (1978).
- Petzold, H. G., Bubolz, E., Psychotherapie mit alten Menschen, Junfermann, Paderborn 1979.
- Petzold, H. G., Spiegel-Rösing, I., Psychotherapie mit Sterbenden, Junfermann, Paderborn 1983.
- Riehl, W. H., Die deutsche Arbeit 1861, Stuttgart 1924.

- Reich, W., *Characteranalyse*, Fischer, Frankfurt 1971.
- Rodgers, R. H., *Family interaction and transaction. The development approach*, Englewood Cliffs, 1973.
- Schneider, K., *Widerstand in der Gestalttherapie*, in: *Petzold, H. G., Widerstand — ein strittiges Konzept in der Psychotherapie*, Junfermann, Paderborn 1982.
- Steiner, C., *Wie man Lebenspläne verändert*, Junfermann, Paderborn 1982.
- Steinkamp, G., *Klassen- und Schichten-analytische Ansätze in der Sozialisationsforschung*, in: *Hurrellmann, Ulich (1982) 253-284*.
- Steinkamp, G., *Stief, W. H., Lebensbedingungen und Sozialisation*, Westdeutscher Verlag, Opladen 1978.
- Trudewind, C., *Häusliche Umwelt und Motiventwicklung*, Hogrefe, Göttingen 1975.
- Van Maanen, J., *Breaking*, in: *Dubin, R., Handbook of work, organisation and society*, Rand McNally, Chicago 1976.
- Vinnai, G., *Sozialpsychologie der Arbeiterklasse*, Rowohlt, Reinbek 1973.
- Weber, M., *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, *Archiv für Sozialwissenschaften* 20 (1904).

# Der Verlust der Arbeit durch die Pensionierung als Ursache von Störungen und Erkrankungen

## Möglichkeiten der Intervention durch Soziotherapie und Selbsthilfegruppen

*Hilarion Petzold, Düsseldorf*

### 1. Einleitung

Der Übergang vom Berufsleben in die Pensionierung wird sehr unterschiedlich erlebt und verarbeitet. Obgleich in bestimmten Populationen von Berufstätigen die Tendenz besteht, vom frühestmöglichen Pensionierungszeitpunkt Gebrauch machen zu wollen (*Friedmann, Weimer 1980*), bestehen im Hinblick auf die Gesamtbevölkerung noch keine repräsentativen Aussagen (vgl. *Dohse et. al. 1981; Casey, Bruche 1983; Friedmann 1980; Friedmann, Naegele 1980, Pohl 1976*), und auch die empirische Basis für spezifische Berufsgruppen ist noch relativ schmal (*Carp 1972; Fox 1979*). Auch die Frage, ob in der Zeit unmittelbar nach der Pensionierung sowie im Verlauf des Ruhestandes eine höhere Lebenszufriedenheit herrscht (*Atchley 1975; 1977; 1981*) oder eine Minderung der Lebensqualität erlebt wird, oder ob sich keine nennenswerte Veränderung des subjektiven Glücksgefühls mit der Pensionierung ergibt (*Zimmermann 1982*), wird sich nur im Sinne einer „differenziellen Gerontologie“ (*Lehr 1979; Thomae 1976*) für das konkrete Einzelschicksal oder doch zumindest für nur eingegrenzte Populationen beantworten lassen (z. B. *Holahan 1981; Wapner 1980; Sinovac 1982; Jacobson 1974; Price-Bonham 1982; Keating, Mashall 1979*).

Die Frage, ob eine Adaption an die mit der Pensionierung gegebene neue Situation gelingt oder nicht, ist jedenfalls von vielfältigen Faktoren abhängig (*Glamser 1976; Barfield, Morgan 1978; Sheldon et al. 1975; Schönholzer 1979*). Auf einige von allgemeinerer Bedeutung sei im folgenden hingewiesen:

Von zentraler Bedeutung für die Erfahrung, in den Ruhestand treten zu dürfen oder zu müssen, ist die Identifikation mit der beruflichen Tätigkeit. Wie sehr war sie Lebensinhalt, erfüllend, bereichernd — oder wie bedrückend und mühsam war sie? (*Bell 1978; Cohn 1979; Wexley et al. 1973*) In welchem Maße war die Arbeit „identitätsstiftend“? Der Mensch vermag sich ja nicht nur in seiner Arbeit zu erkennen und zu verwirklichen, dadurch daß er sich mit ihr identifiziert, seine Arbeit wird auch gesehen, bewertet (*Heinl, Petzold, dieses Buch, S.180*).

Weiter ist die Arbeitszufriedenheit zu betrachten, da sie sich insgesamt für ein zufriedenes Lebensgefühl auswirkt. Der mit der *Berufsrolle* verbundene *Status* und die mit ihm verknüpften Gratifikationen (Thompson 1973; Strauss et al. 1976; Ragan 1980; George 1980), das mit der Arbeit verbundene kommunikative Feld, das von Freunden und Kollegen bis zu Konkurrenten reicht, sind weitere Faktoren, deren Einfluß nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Schließlich ist noch wichtig, welche Bereiche außerhalb des Arbeitslebens von Bedeutung waren und welche dieser Aktivitäten aufgenommen, erweitert und ausgebaut werden können, um den leeren Raum der Pensionistenzeit auszufüllen.

Bildungsgeschichte, Aktivität oder Passivität des Ehepartners bzw. des familiären Kontextes, internalisierte Vorbilder, etwa durch das Pensionistenverhalten der eigenen Eltern, politische Bewußtheit addieren sich zu der Vielzahl der Faktoren, die eine solche Komplexität gewinnen, daß von einer Regelmäßigkeit der Konditionen des Übergangs in den Ruhestand nur bei sehr „homogenisierten“ Gruppen gesprochen werden kann, z. B. bei Menschen mit einer sehr benachteiligten Bildungskarriere oder einer sehr entfremdeten Arbeit. Ein Arbeitsfeld, das wenig zum Identitätsgewinn, zum Selbstwertgefühl und zur Lebenszufriedenheit beiträgt, das als „Maloche“ und Fron, als Ausbeutung und physischer und psychischer Verschleiß erlebt wird, führt zu einer anderen Perspektive im Hinblick auf den Ruhestand, als eine Arbeit, die selbst-bestimmt ist, Ansehen bringt, Befriedigung, die fasziniert und ein positives Lebensgefühl vermittelt. Der leitende Angestellte, der selbständige Handwerker, der Landwirt, die Hausfrau haben eine andere Perspektive und Einstellung im Hinblick auf den Ruhestand, als der „kleine Angestellte“ oder der Industriearbeiter (Jacobson 1974; Price-Bonham 1982; Keating, Mashall 1978), dessen Arbeit einen hohen Monotonieeffekt hat, oder der Arbeiter, der auf dem Bau oder beim städtischen Fuhrpark „schuftet“ und dessen Tätigkeit mit erheblichen physischen Belastungen verbunden ist. Beispielhaft erwähnt seien die Locherinnen oder die Phonotypistinnen im Großraumbüro, bei denen der „psychische Streß“, die nervliche Belastung eher zur Flucht aus dem Arbeitsmilieu führt als zu einer Verweiltendenz.

Es kann nun sicher nicht der verallgemeinernde Schluß gezogen werden, daß Menschen mit entfremdeter Arbeit der Pensionierung durchweg positiv gegenüberstehen und die Statuspassage unbeschadet überstehen (George 1980; George, Maddox 1977; Elwell, Maltbie-Crannel 1981), ja sogar eine größere Lebenszufriedenheit gewinnen als während der Zeit der Berufstätigkeit, und daß Menschen, die mit ihrem Beruf „voll identifiziert“ waren, mit der Pensionierung schlechter fertig

werden. Die Vielfalt der Einflußfaktoren verbietet eine solche simplifizierende Perspektive. Die Ergebnisse von Befragungen vermitteln nur partiellen Aufschluß über die Problematik, denn die Betroffenen vermögen in der Regel nur im Rahmen der vorgegebenen gesellschaftlichen Muster zu antworten, die ihre Erwartungsstruktur bestimmen. Bei Populationen, die ein „Recht auf Pensionierung“ konnotieren, wird der Zwangscharakter der Pensionierung, das Faktum, daß ein Arbeitnehmer mit einem bestimmten Datum in Pension gehen muß, kaum in den Vordergrund treten.

## 2. Die Pensionierung als „kritisches Lebensereignis“.

Die zwangsweise verfügte Pensionierung weist — mehr noch als ein freiwilliges Ausscheiden aus dem Berufsleben — alle Kennzeichen eines „kritischen Lebensereignisses“ auf (Elwell, Maltbie-Crannel 1984; Palmore 1979). Derartige „stressful life events“ sind u. a. dadurch gekennzeichnet, daß sich die soziale Situation der Person darart verändert, daß von ihr erhebliche Anpassungsleistungen an die neue Gegebenheit erbracht werden müssen (Dohrenwend, Dohrenwend 1978). „Da diese Ereignisse eine Unterbrechung habitualisierter Handlungsabläufe darstellen und die Veränderung oder den Abbau bisheriger Verhaltensmuster erfordern, werden sie als prinzipiell ‚streßreich‘ angesehen“ (Filipp 1981, 24). Diese Veränderungen müssen sogar noch umfassender gesehen werden: sie betreffen Wahrnehmung, emotionales Erleben, Bewertungen, die nicht mehr in gleicher Weise Gültigkeit haben wie zuvor. Damit erhält ein derartiger Wechsel alle Charakteristika einer Krise (Aguilera, Messick 1977; Petzold 1979a, 333ff). Filipp sieht kritische Lebensereignisse durch folgende Aspekte gekennzeichnet:

1) „Sie stellen die raumzeitliche, punktuelle Verdichtung eines Geschehensablaufes innerhalb und außerhalb der Person dar und sind somit im Strom der Erfahrung einer Person raumzeitlich zu lokalisieren“ (Filipp 1981, 24). Für die Pensionierung ist dieses Kriterium gegeben. Aus Kursen zur Vorbereitung auf die Pensionierung, die relativ kurzfristig vor dem Ausscheiden aus der Berufstätigkeit von mir durchgeführt wurden (Petzold 1981a), wurde immer wieder die sich akkumulierende Erwartungsspannung auf den „letzten Arbeitstag“ hin berichtet. Aus therapeutischen Gruppen mit alten Menschen, insbesondere mit solchen, die die Pensionierung nicht gut verarbeiteten, wird die Zeit vor der Pensionierung und unmittelbar nach der Pensionierung (etwa Zeitraum einer Woche) sowie mittelfristig nach der Pensionierung (etwa 6 Wochen nach der Pensionierung) als besonders belastend berichtet (vgl. auch Schönholzer 1979, S. 17ff).

2) Kritische Lebensereignisse stellen „*Stadien des relativen Ungleichgewichts* in dem bis dato aufgebauten Passusgefüge zwischen Person und Umwelt dar“ (Filipp 1981, 24). Auch dieses Kriterium greift; wird doch eine umfassende Neuorganisation des Person-Umwelt-Gefüges durch die Pensionierung erforderlich.

3) Kritische Lebensereignisse *berühren die Betroffenen emotional*. Sie werden im „Strom von Erfahrungen und Einzelereignissen, wie er jedes Leben kennzeichnet, als prägnant und herausragend“ erlebt (ibid. 1981, 24). Auch dieses Kriterium bestätigt sich durch die Befunde aus Vorbereitungskursen und klinischen Gruppen.

Nun ist die Pensionierung in unserem Kulturkreis für Nicht-Selbständige, also Arbeitnehmer, kein unverhofft einbrechendes Ereignis (Skoglund 1979; Gubrium 1976; Ragan 1980; McClusky, Borgatta 1981; Atchley 1976). Es kann verdrängt und an die Seite geschoben werden, aber es nähert sich mit nicht zu übersehender Unvermeidbarkeit. Die „gesellschaftliche Gliederung in Altersgruppen mit ihren unterschiedlichen normativen Anforderungen“ (Friedrichs, Kamp 1978, 191) führt zu Passagen von einer Altersschicht in die andere, wodurch eine Orientierung „auf das in diesem Alter verlangte Verhalten hin“ erfolgt (Benedict 1938/1978, 203). Je besser die Übergänge an den „*turning points*“ (Atchley 1976) organisiert sind, je eindeutiger Status und Rollen in der neuen Population bestimmt sind und je besser diese Normierungen den Betroffenen bekannt sind (etwa durch Vorbilder), desto sicherer gelingt die Adaptionsleistung.

Und hier setzt im Hinblick auf die Pensionierung in den spätkapitalistischen Industriegesellschaften die Problematik ein. Im Vergleich zu den vorgängig vollzogenen, fest umrissenen Rollen und Rollenperformanzen der Arbeitswelt bleibt die Pensionistenrolle wenig greifbar (George 1980; Clark 1980; Berghorn 1981; Myerhoff, Simic 1978; Gubrium 1976), mangelt es an Vorbildern — und auf jeden Fall an erstrebenswerten Rollen — und ist eine Überleitung allenfalls auf der Dimension der materiellen Absicherung organisiert. Die sich abzeichnende Verbreitung von „Vorbereitungskursen für das Alter“ (Schneider 1981; Glamser 1981) vermag diesen Mangel nicht zu beheben, sondern ist vielmehr Kennzeichen einer problematischen Situation, Ausdruck von Entfremdungs-Prozessen (Petzold 1981a, c). Immerhin bieten normative Lebensereignisse und Übergänge (Datan, Ginsberg 1975; Olbrich 1981) gewisse Möglichkeiten der Orientierung, sofern der situative Kontext stützend ist (Montada 1981). „... die Zeit nach dem Auszug des letzten Kindes aus dem Haushalt, die Pensionierung und Verwitwung sind zum Beispiel an ein bestimmtes Lebensalter gebundene Ereignisse, die die meisten Menschen betreffen, allerdings nicht allein,

sondern in der Gemeinschaft der Altersgenossen, die versuchen, mit ähnlichen Situationen fertig zu werden. Ein Teil der möglichen Belastung und ein Teil des potentiellen Selbstzweifels wird in diesem Kontext durch die Unterstützung, die Altersgleiche einander geben, reduziert“ (Atchley 1975, 276).

Nun sind im Hinblick auf die Verarbeitung kritischer Lebensereignisse, hier der Pensionierung, neben den schon aufgeführten Faktoren persönlichkeits-, geschlechts- und altersspezifische Merkmale gegeben. Herauszustellen ist der Gesundheitszustand — was besonders für die Population der aus Gesundheitsgründen vorzeitig berenteten oder zum Zeitpunkt der Pensionierung „verschlissenen“ Arbeitnehmer zu berücksichtigen ist (Scharf 1980); weiterhin stellt auch die „psychische Stabilität“ einen wichtigen Faktor dar — so verarbeiten depressive Personen einschneidende Lebensereignisse offensichtlich schlecht (Schless et al. 1974; Brown, Harris 1978), wobei die Abhängigkeit von sozialen Faktoren, vom „social support“ (Cobb 1979) zu betonen ist. Vorgängige Erfahrungen im Sinne erfolgreich bewältigter Lebenskrisen und Passagen (*coping styles*) ermöglichen eine bessere Bewältigung anstehender Schwierigkeiten. Nur, im Hinblick auf die Pensionierung — von Zeiten der Arbeitslosigkeit abgesehen — sind Vorerfahrungen in der Regel nicht vorhanden.

Die persönliche Einstellung, der Lebensentwurf, die persönliche Flexibilität (Smith, Johnson, Sarason 1978) wird für den Umgang mit der Pensionierung genauso wesentlich wie „ereignisbezogenes Wissen“, Information über die Vorgänge der Pensionierung und der Zeit danach (Danish, D'Angelli 1981). So ist festzustellen: die Bewältigung von kritischen Lebensereignissen und Passagen ist abhängig von den gesundheitlichen, psychischen, sozialen und materiellen „Ressourcen“, die ein Mensch zur Verfügung hat (Schneider 1979). Dabei müssen auch vorgängige Bewältigungsleistungen zu den psychischen Ressourcen gerechnet werden (Pearlin, Schooler 1978).

### 3. Probleme mit dem Ruhestand — Erfahrungen mit soziotherapeutischen Gruppen

Es ist — wie schon betont wurde — aufgrund der Komplexität der Problemstellung schwierig, repräsentative Aussagen darüber zu machen, wie belastend, bedrohlich oder gar pathogen der „normative Übergang“ in die Pensionierung ist. Die Bewertung des „Ruhestandes“ als gesellschaftliches Privileg oder als Zwangsmaßnahme führt auf die Ebene politischer Analysen. Es können diese Dimensionen hier nicht weiter verfolgt werden, sondern es sollen Erfahrungen mit Menschen

dargestellt werden, die die Pensionierung nicht gut bewältigen, aus Mangel an Ressourcen, wegen ihrer starken Identifikation mit ihrer Arbeit, aufgrund lebenszeitspezifischer „Verwundbarkeit“ (Brown, Harris 1978) usw. (Schönholzer 1979).

Anregungen, dem Problem der Schwierigkeiten mit dem Ruhestand nachzugehen, erhielt ich durch die Zuweisung von Patienten aus einer internistischen und einer psychiatrischen Praxis zur psychotherapeutischen Behandlung. Den überweisenden Kollegen war bekannt, daß ich einzel- und gruppentherapeutisch mit älteren Menschen arbeite. Es handelte sich zumeist um Patienten mit psychosomatischen Beschwerden, depressiven Verstimmungen und Angstzuständen. Als aus dieser Klientel in kurzer Folge mehrere Patienten kamen, die von sich aus berichteten, daß sie mit der Pensionierung nicht fertig würden und ihr Leben nicht neu organisieren könnten, als im gleichen Zeitraum zwei schwere depressive Reaktionen sich auf die vorausgegangene Pensionierung zurückführen ließen, war mein Interesse geweckt.

Es entstanden zwei Projekte: 1. Eine Befragung und fokaltherapeutische Maßnahmen zur Initiierung von Selbsthilfegruppen bei Patienten von vier ärztlichen Praxen; 2. Kurse im Rahmen einer großstädtischen Volkshochschule zu „Problemen mit dem Ruhestand“.

### *3.1 Fokalinterventionen bei Alterspatienten zur Initiierung von Selbsthilfegruppen*

Zielgruppe waren Patienten, die im Rahmen eines Forschungsvorhabens von Studenten zur Altersproblematik befragt wurden mit der Zielsetzung, eventuelle Wechselwirkungen zwischen sozialer Situation und psychischen und psychosomatischen Erkrankungen zu untersuchen und für spezifische Problemgruppen Selbsthilfeinitiativen (Moeller 1979) anzuregen, die nach dem Prinzip des „Exchange Learning/Exchange Helping“ (Laschinsky, Petzold, Rinast 1979) arbeiten sollten. Es wurden zu diesem Zweck Patienten aus je zwei großstädtischen psychiatrischen und zwei internistischen Praxen angesprochen und untersucht, um eine möglichst repräsentative Krankenpopulation zu erhalten. Die Ergebnisse der Untersuchung und des Projektes werden an anderer Stelle ausführlicher dargestellt (Petzold 1982e). Hier soll nur der Spezialfrage der Pensionierung nachgegangen werden. Es wurden pro Praxis 30 Patienten zwischen 60 und 70 Jahren befragt, die wegen verschiedener psychosomatischer und psychischer Beschwerden in Behandlung waren. Es konnte bei den 120 Befragten festgestellt werden, daß die geklagten Beschwerden bei 42 der untersuchten Personen im Zeitraum von 6 Monaten vor und 6 Monaten nach der Pensionie-



rung eingetreten waren. Es wurde mit dieser Gruppe ein zusätzliches exploratives Interview durchgeführt. Erst im Verlauf dieser Exploration wurden für viele Patienten ursächliche Verbindungen deutlich — z. T. geradezu im Sinne eines „Aha-Erlebnisses“.

### Beispiele

*Klient A:* „Jetzt wird mir vieles deutlich“ — „Daß ich da nicht selbst drauf gekommen bin“ usw. Die Mehrzahl der Patienten, die derart reagierten, brachten dann von sich aus weitere Zusammenhänge und Details.

*Klient A:* „Die Schlaflosigkeit begann ungefähr da, wie mein Nachfolger kam, den ich einarbeiten sollte. Da ging das los. Ich hab damals das nicht in Verbindung gebracht. Nach der Pensionierung wurde das dann ganz schlimm. Ich konnte gar nicht mehr richtig schlafen. Und dann bin ich ja schlafmittelsüchtig geworden. Das ging gar nicht mehr ohne Schlafmittel. Ich bin nicht gern in Pension gegangen. Mein Nachfolger war für die Aufgabe auch nicht gut geeignet. Ich wußte, das tut dem Betrieb nicht gut. Aber ich konnt' ja nichts machen.“

*Therapeut:* „Das hat Ihnen schlaflose Nächte gemacht!“ —

*Klient:* „Das kann man wohl sagen!“ (stutzt) „Ja, das hat mir wirklich schlaflose Nächte gemacht. Da haben Sie recht!“

*Klient B:* „Ich hatte plötzlich an nichts mehr so richtig Spaß. Meine Frau sagte: Dem Karl schmeckt auch gar nichts richtig mehr. Ich konnt' gar nichts mehr so richtig essen. Der Doktor B. konnte auch nichts finden. Ich hab mir dann gesagt: Wenn du erst mal auf Rente bist, dann wird das besser. Dann erholst du dich richtig. Das ist dann auch besser geworden, aber dann ein paar Monate danach wurd's wieder schlimmer. Und dann hat der Doktor B. gesagt, daß ich Depressionen habe. Ich wußt' da nicht mehr, was ich anfangen sollte. Die Decke kam mir auf den Kopf. Wenn Sie mich so nach der Pensionierung fragen: da hab' ich mich drauf gefreut, aber ich hab' auch immer gerne gearbeitet. Mein ganzes Leben lang. Mein Vater hat schon gesagt: ‚ein Mensch ohne Arbeit ist nur 'n halber Mensch'.“

*Therapeut:* „Und Sie haben die Arbeit verloren!“

*Klient B:* „Ja, manchmal habe ich mir gedacht: es wäre doch schön, wenn du noch arbeiten könntest. Aber daß das mit dem Essen und mit den Depressionen mit der Rente zusammenhängt, daran hab ich nicht gedacht. Aber wenn ich das jetzt so denke ... Ich hab mich jeden Morgen so um sieben ans Fenster gesetzt und meinen Kaffee getrunken und rausguckt ... Immer in die Richtung, wo ich zur Arbeit gefahren bin ... Da ist was dran. Die andere Seite ist viel schöner. Da guck ich sonst immer raus (lacht), mit sehnsüchtigem Blick nach der Firma (lacht). Das gibt es doch gar nicht.“

Diese beiden Interviewausschnitte wurden exemplarisch herausgegriffen, denn sie machen deutlich, daß der „normative Übergang“ für die Betroffenen das Erkennen von Kausalverbindungen erschwert. Bei 13 Personen der Gruppe, bei denen sich ein Konnex zur Pensionierung zeigte, waren wichtige Identitätsbereiche bzw. Ressourcen beeinträchtigt, und zwar in erster Linie die physische Gesundheit, als deren direkte Folge einer Einengung des kommunikativen Feldes gegeben war. Derartige Einbußen führen, wie *Liebermann* (1975) gezeigt hat, zu einer Minderung der Adaptionsleistung. Bei der Gesamtgruppe von 42

Personen waren bei 37 erhebliche Einbußen im kommunikativen Feld gegeben, und zwar bei allen, wie die Exploration ergab, durch Verlust von Kollegen und Interaktionspartnern im Arbeitsbereich (vgl. auch *George, Maddox 1977; Elwell 1981*). Dieser erhebliche Schwund im „sozialen Netzwerk“ erwies sich von der subjektiven Einschätzung der Betroffenen her als sehr gravierend, so daß der avisierten Selbsthilfegruppe im Hinblick auf den Wiederaufbau kommunikativer Felder große Bedeutung beigemessen wurde. Bei 32 Personen kam als Problemfaktor eine Beeinträchtigung des Wertbereiches hinzu: der Verlust der Sinnfindung. Mit den durch schwerwiegende körperliche Erkrankungen beeinträchtigten 13 Patienten konnten wir im Rahmen dieses Projektes nicht arbeiten; wohl aber wurde versucht, die verbleibende Population von 29 Patienten für eine kombinierte Einzel- und Gruppenintervention zu motivieren, die als Initiierungsphase einer Selbsthilfegruppe konzipiert war. 21 Patienten waren zur Mitarbeit bereit.

Schon bei der Befragung der Patienten war von Interviewern auf die Möglichkeit der Bildung von „Kontakt- und Selbsthilfegruppen“ hingewiesen worden. Der Begriff „Kontaktgruppe“ wurde bewußt hinzugefügt, da aus früheren Erfahrungen mit einer gewissen Ablehnung des Selbsthilfebegriffes zu rechnen war — die alten Menschen lehnten die implizierte Unterstellung von Hilflosigkeit ab. Außerdem wurde jedem der Befragten ein 2-seitiges Blatt über die Möglichkeit und Wirkungen von Kontakt- und Selbsthilfegruppen mitgegeben (*Petzold 1982e*).

Für die Einrichtung der Selbsthilfegruppen läßt sich folgendes Modell verwenden:

### 1. *Initiierungsphase*

In ihr wird das Projekt geplant, die Zielgruppe angesprochen und motiviert, wobei Einzel- und Gruppengespräche als Fokalinterventionen eingesetzt werden. Die Gruppensitzungen der Initiierungsphase werden von Psycho- bzw. Soziotherapeuten geleitet, die das Exchange-learning/exchange-helping-Modell vorstellen, mit dem dann die angeleiteten Gruppen in die ohne professionellen Leiter arbeitenden Gruppen übergehen.

### 2. *Anlaufphase*

In dieser Phase arbeiten die Selbsthilfegruppen selbständig. Sie werden turnusmäßig von einem professionellen Soziotherapeuten beraten. Meistens ergeben sich Schwierigkeiten in der Regulierung der Gruppendynamik, in der Anwendung der exchange-learning-/exchange-helping-Prinzipien. Es ist eine gewisse Fluktuation der Teilnehmer gegeben. Konsolidiert sich die Situation, so tritt man in die

### 3. Funktionsphase

ein, in der die Gruppe relativ stabil läuft und nur noch gelegentlich auf eigenen Wunsch beraten wird. Sie verfügt über ein lebendiges Potential an Aktivität und wirbt für die Bildung neuer Selbsthilfeinitiativen im Bereich der eigenen Population.

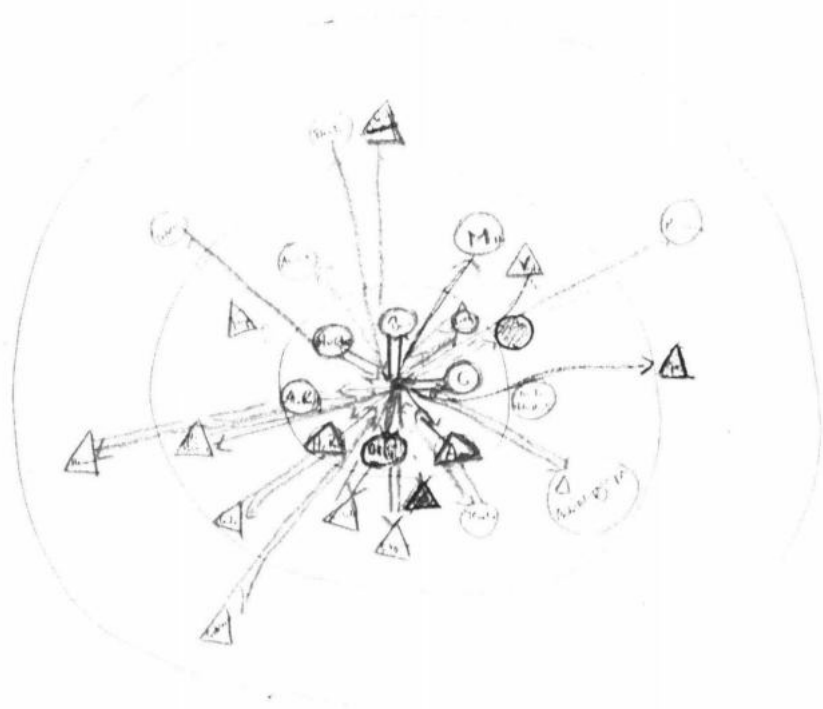
In unserem Projekt wurden in der Initiierungsphase in Form einer Fokalintervention zwei Einzelsitzungen von je einer Stunde und vier Gruppensitzungen von zwei Stunden (Gruppengröße 10 Personen) anberaumt. Die Einzelsitzungen erschienen uns aufgrund der Tatsache notwendig, daß es sich um Patienten handelte, die noch einen hohen therapeutischen Anspruch mitbrachten. In ihnen wurde auf die Verdeutlichung des Zusammenhanges von Krankheit und Lebenssituation fokussiert, die Veränderung durch die Passage besprochen und analysiert, und es wurden perspektivisch alternative Möglichkeiten zur Gestaltung der Lebenssituation entworfen, wobei die „Kontakt- und Selbsthilfegruppen“ als eine Möglichkeit angeboten wurden. In den Gruppensitzungen wurde versucht, ein Klima „solidarischen Kontaktes“ zu den Betroffenen herzustellen, für das Selbsthilfeprojekt zu motivieren, indem gemeinsam Überlegungen zur Lösung der anstehenden Probleme ausgearbeitet und diskutiert wurden. Dabei erwies sich die kommunikationsstiftende Funktion der Gruppe als äußerst bedeutsam.

Die Kombination von Einzel- und Gruppensitzungen gewährleistete in der zur Verfügung stehenden Zeit größtmögliche Effektivität. Für viele war dieses therapeutisch-beratende Gespräch überhaupt ein erster intensiver Kontakt mit einem Menschen, der bereit war, sich nicht nur mit dem Symptom, sondern mit der ganzen Lebenssituation auseinanderzusetzen. Die Sitzungen wurden von erlebnisaktivierender, gestalttherapeutischer Gesprächsführung bestimmt (Rahm 1979), um die affektive Beteiligung und die Vermittlung von Informationen sowie die Evokation von relevantem Problemmaterial zu fördern. Von Sitzung zu Sitzung erhielten die Patienten „Hausaufgaben“. Die erste Hausaufgabe lautete: Zeichnen Sie Ihr „soziales Atom“ vor und nach der Pensionierung.

Das Konzept des „sozialen Atoms“ (Moreno 1947; Petzold 1979b) wurde zuvor in der Stunde erklärt und exemplarisch dadurch vorgestellt, daß der Therapeut sein eigenes soziales Atom dem Patienten aufzeichnete. Es wurde dabei die Bedeutung des sozialen Netzwerkes und einer reichen Kommunikation für die seelische Gesundheit des Menschen erlebnisnah herausgearbeitet.

Dem Patienten wurde damit ein Instrument an die Hand gegeben, seine derzeitige Lebenssituation eigenständig zu diagnostizieren. Er er-

Abb. 1: Soziales Atom — projektives Verfahren



hielt für die Ausführung der „Hausaufgaben“ noch einmal ein detailliertes Merkblatt zur Erstellung des sozialen Atoms. Von 21 Patienten brachten 18 auswertbare soziale Atome. 3 hatten Erklärung und Merkblatt nicht ausreichend verstanden. Mit ihnen wurde die Anlage des sozialen Atoms gemeinsam mit einem Therapeuten durchgeführt. In der Berechnung der Konsistenzwerte der sozialen Atome vor und nach der Pensionierung zeigten sich die erwarteten Verluste und Einbrüche. Der Konsistenzwert, der die Zahl der Mitglieder eines sozialen Atoms, die Qualität der Beziehungen und die Kohärenz des sozialen Netzwerkes erfaßt, lag drei Monate vor der Pensionierung bei 32.2 (Mittelwert). Sechs Monate nach der Pensionierung war der Konsistenzwert auf 21.4 gefallen (Mittelwert). Der Verlust des „Kommunikationsfeldes Arbeitsplatz“ schlug voll zu Buche.

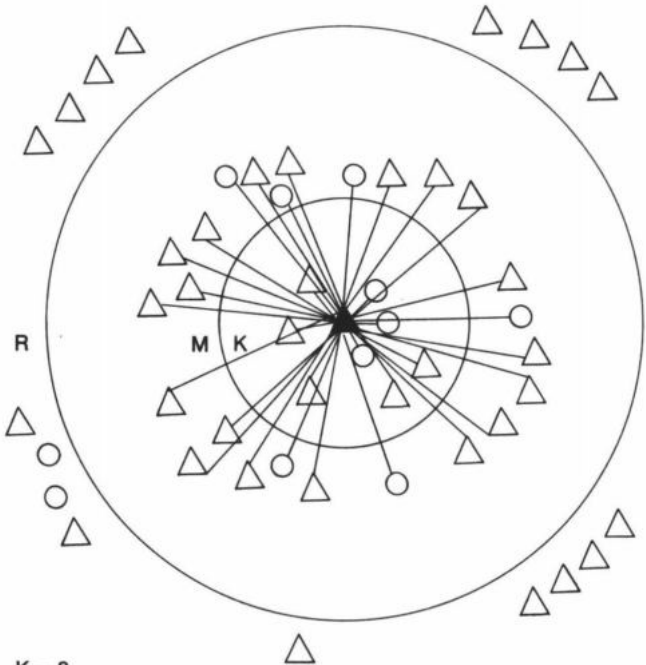
Die Gruppenmitglieder zeigten sich von der Atrophie ihrer sozialen Atome, die durch die Visualisierung in der grafischen Darstellung plastisch wurde, durchweg beeindruckt, so daß eine hohe Motivation bei den Teilnehmern selbst aufkam, diese Situation aktiv zu ändern. In den Gruppensitzungen wurde allen deutlich, daß die Gruppe selbst zu einer Bereicherung der sozialen Atome führt. Es wurde auf diesem Hintergrund gut möglich, die von uns mit diesem Projekt intendierte Motivierung für den Aufbau einer Selbsthilfegruppe zu erreichen. So wurde in der dritten und vierten Gruppensitzung das Exchange-learning-/exchange-helping-Modell (*Laschinsky, Petzold, Rinast 1979*) vorgestellt und praktisch exemplifiziert. Es wurden die Basisregeln eingeführt und die Modalitäten des Settings geplant.

Von den 21 Teilnehmern der beiden Gruppen entschlossen sich 17, an dem Selbsthilfeprojekt teilzunehmen. Die Gruppensitzungen sollten ein- bis zweimal wöchentlich stattfinden. Außerdem sollte die Gruppe Freizeitaktivitäten planen. Einmal im Monat wurde ein Beratungstermin für die Gruppen mit dem Therapeuten vereinbart. Es wurde beschlossen, Teilnehmer aus beiden Gruppen in einer Selbsthilfegruppe zusammenzufassen. Bei Beginn des Projektes war die Zahl der Teilnehmer auf 13 abgefallen. Nach zweimonatiger Laufzeit waren aufgrund innerer Querelen und Fraktionierungen nur noch 9 Teilnehmer da. Danach begann sich die Gruppe zu stabilisieren. Nach 4 Monaten zählte sie 15 feste Mitglieder. Teilnehmer, die ausgestiegen waren, sowie Teilnehmer aus der Einleitungsphase des Projektes, die sich dann doch entschlossen hatten, sich der Initiative anzuschließen, hatten zu diesem Zuwachs geführt.

Die Selbsthilfegruppe organisierte im wesentlichen Freizeitaktivitäten, und die Gruppensitzungen verliefen als Gesprächsrunden; meistens problemzentriert, waren sie mit allgemeinen Themen der Lebens-

**Abbildung 2: Die Veränderung sozialer Atome durch die Pensionierung**

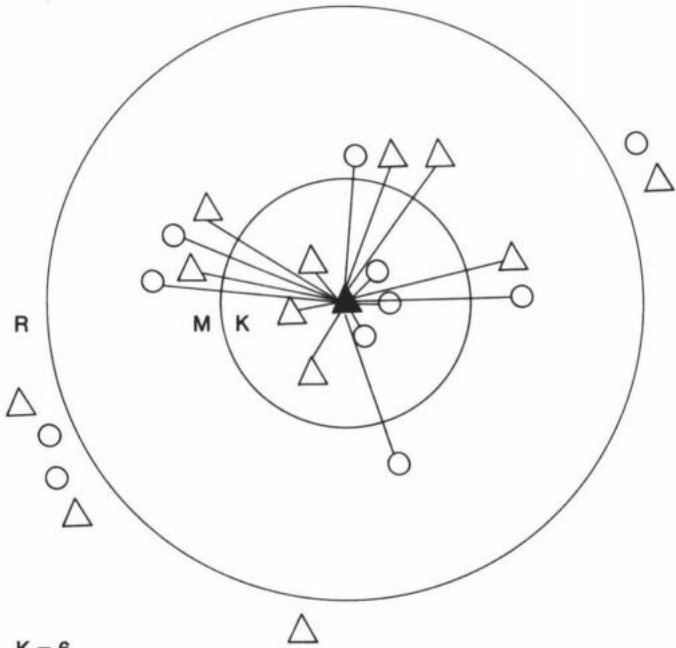
**I. Soziales Atom vor der Pensionierung**



K = 8  
M = 25  
R = 18  
KSA = 38,4

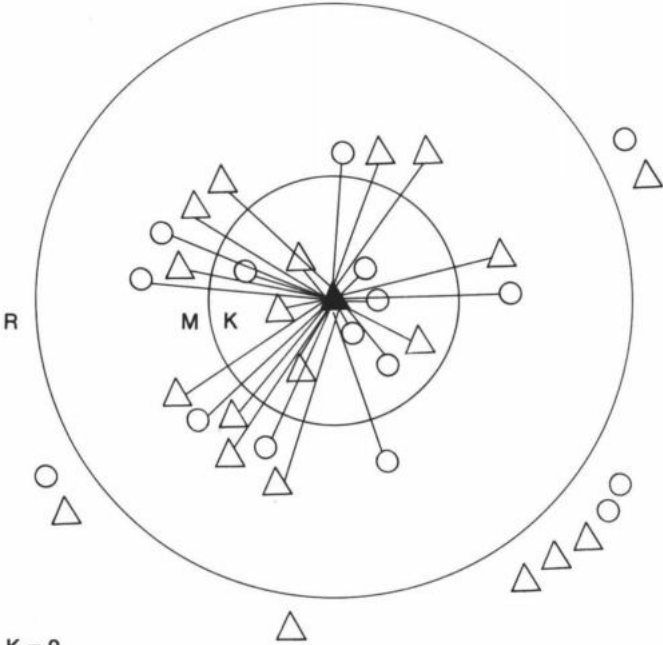
(K = Kurzzone, M = Mittelzone, R = Randzone, KSA = Konsistenzwert des sozialen Atoms)

## II. Soziales Atom nach der Pensionierung



K = 6  
M = 10  
R = 7  
KSA = 23,2

III. Soziales Atom nach der Gruppenarbeit



K = 9  
M = 17  
R = 11  
KSA = 28,1



bewältigung und konkreten Situationen der Teilnehmer befaßt. Das Thema der Pensionierung nahm in den Sitzungen der ersten Monate immer wieder Raum ein, verlor aber zunehmend an Bedeutung. Eine erneute Erhebung der sozialen Atome nach 6-monatiger Laufzeit ergab ein Ansteigen des Konsistenzwertes in der Gruppe von zuvor 21.4 auf 28.7 (Mittelwert der Gesamtpopulation), womit eine große Annäherung an den Wert vor der Pensionierung (32.2) gegeben war.

### 3.2 *Soziotherapeutische Gruppenarbeit in der Volkshochschule*

Als zweites der angesprochenen Projekte wurde in drei aufeinanderfolgenden Semestern im Rahmen einer großstädtischen Volkshochschule ein Kurs durchgeführt, der unter dem Thema „Probleme mit der Pensionierung?“ ausgeschrieben war. Der Einführungstext wies darauf hin, daß „*wir in einer Gruppe von Betroffenen gemeinsam Probleme diskutieren und bearbeiten wollen, die mit der Pensionierung entstehen: der Reorganisierung des Lebens, der Gestaltung der Freizeit, dem Gewinn neuer Lebensziele, dem Umgang mit belastenden Stimmungen und Gefühlen der Sinnlosigkeit*“. Damit war die Zielgruppe als „Problempopulation“ mit einer gewissen Bewußtheit für ihre Lebenssituation angesprochen, Personen also, die einen Zusammenhang zwischen ihrer Pensionierung und vorhandenen Lebensproblemen herstellten (Casady 1976). Es war damit schon ein Selektionskriterium gegeben. Die ausgeschriebenen Gruppen hatten in jedem Semester eine ausgezeichnete Resonanz. Die 16 Gruppenplätze waren jeweils überbucht, so daß insgesamt 28 Interessenten nicht teilnehmen konnten. Bei den durchgeführten Gruppen waren die Struktur der Teilnehmer und der jeweils gegebene Problemhintergrund recht vielfältig. Von den 48 Teilnehmern waren die überwiegende Mehrzahl Frauen (33). Vom beruflichen Hintergrund fanden sich 12 Arbeiter, 8 Akademiker, 7 „kleine Angestellte“ und 21 Angestellte in mittleren Positionen.

Eine prägnante Motivation war bei allen im Hinblick auf die Absicht gegeben, sich mit dem Thema „Der Verlust meiner Arbeit und seine Auswirkungen für mein gegenwärtiges Leben“ auseinanderzusetzen. Dies war das Ergebnis, das wir in der Einleitungssitzung bei allen drei Gruppen herausarbeiten konnten. Die Teilnehmer wurden nach der Vorstellung aufgefordert, sich zu kleinen Gruppen von jeweils vier Personen zusammenzusetzen und miteinander zu besprechen, warum jeder an diesem Kursus teilnimmt. Die Hauptmotive sollten mit Filzstift auf große Papierbögen geschrieben werden, die der Großgruppe

vorgestellt werden sollten. Aus diesen Materialien konnten wir folgenden Schwerpunkte extrahieren:

### 1. *Verlust von Kontakt:*

„Ich habe keinen Kontakt mehr zu meinen Berufskollegen“. — „Ich habe nie einen großen Freundeskreis gehabt. Und jetzt, wo die Arbeit weg ist, da weiß man nicht, mit wem man reden soll“. — „Ich bin total einsam“. — „Ich weiß nicht, wo ich hingehen soll“.

### 2. *Verlust an Lebenssinn:*

„Ich weiß nicht, was ich machen soll. Als ich noch Arbeit hatte, hatte ich wenigstens was zu tun!“ — „Man ist so nutzlos geworden“. — „Die Arbeit war wenigstens noch was Sinnvolles“. — „Es ist furchtbar, den ganzen Tag nichts Richtiges zu tun zu haben“. — „Hobbys? Das ist doch alles keine richtige Arbeit“.

### 3. *Rollenverlust:*

„Man ist niemand mehr“. — „Es ist schlimm, keine richtige Aufgabe mehr zu haben“. — „Mir wird jetzt erst richtig deutlich, was der Beruf für mich war“. — „Früher bin ich ganz in meinem Beruf aufgegangen“. — „Früher war ich noch jemand“. — „Es ist, als ob man seine Identität verloren hat“.

Unter den Symptomatiken wurden die folgenden am häufigsten genannt: Antriebsverlust/Inaktivität, Niedergeschlagenheit/Depressionen, körperliches Unwohlsein, Kräfteverfall („seitdem ich nichts mehr tue, lassen meine Kräfte rapide nach“), Isolationsgefühle/Kontaktverlust, psychosomatische Beschwerden wie z. B. Schlafstörungen, bei den Frauen häufig schwere Obstipationen (zum Teil nach der Pensionierung auftauchend bzw. wiederauftauchend), Appetitlosigkeit, Gewichtsverlust, bei einigen unkontrolliertes Essen und erhebliche Gewichtszunahme. In der Gesamtpopulation konnten bei 7 Teilnehmerinnen und 2 Teilnehmern eine Medikamentenabhängigkeit festgestellt werden, die kurz vor bzw. nach der Pensionierung ausgebildet wurde (Schlafmittel, Tranquilizer, Antidepressiva). Die Mehrzahl der rauchenden Patienten konnte ein Anstieg des Zigarettenkonsums beobachten („obwohl ich weiß, daß mir das nicht guttut“). 2 Teilnehmer hatten Alkoholprobleme („Seitdem ich zuhause sitze und nichts zu tun habe, trinke ich zuviel“). Diese beiden Gruppenmitglieder wurden schon während der Laufzeit unseres Projektes dazu motiviert, zu den Anonymen Alkoholikern zu gehen, da ihre Alkoholproblematik durch unsere Arbeit allein nicht mehr anzugehen war.

Markierend für die aufgeführten Beschwerden war, daß sie in der Zeit unmittelbar vor der Pensionierung oder in einem Zeitraum bis zu 6 Monaten nach der Pensionierung aufgetreten waren, und daß sie von

den Teilnehmern überwiegend selbst mit dem Verlust des Arbeitsplatzes in Zusammenhang gebracht wurden.

Die Zeit vor der Pensionierung (McPherson, Guppy 1979) wurde überdies von vielen Teilnehmern unserer Gruppe als Periode besonderer „Verwundbarkeit“ (Brown 1974; Skoglund 1979) erlebt. Die Kinder hatten das Haus verlassen, gesundheitliche Beschwerden machten sich bemerkbar, die Wegnahme von Kompetenzen am Arbeitsplatz oder die Überforderung aufgrund von fehlenden Entlastungen hatten die allgemeine Bewältigungskapazität reduziert (vgl. auch Benner et al. 1981; Eisdorfer, Wilkie 1977; Keith et al. 1981; Powell 1977).

Auf der Grundlage eines Anamnese-Fragebogens, der in der zweiten Gruppenstunde ausgegeben wurde, und unserer klinischen Einschätzung im Verlauf der Gruppenarbeit können wir annehmen, daß bei etwa der Hälfte der Teilnehmer auch schon längere Zeit vor der Pensionierung Persönlichkeitsprobleme bestanden haben. Allerdings waren nach unserer Erhebungen nur 4 Gruppenmitglieder in psychiatrischer bzw. nervenärztlicher Behandlung gewesen. Eine dieser Teilnehmerinnen hatte mehrere psychiatrisch-klinische Aufenthalte hinter sich. Wir mußten ihr im Verlaufe der Arbeit von einer weiteren Teilnahme an der Gruppe abraten und haben sie in eine Einzeltherapie vermittelt.

Robert Atchley nimmt für die Zeit nach der Pensionierung folgende Phasen an: 1. eine euphorische, 2. eine ernüchternde, 3. eine umorientierende, 4. eine stabilisierende und 5. eine abschließende. Die von Atchley berichtete euphorische Phase — er spricht sogar von den „Flitterwochen“ der Frischpensionierten — konnten wir in unserer Population nicht finden und ist offenbar auch in anderen untersuchten Populationen nicht durchgängig gegeben (vgl. Eckerdt, Levkof, Bosse 1981). Überhaupt konnten wir einen typischen „Phasenverlauf“ im Hinblick auf die Pensionierung in unseren Gruppen nicht auffinden. 40 Teilnehmer berichten von Gefühlen, Gedanken, Verfassungen vor der Pensionierung, die man mit dem Oberbegriff „unruhige Erwartungsspannung“ kennzeichnen könnte. Bei 17 Teilnehmern trat schon in der ersten Woche nach der Pensionierung, z. T. unmittelbar „am Tage danach“ eine depressive Reaktion ein. 7 Teilnehmer berichteten über Gefühle von Identitätsverlust, Depersonalisation und Orientierungsschwierigkeiten. Nur 13 Teilnehmer hatten eine glückliche bis euphorische Stimmung. Die restlichen 11 Teilnehmer konnten über keine Besonderheiten berichten. Für sie verlief der Übergang ganz „normal“. Es muß hier nochmals darauf verwiesen werden, daß es sich bei dieser Population um Menschen handelte, die mit der Pensionierung Schwierigkeiten hatten und die offenbar mit der Situation, die auf sie zukam, nicht umgehen konnten und damit in eine Krise geraten waren.

## 4. Pensionierungsstreß

Auch wenn man die schon bestehenden Persönlichkeitsstörungen eines Teiles der Gruppenmitglieder berücksichtigt, wird deutlich, daß das Ereignis der Pensionierung für alle Beteiligten eine Belastung darstellte, eine Streß-Situation (*Palmore 1979; Guttman 1978; Strauss et al. 1976*). Die Passage von einem konsistenten Lebensgefüge in ein anderes vollzieht sich nicht reibungslos (*Kell, Patton 1978; vgl. Wapner 1980; Teriet 1978*). Primär war die Situation gegeben, daß ein wesentlicher Teil des bestehenden Lebensraumes — für einige Teilnehmer der wesentlichste — zum Fortfall kam, ohne daß ein neuer prägnanter Lebensraum unmittelbar und in nahtlosem Übergang an seine Stelle trat. Die Situation kann in mehrfacher Hinsicht als „*stressfull life-event*“ aufgefaßt werden:

### 4.1 *Deprivation durch Stimulierungsverlust*

Die habituelle Stimulierung in sensomotorischer, perzeptueller und sozialer Hinsicht wird abrupt entzogen. Der Einbruch im Stimulierungsniveau beeinträchtigt ein prägnantes Selbsterleben, (Gefühle des Identitätsverlustes, der Orientierungslosigkeit, der Depersonalisation, der Niedergeschlagenheit, Schlaflosigkeit, psychosomatische Reaktionen, vgl. *Petzold 1977, 264ff; Janis 1974*).

### 4.2 *Streß durch Überforderung im Sektor Orientierung*

Durch jahrzehntelanges Leben in der Arbeitswelt haben sich bestimmte Orientierungsmechanismen ausgebildet. Rollen, habituelle Verhaltensmuster, Motivationszyklen, Tagesrhythmen haben sich etabliert, die plötzlich außer Kraft gesetzt werden und neue Orientierungsleistungen erforderlich machen. Erschwerend kommt hinzu, daß kaum Orientierungshilfen gegeben werden und nur in geringem Maße auf die bisherigen Orientierungsparameter zurückgegriffen werden kann. Bei einigen Gruppenteilnehmern — besonders den aktiven — wäre es möglich, von „Überforderung durch Unterforderung“ zu sprechen. Insgesamt aber wurde die Anpassungsleistung (woran?) an die neue Situation und mehr noch der Aufbau von neuen kommunikativen Feldern, von Aufgaben und Zielen, kurz der Aufbau einer neuen *Identität*, als Überforderung erlebt. Nicht unerhebliche Probleme können auch innerhalb der Paarbeziehung auftreten, also für beide Partner Reorientierungsleistungen und Umstellungen im Rollenverhalten erforderlich machen (*Ballweg 1967; Dressler 1973; Gubrium 1974; Keating, Cole 1980; Keith 1981; Model 1981; Troll et al. 1979*).

### 4.3 Streß durch die Evidenzerfahrung des Altwerdens

Die Pensionierung macht mit gnadenloser Härte das Faktum des Alterns deutlich. Die für viele Menschen wirksamen „Hilfen der Verdrängung“ werden — zumindest für einige Zeit — labilisiert oder fortgerissen, und es wird klar: „Jetzt bist du wirklich alt“. Es kommen damit die Antizipation von Infirmität, Kräfteverfall und Tod mehr oder weniger deutlich ins Bewußtsein. Außerdem wird der Verfall der Leiblichkeit klarer als zuvor wahrgenommen — so die übereinstimmende Aussage der Mehrzahl unserer Gruppenteilnehmer. Mit den in diesem Zusammenhang auftauchenden Ängsten, Befürchtungen und Unsicherheiten, die subjektiv als Streß erlebt werden, müssen die meisten alten Menschen ohne Hilfe umgehen (House 1981; Palmore 1979). Weiterhin wird die Erkenntnis als belastend erlebt, daß das Leben nur noch wenige Ziele bietet (Rossi 1980; Myerhoff, Simic 1978; Berghorn 1981). Es gibt kaum noch etwas zu erreichen. Der Lebenshorizont ist klein geworden, die Zukunftsperspektive eingeengt und letztendlich bedrohlich. Traditionelle Ziele, wie die eines „guten Sterbens“ durch Rundung der persönlichen Identität (Marcel, Petzold 1976) oder der „Vollendung des Lebenslaufes in Gott“ fanden sich nur bei wenigen Teilnehmern, als wir in einer Gruppensitzung an eine Erarbeitung von Zielen für die verbleibende Lebenszeit gingen. Überhaupt fand sich eine weltanschauliche oder religiöse Orientierung nur schwach ausgeprägt, wobei anzunehmen ist, daß die Auswahl unserer Gruppe für dieses Faktum mitbestimmend ist. Der Verlust von Zielen, und damit einhergehend der antizipierte Zusammenbruch des Zukunftshorizontes stellen eine Belastung dar, die zumeist durch den Rekurs auf vergangene Leistungen, Erfolge, „die gute alte Zeit“ ausgeglichen wurde, wobei die Zunahme des Altgedächtnisses als eine autochthone Hilfe des Organismus angesehen werden kann.

## 5. Gruppenverlauf

In den Gruppen wurde nach dem Prinzip der „joint competence“ (Laschinsky et al. 1979; Petzold, Lemke 1980) gearbeitet. Die Teilnehmer wurden sehr stark in ihrer Eigenaktivität gefordert. Therapeut: „Gemeinsam können Sie ihre Lebenssituation bewältigen. Sie haben Schwierigkeiten im Leben, mit denen der einzelne offenbar nicht immer fertig wird. Also legen Sie ihre Kompetenzen, ihre Fähigkeiten zusammen! Überlegen Sie gemeinsam! Helfen Sie sich gegenseitig!“ Ein derartig appellatives Vorgehen wird in darauffolgender Kleingruppenarbeit meist gut aufgenommen. Die Teilnehmer werden aktiviert, sich gemeinsam Gedanken zu machen. Zuweilen kommt ein „Wetteifern“

auf, das zu einer euphorisch-unrealistischen Situation führen kann. Hier ist es Aufgabe des Gruppenleiters, dafür zu sorgen, daß die Pläne „auf dem Boden bleiben“, um unnötige Enttäuschungen zu vermeiden. Es ist in diesem Stadium besonders wichtig, den Sinn für die Realitäten und das Machbare zu schärfen.

Die ersten vier Gruppensitzungen hatten zum Ziel, die Kommunikation zwischen den Teilnehmern aufzubauen, ein Vertrauensklima herzustellen, also eine gewisse Kohäsion zu schaffen. Weiterhin sollte sie den Gruppenleitern diagnostische Informationen liefern, den Teilnehmern eine Analyse von Kontext und Kontinuum, ihrer Lebenssituation und -perspektive zu ermöglichen. Kleingruppenarbeit, Dialogübungen, Selbstpräsentation, wechselseitiges Vertrautmachen der Lebenssituation waren auf diese Zielsetzung gerichtet. Für die Analyse von Kontext und Kontinuum wurde das „soziale Atom“ vor und nach der Pensionierung gezeichnet und durchgesprochen. Es wurden weiterhin von jedem Teilnehmer auf großen Papierbögen Lebensinhalte und Ziele vor und nach der Pensionierung aufgeschrieben und aufgezeichnet. Weiteres Material wurde in Kleingruppendiskussionen zum Thema: „Welche Werte bestimmen mein Leben?“ gewonnen.

Diese Bestandsaufnahme stellte für die Mehrheit der Teilnehmer eine erhebliche Konfrontation dar, die insbesondere deshalb ausgehalten werden konnte, ja fruchtbar wurde, weil hier eine Gruppe von Betroffenen gemeinsames Schicksal erfahren und teilen konnte. Die Gruppe selbst stellt ja schon ein Stück Ersatz für das verlorene kommunikative Feld am Arbeitsplatz dar. Außerdem ergab sich — zumindest vorübergehend — eine Aktualisierung positiver und identitätsstärkender Gefühle dadurch, daß die einzelnen Teilnehmer ihren ehemaligen Arbeitsbereich den anderen Gruppenteilnehmern gegenüber so plastisch wie möglich zu vermitteln versuchten. Wir haben, vorbereitet durch Texte, die die Teilnehmer zu Hause geschrieben hatten, zwei Gruppensitzungen damit verbracht, durch Rollenspiele, mit Wandzeitungen und durch Erzählungen die vormalige Arbeitssituation eines jeden Teilnehmers in der Gruppe deutlich zu machen. Das Rollenspiel wird von alten Menschen zuweilen zögernd aufgenommen und erfordert deshalb besondere Warm-up-Arbeit. Dabei kommt der Modellfunktion des Gruppenleiters besondere Wichtigkeit zu. Kann er unbefangen eine Szene anspielen und dabei Teilnehmer involvieren, so ist das Eis bald gebrochen, und es kommen lebendige Rollenspiele zustande, in denen die alten Menschen eine erstaunliche Rollenflexibilität zeigen (Petzold 1979a; Hummel 1982).

## 6. Gruppenarbeit als Krisenintervention

Die sich aus der diagnostischen Bestandsaufnahme herauskristallisierenden Materialien bekräftigten unsere Auffassung, daß einige der Gruppenmitglieder sich in einer Krisensituation befanden. Im Sinne des Krisenmodells von *Aguilera* und *Messick* (1977) waren die habituellen Strategien der Lebensbewältigung für die Regulierung der anfallenden Aufgaben des Lebens nicht mehr brauchbar, bei gleichzeitigem Verlust von Ressourcen. Die „*role transition*“ erwies sich, wie *Garfield* (1973) gezeigt hat, als krisenauslösend. So kann die Pensionierung im Sinne des integrativen Krisenmodells (*Petzold* 1979a, 333ff; 1982d) als potentielle Noxe betrachtet werden.

Eine Krise kann ausgelöst werden durch Überstimulierung, Unterstimulierung bzw. Entzug von Stimulierung, gegenläufige Stimulierung (Konflikte), uneindeutige Stimulierung (*Petzold* 1977, 264ff). Die noxische Wirkung der Pensionierung gestaltete sich für die einzelnen Gruppenmitglieder zwar zum Teil sehr unterschiedlich, war aber insgesamt gegeben. Sie stellte ein „Überforderungserlebnis“ dar, wobei sich im Sinne des Verlaufmodells nach *Mierke* (1955) eine „*Phase agitierten Verhaltens*“ für die Mehrzahl der Untersuchten im Zeitraum vor der Pensionierung, für einige auch nach der Pensionierung feststellen läßt. Die typischerweise folgende „*Regressionsphase*“ ist die Periode, in der unsere Gruppenarbeit einsetzte. In der Regressionsphase sucht der Mensch „Halt im Begrenzten und Bekannten“, um dann in einer „*Restitutionsphase*“ wieder neues Verhalten aufzubauen (*Mierke* 1955). Dabei sind die auslösenden Faktoren der Überforderung durchaus unterschiedlich.

Überhöhte Anforderungen an die Bewältigungsfähigkeit (*coping capacity*) der Persönlichkeit sind das Charakteristikum, ganz gleich, ob es sich dabei um zu hohe Anforderungen im Bereich der Arbeit, des Kontaktverhaltens, der Orientierungsfähigkeit, der Komplexitätsreduktion handelt, oder um Verluste an Gesundheit, Kontakt, Arbeit, materiellen Sicherheiten oder Werten (*Petzold* 1968a, b). Bei der Pensionierung handelt es sich ja um eine sehr komplexe Verlustsituation. Der Arbeitsplatz ist ein ökologischer und sozialer Rahmen, der mit der Pensionierung fortfällt. Status, Rolle und oftmals auch Einkommensvolumen werden verloren (*George* 1980; *McClusky*, *Borgotta* 1981). Die Verbindung von Verlust, Krise und Trauerprozeß (*Parad* 1983; *Lindemann* 1944) wurde auch bei unserer Population deutlich, und durch Verminderung oder gar den Verlust des Zukunftshorizontes vertieft. Die Gruppenarbeit gewann damit klar die Funktion der *Krisenintervention*.

„Krise ist eine Labilisierung des personalen Systems, in einer Weise, daß bisherige Bewältigungsmechanismen nicht mehr greifen und der Bestand des Systems, seine Identität, nachhaltig gefährdet ist“ (vgl. *Petzold* 1979a, 337; 1982d). Aufgabe der Gruppenarbeit war es daher, die Identität zu stabilisieren und kreative Bewältigungsleistungen zu fördern. Da es sich bei den Krisen unserer Teilnehmer um komplexe, die gesamte Identität erschütternde Probleme handelte, wurde auch eine multimodale Strategie der Intervention erforderlich. Die Gruppenarbeit verstand sich über weite Strecken als Hilfe und Anregung, die „Support-Säulen der Identität“ zu stabilisieren, Einbußen soweit als möglich zu restituieren und neue, alternative Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen.

## 6.1 Die Support-Säulen der Identität

Der Identitätsbegriff der Integrativen Therapie versucht die Verbindung von individueller und kollektiver Wirklichkeit im Menschen zu erfassen. Identität wird definiert als das Zusammenwirken von Leib und Kontext im Zeitkontinuum. Die Synergie von Identifizierungen, Identitätszuschreibungen und Identifikationen, Identitätsübernahmen machen die *ganze* Identität aus. (Der Mensch erkennt sich in seinem Wahrnehmen und Handeln als der, der er ist, und wird von anderen Menschen seines relevanten Kontextes erkannt.) Diese Doppelgesichtigkeit von Identifizierung und Identifikation kennzeichnet das Identitätskonzept und macht es gegenüber gesellschaftlichen Einflüssen sensibel. Die Pensionierung ist etwas, das die Identität eines Menschen, der Teil der Gesellschaft ist, unmittelbar beeinflusst. An ihr, wie an vielen anderen Verbindungs- und Bruchstellen, wird deutlich, daß der Mensch im Guten wie im Schlechten an seiner Gesellschaft partizipiert, die ihm zugehört und der er zugehört. Die Doppelgesichtigkeit, in der Privates und Kollektives zusammenfließt, kennzeichnet auch die Bereiche, die Identität tragen, die Support-Säulen der Identität (*Petzold, Mathias* 1983).

### a) Säule Leiblichkeit

Da die Leiblichkeit eine der zentralen Grundlagen unserer Identität ist, Beeinträchtigung von leiblicher Gesundheit und Vitalität unmittelbar „an die Existenz“ geht, wurde Fragen der körperlichen Bewegung, Ertüchtigung und der Ernährung besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Ausgehend von Sensory-Awareness-Übungen (*Brooks* 1979), in denen die Teilnehmer einen Zugang zu ihrer Leiblichkeit gewannen, wurden Möglichkeiten besprochen, wie körperlichem Verfall begegnet werden könnte. Daher wurden Informationen über die negativen Leibkonzepte alter Menschen (*Petzold, Berger* 1979) vermittelt. Durch die



Reflexion der negativen Selbstkonzepte im Hinblick auf den Leib wurde den Teilnehmern deutlich, daß durch die Einwurzelung der Leiblichkeit in der sozialen Welt, durch ihre Doppelgesichtigkeit als private und soziale Leiblichkeit, negative Einflüsse, gesellschaftliche Klischees und Normierungen wirksam werden und die Identität mindern können. Das wurde motivierend für praktische Konsequenzen. Eine unserer Gruppen unternahm eine gemeinsame Eifelwanderung und traf sich zu regelmäßigen Sonntagvormittag-Spaziergängen in der näheren Umgebung. In einer anderen Gruppe beschloß man, gemeinsam an einem Gymnastikprogramm der VHS für Senioren teilzunehmen. In der dritten Gruppe schließlich organisierte man einen Volleyball-Club für Senioren.

#### *b) Säule soziales Netzwerk*

Durch die Information über das „soziale Atom“, die Bedeutung des Sozialkontaktes und der Kommunikation für die seelische Gesundheit und das Wohlbefinden, unternahmen alle drei Gruppen Bemühungen, kommunikationsfördernde Aktivitäten aufzubauen. Es wurden dabei verschiedene Veranstaltungen der VHS in Anspruch genommen, und die Gruppen selbst definierten sich selbst als „neue kommunikative Felder“. Es wurde weiterhin das Kommunikationsverhalten der einzelnen Teilnehmer, ihre Schwierigkeiten und Möglichkeiten reflektiert, damit man sich wechselseitig Hilfe geben konnte.

Auch die Säule des sozialen Netzwerkes ist durch das Zusammenwirken des privaten und kollektiven Aspektes gekennzeichnet. Durch die Sozialkontakte werde ich identifiziert, erhalte ich Identität, trage aber zugleich zur Identität anderer bei. Die identitätsstiftende Funktion sozialer Aktivitäten und ihre Bedeutung für das Wohlbefinden von Pensionierten wurde auch von *Muntran* und *Reitz* (1981) hervorgehoben.

#### *c) Säule Arbeit und Leistung*

Die identitätsmindernde Wirkung durch den Verlust dieser Säule war von den Teilnehmern selbst schmerzlich erfahren worden. Es wurden deshalb Anstrengungen unternommen, für die einzelnen Teilnehmer neue Betätigungsfelder zu erschließen. „Sinnvolle“ Tätigkeitsbereiche wurden herausgearbeitet und praktiziert: intensiviertes Kümern um Enkelkinder, „Patenschaften“ in Heimen bei behinderten Kindern, die regelmäßig besucht wurden, aber auch in Alten- und Pflegeheimen. Mitarbeit in kirchlichen und caritativen Einrichtungen, aktive Mitarbeit in Altenzentren und Seniorenclubs, Erwerb handwerklicher Fähigkeiten, weiterbildende Kurse der Volkshochschule wie z. B.

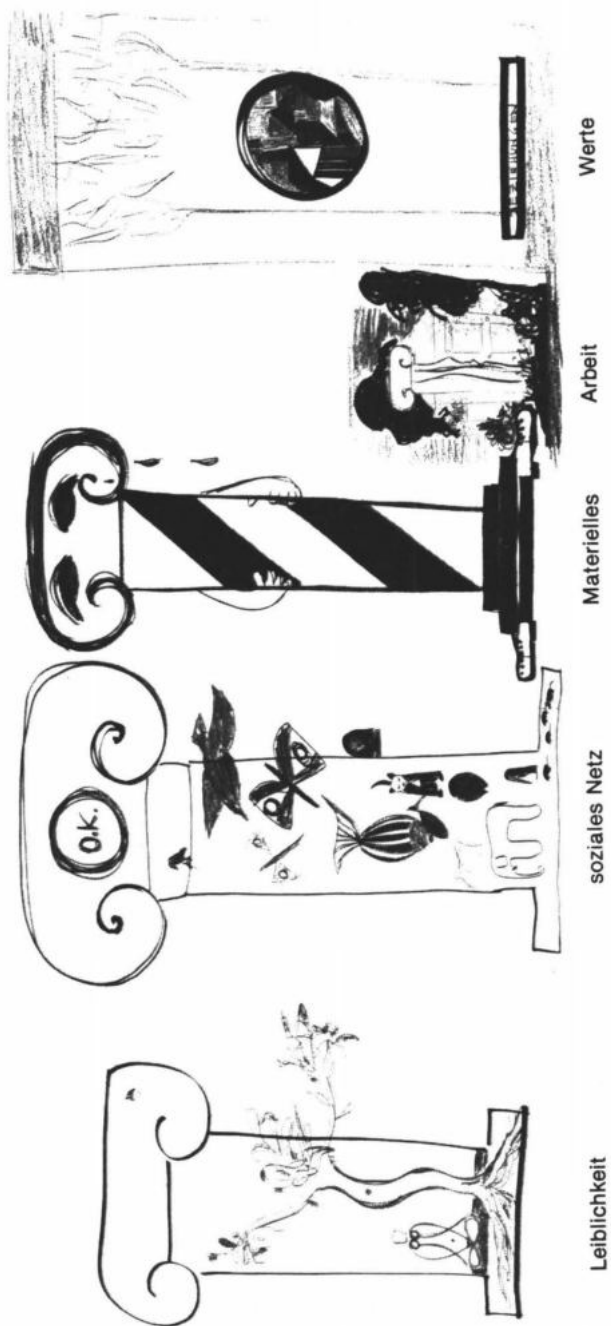


Abb. 3: Support-Säulen der Identität

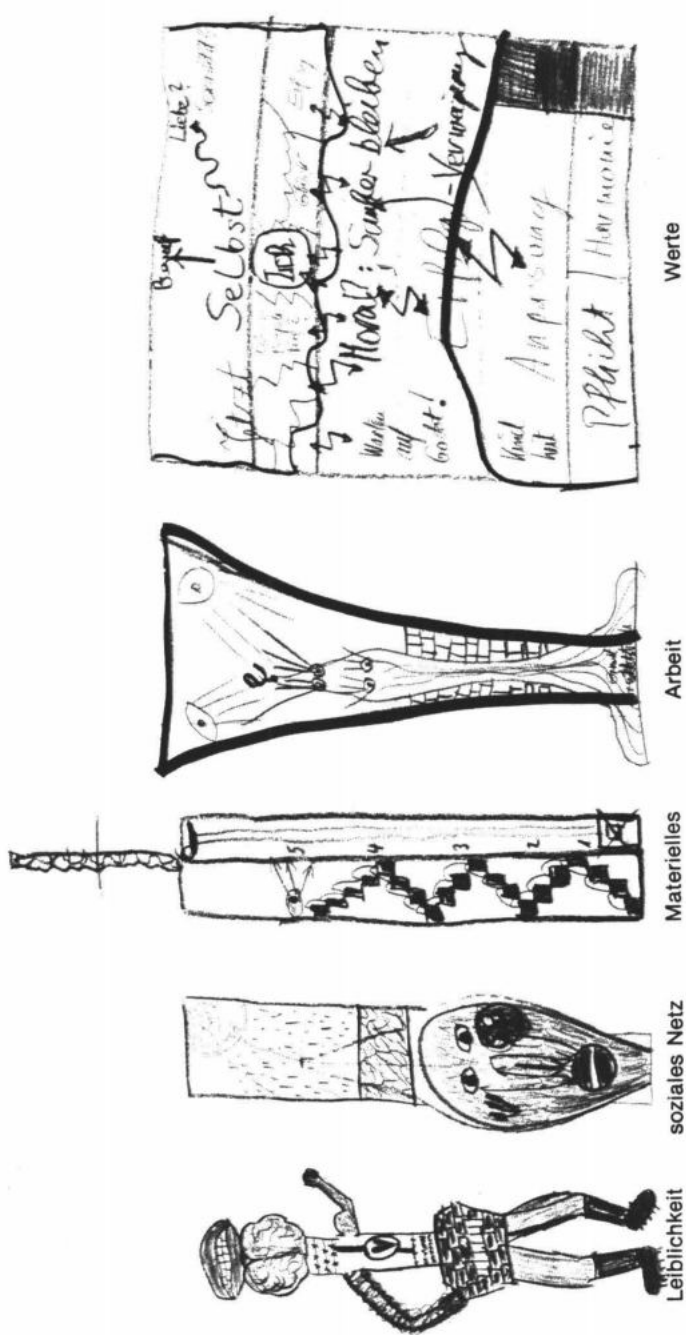


Abb. 4: Support-Säulen der Identität

Emaillieren, Holz- und Drechselarbeiten, Weben, Peddigrohrarbeiten, Handarbeiten, und zwar nicht nur im Sinne kleiner Gelegenheitsarbeiten, sondern als größere Projekte. In einer Gruppe wurde der Aufbau einer Produktion mit Verkauf von Töpfer-, Stick-, Web- und anderen Handarbeiten in Erwägung gezogen und geplant, dann aber doch nicht realisiert. Aufgrund der Vorarbeiten und ähnlichen Aktivitäten erscheint aber der Aufbau eines solchen Produktionskooperativs durchaus möglich. Als besonders gelungen erwies sich die Initiative von pensionierten Frauen, im Rahmen einer Kirchengemeinde eine „Handarbeitsschule für junge Leute“ aufzuziehen, die Häkeln, Stricken, Sticken, Nähen vermittelte und ausgesprochen gute Resonanz fand.

Die Arbeit im Bereich kreativer Produktion wurde von den Teilnehmern als „sinnvolle Arbeit“ positiv erlebt, in dem Sinne, daß der ganze Produktionsprozeß von der Materialbeschaffung bis zur Fertigstellung für die Beteiligten erfahrbar war: unentfremdete Arbeit. Die Doppelgesichtigkeit der Identitätsaspekte wird auch bei der Säule „Arbeit und Leistung“ deutlich. In dem letztgenannten Beispiel haben die Begründerinnen der „Nähschule“ eine identitätsstiftende Aufgabe gefunden. Sie können sich mit dieser neuen Arbeit identifizieren und sie werden identifiziert: „Das sind doch die vier Frauen, die die Nähschule machen“. Identifikation und Identifizierungen konvergieren also.

#### *d) Materielle Sicherheit*

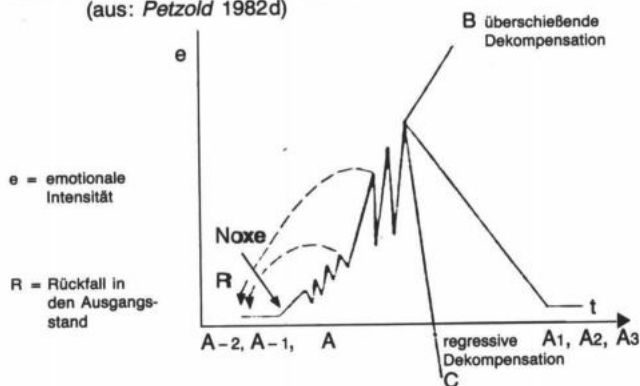
Für die Mehrzahl der Teilnehmer waren die materiellen Einbußen durch die Berentung nicht sehr beträchtlich. Für einige jedoch so bedeutsam, daß sie ihre bisherige Wohnsituation nicht halten konnten, sondern sich „kleiner setzen“ mußten, was zum Teil auch durch die zu große Wohnung nach dem Wegzug der Kinder motiviert war. Allgemein fand sich die Tendenz, im eigenen Quartier zu bleiben oder „ganz woanders hin“ zu ziehen, meistens in eine schöne Landschaft. Die Tendenz, die „Ortsidentität“ zu wahren, war jedoch vorherrschend (Fischer, Fischer 1981). Die Beeinträchtigung durch die Reduktion der Säule der materiellen Sicherheiten war in unseren Gruppen besonders für die Arbeiter spürbar. Es wurde daran gearbeitet, wie mit geringeren materiellen Möglichkeiten und in anderer räumlicher Umgebung dennoch ein zufriedenes Alltagsleben geführt werden könne. Die Frage gewann besondere Wichtigkeit im Hinblick auf die Möglichkeit, später in ein Altenwohnheim zu ziehen oder in ein Pflegeheim zu müssen. Für alle Teilnehmer wurde die identitätsstiftende Bedeutung der materiellen Sicherheiten bewußt: „In meinem Quartier kenne ich mich aus, es ist mir bekannt. Ich bin mit ihm identifiziert“, aber auch: „In meinem Quartier kennt man mich, werde ich erkannt, erhalte ich Identität“.

### e) Säule der Werte

Die Reflexion der Werte in der Gruppe machte vielen Teilnehmern diese Frage erst bewußt. Ihnen wurde deutlich, wie sehr der Lebensvollzug im Alter von Werten bestimmt ist. Auch die Infragestellung bestimmter Wertorientierungen (z. B. Besitzstreben, Leistungsprinzip) durch die Pensionierung wurde deutlich. Die Gruppenarbeit ließ die Doppelgesichtigkeit der Werte gut erkennbar werden. Die Teilnehmer fanden heraus, daß sie ihre Werte ja nicht für sich alleine haben, sondern diese mit Freunden, Bekannten, ja sogar mit fremden Menschen, nämlich bestimmten Teilnehmern der Gruppe, gemeinsam haben. „Meine“ Werte realisieren sich mehr oder weniger bewußt in Wertgemeinschaften. Die Klärung der eigenen Wertposition, die Abschätzung ihrer Stärken und Schwächen und die bewußte Auseinandersetzung mit den eigenen Werten, Zielen, dem Lebenssinn führte für die Teilnehmer zu einer Stabilisierung dieser Dimension. Als die bestimmendsten Werte wurden in allen drei Gruppen herausgearbeitet: Mitmenschlichkeit und Selbstkongruenz (sich selbst treu bleiben, seine Freiheit bewahren, ehrlich gegen sich selbst sein und bleiben).

Die Werte-Diskussion in der Gruppe und die Entdeckung, mit den meisten in Übereinstimmung zu sein, mit ihnen gemeinsame Positionen zu haben, hatte zweifellos eine identitätsstabilisierende Funktion.

Abb. 5: Verlauf des Krisenprozesses  
(aus: Petzold 1982d)



Labilisierung	Turbulenz		
Habituelle Bewältigungsstrategien	Notreaktionen Kontrollverlust Dekompensation oder →	Stabilisierung	Neuorientierung

Die Labilisierung *einer* Identitätssäule hat in der Regel Auswirkungen auf die anderen. Es wird deshalb immer darum gehen, nicht nur die negativen Auswirkungen des Fortfalls einer Säule, hier die der Arbeit, anzugehen, sondern die Auswirkungen insgesamt zu sehen und zu behandeln.

## 6.2 Der Krisenverlauf

Das Krisenparadigma beinhaltet ein Moment der Veränderung. Ein System wird labilisiert und versucht, sich zunächst mit habituellen Bewältigungsmechanismen zu restabilisieren, die Situation der Ausgangslage wiederherzustellen. Sind aber die destabilisierenden Einwirkungen zu groß, müssen derartige Bemühungen scheitern.

Der Verlust bzw. Entzug von Arbeit muß für viele Menschen als eine solche, nicht zu kompensierende Einwirkung angesehen werden. Zumindest für die Teilnehmer in unserer Gruppe war das der Fall. Besondere Probleme entstanden für Patienten, die mit der Pensionierung Schwierigkeiten hatten, weil sie mit ihrem Beruf „total verwurzelt“ waren. Er bildete den „ganzen Lebensinhalt“. Diese Personen wurden durch das weitgehende Fehlen anderer Lebensinhalte besonders schwer getroffen. Hinzu kam, daß sich bei näherer Betrachtung die „Surrogatfunktion“ von Arbeit herausstellte. Sie diente dazu, andere Lebensprobleme zu überdecken, z. T. durch exzessives, ja selbstzerstörerisches Arbeiten. Die Parallele „*alcoholism/workerholism*“ ist hier durchaus angebracht.

Die betäubende Funktion der Arbeit, die „Flucht in die Arbeit“ als Abwehrmechanismus, etwa einer Kontakt- und Beziehungsstörung, einer Depression, einer unglücklichen und unbefriedigenden Beziehung, führt beim zwangsverfügten Entzug von Arbeit oft zu massiven Labilisierungen. Das entlastende „Symptom Arbeit“ fällt fort und die verdeckten Probleme werden offenkundig, führen zur Krise oder machen eine neue Symptombildung im Sinne einer Symptomverschiebung erforderlich.

Ein Mißlingen von Entlastungsversuchen durch bekannte Lösungsstrategien führt in eine Phase der Turbulenz, zu den verzweifelten Bemühungen, die Situation zu bewältigen. Dabei kann es zu Stabilisierungsleistungen unter großen Opfern kommen, z. B. reduzierenden Verzichtleistungen — die häufigste Lösung bei Pensionierungsschwierigkeiten — oder zur Ausbildung von psychischen bzw. psychosomatischen Symptomen. Es ist aber auch möglich, daß die Phase der Turbulenz durch zusätzliche Belastung, etwa den Verlust anderer Supportsysteme, Wohnortwechsel, Tod wichtiger Bezugspersonen usw., derart

eskaliert, daß die „Notlösungen“ nicht ausreichen und das personale System in Grenzbereiche gelangt, in denen ein Verlust seiner Identität droht. Dieser erfolgt durch überschießende oder regressive Dekompensationen. Als *regressive Dekompensationen* können genannt werden: schwere, einen normalen Lebensvollzug verhindernde Depressionen, schwere physische Erkrankungen, die chronifizieren oder zum Tode führen, Medikamentenabusus durch zentralberuhigende Drogen, Alkoholmißbrauch als dämpfender Alkoholismus usw. *überschießende Dekompensationen* sind spontaner Suizid, Ausbruch einer halluzinatorischen Psychose, Medikamentenabusus von zentralstimulierenden Drogen, enthemmender Alkoholismus usw.

In solchen Dekompensationen wird die Identität des personalen Systems verloren oder nachhaltig disfiguriert. Der Wandel der Identität (A), dem ein Mensch im Verlauf seiner Lebensspanne unterliegt, und der in der Regel im zeitlichen Ablauf so gehalten ist, daß die Veränderungen als „natürlich“ erlebt werden ( $A \rightarrow A_1, A_2, A_3$ , usw.), oder daß sie zumindest integriert werden können, wird durch Krisenverläufe in einer Weise akzeleriert, daß das Identitätsgefühl verlorengeht: „Ich erkenne mich selbst nicht wieder!“ Und: „Den habe ich nicht wiedererkannt, der hat sich ja völlig verändert!“ Die überschießende oder regressive Dekompensation führt zu einer neuen, gegenüber der Ausgangsposition (A) reduzierten ( $A_{-1}$ ) oder entstellten Identität (B, C). Wird auf dem Höhepunkt der Turbulenzphase, der eigentlichen *Krisis*, dem Entscheidungs- und Wendepunkt, neuer Support verfügbar, sei es durch Außenhilfen und/oder dadurch, daß vorhandene Ressourcen problemlösend genutzt werden können, so bleibt die Identität (A) erhalten, ja sie gewinnt an Prägnanz. Der Mensch ist um „eine Erfahrung reicher geworden“ ( $A_2$ ). Die überwundene, erfolgreich gelöste Krise hat ihm neue Möglichkeiten zur Problembewältigung zur Verfügung gestellt oder vorhandene Möglichkeiten in neuer Weise nutzbar gemacht. Für Krisen, die durch Verlust der Arbeit ausgelöst wurden, geht es also darum, eine Passage möglich zu machen, die idealiter nicht auf eine reduzierende Adaptierung hinausläuft (Shanas 1972), sondern auf ein „*creative adjustment*“ (Perls et al. 1951) im Sinne einer Wachstumserfahrung, die eventuell auch zu einem „*creative change*“, einer umstrukturierenden Einwirkung auf die Umwelt wird. (Dies ist z. B. die Lösung der „Grauen Panther“, vgl. Meier, Seemann 1982).

## 7. Verlust der Arbeit und Trauer

Mit der Pensionierung tritt kein unerwartet plötzlicher Verlust ein, aber es wird etwas verloren. Die Antizipation, die gedankliche Ausein-

andersetzung mit diesem Ereignis, die vordergründig als „normal“ erlebte Verfügung des Ruhestandes als *normativer Übergang* verhindert oftmals ein „scharfes“ Verlusterlebnis, wie es mit einem plötzlichen Ereignis (Tod, Unfall, Brand) verbunden ist. Das kognitiv präsente Konzept vom „wohlverdienten Ruhestand“ steht den Regungen der Trauer, des Schmerzes über Verlorenes entgegen, obgleich die erlittenen Verluste beträchtlich und vielfältig sind. Ein wichtiges Thema in der Arbeit mit unseren Gruppen war daher, Trauerreaktionen möglich zu machen. Das setzt voraus, daß die Teilnehmer für das, was sie gehabt hatten, sensibilisiert werden. Bei Ablösung ist immer vorausgegangene Bindung in den Blick zu nehmen. Die Fragen: Wie habe ich meine Arbeit erlebt, welche Befriedigung hat sie mir gegeben, welche Rolle hat sie in meinem Leben gespielt, welche Belastung hat sie für mich dargestellt? usw., dienen als Ausgangspunkt. Psychodramatisch, d. h. durch konkrete Inszenierungen, oder gestaltdramatisch, d. h. durch imaginative Gegenwärtigsetzung der Arbeitsszenen, wurde den Teilnehmern das Milieu ihrer Arbeitswelt so nahe wie möglich gebracht. Dabei wurde nicht nur die Zeit unmittelbar vor der Pensionierung in den Blick genommen, sondern die gesamte Berufskarriere.

Wenn auch die Bedeutung des rezenten Berufsfeldes für die identitätsstiftende Funktion der Arbeit besonders wesentlich ist, so bietet für den alten Menschen doch die Rückschau auf sein gesamtes Arbeitsleben Integrationshilfen. Es wird dabei nämlich vielfach deutlich, daß sich der Lebenslauf im Hinblick auf die Dimension „Arbeit“ gerundet hat, soweit nämlich gesteckte Ziele erreicht werden konnten. Aber das Erreichte loszulassen, wieder zu verlieren, ist auch mit Schmerzen verbunden. Als besonders eindrücklich hat sich hier die Arbeit mit dem „Lebenspanorama“ (Petzold 1981a) unter dem Thema „Meine Erfahrungen mit Arbeit im Lebensverlauf“ erwiesen. Die Teilnehmer zeichnen auf einer Tapetenrolle die wichtigen Stationen ihres Arbeitslebens auf und erhalten auf diese Weise die Möglichkeit, sie „plastisch vor sich zu sehen“.

Oftmals schreiben sie kleine Texte oder sogar Gedichte dazu (Petzold 1982b). Erfolg und Mißerfolge, gute Situationen und belastende werden auf diese Weise in der Zusammenschau verfügbar. Es werden damit die Materialien für die Trauerarbeit geliefert, das, wovon man Abschied nehmen muß. Erst wenn man sich von Vergangenen, Nichtwiederbringlichem lösen kann, können neue Perspektiven entwickelt werden. Beim alten Menschen, dessen Zukunftshorizont sich einengt, zeigt sich besonders die Tendenz zum Festhalten, im Sinne eines sich chronifizierenden und in Klagsamkeit mündenden Trauerprozesses, der nicht zum Abschluß kommen kann. Es ist ja für die gelungene Trauerarbeit



kennzeichnend, daß das Betrauerte nicht verlorengeht, sondern in neuer, anderer Weise verfügbar wird, als gute Erinnerung, aus der man Zufriedenheit und Kraft schöpfen kann.

Die gestalttherapeutische Trauerarbeit betont das *Abschiednehmen* (Tobin 1980). Sie ermutigt den Klienten dazu, seinem Schmerz Ausdruck zu verleihen, damit er nicht in Depressionen umschlägt; seinem Groll Ausdruck zu verleihen, damit er sich nicht in Verbitterung verkehrt; seine Verzweiflung auszudrücken, damit er durch sie nicht in Hoffnungslosigkeit und Resignation fällt. Erst mit dem Ausleben derartiger Gefühle unter Überwindung sozialer Konventionen und Klischees wird das Betrauerte assimiliert (Petzold 1980; 1982a). In den Trauerarbeiten wurde Abschied genommen von den Arbeitskollegen. Jeder, der wichtig war, wurde auf den „leeren Stuhl“ (Perls 1980) gesetzt, konnte im Rollentausch dem scheidenden Kollegen noch ein Lebewohl sagen. Unerledigte Dinge, Ärger, Kränkungen, aber auch positive Gefühle konnten auf diese Weise ausgesprochen werden. Diese Verabschiedung in der Gruppe motivierte zuweilen dazu, in der Realität noch einmal zu Kollegen Kontakt aufzunehmen und offene Situationen zu erledigen.

Es wurde weiterhin Abschied genommen vom Ort der Tätigkeit, dem Büroraum, der Werkhalle, dem „Arbeitsplatz“, und es kam hier zu nicht minder intensiver emotionaler Berührtheit wie bei der Verabschiedung von Personen. Der Abschied erfolgte von Arbeitsgerät, Schreibtisch, Werkbank, von der Schreibmaschine, auf der man Millionen von Buchstaben heruntergehämmert hatte, vom Schraubenschlüssel. Es wurde Trauerarbeit um den Arbeitsweg geleistet; dieser vertraute Weg, auf dem man sich wohlgeföhlt hatte und den man zuweilen verfluchte. Es wurde vielen Teilnehmern erst in diesen Arbeiten *bewußt*, wie viel ihnen die Arbeit — auch solche, die in den letzten Berufsjahren abgelehnt und als Belastung empfunden wurde — bedeutet hatte, wie wesentlich sie für das Identitätserleben war, und wieviel Verdrängung über dem ganzen Komplex der Pensionierung lag. Es war für uns beeindruckend mitzerleben, wie sich eine Sekretärin zärtlich von ihrer Schreibmaschine verabschiedete, ihren Bürotisch streichelte, wie ein Schlosser noch einmal Werkzeuge in die Hand nahm, mit denen er über Jahrzehnte gearbeitet hatte. (Sicher hatte er auch diese und andere Werkzeuge zu Hause, aber es waren nicht die seines Arbeitsplatzes.)

Wir konnten insgesamt feststellen, daß die Trauer um die verlorene Arbeit in der Gruppe und bei den einzelnen Teilnehmern eine Dynamisierung bewirkte, eine größere Offenheit für die Gegenwart und Mut, die Zukunft aktiv gestaltend in die Hand zu nehmen.

## 8. Schlußfolgerung

In der soziotherapeutischen und geragogischen Gruppenarbeit mit alten Menschen, die Probleme mit der Pensionierung hatten, erwies sich der gesellschaftlich verfügte Ruhestand als Ursache oder wesentlich mitverursachender Faktor für psychische und psychosomatische Störungen. Der Entzug der Arbeit, die ja eine wichtige Konstituente für ein prägnantes Identitätserleben ist, wird zu einem der Elemente der „sozialen Depotenzierung“ (Petzold, Bubolz 1976; Bubolz 1983), der der alte Mensch ausgeliefert ist. Auswirkungen zeigen sich in allen Bereichen der Identität, insbesondere im Hinblick auf den Verlust kommunikativer Felder und Wertorientierungen, die mit der Arbeit verbunden waren. Die weitgehende Hilflosigkeit gegenüber dem „kritischen Lebensereignis“ der Pensionierung, die durch das Faktum des „normativen Übergangs“ verschleiert wird, kam bei unseren Gruppen deutlich zum Tragen.

Es ist anzunehmen, daß bei der Vielzahl der von alten Menschen geklagten Erkrankungen und Störungen die psychogene Komponente durch Verlust an Wertschätzung, Bezugspersonen und nicht zuletzt durch den Verlust der Arbeit beträchtlich höher sein dürfte, als gemeinhin angenommen wird. Für die psychischen Erkrankungen und Verstimmungszustände ließ sich für die untersuchten Populationen der Zusammenhang Arbeitsverlust/Erkrankung deutlich aufzeigen, nicht zuletzt dadurch, daß die geklagten Beschwerden vielfach nach Aufzeigen und Durcharbeiten der Zusammenhänge, insbesondere durch Trauerarbeit, Restitution des sozialen Netzwerkes in der und durch die Gruppe und durch eine allgemeine Aktivierung und Sinnorientierung, verschwanden oder nachhaltig gebessert wurden.

Neben dem Setzen einer Diskontinuität im Lebensverlauf erwies sich die Pensionierung vor allen Dingen durch die fehlende Vorbereitung (Price et al. 1979; Glamser 1976, 1981), die Unstrukturiertheit des neuen Lebensraumes und die multidimensionalen Auswirkungen auf den gesamten Lebenszusammenhang als „kritisches Lebensereignis“ mit entsprechenden Konsequenzen im Hinblick auf das allgemeine Wohlbefinden und die physische und psychische Gesundheit. Psychologische Gruppenarbeit und komplexe Sozialintervention mit Hilfe von gestalttherapeutischen, aktionalen Gruppenmethoden und Einzelsitzungen sowie durch geragogische Maßnahmen, z. B. Bildungsveranstaltungen der Volkshochschule, vermochten die Selbsthilfepotentiale der Betroffenen als Einzelpersonen und Gruppen zu aktivieren und wirksam werden zu lassen und funktionierende Selbsthilfeinitiativen ins Leben zu rufen.

## Literatur

- Agulilera, D. C., Messick, J. R., Grundlagen der Krisenintervention. Einführung und Anleitung für helfende Berufe, Lambertus, Freiburg 1977.
- Atchley, R. C., The life course, age grading and agelinked demands for decision making, in: *Datan, Ginsberg* (1975) 261-278.
- Atchley, R. C., Adjustmend to loss of a job at retirement, *International Journal of Aging and Human Development* 6 (1975) 17-27.
- Atchley, R. C., The Sociology of Retirement, Halsted, New York 1976.
- Atchley, R. C., The leisure of the elderly, *The Humanist* 37 (1977) 14-16.
- Atchley, R. C., Issues in retirement research, *The Gerontologist* 19 (1979) 44-54.
- Atchley, R. C., What happened to retirement planning in the 1970's?, in: *McCluskey, Borgatta* (1981) 79-88.
- Ballweg, J. A., Resolution of cunjugal role adjustment after retirement, *J. Marriage and the Familiy* 29 (1967) 277-281.
- Barfield, R. E., Morgan, J. N., Trends in satisfaction with retirement, *The Gerontologist* 18 (1978) 13-18.
- Baudrillard, J., Die Dickleibigkeit als transpolitische Form und Weise des Verschwindens. Symposium: Die Wiederkehr des Körpers. Freie Universität Berlin 30. 3. - 4. 4. 1981; ersch. in: *Kamper, D., Wulf, Ch.*, Die Wiederkehr des Körpers, Suhrkamp, Frankfurt 1982.
- Bell, B. D., Life satisfaction and occupational retirement: beyond the impact year, *Intern. J. Aging Human Developm.* 9 (1978) 31-50.
- Benedict, R., Kontinuität und Diskontinuität im Sozialsationsprozeß, in: *Kohli, M.*, Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt/Neuwied 1978, 195-205 (Original in: *Psychiatry* 1, 1938, 161-167).
- Benner, L., Kleiner, R., Stub, H. R., Conflict preretirement planning, and mental and physical health status, Paper, Annual meeting Gerontol. Soc., Toronto 1981.
- Berghorn, F. J., The dynamics of aging, Westview, Boulder 1981.
- Best, F., The future of retirement and lifetime distribushion of work, *Aging and Work* 2 (1979) 173-181.
- Bolkerstein, H., Wohltätigkeit und Armenpflege im vorchristlichen Altertum, Utrecht 1939.
- Brooks, Ch., Erleben durch die Sinne, Junfermann, Paderborn 1979.
- Brown, G., Life-events and the onset of depressive and schizophrenic conditions, in: *Gunderson, E. K. E., Rahe, R. H.*, Lifestress and illness, Springfield 1974, 164-188.
- Brown, G. W., Harris, T., Social origins of depression, London 1978.
- Bubolz, E., Bildung im Alter, Lambertus, Freiburg 1983.
- Bynum, J. E., Cooper, B. L., Acuff, F. G., Retirement reorientation: senior adult education, *J. Gerontol.* 33 (1978) 253-261.
- Carp, F. M., Retirement, Behavioral, New York 1972.
- Casady, M., Senior syndromes, *Human behavior* 5 (1976) 46-47.
- Casey, B., Bruche, G., Work or retirement, Gower, Aldershot 1983
- Clark, R. L., Retirement policy in an aging society, Duke Univ. Press, Durham 1980
- Cobb, S., Social support and health through the life course, in: *Riley, M. W.*, Aging from birth to death, Boulder, 1979, 93-106.

- Cohn, R. M., Age and satisfaction from work, *J. Gerontol.* 34 (1979) 264-272.
- Danish, S. J., D'Angelli, A. R., Kompetenzerhöhung als Ziel der Intervention in Entwicklungsverläufen über die Lebensspanne, in: *Filipp* (1981) 156-172.
- Datan, N., Ginsberg, L. H., *Life-span developmental psychology: Normative life-crisis*, New York 1975.
- Dohrenwend, W. S., Dohrenwend, W. P., *Stressfull life-events. Their nature and effects*, New York 1974.
- Dohrenwend, W. S., Dohrenwend, W. P., Some issues in research on stressfull life-events, *Jornal of Nervous and Mental Disease* 166 (1978) 7-16.
- Dohse, J., Jürgens, U., Russig, H., *Ältere Arbeitnehmer zwischen Unternehmensinteressen und Sozialpolitik*, Campus, Frankfurt 1981
- Dressler, D. M., Life adjustment of retired couples, *Inter. J. Aging Human Developm.* 4 (1973) 335-349.
- Eckerdt, D. J., Levkof, S., Bosse, R., Adaption to retirement: Is there a honeymoon? *The Gerontologist* 21 (1981) 217.
- Eisdorfer, C., Wilkie, F., Stress, disease, aging and behavior, in: *Birren, J. E., Schaie, K. W., Handbook of the psychology of aging*, Van Nostrand Reinhold, New York, 1977, 251-275.
- Etwell, F., Maltbie-Crannel, A., The impact of role loss upon coping resources and life satisfaction of the elderly, *J. Gerontol.* 36 (1981) 223-232.
- Filipp, S. H., *Kritische Lebensereignisse*, Urban & Schwarzenberg, München 1981.
- Fischer, N., Fischer, U., Wohnortwechsel und Verlust der Ortsidentität als nicht-normative Lebenskrise, in: *Filipp* (1981) 139-154.
- Foucault, M., *Von der Subversion des Wissens*, Ullstein, Berlin 1979.
- Foucault, M., *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, Ullstein, Berlin 1976.
- Fox, A., Findings from the retirement history study, *Social Security Bulletin* 42 (1979) 17-40.
- Friedmann, P. et al., Verrentungsentscheidung zwischen Freiwilligkeit und „stummem Zwang“, *Soziale Sicherheit* 2 (Wien 1980).
- Friedmann, P., Naegele, G., *Arbeitnehmer in der Spätphase ihrer Erwerbstätigkeit*, Inst. f. Sozialforschung und Gesellschaftspolitik, Köln 1980.
- Friedmann, P., Weimer, S., *Arbeitnehmer zwischen Erwerbstätigkeit und Ruhestand*, Inst. f. Sozialforschung und Gesellschaftspolitik, Köln 1980.
- Friedrichs, J., Kamp, K., Methodologische Probleme des Konzeptes „Lebenszyklus“, in: *Kohli* (1978) 154-191.
- Garfield, S., Psychodrama and the crisis of role transition, *Group Psychotherapy* 1/2 (1973) 25-32.
- George, L., *Role transitions in later life*, Brooks, Cole, Monterey 1980.
- George, L., Maddox, G. L., Subjective adaptation to loss of the work role: a longitudinal study, *J. Gerontol.* 32 (1977) 456-462.
- Glamser, F. D., Determinants of a positive attitude towards retirement, *J. Gerontol.* 31 (1976) 104-107.
- Glamser, F. D., The impact of preretirement programs on the retirement experience, *J. Gerontol.* 36 (1981) 244-250.

- Gubrium, J. F., Marital desolation and the evaluation of everyday life in old age, *J. Marriage and the family* 36 (1974) 107-113.
- Gubrium, J. F., Time, roles and self in old age, Human sciences Press, New York 1976.
- Guttman, D., Life events and decision making by older adults, *The Gerontologist* 13 (1978) 462-467.
- Heinl, H., Petzold, H., Fokaldiagnose und Fokalthherapie, *Integrative Therapie* 1 (1980) 20-57, und dieses Buch S. 178ff
- Holahan, K. C., Life time achievement patterns, retirement and life satisfaction of gifted aged women, *J. Gerontology* 36 (1981) 741-749.
- House, J. S., Work, stress, and social support, Addison-Wesley, Reading 1981.
- Hummel, K., Öffnet die Altenheime, Beltz, Weinheim 1982.
- Jacobson, C. J., Rejection of the retiree role: a study of female industrial workers in their 50's, *Human Relations* 27 (1974) 477-492.
- Janis, I. L., Vigilance and decision-making in personal crisis, in: Coelho, G., V. et al., Coping and adaptation, Basic Books, New York 1974, 139-175.
- Keating, N., Mashall, J., The process of retirement: the situation of the rural self-employed, Paper, Annual Meeting Gerontol. Soc., Washington 1979.
- Keating, N. C., Cole, P., What do I do with him 24 hours a day? Changes of the housewife role after retirement, *J. Gerontol.* 20 (1980) 84-89.
- Keith, P. M., Male household roles in later life, *Family Coordinator* 28 (1979) 497-502.
- Keith, P. M. et al., Older men: occupation, employment status, household involvement and well-being, *J. Family Issues* 2 (1981) 336-349.
- Kell, D., Patton, C. V., Reaction to induced retirement, *Gerontologist* 18 (1978) 173-180.
- Kohut, H., Narzißmus, Suhrkamp, Frankfurt 1973.
- Kohut, H., Die Heilung des Selbst, Suhrkamp, Frankfurt 1981.
- Laschinsky, B., Petzold, H., Rinast, M., Exchange Learning — Ein Konzept für die Arbeit mit alten Menschen, *Integrative Therapie* 3 (1979) 224-245.
- Lehr, U., Psychologie des Alterns, Quelle & Meyer, Heidelberg 1979<sup>3</sup>
- Lévi-Strauss, C., Traurige Tropen, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1978.
- Liebermann, N. A., Adaptive processes in late life, in: *Datan, Ginsberg* (1975) 135-160.
- Lindemann, E., Symptomatology and management of acute grief, *American Journal of Psychiatry* 101 (1944) 141-148.
- Marcel, G., Petzold, H., Anthropologische Vorbemerkungen zur Bildungsarbeit mit alten Menschen, in: *Petzold, H., Bubolz, E., Bildungsarbeit mit alten Menschen*, Klett, Stuttgart 1976, 9-18.
- McCluskey, N. G., Borgatta, E. F., Aging and retirement, Sage, Beverly Hills 1981.
- McPherson, B., Guppy, N., Preretirement life-style, *J. Gerontol.* 34 (1979) 254-263.
- Meier, R., Seemann, H.-J., Die grauen Panther, Beltz, Weinheim, 1982.
- Mierke, K., Wille und Leistung, Hogrefe, Göttingen 1955.
- Mitscherlich, A., Die Unwirklichkeit unserer Städte, Suhrkamp, Frankfurt 1976.
- Model, S., Housework by husbands: determinants and implications, *J. Family Issues* 2 (1981) 225-237.
- Möller, L., Selbsthilfegruppen, Rowohlt, Reinbek 1979.

- Montada, L., Kritische Lebensereignisse im Brennpunkt. Eine Entwicklungsaufgabe für die Entwicklungspsychologie?, in: *Filipp* (1981) 272-293.
- Moreno, J. L., Organization of the social atom, *Sociometry* 10 (1947) 287-293.  
—, The social atom and death, *Sociometry* 10 (1947) 81-86.
- Mutran, E., Reitzes, D. C., Retirement, identity and well-being: realignment of role relationships, *J. Gerontology* 36, (1981) 733-740.
- Myerhoff, B., Simic, A., *Life's career — aging*, Sage, Beverly 1978.
- Olbrich, E., Normative Übergänge im menschlichen Lebenslauf. Entwicklungskrisen oder Herausforderungen?, in: *Filipp* (1981) 123-138.
- Palmore, E., Stress and adaptation in later life, *J. Gerontol.* 34 (1979) 841-851.
- Parad, H., Crisis intervention: Selected readings, New York 1965; dtsh.: Krisenintervention, Junfermann, Paderborn 1983.
- Pearlin, L. J., Schooler, C., The structure of coping, *Journal of Health and Social Behavior* 19 (1978) 2 -21.
- Perls, F. S., *Gestalt, Wachstum, Integration*, Junfermann, Paderborn 1980.
- Perls, F., Hefferline, R., Goodman, P., *Gestalt therapy*, New York 1951; dtsh.: *Gestalt-Therapie* (2 Bde.), Klett-Cotta, Stuttgart 1979.
- Petzold, H. G., Überforderungserlebnis und nostalgische Reaktion als pädagogisches Problem an Auslandsschulen, *Der deutsche Lehrer im Ausland* 1 (1968a) 2-9.  
—, Arbeitspsychologische und soziologische Bemerkungen zum Gastarbeiterproblem in der BRD, *Zeitschrift für praktische Psychologie* 7 (1968b) 331-360.  
—, Psychotherapie und Körperdynamik, Junfermann, Paderborn 1977.  
—, Psychodrama-Therapie. Theorie, Methoden, Anwendung in der Arbeit mit alten Menschen, Junfermann, Paderborn 1979a.  
—, Zur Veränderung der sozialen Mikrostruktur im Alter — eine Untersuchung von 40 „sozialen Atomen“ alter Menschen, *Integrative Therapie* 1/2 (1979b) 51-78.  
—, Ablösung und Trauerarbeit im Four-Steps-Modell der gestalttherapeutischen Wohngemeinschaft für Drogenabhängige, in: *Petzold, H., Vormann, G., Therapeutische Wohngemeinschaften*, Pfeiffer, München 1980.  
—, „Sich selbst im Lebensganzen verstehen lernen“ — Erlebnisaktivierende Methoden in einem integrativen Ansatz zur Vorbereitung auf das Alter, in: *Schneider* 1981a.  
—, Vorsorge — Feigenblatt der Inhumanität. Prävention, Zukunftsbewußtsein und Entfremdung, *Zeitschrift für Humanistische Psychologie* 3/4 (1981b) 82-89.  
—, Leibzeit, *Integrative Therapie* 2/3 (1981c) 167-178.  
—, Gestaltdrama, Totenklage und Trauerarbeit, in: *Petzold, H.: Dramatische Therapie*, Hippokrates Stuttgart 1982a.  
—, Poesietherapie mit alten Menschen, in: *Petzold, H., Orth, I., Poesietherapie*, Junfermann, Paderborn 1982b.  
—, Psychotherapie, Meditation, Gestalt, Junfermann, Paderborn 1982c.  
—, Kriseninterventionen, in: *Andre, K., Daumenlang, K., Taschenbuch der Schul- und Erziehungsberatung*, Baldmannsweiler 1982d.  
—, Selbsthilfegruppen alter Menschen. Untersuchungen, Erfahrungen, Projekte 1982e (in Vorbereitung).  
—, *Welttheater, De humanae vitae comoedia vel tragoedia*. Verlag für Humanistische Psychologie, Werner Flach, Frankfurt 1982f.  
—, *Berger, A., Integrative Bewegungstherapie und Bewegungserziehung in der Arbeit mit alten Menschen*, in: *Petzold, H. G., Bubolz, E., Psychotherapie mit alten Menschen*, Junfermann, Paderborn 1979, 297-423.  
—, *Bubolz, E., Bildungsarbeit mit alten Menschen*, Klett, Stuttgart 1976.

- , Lemke, J., Gestalt supervision als Kompetenzgruppe, *Gestalt-Bulletin* 1 (1980) 88-94.
- , Mathias, U., Rollenentwicklung und Identität, Junfermann, Paderborn 1983
- Pohl, H.-J., Ältere Arbeitnehmer, Ursachen und Folgen ihrer beruflichen Abwertung, Frankfurt 1976.
- Powell, B., The empty nest, employment, and psychiatric symptoms in college educated women, *Psychology of women Quarterly* 2 (1977) 34-43.
- Price-Bonham, S., Kitchings Johnson, C., Attitudes toward retirement: a comparison between professional and nonprofessional married women, in: *Sinovac* (1982) 122-139.
- Price, K. F., Walker, W., Kimmel, D. C., Retirement timing and retirement satisfaction, *Aging and Work* 2 (1979) 235-245.
- Ragan, P. K., Work and retirement, Univ. Southern Calif. Andrus Gerontol. Center, Los Angeles 1980.
- Rahm, D., Gestaltberatung, Junfermann, Paderborn 1979.
- Rossi, A. S., Life span theories and women's lives, *Signs* 6 (1980) 4-33.
- Scharf, B., Frühinvalidität. Zur politischen Bedeutung der beruflich-sozialen Ausgliederung leistungsgeminderter, gesundheitlich Beeinträchtigter und Behinderter, *WSI-Mitteilungen* 10 (Köln 1980)
- Schless, A. B., Schwartz, L., Goetz, C., Mendels, J., How depressives view the significance of life-events, *British Journal of Psychiatry* 25 (1974) 406-410.
- Schneider, H.-D., Ressourcen im Alter, *Zeitschrift für Gerontologie* 12 (1979) 426-438.
- Schneider, H.-D., *Pro Senectute* (Hrsg.), Vorbereitung auf das Alter im Lebenslauf, Schöningh, Paderborn 1981.
- Schönholzer, G., Der Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand, Rüeegger, Diessenhofen 1979.
- Shanas, E., Adjustment to retirement: substitution or accommodation, in: *Carp* (1972) 219-243.
- Sheldon, A., McEwan, P. J. M., Ryser, C. P., Retirement: Patterns and Predictions, National Inst. Mental Health, Rockville 1975.
- Shelton, J., Ackermann, J., Hausaufgaben in Beratung und Psychotherapie, in: *Shelton J., Ackermann, J., Verhaltensanweisungen*, Pfeiffer, München 1978.
- Skoglund, J., Job deprivation in retirement: Anticipated and experienced feelings, *Research on aging* 1 (1979) 481-493.
- Smith, R. E., Johnson, H., Sarason, I. G., Life change, the sensation seeking motive, and a psychological distress, *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 46 (1978) 348-349.
- Stonequist, E. V., *The marginal man*, New York 1961<sup>2</sup>.
- Strauss, H. D., Aldrich, B. W., Lipman, A., Retirement and perceived status loss, in: *Gubrium, J. F., Time, Roles and Self in Old Age*, Behavioral, New York 1976, 220-235.
- Szinovac, M., *Women's retirement*, Sage, Beverly Hills 1982.
- Teriet, B., Gliding out: the European approach to retirement, *Personnel Journal* 57 (1978) 368-370.
- Thomae, H., *Patterns of Aging. Findings from the Bonn Longitudinal Study of Aging*, Basel 1976.
- Thompson, G. B., Work versus leisure roles: an investigation of morale among employed and retired men, *J. Gerontol.* 28 (1973) 339-344.

- Tobin, St.*, Abschiednehmen in der Gestalttherapie, *Gestalt-Bulletin* 2/3 (1980) 49-65.
- Troll, L. E., Miller, S. J., Atchley, R. C.*, Families in later life, Wadsworth, Belmont 1979.
- Wapner, S.*, Transition to retirement, The NRTA-AARP Andrus Foundation, Washington 1980.
- Wexley, K. N., McLaughlin, J. L., Sterns, H. L.*, A study in perceived need fulfillment and life satisfaction before and after retirement, *J. Vocational Behavior* 7 (1973) 81-87.
- Zimmermann, R.*, Pensionierung — Verlust der Arbeit und ihre Auswirkung auf das Wohlbefinden des Menschen, Unveröffentl. MS 1982.



# Die Schule als Teil der Arbeitswelt

## Phänomene der Entfremdung und Möglichkeiten der Intervention

*Wolf Huy, Hannover*

Ich möchte in dieser Arbeit in drei Schritten

1. den Zusammenhang von Schule und Arbeitswelt darstellen,
2. schulische Wirklichkeit unter der Kategorie „Entfremdung“ beschreiben und
3. mit einigen Konzepten bekanntmachen, die sich zum Ziel gesetzt haben, schulischen Entfremdungsphänomenen gegenzusteuern.

Ich beanspruche dabei nicht, originell und tiefschürfend zu sein: eine detaillierte Analyse und im Ergebnis eine politische Ökonomie des Ausbildungssektors (1) oder eine Auseinandersetzung um die Anwendbarkeit des Entfremdungsbegriffes im übertragenen, nichtökonomischen Bereich (2) sind an anderer Stelle von kompetenter Seite geleistet worden und würden in adäquater Darstellung bei im einzelnen begründeter Ablehnung kontroverser Positionen diesen Rahmen sprengen.

An diese beiden Teile meiner Ausführungen schließe ich ebenfalls eher beschreibend eine Zusammenschau von für mich in meiner Schulpraxis hilfreichen Positionen an (3). Damit ist mein Kriterium für die Auswahl bereits formuliert: darzustellen, was mich in den vergangenen Jahren angeregt und unterstützt hat, mich konfrontiert hat mit neuen Möglichkeiten, mit Schülern zusammen in vielfältiger Weise zu lernen. Ich habe vieles, was diesem subjektiven Gesichtspunkt nicht genügte, ausgelassen, andererseits viele um Analyse und Veränderung von Schulpraxis bemühte Autoren umfangreich selbst zu Wort kommen lassen, um zum Gespräch mit ihnen (und auch mit mir) einzuladen.

### 1. Schule und Arbeitswelt

Vor einem guten Vierteljahrhundert veröffentlichte der Pädagogikprofessor *Weinstock* (1955, 121f.) eine metaphorische und daher vereinfachte Darstellung der Beziehung von Schule und Arbeitswelt, indem er diese mit einer Maschine verglich:

„Dreierlei Menschen braucht die Maschine: den, der sie bedient und in Gang hält; den, der sie repariert und verbessert; schließlich den, der sie erfindet und konstruiert. Hier ergibt sich: Die richtige Ordnung der modernen Arbeitswelt gliedert sich, im gro-

ßen und ganzen und in typisierter Vereinfachung ... in drei Hauptschichten: die große Masse der Ausführenden, die kleine Gruppe der Entwerfenden und dazwischen die Schicht, die unter den beiden anderen vermittelt. D. h.: Die einen müssen anordnen und verordnen, die anderen müssen die Ordnungsgedanken ausführen; aber damit das ordentlich geschieht, muß eine dritte Gruppe den Übergang vom Gedanken zur Tat, von der Theorie zur Praxis vermitteln.

... Die ersten müssen zuverlässig antworten, die dritten selbständig fragen können; die Mittelschicht aber ist dafür verantwortlich, daß die Fragen der einen von den anderen richtig verstanden werden... Was ergibt sich nun aus dieser Struktur unserer modernen Arbeitswelt für den Aufbau des Bildungswesens? Offenbar verlangt die Maschine eine dreigliederte Schule: eine Bildungsstätte für die Ausführenden, also zuverlässig antwortenden Arbeiter, ein Schulgebilde für die verantwortlichen Vermittler und endlich ein solches für die Frager, die sogenannten theoretischen Begabungen."

Ich vermute, daß ein so statisches Bild unserer Wirtschaft mit der daraus abgeleiteten Schulgliederung nicht mehr Allgemeingut unserer Bildungsplaner ist. Die bildungspolitische Kontroverse, welches Schulsystem den Anforderungen unserer Zeit und erst recht der Zukunft eher gerecht wird, möchte ich nicht berühren. Doch will ich hervorheben, daß im Kampf zwischen anachronistischem gegliedertem Schulsystem und technokratisch gefährdeter Gesamtschule die Schüler die Leidtragenden sind, wenn Abschlüsse nicht anerkannt und ohnehin schon problematische Schulwechsel zu persönlichen Katastrophen führen.

Als weiterführend für meine Thematik sehe ich den Hinweis auf organisatorische Parallelen zwischen Schule und Arbeitswelt an, die zwar nicht völlig schultypenunabhängig, jedoch weitgehend idealtypisch für die Institution Schule in unserer Gesellschaft sind.

Die Einschätzung unseres Bildungssystems als eines „Bankierkonzeptes“ von Erziehung (*Freire 1973, S. 57ff.*) scheint mir in der Wahl des Vergleichs aus der Wirtschaft symptomatisch und zutreffend zu sein:

„Im Bankiers-Konzept der Erziehung ist Erkenntnis eine Gabe, die von denen, die sich selbst als Wissende betrachten, an die ausgeteilt wird, die sie als solche betrachten, die nichts wissen. Wo man anderen aber absolute Unwissenheit anlastet — charakteristisch für die Ideologie der Unterdrückung —, leugnet man, daß Erziehung und Erkenntnis Forschungsprozesse sind. Der Lehrer zeigt sich seinen Schülern als ihr notwendiger Gegensatz. Indem er ihre Unwissenheit absolut hält, rechtfertigt er sein eigenes Dasein. Die Schüler, gleich dem Knecht in der Hegelschen Dialektik entfremdet, akzeptieren ihr Nichtwissen als die Rechtfertigung der Existenz des Lehrers — nur daß sie im Unterschied zum Knecht nie entdecken, daß sie den Lehrer erziehen. (...)

Es ist nicht überraschend, daß das Bankiers-Konzept der Erziehung Menschen als anpaßbare, beeinflussbare Wesen betrachtet. Je mehr die Schüler damit beschäftigt sind, die Einlagen zu stapeln, die ihnen anvertraut sind, um so weniger entwickeln sie jenes kritische Bewußtsein, das entstehen würde, wenn sie in die Welt als Verwandler dieser Welt eingreifen würden. Je vollständiger sie die passive Rolle akzeptieren, die ihnen aufgenötigt wird, desto stärker neigen sie dazu, sich der Welt einfach so, wie sie ist, und der bruchstückhaften Schau der Wirklichkeit, die ihnen eingelagert wurde, anzupassen.“

Um die Grundaussagen dieses Konzeptes (Herr-Knecht-Verhältnis; Anpassung als Ziel; Abschneiden von Gesamtverständnis durch Parzellierung von Wissen; Blockieren von Veränderungspotential) zu verdeutlichen, möchte ich auf die Struktur des „Einlagen Stapelns“ in unserem Schulsystem eingehen, die seit Ende der 60er Jahre durch Begriffe wie Curriculumentwicklung und Lernzielorientierung gekennzeichnet ist. Ich möchte dabei die zweifellos positiven Begleiterscheinungen wie z. B. Verwissenschaftlichung des Unterrichts und Befruchtung der Richtlinienarbeit nicht näher ausführen, sondern „die Gefahr der langsam aber sicheren technokratischen Rationalisierung des Unterrichts durch zentral erstellte und als verbindlich erklärte Unterrichtsprogramme“ (*Schmiederer 1977, S. 60*) ausführen.

Die vollständige Fremdbestimmung des Unterrichts für Schüler und Lehrer durch obligatorisch durchzuführende Unterrichtseinheiten mit festgelegten, gleichzeitigen Lernzielkontrollen für alle Klassen eines Schülerjahrgangs mag dem Wunsch entsprungen sein, Lernprozesse unabhängig von den Variablen Lerngruppe und Lehrerpersönlichkeit festzuschreiben, evtl. sogar unter dem Aspekt von Chancengleichheit. Doch diese Effektivitäts- und Rationalitätsgesichtspunkte als Leitlinien für Unterrichtsgestaltung anzunehmen, bedeutet in der Praxis, Schülern den gleichen inhumanen Erfahrungs- bzw. Erlebensraum zu geben wie den in so strukturierten Produktionsprozessen Tätigen. Seine konsequente Weiterentwicklung findet dieser Ansatz in zentralen Abiturprüfungen bzw. in den „Einheitlichen Prüfungsanforderungen für das Abitur“ für die gesamte Bundesrepublik, die besondere Konstellationen der Lerngruppe, Schwerpunkte des Lehrers oder alternative Formen des Lernens nicht berücksichtigen, sondern zentral festgelegten standardisierten Output produzieren wollen.

Verschränkt mit der Curriculumentwicklung hat die Lernzielorientierung in unsere Schulen Einzug gehalten. Das in den USA entwickelte System orientiert sich an Ansätzen, „die zum überwiegenden Teil der militär- bzw. industrieeigenen Forschung entstammen“ (*Bruder 1971, S. 113*), und birgt denn auch die Gefahr einer „Reduktion und Parzellierung aller Gegenstandsbereiche und Inhalte“ (*Schmiederer 1977, S. 69*) in sich. Was so augenscheinlich mit den gängigen Richtzielen unserer Schulen (s. u.) kollidiert, hat gleichwohl Methode: „Wie Experimente zur Psychologie des Wahrnehmens zeigen, hat aber die Zergliederung des Wahrnehmungsfeldes eine Reduzierung der Orientierungsmöglichkeiten zur Folge, mit der weiteren Konsequenz, daß die verbleibenden Orientierungspunkte eine unverhältnismäßig hohe Bedeutung erhalten. Weitgehende Zergliederung des Lernstoffes zerreißt den Zusammenhang, in dem dieser tatsächlich steht, und schneidet da-

durch die Möglichkeit ab, den Lerninhalt wie auch die Lernsituation selbst überhaupt noch in Frage zu stellen“ (*Bruder 1971, S. 119*). Das Ganze, das bekanntlich „mehr und etwas anderes ist als die Summe seiner Teile“, gerät aus den Blick, das der Orientierung bedürftige Subjekt wird zum Objekt von bis ins Feinste durchstrukturierten Lernziel-taxonomien, deren Standardformulierung „Der Schüler soll, soll, soll ...“ aufschlußreich genug ist.

Diese Organisation des gesamten Lernprozesses bezeichnet *Bruder* als „Taylorisierung“:

„Mit dem Begriff des Taylorismus wird die Organisation des gesamten Produktionsprozesses eines Betriebes bezeichnet, die alle Arbeitsverrichtungen und maschinellen Funktionen ohne vermeidbare Zeitverluste ineinandergreifen läßt. Sie baut auf der exakten Beobachtung jeder einzelnen Arbeitsverrichtung (motion study) und der Messung der für sie benötigten Zeit (time study) auf und organisiert diese Arbeitsverrichtungen derart, daß sie unter kürzestem Zeitaufwand durchführbar sind und ein Maximum an Arbeitsleistung erbringen. Im Zusammenhang der Instruktionspsychologie kann man insofern von Taylorisierung der Erziehung reden, als es auch hier um die rationelle Durchorganisation des gesamten Erziehungsprozesses als eines Systemes geht, das Freizeit, Beruf und politische Aktivität einschließt, und das auf der Analyse des Lern- und Lehrprozesses bis in die kleinsten Lern-Lehr-Einheiten und auf ihrer Reorganisation mit dem Ziel der Maximierung des Lerneffekts bei minimalem Aufwand und minimaler Investition beruht.“

Zu Recht weist *Bruder* auf die Gefahr einer simplen Gleichsetzung hin, da es sich im Produktionsprozeß darum handele, die Arbeitskraft maximal auszunutzen, im Erziehungsprozeß jedoch darum, die Arbeitskraft zu qualifizieren; er sieht jedoch die Übertragung struktureller Momente und der daraus resultierenden Entfremdungsphänomene aus dem einen in den anderen Bereich (125f.).

In einer kritischen Analyse haben bereits vor zehn Jahren Frankfurter Lehrer die Konsequenzen für Schüler beschrieben: „Die Person des Schülers, seine Bedürfnisse, Wünsche, Ideen, seine Kreativität und Spontaneität werden in diesem System bloß zu lästigen Störquellen, die das reibungslose Funktionieren in der Lernfabrik beeinträchtigen. Die alte Lern-, Drill- und Paukschule hat sich lediglich technologisch verkleidet, hat sich mit quasi naturwissenschaftlichem Image umnebelt und produziert die Ideologie des Systems in viel subtilerer Weise, als es der Küster in der Schule des 19. Jahrhunderts vermochte“ (*Jost/Nitschke/Stubenrauch 1971, S. 13*).

*Negt (1979, S. 20f.)* spricht in diesem Zusammenhang von einer „Betriebsförmigkeit der Bildungsinstitutionen“, einer „Synchronisierung von Industriebetrieb und schulischem Großbetrieb“: die oben angesprochenen Reformansätze (Curriculum-Forschung, Lernzielorientierung) träten nach dem „Gesetz der ‚Ökonomisierung‘ des Aufwandes für die Grundqualifikation der menschlichen Arbeitskraft“ an. Da-

bei verkennt er auch nicht, daß „der pädagogische Arbeitsprozeß strukturell nach einer anderen Logik abläuft als der industrielle Produktionsprozeß. Es werden hier nicht Waren, materielle Güter erzeugt, sondern Bewußtsein, Fertigkeiten, Verhalten, Sprache, Fähigkeiten des Wirklichkeits- und Selbstverständnisses des Menschen.“

Daß diese immateriellen Erzeugnisse nicht unabhängig von den sie umgebenden institutionellen Strukturen sind, liegt auf der Hand. Ich gebe deshalb im folgenden das detaillierte und durch sein marxistisches Reizvokabular den einen oder anderen Leser vielleicht provozierende Schema des Bremer Hochschullehrers Johannes Beck (1974, S. 54f.) wieder, das die ökonomische und schulische Wirklichkeit in ihrer Beziehung m. E. treffend charakterisiert und in seiner Gegenüberstellung zum Nachdenken anregen mag:

### *Einige Beziehungen zwischen Schule und Fabrik*

Fabrik/Betrieb		Schule
Warenproduktion	Zweck	Produktion der Ware Arbeitskraft (Qualifikation)
Profit	Profitmaximierung	Reproduktion der Klassenstruktur
Ausbeutung	Stabilisierung	Ideologievermittlung/ Verhaltenssteuerung Parkplatz für Arbeitslose (Reservearmee) Freistellung der Eltern für die Produktion bzw. andere Berufstätigkeit
	<i>Reproduktion der Gesellschaft</i>	
Arbeit für Lohn (Geld); Wertbildung der Waren als Ziel der Arbeitsprozesse. Konkrete Arbeit nur Mittel zum o. g. Zweck, abstrakte Arbeit. Das Produkt gehört dem Kapitalisten. Entfremdete Arbeit.	„Produktion“ von Tauschwerten Gebrauchswert nur Mittel zur Realisierung des Tauschwertes	Lernarbeit für Pseudolohn (Noten); Wertbildung der Arbeitskraft als Ziel des Lernens. Konkretes Lernen nur Mittel zum o. g. Zweck, abstrakte Lernarbeit. Das Produkt (Arbeitskraft) muß er verkaufen. Entfremdetes Lernen.
Produktionsmittel gehören dem Kapitalisten und nicht den Arbeitern.	Verhältnis der „Produzenten“ zum Produkt ihrer Arbeit, zum Arbeitsprozeß, zu den „Produktionsmitteln“.	„Produktionsmittel“ gehören dem Staat und nicht den Schülern, Eltern und Lehrern
	<i>Entfremdung</i>	

Trennung von Kopf- und Handarbeit

Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital

Arbeitsteilung  
,Klassenteilung'

Trennung von Lernen und produktiver Arbeit; Trennung von bürgerlicher u. proletarischer Jugend; von ,Bildung' und ,Ausbildung'; von humanistischer und volkstümlicher Bildung Schüler (Altershierarchie, Leistungshierarchie) → Schultypen → Lehrer (Schultypen, Dienststellung) → Schulleiter → Schulrat → Regierungsdirektor → Staatssekretär → Minister (→ Parlament (incl. Lobby etc.)) → Hochschule Privilegierung → Gymnasium → Realschule → Volksschule gehorchen/funktionieren

Lehrling → Gastarbeiter → Arbeiterin → Arbeiter → Facharbeiter → Meister/Angestellter/ → Abteilungsleiter → Direktor → Generaldirektor → Aufsichtsrat (→ Kapitalist)

Hierarchie der Arbeitsbewertung, der Lohnstufen, der Ausbildung

Organisation

Kooperation

Konkurrenz

befehlen/profitieren → Direktoren →; selektieren → Abteilungsleiter →; funktionieren/gehorchen → Angestellte →; produzieren → Arbeiter →

Macht-Recht-Geld



Herrschaft

Ausbeutung → Abhängigkeit

Spezialistenhierarchie

Tendenz zur *Spezialisierung*, *Verwissenschaftlichung*, Spaltung der Abhängigen

Leistungsdifferenzierung, Individualisierung

Konzernbildung/Monopolisierung

Tendenz zur *Konzentration*, *Vergesellschaftung*, Konkurrenzverschärfung

Spezialausbildung, Speziallehrer  
Gesamtschulreform/  
Vorschule/zentrale Curricula, zentrale Kontrollen

Mitbestimmung  
Projektarbeit, gleitende Arbeitszeit, Reduzierung repetitiver Teilarbeit, Gruppenarbeit/ Gruppenleistungsmessung, Arbeiter dürfen Gruppenleiter ,wählen'

dynamische Organisationsmodelle (Tendenz zur ,innovativen Integration', zu Demokratisierungsversuchen durch Verlagerung von Entscheidungen, die nichts am Organisationszweck ändern, an die Basis).

Reformversprechen/  
Reformillusionen/  
Integration der Kritiker.

Schülermitverwaltung  
Projektarbeit, Wahlfächer, Gruppenarbeit, Gruppenleistungsmessung, Lehrer dürfen Schulleiter ,wählen', Schüler sollen sich selbst kontrollieren (bewerten, bestrafen, belohnen, benoten).

<p>Betriebsverfassungsgesetz/Lehrlingsausbildungsgesetz/Betriebsordnung. Akkord, Arbeitsplatzbewertung, Leistungsmessung etc. (Refa, MTM ...), Entlassung bei ‚abweichendem Verhalten‘. Beförderung bei guter Führung. Lohnstufen (blauer-weißer Kittel). Zeugnisse, betriebliche Prüfungen Entlassung</p>	<p>Besonderes Gewaltverhältnis Gesetze-Rituale-Verbote <i>Disziplinierung → Ausbeutung</i> <i>„Teile und herrsche!“</i> Konkurrenz — Angstproduktion</p>	<p>Schulgesetze, Schulverwaltungsgesetze, Beamtenrecht, Dienst-anweisungen, Lehrpläne, Schulordnung, Klassenbuch, Zensuren, Leistungskontrollen, Stundenplan, Relegation bei ‚abweichendem Verhalten‘ (Versetzung-Schülerfolg bei guter Führung, Rangordnung der Schüler: nach Noten, Schulart, Prüfungen) Durchfallen</p>
<p>Kompensation Regeneration</p>	<p><i>Freizeit — Pause</i> Urlaub</p>	<p>Kompensation Regeneration/Erholung für neue Arbeit Schulschwänzen</p>
<p>Krank ‚feiern‘</p>	<p>Ferien Wegbleiben</p>	
<p>Betriebsfamilie</p>	<p><i>Gemeinschaftsideologien</i></p>	<p>Schulgemeinschaft/ Pädagogischer Bezug Klassengeist</p>
<p>Sozialpartnerschaft  ‚Wir‘ Chef: ‚Ich meine es wirklich gut mit Ihnen, aber Sie müssen ...‘</p>	<p>‚Alle sitzen in einem Boot‘ ‚Alle für einen‘</p>	<p>‚Wir‘ Schulleiter, Schulrat, Lehrer: ‚Wir meinen es ja gut mit euch — aber ihr müßt schon ...‘</p>
<p>Betriebspsychologen und -soziologen, Reklameleute, Politiker, BDI</p>	<p><i>die Ideologen</i></p>	<p>Pädagogen, Bildungspolitiker und Klerikale</p>
<p>Arbeiter sprechen vom Betrieb Abteilungsleiter sprechen vom Betrieb Man freut sich auf Arbeitsschluß. Der Betrieb gehört den Arbeitern nicht.  Sie bestimmen nicht, was produziert wird. Der Betrieb frustriert und belohnt zugleich. Die Arbeiter reagieren darauf mit Apathie bis Arbeitskampf.</p>	<p><i>Verhältnis der Mitglieder zu ‚ihrer‘ Institution (s. o.)</i> ..... .....</p>	<p>wie Schüler von der Schule, wie Lehrer und Schulleiter von der Schule. Man freut sich auf Schulschluß. Die Schule gehört den Schülern und Lehrern nicht. Sie bestimmen nicht, was gelernt wird. Die Schule frustriert und belohnt zugleich. Die Schüler reagieren darauf mit Apathie bis Schulkampf</p>

Unbestreitbar hat Schule die Aufgabe, Inhalte zu vermitteln, die für Menschen in ihrem späteren Leben sinnvoll sind: vom ad hoc einsetzbaren „know how“ bis hin zur grundsätzlichen Qualifikation, lernen zu lernen.

Ebenso unbestreitbar übernimmt Schule als staatliche Institution die Aufgabe, als zentrale Agentur der sekundären Sozialisation Wert- und Normvorstellungen der Gesellschaft und Modalitäten der Interaktion und Kommunikation an die nachwachsende Generation weiterzugeben.

Schulgesetze formulieren diesen Anspruch in Präameln, z. B. das von Niedersachsen 1980:

„Die Schüler sollen fähig werden, die Grundrechte für sich und jeden anderen wirksam werden zu lassen, die sich daraus ergebende staatsbürgerliche Verantwortung zu verstehen und zur demokratischen Gestaltung der Gesellschaft beizutragen, nach ethischen Grundsätzen zu handeln sowie religiöse und kulturelle Werte zu erkennen und zu achten, ihre Beziehungen zu anderen Menschen nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Solidarität und der Toleranz zu gestalten, den Gedanken der Völkerverständigung zu erfassen und zu unterstützen, Konflikte vernunftgemäß zu lösen, aber auch Konflikte zu ertragen, sich Informationen zu verschaffen und sich ihrer kritisch zu bedienen, ihre Wahrnehmungs-, Empfindungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zu entfalten und sich im Berufsleben zu behaupten. Die Schule hat den Schülern die dafür erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln. Dabei sind die Bereitschaft und die Fähigkeit der Schüler zu fördern, für sich allein wie auch gemeinsam mit anderen zu lernen und Leistungen zu erzielen. Die Schüler sollen zunehmend selbständiger werden und lernen, ihre Fähigkeiten auch nach Beendigung der Schulzeit weiterzuentwickeln. Die Schule soll Lehrern und Schülern den Erfahrungsraum und die Gestaltungsfreiheit bieten, die zur Erfüllung des Bildungsauftrags erforderlich sind.“

Dagegen steht die von *Beck* und vielen anderen im Schulalltag konstatierte „Erziehung zur Anpassung“, so der Titel einer soziologischen Untersuchung zur Funktion der politischen Bildung an Schulen (*Becker/Herkommer/Bergmann* 1967). Zentrum dieser Erziehung bildet das Internalisieren der Organisations- und Verkehrsformen unseres Wirtschaftslebens. Eltern haben ein feines Gespür für die schulische Vorbereitung auf die Arbeitswelt: „In Gesprächen am ersten Elternsprechtag wurde klar, daß viele Eltern das Erziehungsziel, die Schüler zu selbständiger und konstruktiv-kritischer Haltung zu erziehen, zwar verbal billigten, aber dennoch die Art des Unterrichts für gefährlich hielten. Sie bezweifelten, daß die Schüler freiwillig, ohne unter Druck gesetzt zu werden, arbeiten würden. Außerdem sollte doch die Schule ihre Kinder auf einen möglichst reibungslosen Übergang ins Berufsleben vorbereiten: Da sie nach der Schulentlassung in der Lehre zu parie-



ren hätten, würde ich den Schülern keinen Gefallen tun, wenn ich ihnen jetzt ein anderes Verhalten gestattete. Die Hauptsorge der Eltern galt also einem möglichen Leistungsabfall der Schüler und Schwierigkeiten, die sich u. U. beim Übergang in die Lehre ergeben könnten.“ (Schaeffer/Lambrou 1973, S. 135; ähnlich Negt 1979, S. 20).

Diese Funktion der Schule, durch strukturelle Identität von Ausbildungssituation im allgemeinbildenden Bereich und Arbeitswelt vorzubereiten auf reibungslose Eingliederung, ist in ihren Konsequenzen für unsere demokratische Gesellschaft vielleicht noch folgenschwerer als die inhaltliche Funktion, obwohl diese nach den Analysen von Baethge (1970) gar nicht überschätzt werden kann.

Im folgenden möchte ich auf die Auswirkungen dieser Strukturen auf die psychische Befindlichkeit der Schüler näher eingehen.

## 2. Entfremdung

Beck ordnet die unter dem Stichwort „Entfremdung“ beschriebene Beziehung zwischen Fabrik/Betrieb und Schule in Marx'scher Tradition der Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln und seinen Produkten zu. In Anlehnung an diese Zusammenstellung arbeitet Janssen (1975, in: Schmiederer 1977, S. 49f.) den Begriff des „entfremdeten Lernens“ als Kennzeichen der herrschenden Unterrichtspraxis in Analogiebildung zur „entfremdeten Arbeit“ bei Marx heraus:

- „1. Der Arbeiter ist im Arbeitsprozeß fremdbestimmt.
- 2. Er kann über das Produkt der Arbeit nicht verfügen.
- 3. Er arbeitet nicht um der Arbeit willen, sondern für Lohn — Arbeit nicht als Selbstzweck, als Moment der Selbstverwirklichung, sondern als Mittel zum Zweck.“
- „1. Der Schüler ist im Unterrichtsprozeß fremdbestimmt.
- 2. Er kann das Lernergebnis des politischen Unterrichts praktisch nicht verwerten.
- 3. Er lernt nicht um des Lernens willen, sondern für Lohn (Anerkennung, gute Noten, Zeugnisse)!“

Ich vermute, daß die für den politischen Unterricht aufgestellte These 2 für viele, wenn nicht alle anderen Fächer weitgehend zutrifft.

Die Verwendung des Entfremdungsbegriffes in diesem Zusammenhang ist nicht unwidersprochen geblieben (Gagel 1979, S. 184f.). Es erscheint mir jedoch nicht notwendig, dem Begriff vor, bei und nach Marx nachzugehen und die umfangreichen Kontroversen abzubilden. Das hat Israel (1972) geleistet, dessen Monografie zum Entfremdungsbegriff für mich sehr hilfreich war, dessen Folgerungen jedoch, den Entfremdungsbegriff als vieldeutig und unpräzise abzulehnen (312ff.) und durch „Verdinglichung“ zu ersetzen (325ff.), ich an dieser Stelle nicht folgen möchte, da ich den Entfremdungsbegriff in seiner Diskussion auslösenden Wirkung für sehr fruchtbar halte, ihn auch in der

Beschreibung schulischer Wirklichkeit vielfach verwendet sehe (s. u.) und ihn im folgenden präzisieren werde.

Wo auch immer der Begriff der Entfremdung zur Beschreibung von Realität verwendet wird, immer schwingt in ihm das Bild einer möglichen oder unmöglichen, gleichwohl denkbaren, visionären anderen Weise zu produzieren, allgemeiner: zu leben mit, von der als Realutopie oder philosophisch-anthropologischen Zielvorstellung aus kritische Maßstäbe an die Gegenwart angelegt werden und damit Impulse für Veränderungen ausgehen, die über rein pragmatische, ausschließlich gegenwartsorientierte und Sachzwängen unterworfenen Aktivitäten oder Passivitäten hinausweisen.

Konkret leite ich aus der Verwendung des Entfremdungsbegriffes also ab: es ist wichtig, sich bei den Erfahrungen des Schülers in seiner schulischen Situation nicht auf deren Beschreibung zu beschränken und damit auch nicht die diese Erfahrungen determinierenden Strukturen in ihrer gegenwärtigen Form zu akzeptieren; statt dessen heißt es, diese kritisch zu hinterfragen und über ihre Veränderbarkeit in Richtung auf humane Alternativen nachzudenken.

### *Dimensionen schulischer Entfremdung*

Unter dem Gesichtspunkt heuristischer Fruchtbarkeit greife ich zunächst auf einige der Dimensionen von Entfremdung in der sozialpsychologischen Theorie *Seeman's* (nach *Israel* 1972, S. 254-263) zurück, und zwar auf:

1. Machtlosigkeit,
2. Sinnlosigkeit,
3. Normenlosigkeit,
4. Isoliertheit,
5. Selbstentfremdung.

Ein solches Verfahren ist sicherlich eklektisch, kommt mir aber gelegen, da ich versuchen will, ausgehend von der als Klassifikationsschema verstandenen Zusammenstellung schulische Entfremdung von verschiedenen Seiten ansatzweise zu beleuchten und Möglichkeiten des Umgangs damit darzustellen.

## *2.1 Machtlosigkeit*

Wenn ich mich im folgenden dem Phänomen der Machtlosigkeit zuwende, übernehme ich die von *Seemann* durchgeführte Übertragung von der soziologischen auf die sozialpsychologische Ebene und beschreibe Machtlosigkeit als die „Empfindung einer Person, die merkt, daß die Wahrscheinlichkeit, durch eigenes Handeln Einfluß auf die Be-

friedigung ihrer Bedürfnisse nehmen zu können, sehr gering ist“ (nach *Israel* 1972, S. 255). Ich präzisiere diese zunächst verschwommene Aussage durch einige Beispiele aus dem Schulbereich:

Im vorgegebenen Takt bestimmter Zeiteinheiten werden die Schüler unabhängig von ihrer jeweiligen Befindlichkeit (z. B. Lerngeschwindigkeit, Interesse, Störungen durch Ärger, Trauer, Müdigkeit ...) konfrontiert mit traditionell parzellierten Fächersegmenten, die bestenfalls in methodisch-didaktisch reflektierter Folge und in sich sinnvoller (aber an welchem von 30 Schülern orientierter?) Geschlossenheit präsentiert werden von ausgebildeten Lehrern in freundlichem Unterrichtsklima, normalerweise aber ...

*Seemann* untergliedert die Erfahrung der Machtlosigkeit durch Kontrolle, die nicht mehr beeinflußt werden kann. Ließen sich z. B. noch Möglichkeiten gemeinsamer Festlegung von Lernzielen für Klassenarbeiten durch Schüler und Lehrer ausdenken, so hat die Praxis diese Chance durch vorgegebene, inhaltlich parallele und gleichzeitige Arbeiten längst überholt.

Ein zweiter Aspekt von Machtlosigkeit besteht in der Erfahrung, die Entscheidungen und Vorschriften von Lehrern, Schulleitung, Mittelbehörde und Kultusministerium kaum oder gar nicht beeinflussen zu können. Selbst Mitbestimmungsbefugnisse in schulinternen Entscheidungsgremien wie z. B. Konferenzen sind quantitativ so beschränkt, daß sie allenfalls demokratische Alibifunktion haben.

Der dritte Aspekt (fehlender Einfluß auf Einstellung und Arbeitsbedingungen in der Wirtschaft) findet seine Entsprechung in festgeschriebenen Einzugsbereichen für Schulen, zu geringem Angebot bestimmter Schultypen (die Anmeldezahlen für Integrierte Gesamtschulen in Nordrhein-Westfalen übersteigen bei weitem die Aufnahmekapazitäten), überfüllten Klassen, über Jahre ausfallenden Fächern aufgrund des Lehrermangels (bei gleichzeitiger Lehrerarbeitslosigkeit).

Die vierte, das Gefühl von Machtlosigkeit konstituierende Erfahrung ist das Unvermögen, den Arbeitsprozeß, z. B. die Geschwindigkeit beim Fortschreiten, zu beeinflussen. Augenfällig wird dieses Phänomen durch ein Beispiel, das *Speichert* (1977, S. 160) bringt:

„Vor einigen Jahren wurde an der West-Berliner Ranke-Oberschule (einer Berufsschule) ein Lehr-Computer eingesetzt. Dieses Lehrsystem bestand aus einer Dia-Ton-Schau, die mit einem Computer gekoppelt war. Jeder Schüler hatte an seinem Platz einen kleinen Kasten mit mehreren Knöpfen, die er ab und zu drücken mußte, um Fragen in der Tonbildschau zu beantworten. Die Antworten der Schüler wurden per Kabel an den Computer geleitet, welcher sie auswertete.

Das Programm des Computers sah nun vor, daß bestimmte Stellen der Tonbildschau wiederholt wurden, wenn weniger als 80 % der Schüler eine Frage richtig beantwortet hatten. Das Ergebnis war, daß am Schluß des Kurses auch ungefähr 80 % der Schüler

alle Fragen im Abschlußtest richtig beantworten konnten, so daß sie eine ‚Zwei‘ bekamen. Es handelte sich also um ein ähnliches System, wie es von Bloom entwickelt worden war, nur, daß das Bloomsche System mehr auf die individuellen Lernschwierigkeiten der einzelnen Schüler abgestimmt war, während der Computer immer nur auf Durchschnittswerte der Klasse reagierte.“

In der normalen Unterrichtspraxis haben Schüler systematisch verlernt nachzufragen, wenn ihnen etwas unklar bleibt. Das Experiment zeigt, daß es sehr wohl möglich ist, Lernprozesse durch institutionalisierte Rückmeldungen zu optimieren (womit ich nicht einem Computer-Unterricht das Wort reden möchte!). Hinzu kommt noch ein zweites bezeichnendes Moment: die Westberliner Senatsschulverwaltung sperrte sich zunächst dagegen, das gute Ergebnis zu akzeptieren! 80 % der Schüler mit guten Leistungen!

Die Erfahrung dagegen, auf der Strecke zu bleiben, während der Lehrer zusammen mit einigen Klassenkameraden den zunehmend unverständlicher werdenden Lernprozeß vorantreibt, diese weitverbreitete Erfahrung, mit deren Konsequenzen die Berliner Bürokraten augenscheinlich lieber konfrontiert worden wären, findet ihre Entsprechung in der Angst des Arbeitnehmers, den ihm vorgegebenen Anforderungen im Arbeitsprozeß (Bandgeschwindigkeit, Akkord usw.) nicht mehr gewachsen zu sein.

## 2.2 Sinnlosigkeit

Diese Seemann'sche Dimension von Entfremdung wird erfahren, „wenn das Individuum das Funktionieren der gesellschaftlichen Organisation, der es angehört, nicht mehr versteht. Das bedeutet wiederum, daß das Individuum die Konsequenzen seines Handelns nicht mehr voraussehen kann oder daß es den Sinn seiner Handlungen nicht mehr versteht“ (nach *Israel*, S. 256). Dieser Ansatz scheint mir ebenfalls aussagekräftig, insofern die Erfahrung von Macht- und Einflußlosigkeit das Interesse der Schüler an der Institution Schule lähmt und damit in kürzester Zeit das Verständnis blockiert. Gerade in größeren Schulen erleben Schüler den Organisationsapparat als für sie undurchsichtige bürokratische Maschine, deren Entscheidungen — als sachlogisch ausgegeben und unwiderruflich — in der Regel nicht als an den Bedürfnissen der Schüler orientierte erfahren werden, sondern an Gesichtspunkten wie effektivem Funktionieren.

Aber auch die Lehrer sehen sich kaum noch in der Lage, die Fülle und damit den Sinn der auf sie niedergehenden und an sich verhaltensrelevanten Verordnungen und Erlasse zu durchschauen: in Niedersachsen sind in den vergangenen drei Jahren über 1000 Erlasse für die Schu-

len erarbeitet worden (Zielvorstellung des zuständigen Ministers: „erlaßfreie Schule“!).

Im einzelnen Fall erfahren die Schüler ihre Arbeit häufig als sinnlos, da in der täglichen Wiederkehr zur Routine erstarrt, von ihren Alltagserfahrungen weit abgehoben und kaum hilfreich für ihr Hier und Jetzt in seiner subjektiven und objektiven Problemdichte.

Die immer stärkere Betonung des kognitiven Lernens führt dazu, daß eine gute Mathematikarbeit zwar als Belohnung für die investierte Arbeitszeit gilt, daß aber kaum noch als Ergebnis längerer Arbeitsphasen (be-)greifbare Produkte gerade auch jüngeren Schülern die Sinnhaftigkeit ihrer Arbeit augenfällig demonstrieren. Die mit höherem Alter immer klarere Trennung von Kopf- und Handarbeit mit der einseitigen Wertschätzung der ersteren reduziert Schüler um ihre Leiblichkeit auf eine Lebensform, die aber nicht als *vita contemplativa* umschrieben werden kann, da die isolierten Fachelemente nicht in den Kontext umfassenden Verstehens eingebettet sind.

Eindrucksvoll werden diese beiden Dimensionen von Entfremdung illustriert durch Erfahrungen, die *Schaeffer/Lambrou* (1973, S. 91) mit Formen nichtentfremdeten Unterrichts gemacht haben, auf die ich später noch eingehen werde:

„Die Schüler erkannten das, was sie in den beiden Stunden erarbeitet hatten, nicht als Ergebnis von Arbeit an. Obwohl sie in deutlich sichtbarer, freudiger Erregung Erfolgserlebnisse beim Auffinden guter Argumente hatten, war das für sie nicht ‚Lernen‘ und ‚Arbeiten‘. Ob etwas ‚Arbeit‘ ist, kann also von den Schülern bereits nicht mehr an dem tatsächlich produzierten Ertrag gemessen werden, sondern ist offensichtlich abhängig von bestimmten Umständen, unter denen produziert wird. Man kann wohl davon ausgehen, daß ‚Arbeiten‘ und ‚Lernen‘ für die Schüler impliziert, daß sie sich in ein vom Lehrer vorgegebenes Muster von Fragen und Antworten hineindenken, d. h. eine bestimmte rezeptive Aktivität entwickeln, deren Stoff nicht unbedingt einsichtig zu sein braucht. Wichtig ist auch, daß für die Schüler die Definition des, was Arbeit, Lernen und Leistung ist, nicht von ihnen selbst kommt, sondern vom Lehrer bestimmt wird. Arbeit ist also schon in der Schule entfremdete Arbeit und Auftragsproduktion: Methode und Ergebnisse müssen vorgegeben sein, und vor allem gehört zu Arbeit, daß sie Pflicht ist und in der Regel keinen Spaß macht.“

### 2.3 Normenlosigkeit

Diese Dimension gliedert *Seemann* (nach *Israel*, S. 257ff.) in drei Aspekte auf: sie ist für ihn zunächst die „Erfahrung der Unfähigkeit, gesellschaftlich akzeptierte und wünschenswerte Ziele über Kanäle zu erreichen, die von der Gesellschaft oder den sozialen Organisationen, denen das Individuum angehört, gebildet werden“ (S. 258).

Dem Kampf um die zum Studium notwendigen NC-Werte fallen die von der Gesellschaft abstrakt gepriesenen Werte wie Solidarität, Ko-

operation usw. (vgl. das niedersächsische Schulgesetz oben) zum Opfer: wer im Vergleich zu mir einen ähnlich guten oder gar besseren NC-Schnitt aufweisen kann — groteskerweise auch noch mit meiner Unterstützung —, der ist mein Rivale in der Konkurrenz um die begehrten Plätze. Hauptschüler arbeiten vor ihrer Entlassung nachmittags für (erhoffte) künftige Lehrherren, klotzen ran, passen sich an, um den Mitbewerber aus dem Feld zu schlagen, der gleichfalls ohne Entgelt diese „Probezeit“ auf sich genommen hat.

Trotz hochrangiger Erziehungsziele wie Ehrlichkeit und Rücksichtnahme, die schichtenspezifisch verschieden an erster bis dritter Stelle stehen (*Schwonke 1977*, S. 63), erklärt die Gesellschaft den darauf herineinfallenden Schüler zum Dummen und belohnt nichtsahnend oder augenzwinkernd den Cleveren, der nach alter Weisheit alles darf, nur sich nicht erwischen lassen (beim Abschreiben, Spicken, Durchmogeln ...). „Der Schüler lernt alles, was nötig ist, um im Leben vorwärts zu kommen. Es ist dasselbe, um in der Schule vorwärts zu kommen. Es handelt sich um Unterschleif, Vortäuschung von Kenntnissen, Fähigkeit, sich ungestraft zu rächen, schnelle Aneignung von Gemeinplätzen, Schmeichelei, Unterwürfigkeit, Bereitschaft, seinesgleichen an die Höherstehenden zu verraten usw. usw.“ (*Brecht 1967*, S. 1402).

Zweitens kann „die Erfahrung der Normenlosigkeit ... auch durch das Gefühl zustande kommen, daß die Arbeit nicht mehr ein Ziel an sich ist“ (nach *Israel*, S. 258). Schulische Arbeit bedeutet für Schüler in zunehmendem Alter immer weniger das Erlebnis, konfrontiert zu werden mit Möglichkeiten, Neuland zu entdecken, mit Problemen, die zur Lösung herausfordern, in sinnvollem Wechsel von Spannung und Entspannung sich als Ganzen einzubringen mit seiner Kreativität und auch faszinierten Hartnäckigkeit. Eher läßt sie sich in geringer Abwandlung der Beschreibung von „Entäußerung der Arbeit“ beim jungen *Marx* (1844, S. 514) so darstellen: der Schüler fühlt sich „erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich. Zu Hause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Hause. Seine Arbeit ist daher nicht freiwillig, sondern gezwungen, *Zwangsarbeit*. Sie ist daher nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses, sondern ist nur ein *Mittel*, um Bedürfnisse außer ihr zu befriedigen. Ihre Fremdheit tritt darin rein hervor, daß, sobald kein physischer und sonstiger Zwang existiert, die Arbeit als eine Pest geflohen wird.“

## 2.4 Isoliertheit

Nach *Seeman* akzeptiert eine Person, die Isoliertheit erfährt, nicht mehr die Ziele der Gesellschaft oder der sozialen Organisation, der sie

angehört (nach *Israel*, S. 259). Die Konsequenz davon ist häufig, daß sich von den Wertvorstellungen der Gesellschaft isolierte Individuen auch aus ihren sozialen Rollen (z. B. der des Schülers, Studenten, Auszubildenden) zurückziehen, aussteigen, bestenfalls in Subkulturen, denen unsere Gesellschaft an ihrem Rande (noch) Existenz einräumt wie der alternativen Scene, die sie aber ständig bedroht (vgl. *Degenhard* in seinem Lied ‚Väterchen Franz‘). Häufig jedoch führt das Leiden an der in ihren Zielsetzungen und Verkehrsformen als brutal und inhuman erlebten Leistungsgesellschaft — vielfach repräsentiert gerade durch die Schule! — zu Ausweich- und Fluchtverhalten, dessen Skala von Drogenkonsum über gemeinschaftlich begangene Aggressionen („Macht kaputt, was euch kaputt macht!“) oder die Selbstaufgabe in Sekten mit ihrer persönlichkeitsdeformierenden Wirkung bis hin zum Suicid reicht:

- 40.000 Kinder und Jugendliche liefen 1978 wegen Schulangst aus dem Elternhaus davon;
- mindestens 150.000 Schüler(-innen) gelten als alkoholabhängig;
- das Einstiegsalter für Drogen sank auf unter 15 Jahre: ca. 40 % der Schüler der 8., 9. und 10. Klasse der hessischen Realschulen und Gymnasien gebrauchten mehrfach Rauschmittel, 20 % von ihnen regelmäßig;
- jährlich begehen 80 Kinder unter 14 Jahren und mehr als 500 Jugendliche zwischen 15 und 20 Jahren Selbstmord (nach *Esser* 1979, S. 7f.).

Doch auch wo es nicht zu solchen spektakulären und alarmierenden Verhaltensweisen kommt, sind unter der ruhigen Oberfläche gefährliche Prozesse erkennbar (*Schmiederer* 1977, S. 51): „Im Gymnasium tritt häufig anstelle von Resignation oder Verweigerung eine internalisierte Anpassung an den Unterricht: der entfremdete Unterricht erzeugt ein ebenso entfremdetes (verdinglichtes) Schüler-Bewußtsein, das sich nach *Ingo Scheller* so kennzeichnen läßt:

- „a) An die Stelle des Gefühls von Machtlosigkeit tritt jetzt das Bewußtsein, daß die vorgegebenen Strukturen einer *Sachgesetzlichkeit* folgen, der man sich sinnvollerweise fügt (Sachzwang).
- b) An die Stelle des Gefühls der Bedeutungslosigkeit der eigenen Tätigkeit tritt die Vorstellung, daß diese in einem logischen Zusammenhang mit der Sachgesetzlichkeit steht (*Sachlogik*).
- c) An die Stelle des Gefühls der Isolation tritt das Akzeptieren vorgegebener Verhaltenserwartungen („Rollensysteme“).“

## 2.5 Selbstentfremdung

In seinem vierten Punkt schreibt *Scheller*, der sich ebenfalls — wie ersichtlich — an den Dimensionen von *Seeman* orientiert:

- „d) An die Stelle des Gefühls der Selbstentfremdung tritt die Verinnerlichung dieser Verhaltenserwartungen und ihre Aufnahme ins *Selbstbild*“ (nach *Schmiederer* a. a. O.).

Was versteht *Seeman* selber unter Selbstentfremdung? Nach *Seeman* (in Anlehnung an den jungen *Marx*) kann ein junger Mensch, der seine Arbeit (aus den oben genannten Gründen) nicht als befriedigend empfindet, sich nicht mehr selbst verwirklichen, da diese Selbstverwirklichung durch kreative Arbeit erfolgt. Ich wende auch hier die im modernen Industriebetrieb gemachten sozialpsychologischen Beobachtungen *Israels* auf die Schule an: in ihr „bedeutet diese Form der Entfremdung, daß das Individuum an seiner Arbeit weder interessiert ist noch sich für sie engagiert. Dieses fehlende Engagement wird unter anderem dadurch bemerkbar, daß sich das Interesse eher auf den Zeitfaktor als auf die Arbeit konzentriert. Das Individuum interessiert sich weder für das „Wie“ noch für das „Was“ seines Tuns, sondern ausschließlich für die Zeit, die es dafür benötigt und die es möglichst schnell hinter sich bringen will“ (*Israel*, S. 260).

Ich möchte in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß Erziehungsprozesse, in denen losgelöst von den Inhalten die formalen Aspekte wie Pünktlichkeit, Ordnung, Pflichterfüllung, Effektivität dominieren, zu lebensbedrohenden und -zerstörenden Verhaltensweisen führen können, für die der deutsche Faschismus barbarische Beispiele geliefert hat.

Um zu verdeutlichen, daß es sich bei den Dimensionen von *Seeman* um auch für die Bundesrepublik forschungsrelevante und tragfähige Aspekte handelt, möchte ich nach *Scheller* auch auf *Fischer/Kohr* (1980) verweisen. Die Forscher haben bei ihrer Untersuchung des politischen Verhaltens in der BRD zunächst US-amerikanische Skalen für ähnliche Forschungsvorhaben gesichtet und 40 Items ausgewählt, die für ihren eigenen Untersuchungsansatz folgende relevante Dimensionen beschreiben:

- „1. Machtlosigkeit, die aus der fehlenden Verfügungsgewalt über die eigene Arbeit resultierende fehlende Möglichkeit zur Durchsetzung eigener Interessen.
2. Bedeutungslosigkeit, die aus der fehlenden Überschaubarkeit von Entscheidungssituationen resultiert.
3. Normenlosigkeit — eine Dimension, die eng mit dem Durkheimschen Anomiekonzept verbunden ist und eine aus schnellem gesellschaftlichem Normenwechsel resultierende Normen-Unsicherheit bzw. Abwertung/Verlust verbindlicher Normen bedeutet, die besonders stark im Zeichen wirtschaftlichen Umschwungs zu erwarten ist.
4. Soziale Isolation als Rückzugstendenz, die ebenfalls in Durkheims Anomiekonzept anklingt und die Trennung von der eigenen sozialen Bezugsgruppe sowie deren kulturellen Standards kennzeichnet.“ (S. 92)

Zur Verdeutlichung möchte ich aus dieser Untersuchung einige Items anführen, die bei Personen in nichtschulischen Arbeitssituationen durch Selbsteinschätzung die erlebte Verfügungsgewalt erfassen:



### a) *Perzipierte Untergebenenfunktion*

„Meine Arbeit besteht in der Durchführung von Anweisungen. In meiner Arbeitsleistung richte ich mich nach anderen. Ich bin bei meiner Arbeit von Weisungen abhängig. Vorschriften und Vorgesetzte engen meinen Tätigkeitsbereich stark ein. Ich werde bei meiner Arbeit öfter kontrolliert. Der Ablauf meiner Arbeit ist bis in alle Einzelheiten festgelegt. Meine tägliche Arbeit wird mir zugewiesen.“ (S. 121)

### b) *Entfremdung von der Arbeit*

„Bei meiner Arbeit fühle ich mich oft irgendwie leer. Meine Arbeit ist eine einzige Tretmühle. Ich sehe kaum, welchen Sinn meine Arbeit hat. Meine Arbeit bietet mir kaum Abwechslung. Mir fehlt der Überblick über das, was ich bei meiner Arbeit tue.“ (S. 124f.).

Ich bin ganz sicher (werde das jedoch an meiner Schule noch überprüfen), daß die Mehrzahl der Schüler diese Items als im wesentlichen für sich zutreffend empfinden wird.

Daß die Monotonie entfremdeten Lernens bereits von Grundschulkindern als drückend und beschneidend wahrgenommen wird, belegt das Gedicht eines Viertklässlers:

„Schule gehen Tag für Tag  
schreiben, rechnen, Tag für Tag,  
Lehrer schimpfen Tag für Tag.  
Immer das Gleiche Tag für Tag,  
rechnen, schreiben, turnen, lesen,  
unerbittlich immer wieder, immer weiter,  
immer wieder rechnen, schreiben, turnen, lesen.“  
(in: Reinert/Zinnecker 1978, S. 14).

## 3. Möglichkeiten der Intervention

Schule als durch Entfremdungsphänomene in der beschriebenen Weise charakterisierte Institution mag unter verschiedenen, z. T. oben angesprochenen Gesichtspunkten funktional sein. Ganz sicher ist sie als weitgehend dysfunktional anzusehen für Lernziele wie Emanzipation, Solidarität, Empathie und Engagement für andere, Urteils- und Kritikfähigkeit, Kreativität ..., die konstitutiv sind für den Prozeß zunehmender substantieller Demokratisierung, also über formaldemokratische Verfahrensmodalitäten hinausweisen.

Um diese Ziele tendenziell anzuvisieren, sind verschiedene Konzepte entwickelt worden, die teils auf die schulische Situation im institutionalisierten Erziehungsprozeß orientiert sind, teils als Konsequenz aus der Analyse, das Staatsschulwesen sei nicht reformierbar, auf alternative Schulmodelle setzen. Ich möchte diese Alternativschulen in meinen Aufsatz nicht einbeziehen, obwohl ich die Beschäftigung mit ihren Programmen und Erfahrungen für Schüler, Lehrer und Eltern aus „Normal“-Schulen für außerordentlich befruchtend halte.

Statt dessen möchte ich kurz fünf Richtungen vorstellen, die für sich beanspruchen, innerhalb der Regelschule wenigstens ansatzweise den Unterrichtsalltag für Schüler und Lehrer so zu verändern, daß sie Unterricht als für sie interessanten und sie berührenden Lernprozeß erleben, in den sie sich mitbestimmend als Ganze und nicht nur reduziert auf ihre kognitiven Potenzen einbringen können. Diese fünf Ansätze sind:

1. schülerorientierter Unterricht,
2. politische Bildung,
3. Friedenspädagogik,
4. Gestaltpädagogik,
5. Themenzentrierte Interaktion TZI.

Sie sind nicht trennscharf voneinander zu scheiden, sondern überlappen sich in Einzelelementen, wenig verwunderlich angesichts ihrer ähnlichen bis identischen Zielvorstellungen. Als Appendix betrachte ich einen sechsten Punkt, der sich mit den psychischen Deformationen der Schüler als Konsequenz der entfremdeten Schulwirklichkeit befaßt und auf diagnostische und — in Ansätzen — therapeutische Kompetenzen des Lehrers verweist.

### 3.1 Schülerorientierter Unterricht

Als einen wichtigen und hilfreichen Beitrag, Entfremdungsphänomene in der Schule zu begegnen, sehe ich das Konzept des schülerorientierten Unterrichts an. „Schülerorientierter Unterricht ist ein Element der freisetzenden Erziehungsprozesse. Unterricht, der Schüler ausschließlich und allein zu Adressaten extern gefällter Entscheidungen macht, verhindert die Erziehungsziele Selbständigkeit und Mündigkeit, ausgeglichene personale und soziale Identität. Schülerorientierter Unterricht ermöglicht Selbstbestimmung, macht den Schüler soweit wie möglich zum Subjekt und nur soweit wie nötig zum Objekt des Lernprozesses“ (Einsiedler/Härle 1978, S. 13f.).

Das Konzept orientiert sich an den anthropologischen Annahmen von Carl Rogers, lernpsychologischen Theorien sowie neueren sozialpsychologischen Befunden; es bietet ferner die Didaktik eines so gestalteten Unterrichts und reflektiert verschiedene Unterrichts- bzw. Sozialformen.

Mögliche Ziele des schülerorientierten Unterrichts könnten sein:

- „den Lernenden zu helfen, Personen zu werden,
- die instande sind, aus eigenem Antrieb (= spontan) zu handeln und für dieses Handeln die Verantwortung zu übernehmen;
- die fähig und selbständig sind, vernünftig zu planen und sich an diesen Plan zu halten;

- die kritisch Neues lernen und Beiträge anderer entsprechend für sich nutzen können;
- die Kenntnisse erlangt haben, welche für die Lösung ihrer Probleme relevant sind;
- die imstande sind, neuartigen Problemsituationen flexibel und intelligent zu begegnen;
- die imstande sind, bei alledem wirksam mit anderen zu kooperieren;
- die nicht um des Beifalles anderer willen arbeiten, sondern aus Engagement für selbstgewählte Ziele“ (Riedl 1978, S. 39f.).

Diese Ziele, eher an Werten wie personal growth und Selbstbestimmung orientiert als an Anpassungsfähigkeit und Funktionstüchtigkeit, lassen sich nur mit Aussicht auf Erfolg anvisieren, wenn der Lehrer sich aus der Rolle befreien kann, Schüler wie „Container“ (Freire 1973, S. 57) mit Wissen zu füllen. Nach Rogers bestimmen den Lehrer als Lernberater idealtypisch folgende Merkmale:

- „(1) Der ‚fördernde Lehrer‘ (engl. facilitator) trägt viel dazu bei, die Ausgangsstimmung oder das anfängliche Klima für das Geschehen in der Gruppe oder der Klasse zu schaffen.
- (2) Er hilft, die Ziele der einzelnen Mitglieder der Klasse wie die allgemeinen Absichten der Gruppe ans Licht zu bringen und abzuklären.
- (3) Er vertraut darauf, daß jeder Lernende wünscht, solche Vorhaben durchzuführen, die für ihn Sinn haben — worin ja die motivierende Kraft für wirksames Lernen liegt.
- (4) Er bemüht sich, ein möglichst breites Angebot von Hilfsquellen, mit denen gelernt werden kann, zu organisieren und leicht verfügbar zu machen.
- (5) Sich selbst betrachtet dieser Lehrer als ein flexibles Hilfsmittel, das die Gruppe nutzen kann.
- (6) In seiner Reaktion auf Äußerungen in der Klasse akzeptiert er sowohl intellektuelle Inhalte wie emotionsgeladene Stellungnahmen. Dabei versucht er, jedem Aspekt annähernd soviel Gewicht zu geben, wie dieser für den einzelnen oder die Gruppe hat.
- (7) Wenn sich die Atmosphäre gegenseitiger Anerkennung in der Klasse festigt, kann der Berater in zunehmendem Maß zu einem Mitlernenden, zu einem Mitglied der Gruppe werden und seinen Standpunkt als lediglich einen unter mehreren zum Ausdruck bringen.
- (8) Er ergreift die Initiative, sich selbst — seine Gefühle wie seine Gedanken — der Gruppe mitzuteilen, ohne damit etwas zu fordern oder aufzudrängen. Er bringt sich persönlich ein.
- (9) Im gesamten Erfahrungszusammenhang der Klasse bleibt er hellhörig gegenüber Äußerungen, die auf tiefe oder starke Gefühle hinweisen.
- (10) In seiner Funktion als Berater des Lernens bemüht sich der Leiter, seine eigenen Grenzen zu erkennen und zu akzeptieren.
- (Riedl 1978, S. 43f.)

Im Bereich der Unterrichtsmethodik lassen sich verbreitete und seltener verwendete Sozialformen auf ihre Schülerorientierung hin abklopfen (Einsiedler 1978, S. 216ff.):

1. *Entdeckungslernen* als auf produktives Problemlösen und Kreativität hin angelegter, weitgehend selbstbestimmter Prozeß sprengt tendenziell den Rahmen herkömmlicher Unterrichtsorganisation, läßt sich jedoch in „brainstormings“ und kleineren Phasen häufiger als vermutet anlegen.

2. *Projektunterricht* kollidiert mit der herkömmlichen Fächerverteilung und der betont fachwissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer. Aber selbst größere Unterrichtsphasen lassen sich auf Projektkriterien wie Bedürfnisbezogenheit, Situationsbezogenheit, Interdisziplinarität, Selbstorganisation des Lehr-Lern-Prozesses (Mitplanung), Produktorientierung, kollektive Realisierung und gesellschaftliche Relevanz hin strukturieren und akzentuieren, auch wenn nicht alle Kriterien immer erfüllt sind (*Speichert 1977, S. 163*).

3. *Gruppenunterricht* ist mit Sicherheit schülerorientierter als die ungleich häufiger praktizierte Sozialform des Frontalunterrichts. Während die empirischen Befunde dafür sprechen, daß in Gruppen eher mehr Wissen gelernt wird (*Rosemann 1978, S. 64*), lassen sich in dieser Sozialform Ziele verfolgen, die im Frontalunterricht in der Regel nicht realisiert werden können: soziale Verhaltensweisen wie Kooperation, Produktivität der Mitarbeit, Kontakt usw.

4. *Spiele* sind im Schulalltag wenn überhaupt, dann in den jüngeren Jahrgängen zu finden. Dabei bieten sie die Möglichkeit, einmal inselhaft als Abwechslung und Auflockerung Ermüdungserscheinungen vorzubeugen und andere als die vielleicht gerade zuvor angesprochenen Fähigkeiten freizusetzen; zum anderen gibt es ja viele bereits didaktisierte Spiele — vom Rollenspiel bis zum Simulations- und Planspiel —, in denen Ernstfälle im Erfahrungsbereich der Schüler wie auch vorweggenommene Entscheidungssituationen auf weitaus lebendigere Weise als nur im Gespräch Gestalt gewinnen können (*Schaeffer/Lambrou 1973<sup>2</sup>, S. 65ff.*).

5. *Metaunterricht* gibt Schülern wie Lehrern die Möglichkeit, Unterricht selbst zum Thema zu machen, also abgelaufene Unterrichtsprozesse zu problematisieren, zu kritisieren und gemeinsam, auf Konsens oder Mehrheit aufbauend, weiter zu planen, wie inhaltlich und methodisch verfahren werden könnte (*Schaeffer/Lambrou 1973<sup>2</sup>, S. 127f.*).

6. *Metagespräche* thematisieren hingegen nicht den inhaltlichen und methodischen Aspekt von Unterricht, sondern berühren die Beziehungsebene. Sie entstehen in der Regel spontan, bei Mißverständnissen oder Konflikten. So thematisiere ich, wenn Kursteilnehmer und ich durch das Zuspätkommen anderer Schüler empfindlich gestört werden: handelt es sich um eine symbolische Übertretung geheiligter Formalia, gilt es als Indiz dafür, daß ich am Interesse der Schüler vorbeigegangen bin, liegt es an der fête am Abend zuvor? Wie auch immer, das Metagespräch bietet zusätzlich eine Möglichkeit zu verdeutlichen, daß Schüler sich durch Zuspätkommen oder Abwesenheit einer Chance begeben. Für Lehrer, die im direkten Ansprechen von Beziehungen ungeübt sind, lassen sich Metagespräche auch institutionalisieren, z. B.

durch Feedback-Fragebögen am Ende von Lernphasen. Einen umfangreichen und anregenden Fragebogen hat von Schoenebeck (1980, S. 215ff.) für seine Schüler ausgearbeitet: er enthält Fragen zur persönlichen Interaktion, zur Unterrichtsinteraktion, zur Unterrichtstechnik und zur Gesamteinschätzung. Ebenfalls als sehr hilfreich empfinde ich das Protokoll von Lambrou (in Schaeffer/Lambrou 1973<sup>2</sup>, S. 100ff.) über Aufbau und Entwicklung von selbstbestimmten Disziplinregelungen in einer Hauptschulklasse.

### 3.2 Politische Bildung

In starkem Maße hat die Didaktik der politischen Bildung das Prinzip des schülerorientierten Unterrichts aufgegriffen: vermutlich wird kein Didaktiker der 70er Jahre dieses Prinzip nicht auch für sich in Anspruch nehmen wollen. Als beherrschenden Ausgangspunkt seiner Konzeption hat es Schmiederer (1977) formuliert: „politische Bildung im Interesse der Schüler“. Ich zitiere im folgenden seine Thesen (108-110 i. A.):

„1. Im Zentrum des schülerzentrierten Unterrichts, seiner Planung und Durchführung steht der Schüler mit seinen Bedürfnissen, Erwartungen und Interessen und in seiner konkreten Persönlichkeit.

2. Sonst nur ‚Adressat‘ von Unterricht, also das Objekt von Curriculum und Unterricht, wird der Schüler zum Subjekt im Lernprozeß; über Mitbestimmung im Unterricht gelangen Schüler und Lerngruppe zu weitgehender — im Idealfall: zu vollständiger — Selbstbestimmung.

3. An die Stelle fremdbestimmter Konditionierung tritt ein weitgehend selbstbestimmtes und selbstverantwortliches Lernen durch forschende — (fragende) Eigeninitiative und Eigenaktivität. (...)

4. Ausgangspunkt und Inhalt für den politischen Unterricht sind die reale Existenz und die konkrete Lebenssituation des Schülers, d. h. seine Existenz als Kind, Jugendlicher, Arbeiterkind, Mittelstandskind, angehender Arbeiter (oder Arbeitsloser), Geschlechtswesen usw.

Konkretisiert bedeutet dies: Anknüpfungspunkte und Zielebene des politischen Unterrichts sind Lebenssituationen oder Lebensbereiche (die zugleich Lernbereiche sind) und die sich aus ihnen ergebenden Probleme, Notwendigkeiten, Interessen, Bedürfnisse usw. Aus den Erfahrungsbereichen des Schülers werden vordringlich solche Probleme als Unterrichtsgegenstand ausgewählt, die für das Leben des Schülers (jetzt oder später; am besten: jetzt und später) besondere Bedeutung haben und die Problemdruck (Leid) ausüben. (...)

5. Ausgangspunkt und Inhalt des politischen Unterrichts ist aber nicht nur die ‚objektive‘ Situation des Lernenden, sondern ebenso seine subjektive Situation, seine Interessen, Vorstellungen, Bedürfnisse usw.: Reale Lernprozesse können nur dort stattfinden, wo diese ‚subjektiven Faktoren‘ direkt aufgenommen werden und wo von ihnen im Lernprozeß ausgegangen wird. (...)

6. Das zentrale Ziel von Unterricht ist die Ermöglichung von Selbsterkenntnis in einem umfassenden Sinne: also im Zusammenhang mit der eigenen konkreten Lebenssituation und ihren historisch-gesellschaftlichen Ursachen. Der politische Unterricht soll es dem

Schüler ermöglichen, sich selbst in seinen gesellschaftlichen (politischen, ökonomischen) Verhältnissen zu begreifen. (...)

7. Die zentrale didaktische Frage lautet: Wie kann das im Laufe der Schulzeit oft verschüttete Bedürfnis nach Selbsterkenntnis und Umwelterkenntnis reaktiviert werden?

Alle Versuche, dies über die Darstellung ‚objektiver Zusammenhänge‘ bzw. über die Aufklärung über ‚objektive Interessen‘ zu leisten, müssen scheitern, solange die ‚subjektiven‘, d. h. die konkret (sinnlich) erfahrbaren Bedürfnisse und Probleme nicht berücksichtigt werden und solange die ‚objektiven‘ Interessen bzw. Probleme für den Schüler abstrakt und fremd bleiben — mögen sie nach Ansicht des Lehrers auch noch so wichtig sein.

8. Nur aus dem (reaktivierten) Interesse an Selbsterkenntnis, aus der Kenntnis der eigenen Lebenssituation und aus der Aufklärung über Ursachen und Bedingungen des eigenen Lebens kann sich das Interesse an ‚Selbstbestimmung‘ im Sinne menschlicher Selbstverwirklichung und gesellschaftlicher Emanzipation ergeben und entwickeln. Die Ziele Selbsterkenntnis und Kenntnis der gesellschaftlichen Umwelt sowie der Versuch, im Unterricht zu ihrer Realisierung beizutragen, „muß“ sich aus der konkreten Lebenswirklichkeit der Schüler legitimieren, sie bleiben sonst voluntaristisch und eine idealistische Konstruktion.

9. Nur im didaktischen Schnittpunkt zwischen a) einem Unterrichtsansatz, der ausgeht von der konkreten, wirklich erfahrenen Lebenssituation des Schülers; b) einer Unterrichtsgestaltung, welche die subjektiven Bedürfnisse und Probleme des Schülers voll berücksichtigt und die ein ständiges Einbringen der eigenen Sozialerfahrung fördert und schließlich c) einer zunehmenden Mitbestimmung bzw. Selbstbestimmung der Lernprozesse durch die Schüler, besteht die Chance einer erweiterten Selbstreflexion und eines vertieften Umweltverständnisses als Ausgangspunkt von politisch-gesellschaftlicher Handlungsbereitschaft und Engagement, also dem Willen und der Fähigkeit, sich selbst und die Umwelt durch Vernunft zu verstehen und zu verändern.“

Ich möchte durch dieses ausführliche Zitat Anregungen geben und nicht anschließend die in der politischen Didaktik dazu erfolgte Kontroverse abbilden müssen (dazu *Gagel* 1979, S. 208ff.).

Wichtig scheint mir statt dessen zu sein, dem ersten Eindruck zu wehren, hier handele es sich um didaktische Probleme eines Schuljahres unter vielen, und wer dieses Fach nicht vertrete, könne die vielleicht recht interessanten Gedanken in seinem eigenen Fach jedenfalls nicht umsetzen.

*Schmiederer* sieht in seinem didaktischen Grundprinzip eigentlich das Prinzip *jeden* Unterrichts (a. a. O., S. 108). Er zieht damit die Konsequenzen aus den empirisch abgesicherten Ergebnissen über die (Un-)Wirksamkeit politischer Bildung als Einzelfach (Sozial-, Gemeinschaftskunde usw.) (*Becker/Herkommer/Bergmann* 1967, *Teschner* 1968).

Besonders wenn das von *Schmiederer* formulierte Prinzip tendenziell (das ist sicher abhängig vom jeweiligen Fach, jedoch in seinen Möglichkeiten nicht annähernd ausgelotet) aus der Isolation des institutionalisierten, nicht einmal in allen Jahrgängen stattfindenden und auf 1 bis 3 Stunden begrenzten politischen Unterrichts auszubrechen

vermag und als den Alltag der Schüler prägend fruchtbar wird, besteht die Chance, Entfremdungserfahrungen wenigstens quantitativ zu reduzieren. Je mehr Gegen-Erfahrungen dem Schüler ermöglicht werden, um so eher vermag Quantität in eine neue Qualität umzuschlagen.

Eindrücklich beschreibt *Lambrou* (in: *Schaeffer/Lambrou 1973*, S. 96ff.) die Schwierigkeiten, aber auch Erfolge beim Entwicklungsprozeß einer 8./9. Hauptschulklasse, die in mehreren Fächern (Deutsch, Englisch, Erdkunde, Geschichte, Sport) die Unterrichtsplanung und -gestaltung selbst übernommen hat. Ich will ihre Darstellung eines kleinen Bereiches exemplarisch wiedergeben, um zu illustrieren, welche kleinen und doch wesentlichen Schritte auf ein Bildungsziel zu, wie etwa „Selbsterkenntnis und Umwelterkenntnis“ (*Schmiederer 1977*, S. 110), möglich und nötig sind: „Die Klasse benutzte große Stecktafeln, auf denen die Gruppen mit Hilfe von ‚Kartogrammen‘ ihre Vorkenntnisse und Fragestellungen sammeln, ordnen und schließlich ihre Ergebnisse darstellen können. Vor der Erarbeitung eines Themas werden die Beiträge der Einzelnen auf Zettel geschrieben und an die Tafel geheftet, so daß sich die Gruppe schnell einen Überblick über die vorhandenen Fragen, Kenntnisse und Möglichkeiten der Weiterarbeit verschaffen kann. Indem sie die Karten gemeinsam ordnen, entwickeln die Schüler ihren Arbeitsplan“ (*Schaeffer/Lambrou 1973*, S. 129).

Ich teile die von den beiden Autorinnen im Anschluß an ähnlich geglückte Projekte formulierte Einschätzung, daß die Schule trotz ihrer oben beschriebenen Funktion „doch ein gewaltiges Reservoir an unausgeschöpften Möglichkeiten zur schrittweisen Humanisierung und Demokratisierung unserer Gesellschaft (birgt). Dieses Reservoir zu nutzen, verlangt zwar harte, politisch bewußte Kleinarbeit, ist aber eine sinnvolle und bei etwas Mut und Geschick eine lohnende Aufgabe“ (a. a. O., S. 22).

Allerdings verkenne ich nicht, daß der Restaurationsprozeß der letzten Jahre auch und gerade den Bildungsbereich mitgeprägt hat: Der „Radikalenerlaß“ hat ganze Arbeit geleistet und bereits mehrere Generationen von Schülern und Lehramtsstudenten auf Anpassungskurs gebracht. Es gehört gerade für Referendarkollegen schon mehr als nur „etwas Mut“ dazu, nicht freiwillig auf Tauchstation zu gehen, sondern mögliche = legale Handlungsfreiräume zu betreten. Das Klima der Einschüchterung hat viele Kollegen dazu gebracht, ihre Möglichkeiten quasi prophylaktisch zu beschneiden. *Meyer* (1980, S. 249) warnt vor Eigentoren: „Ich habe sowohl bei routinierten Lehrern wie auch bei Berufsanfängern beobachtet, daß sie solange über gar nicht vorhandene Restriktionen gesprochen haben, bis sie selbst an deren Existenz glauben.“

### 3.3 Friedenspädagogik

Ich habe oben ausgeführt, in welchen Bereichen exemplarisch sich schulisches Leben für Schüler als verstümmelnde, repressive Seinsweise darstellt. Doch nicht alle lassen sich das Einzwängen in ein derartiges institutionelles Korsett widerstandslos gefallen. Formen des Widerstandes zeigen sich jedoch seltener als rationale, konstruktive Veränderungspraxis; viel häufiger bricht aus Schülern eine aggressive, gewalttätige Aktivität gegen Sachen oder Menschen hervor, für die ich wohl keine Beispiele anzuführen brauche. Unsere Schulen lassen sich weiterhin charakterisieren durch den von *Galtung* (1977, S. 57) formulierten Begriff der „strukturellen Gewalt“: „Gewalt liegt dann vor, wenn Menschen so beeinflußt werden, daß ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung“. Wie sehr Schüler-Menschen in ihrer Verwirklichung durch die Organisation ihrer Anstalt gefördert oder behindert werden, ist am Beispiel der *Seemann'schen* Dimension der Entfremdung deutlich geworden.

Hier setzt Friedenspädagogik an und reflektiert einmal Schule unter dem Gesichtspunkt von Gewalt und ihren Entstehungsbedingungen (*Grauer/Zinnecker* 1978, S. 282ff.), eröffnet alternative pädagogische Perspektiven, z. B. im Umgang mit gewalttätigen Schülern (*Gronemeyer* 1978, S. 263f.) und bietet methodische und didaktische Alternativen an. *Nicklas/Ostermann* (1976) finden auch in dem in der Literatur als demokratisch oder sozialintegrativ bezeichneten Lehrerverhalten bedenkliche Elemente von Abhängigkeit der Schüler. Der sozialintegrative Lehrer „leitet die Klasse mit anderen Zwangsmitteln als der autoritäre Lehrer. Seine Gewalt ist weitgehend strukturell, seine Methoden der Durchsetzung sind elaboriert, auf dem Stand der Wissenschaft“ (a. a. O., S. 100). Sie setzen dagegen das von Abhängigkeiten sich im Prozeß befreiende Lernen als Erfahrung in zielorientierten Gruppen. Sie diskutieren das Verfahren in drei Schritten:

„Zuerst müssen die bestehenden Herrschaftsstrukturen in der Gruppe herausgearbeitet und Schülern und Lehrern bewußt gemacht werden. Im zweiten Schritt muß die Gruppe versuchen, ihre Arbeit und ihre Interaktionsformen zu reflektieren, um die einzelnen Mitglieder für eine kritische Selbstkontrolle ihres Verhaltens zu sensibilisieren. Der letzte Schritt ist dann die Entwicklung symmetrischer Strukturen“ (a. a. O., S. 123). *Nicklas/Ostermann* verweisen auf Verfahren der Soziometrie (Soziogramm, Gruppenbeobachtung), geben Hilfestellung, wie als gewaltförmig erkannte Verhaltensweisen abgebaut werden können, und bieten für den Versuch, symmetrische Strukturen zu erstellen, Hilfsmittel: Bestimmung des Gruppenleiters durch Los (da die



Wahl in der Regel die bestehenden Strukturen stabilisiert); Rotation aller Ämter (Diskussionsleitung, Beobachtung, Protokollführung, Berichterstattung usw.) in regelmäßigem Turnus; Angleichung der Redezeit mit Reduzierung auch der des Lehrers; Anknüpfen an Vorwissen und Voreinstellung der Schüler (a. a. O., S. 130f.). Als Ziel sehen sie demokratische Formen des Lernens an, wenn die Gruppe selber ihre Lernprozesse organisiert auf der Grundlage symmetrischer Beziehungen (S. 133). Daß diese intendierten Lernprozesse weitgehend identisch sind mit solchen nicht-entfremdeten Lernens, ist offenkundig.

Die Autoren sind nicht so naiv zu glauben, im abgetrennten Raum der Schule sei ein herrschaftsfreier Bereich herstellbar. Sie sind sich klar, daß Erziehung zur Friedensfähigkeit gegen die Interessen derer betrieben werden muß, die den gesellschaftlichen und damit auch schulischen status quo erhalten möchten (S. 138f.). Gerade deshalb scheint mir dieser Ansatz so wichtig, da hier Zielvorstellungen und Methoden erarbeitet worden sind, um Entfremdungsprozesse einzugrenzen, rückgängig zu machen oder aufzuheben.

### 3.4 *Pädagogische Ansätze auf der Grundlage therapeutischer Theorie und Praxis*

Ich möchte zwei Richtungen vorstellen, die sich aus der Gestalttherapie in den USA entwickelt haben und deshalb unter dem Begriff „Gestaltpädagogik“ zusammengefaßt werden können:

- a) „Confluent education“, die *George I. Brown* an der University of California Santa Barbara (UCSB) konzipiert hat und die im deutschsprachigen Bereich als „Integrative Pädagogik“ durch *Hilarion Petzold* ausgearbeitet wurde.
- b) Die „Themenzentrierte Interaktion“ (TZI), die *Ruth Cohn* mit ihren Mitarbeitern am „Workshop Institute for Living Learning“ erarbeitet hat.

#### *Gestaltpädagogik*

*M. Phillips* (1978, S. 14ff.) stellt die Integrative Pädagogik vor, indem er zunächst auf die mit der Gestalttherapie gemeinsamen Grundlagen verweist:

- a) Die holistische Prämisse besagt, daß der Mensch als ganzheitliches Wesen zu sehen ist, die in der Schule gewöhnlich durchgeführte Trennung von kognitivem und affektivem Bereich künstlich ist. Das Zusammenfließen (= confluence) beider Komponenten im Erziehungsprozeß ist als Zielvorstellung im Begriff der „Confluent education“ formuliert.

b) Das Konzept psychischen Wachstums als eines natürlichen Prozesses schließt das Erkennen von Blockierungen und die Notwendigkeit ein, diese zu beseitigen, um Wachstum zu ermöglichen.

c) Eine weitere Grundannahme besagt, „daß ein homöostatischer Prozeß, durch den das Individuum sein Gleichgewicht und seine Gesundheit bei ständig wechselnden Bedingungen aufrecht erhält, alles Leben und Verhalten lenkt“ (a. a. O., S. 15).

d) Kontakt bedeutet, sich seiner selbst, seiner Grenzen bewußt zu sein, um zu wissen, wann und wie man Kontakt aufnehmen kann.

Diese vier Grundlagen der Gestaltpädagogik können, wenn auf ihren Unterrichtspraxis aufbaut, entscheidend dazu beitragen, Entfremdungsprozesse transparent zu machen und zu verringern.

Wenn ich als Schüler ...

... mich nicht mehr nur als Adressat von Arbeitsaufträgen und als Produzent von Denk- oder wenigstens Reproduktionsleistungen sehe, sondern in meinen Emotionen, meiner Abwehrhaltung wie auch in meiner übersprudelnden Vorfremde angenommen fühle von Lehrern und Mitschülern,

wenn ich als Lehrer ...

... nicht mehr nur als Computerersatz und Transmissionsriemen zwischen Rahmenrichtlinien und Lernerfolg, als Inhaber von Notengewalt und damit (objektiv) Verteiler von Lebenschancen gesehen werde, sondern mich als Mensch öffne im Kontakt zu Schülern, mich mit meinen Schwierigkeiten in der Lehrerrolle und meinen Versuchen, damit umzugehen, zu erkennen gebe und um Hilfe bitte,

dann eröffnen sich — sicher nicht mit einem Schlag, aber in langsamer Entwicklung — Möglichkeiten, einige der Entfremdung charakterisierenden Dimensionen von *Seeman* zu entschärfen.

Wenn ich ...

das Versagen eines Schülers nicht vorschnell als (möglicherweise schon erwartetes) Zeichen von Dummheit oder Bösartigkeit (= sich versagen) ansehe, sondern berücksichtige, daß kognitive Lernblockaden Ursachen im psychischen Prozeß und damit für den Schüler eine wichtige Funktion haben können (z. B. Abschirmen von Außeneinflüssen bei der Verarbeitung von Problemen),

dann gehe ich als Lehrer ein Stück des Weges, um als Subjekt einem anderen Subjekt zu begegnen.

Daß dabei die Grenzen von pädagogischem und therapeutischem Tun zu verschwimmen beginnen, verwundert nicht. „Die Gestalttherapie (...) hat sich aufgrund ihres ganzheitlichen Ansatzes nie allein auf die Behandlung von Krankheiten beschränkt, sondern war immer auf die Förderung von geistig-seelischem Wachstum und auf die Ent-

wicklung der menschlichen Potentiale gerichtet. *Perls* fordert geradezu, daß die störende und letztlich artifizielle Trennung zwischen dem Therapeuten, Pädagogen und Philosophen überwunden werden müssen“ (*Petzold* 1978, S. 9).

In der Folge leitet *Phillips* aus diesen Prämissen einige Charakteristika für wünschenswertes Lehrer- wie auch Schülerverhalten ab, einen (wenn auch nicht operationalisierten) Lernzielkatalog für alle Mitglieder einer Lerngruppe. Ich gebe diese Zusammenstellung gekürzt wieder ohne die Literaturangaben des Verfassers, die auf wissenschaftliche Untersuchungen der UCSB zur Confluent education verweisen:

1. Die Entwicklung und Entfaltung der Person als Ganzheit.
2. Die Entwicklung integrierter Persönlichkeit, bezogen auf das holistische Gestaltkonzept.
3. Die Entwicklung verantwortungsbewußter Personen.
4. Die Entwicklung einer wahrnehmenden Person.
5. Die Entwicklung von Persönlichkeiten, die imstande sind, sich auf das „Hier und Jetzt“ zu zentrieren.
6. Die Entwicklung von Personen, die nicht manipulieren.

Mit welchen Methoden der Gestaltpädagogik Lehrer arbeiten, in welche Richtungen sie das Konzept weiterentwickeln und welche Erfolge sie haben, ist mit Einzelbeispielen und Theorieausführungen dargestellt in *Petzold/Brown* (1977) und *Brown* (1978). Besonders hilfreich scheint mir der Versuch von *Besems* (1977), intersubjektiven Unterricht in Zielsetzung, Merkmalen sowie Praxisbeispielen zu beschreiben. Mit seiner philosophisch-anthropologischen Konzeption, die von Existenzphilosophie und Materialismus befruchtet ist, verbindet er das „Lernen durch Erleben“ der Gestalttherapie. In Korrespondenz zu den oben dargestellten vier Grundlagen entwickelt er die Zielvorstellung, daß nicht zwischen Lehrer und Schüler — reduziert auf Träger von Funktionen — trennscharf der Stoff stehe, sondern daß eine Subjekt-Subjekt-Beziehung entstehe, die beide Menschen in ihrer Totalität einbeziehen kann.

Als Merkmale einiger Praxisbeispiele intersubjektiven Unterrichts formuliert *Besems* (1977, S. 71f.):

- „— Es handelt sich um eine Einheit von Leib-Seele-Geist; die Schüler erfahren die Arbeit sowohl physisch, emotional als auch intellektuell.
- Der Ausgangspunkt aller Aktivitäten ist in dem Schüler selbst, in seinen Gefühlen, Gedanken, Assoziationen usw. ...
- Die Aktivitäten sind sowohl individuell als auch gruppenbezogen und stellen die Schüler nicht in eine Leistungs-, Wettbewerbs- oder Konkurrenzatmosphäre.

— Die Aufträge sind so weit gehalten, daß jeder Schüler die Möglichkeit hat, das zu finden und zu erschließen, was für ihn wichtig ist. Außerdem werden sich die Schüler ihrer eigenen Entscheidung und der eigenen Verantwortlichkeit bewußt ...

— Wir appellieren stark an das Einfühlungsvermögen und die Kreativität, sowohl im physischen und emotionalen Bereich, als auch im rationalen.“

Auch bei diesen Vorstellungen von tendenziell nicht entfremdetem Unterricht ist klar, daß sie als geschlossenes Konzept in unserem Schulsystem nicht zu realisieren sind und daß bereits ihre teilweise Verwirklichung Sand im Getriebe darstellt. Jedoch halte ich die Folgerung von *Besems* für zu pessimistisch, es bleibe nur die Möglichkeit, daß Eltern sich solidarisierten und kleine Schulen gründeten, die ihren Anforderungen entsprächen (S. 67). So sinnvoll es ist, alternative Schulprojekte voranzutreiben (es gibt bereits mehrere Gestaltschulen), auf Inseln gleichsam neue Erfahrungen zu machen, die evtl. auf staatliche Bildungsinstitutionen zurückwirken können (Konzept der Laborschule Bielefeld!), so notwendig erachte ich es, den Erfahrungsraum, der in absehbarer Zeit weiterhin nahezu alle Schüler prägen wird, wo möglich anders zu gestalten. Auf die Schwierigkeiten, diesen Ansatz im bundesdeutschen Schulsystem zu realisieren, weist auch *Signer* (1977b), S. 266f hin, der in einer anderen Publikation ein Curriculum für die Ausbildung zum Integrativen Lehrer entworfen hat (*Signer* 1977a).

### 3.5 Die „Themenzentrierte Interaktion“ (TZI)

Die Methode *Ruth Cohns*, die ebenfalls auf Prinzipien der Gestalttherapie zurückgreift, ist im deutschsprachigen Raum wesentlich weiter verbreitet und wird in ca. 20 Regional-Arbeitsgruppen gelehrt.

*Cohn* (1973, S. 153) geht von ihrer Analyse des Schulstems aus, das vom Rivalitätsprinzip beherrscht nicht zur Individuation der Lehrer und Schüler und zu ihrer Freude und Effektivität beiträgt, das nicht zur Emanzipation von Wirklichkeitssinn führt und die Probleme der menschlichen Jetzt-Geschichte in den Vordergrund stellt, und fordert deshalb die Veränderung des Erziehungssystems. Sie hat für einen zunächst systemimmanenten Veränderungsprozeß ein Set von Regeln erarbeitet, die nicht über Gebrauchsanweisungen technizistisch verwendbar sind, sondern die erst fruchtbar werden, wenn der mit ihnen arbeitende Lehrer über einen Selbsterfahrungsprozeß sich in seiner Haltung gegenüber Schülern verändert hat.

Ausgangspunkt dieser Regeln ist die Vorstellung (Cohn 1966, S. 113f.), daß jede Gruppeninteraktion drei Faktoren enthält: das ICH der einzelnen Gruppenteilnehmer, das WIR der Gruppe und das ES des Themas, eingebettet in die zeitlich und örtlich bestimmte Umgebung. Fruchtbar wird der auf ein Thema hin orientierte Lernprozeß durch eine dynamische Balance der Dreiheit von ICH, WIR und ES. Um diese Balance herzustellen und zu erhalten, hat Cohn die folgenden Regeln formuliert (a. a. O., S. 115f.):

- „1. Versuche, in dieser Sitzung das zu geben und zu empfangen, was du selbst geben oder empfangen möchtest. (Diese Richtlinie schließt alle folgenden, die nur zu größerer Verdeutlichung gegeben werden, ein.)
2. Sei dein eigener Chairman und bestimme, wann du reden oder schweigen willst und was du sagst.
3. Es darf nie mehr als einer auf einmal reden. Wenn mehrere Personen auf einmal sprechen wollen, muß eine Lösung für diese Situation gefunden werden.
4. Unterbrich das Gespräch, wenn du nicht wirklich teilnehmen kannst, z. B. wenn du gelangweilt, ärgerlich oder aus einem anderen Grund unkonzentriert bist. (Ein ‚Abwesender‘ verliert nicht nur die Möglichkeit der Selbsterfüllung in der Gruppe. Wenn eine solche Störung behoben ist, wird das unterbrochene Gespräch entweder wieder aufgenommen werden oder einem momentan wichtigeren Platz machen.)
5. Sprich nicht per ‚man‘ oder ‚wir‘, sonder per ‚ich‘. (Ich kann nie wirklich für einen anderen sprechen. Das ‚man‘ oder ‚wir‘ in der persönlichen Rede ist fast immer ein Sich-Verstecken vor der individuellen Verantwortung.)
6. Es ist beinahe immer besser, eine persönliche Aussage zu machen, als eine Frage an andere zu stellen. (Meine Äußerung ist ein persönliches Bekenntnis, das andere Teilnehmer zu eigenen Aussagen anregt; viele Fragen sind unecht; sie stellen indirekt Ansprüche an den anderen und vermeiden eine persönliche Aussage.)
7. Beobachte Signale aus deiner Körpersphäre und beachte Signale dieser Art bei den anderen Teilnehmern. (Diese Regel ist ein Gegengewicht gegen die kulturell bedingte Vernachlässigung unserer Körper- und Gefühlswahrnehmung.)“

Verständlicherweise hat die Hauptschulklasse, in der *Lambrou* in ihrem Selbstverständnis als Schülerin Nr. 34 teilnahm, erst dann erfolgreich an Sachthemen in den verschiedenen Fächern arbeiten können, nachdem sie zuvor eine Fülle von Störungen, die mit den typischen Lehrerwaffen zuvor immer wieder niedergedrückt worden waren, ausführlich behandelt und auf ihre Bedingungen hin untersucht hatte. Auch in TZI-Gruppen besteht die Möglichkeit, daß zu Anfang individuelle Störungen die Überhand gewinnen. Ihre Bearbeitung ist jedoch nötig, und nach einem Prozeß der Einübung werden die neuen Möglichkeiten erfahrungsgemäß nicht mehr extensiv gebraucht. „Auf die Dauer wirkt die Hypothese, Ich-Wir-Es als gleichgewichtig zu sehen, gegen diese Gefahr. Denn es können nicht nur Ich-Störungen, sondern auch Störungen gegen das Wir und gegen das Es Vorrang haben“ (Cohn 1975, S. 185).

TZI verzichtet in der Regel aus Gründen der Erleichterung nicht auf den Gruppenleiter, der die Funktion der Gleichgewichtsführung zwischen Ich, Wir und Es übernimmt. Dadurch etabliert sich jedoch gerade keine neue Hierarchie; denn „je geübter die Gruppe im Handwerk des TZI ist, um so gleichmäßiger verteilen sich strukturelle und organisatorische Leitungsfunktionen“ (Cohn 1974, S. 123).

Als Abschluß dieser kurzen Darstellung möchte ich den Prozeß der Themenfindung und Themensetzung ansprechen, da sich hier in besonderem Maße die Bedürfnisse der Schüler artikulieren können. *Voppel* (1977, S. 97f.) hat einige wichtige Prinzipien formuliert:

„Das Thema soll ...

... so konkret sein, daß es die persönliche Betroffenheit stimuliert,

... so kurz und klar und so anregend formuliert sein, daß es leicht im Gedächtnis bleibt,

... die Interessen aller Teilnehmer einschließlich des Gruppenleiters ansprechen und nach Möglichkeit eine Zukunftsperspektive enthalten,

... eine Verbindung von der gegenwärtigen Situation der Gruppe zur Aufgabenstellung schaffen,

... ein gewisses Maß an intellektueller und emotionaler Unsicherheit erzeugen, damit die Teilnehmer wirklich herausgefordert werden,

... die Kompetenz der Gruppe berücksichtigen und den gegenwärtigen Stand des Gruppenprozesses angemessen einbeziehen,

... zwischen externen Anforderungen und internen eigenen Bedürfnissen jedes einzelnen und der gesamten Gruppe vermitteln.“

### 3.6 Diagnose/Therapie

Während die bisher vorgestellten Richtungen als Arsenal verstanden werden können, aus dem sich Lehrer, die Entfremdungsprozesse in der Regelschule bekämpfen wollen, mit einer Fülle von Interventionsmöglichkeiten ausrüsten können — von zunächst isolierten Techniken der Gesprächsführung bis hin zu alternativen, an Schülern als ganzheitlichen Individuen orientierten Strukturen von Lernprozessen —, möchte ich abschließend eine Überlegung vorstellen, wie Lehrer dem durch Entfremdung psychisch deformierten und leidenden Partner Schüler hilfreich, d. h. therapeutisch begegnen können.

Daß sich das Eingezwängtsein in Strukturen entfremdeten Lernens in einer Vielzahl von pathologischen psychischen und psychosomatischen Symptomen Ausdruck verschafft, untermauert über die Kenntnis der eigenen Schulpraxis hinaus die Literatur: von vergleichsweise harmlosen, gleichwohl subjektiv leidvoll erlebten Angstzuständen (*Speichert* 1977) über Suchtverhalten verschiedenster Art bis hin zur gegen sich gerichteten Aggression in Form des Suizids, den *Kupffer* (1974, S. 157.) als Chiffre der Erziehungsverweigerung sieht und der in der Größenordnung von etwa 500 toten Schülern im Jahr (*Winkel* 1979, S. 241) nur als Spitze des Eisberges anzusehen ist.

Angeichts dieses Befundes reicht es nicht aus, auf die Interventionsmöglichkeiten zurückzugreifen, die sich aus den vorgestellten Konzepten ableiten lassen. Winkel (1979, S. 253f.) formuliert gezielte therapeutische Hilfen für die Schule in vier Schritten:

„Zunächst gilt es, diagnostisch denken zu lernen. Wir müssen uns schulen, psychisch-soziale Krankheiten als solche zu erkennen, einzuordnen und auf Ursachen und Folgen hin zu bedenken. Dazu sind sicherlich spezielle Kenntnisse psychoanalytischer und verhaltenspsychologischer Art notwendig, aber auch eine veränderte Einstellung dem kranken Schüler gegenüber.

Zweitens sollten wir Fehler vermeiden lernen, d. h. wissen, welche Reaktionen psychisch-soziale Anomalien noch verstärken, welche sie mildern. Wer z. B. bei der Schülerprovokation den unter Umständen zugrundeliegenden Übertragungskonflikt nicht sieht und aggressiv zurückfightet, komplettiert die Übertragung und erschwert damit jede Therapie.

Drittens könnte sich eine bestimmte Anzahl von Lehrern durch Zusatzstudien zu Beratungslehrern ausbilden, den Kollegen somit Servicedienste anbieten, d. h. spezielle Schüler-(aber auch) Lehrerneurosen zu heilen beginnen.

Und viertens sollte jeder Lehrer schließlich wissen, wie man professionelle therapeutische Hilfe vermittelt und wie man mit schulpsychologischen Erziehungsberatungsstellen, frei praktizierenden Psychologen und Psychiatern, mit speziellen Kliniken und Organisationen kooperiert und nicht bloß kommuniziert.“

Möglichkeiten, diese Kompetenzen und ein Bewußtsein für die Grenzen des pädagogischen Noch-Nicht-Therapeuten zu erwerben, bieten sich vielfältig an:

1. Das Angebot an guter Literatur (besonders empfehlenswert Winkel 1980) und an Gruppen, die als Ergänzung zu einem lehrertypischen, rein intellektuellen Aneignungsprozeß einen Raum für Selbsterfahrung mit ganz anderen, vor allem Gefühlsdimensionen bieten, wächst beständig. Gerade die Erfahrung, daß und wie eigene, z. T. strukturell schülergleiche Verhaltensweisen (z. B. im Umgang mit Kollegen, Schulleitung, Behörden) erworben sind und verändert werden können, scheint mir für den Umgang mit Schülern außerordentlich fruchtbar. Allerdings wird es für den Laien schwer sein, die Gruppenangebote mit Trainern qualifizierter Institute zu unterscheiden von denen, die auf dem Modetrend mitschwimmen und ohne ausreichende eigene therapeutische Ausbildung Seminare anbieten.

2. Wichtig scheint mir zu sein, daß diese für die pädagogische Arbeit unerläßlichen Kompetenzen nicht der Beliebigkeit des Erwerbs anheimgestellt bleiben, sondern auch in Lehrer-Aus- und -Fortbildung integriert werden, wie leider erst selten TZI. Zum einen könnte damit die verständliche Praxis eingeschränkt werden, aus zeitlichen oder finanziellen Gründen diese Bildungsangebote nicht wahrzunehmen; zum anderen böte sich für die Kultusbehörden die Möglichkeit, im Dialog mit seriösen psychotherapeutischen Instituten, die wie das Fritz-Perls-

Institut (Düsseldorf) ausgehend von der Gestalttherapie ein Curriculum für Beratungslehrer erarbeitet haben, für ihre Lehrer z. B. schulturnorientiert gezielte Hilfe anzubieten. Ich sehe die Gefahr, daß während oder nach der wissenschaftlichen und pädagogischen Qualifikation des Lehrers ein neuer, kaum einlösbarer Leistungsanspruch an ihn aufgebaut werden könnte. Darum geht es mir nicht! Aber ich will verdeutlichen, daß in dem Prozeß der Veränderung von Schulalltag mit den ausgeführten Zielen auch der Lehrer als veränderungsbereiter sich einbeziehen muß!

## Schluß

Alle diese Interventions- und Gestaltungstechniken können mithelfen, Entfremdung zu verringern, abzubauen. Dabei ist im Hintergrund zu berücksichtigen, daß Schule defizitäre Schülerbiografien nicht völlig kompensieren kann, so sehr sie als veränderte sich auch bemühen mag; sondern sie wird immer nur ein wenn auch bedeutender Mosaikstein unter anderen sein, die die Gesamtsituation des Schülers prägen.

Einen Zustand, der durch völliges Fehlen von entfremdetem Lernen charakterisiert ist, können wir wohl in diesem Schulsystem nicht herbeiführen. Es wäre jedoch sicher schon eine sinnvolle pädagogische Zielvorstellung, als Ergebnis zu erreichen, daß es eines der zentralen Probleme des Schulalltags wird, wie man die Schüler nachmittags aus der Schule herausbekommt (so in der Laborschule Bielefeld nach Aussage des ehemaligen Leiters *Otto Herz*).

## Literatur

- Baethge, M.*, Ausbildung und Herrschaft. Unternehmerinteressen in der Bundesrepublik, Frankfurt 1970.
- Beck, J.*, Lernen in der Klassenschule, Reinbek 1974.
- Becker, E., Herkommer, S., Bergmann, J.*, Erziehung zur Anpassung? Schwalbach 1967, 1968<sup>2</sup>.
- Besems, Th.*, Überlegungen zu intersubjektivem Unterricht in der Integrativen Pädagogik, in: *H. Petzold, G. Brown* (Hrsg.), Gestaltpädagogik, München 1977, S. 45ff.
- Borchert, M., Derich-Kunstmann, K.*, Schulen, die ganz anders sind, Frankfurt 1979.
- Brecht, B.*, Flüchtlingsgespräche III: Geringe Forderungen der Schule Herrnreiter, in: Gesammelte Werke Bd. 14, Frankfurt 1967, S. 1401ff.
- Brown, G. I.* (Hrsg.), Gefühl + Aktion. Gestaltmethoden im integrativen Unterricht, erweiterte deutsche Ausgabe hrsg. von *H. G. Petzold*, Frankfurt 1978.
- Bruder, K.-J.*, Taylorisierung des Unterrichts. Zur Kritik der Instruktionspsychologie, in: *Kursbuch 24: Schule, Schulung, Unterricht*, Berlin 1971, S. 113ff.
- Cohn, R. C.*, Das Thema als Mittelpunkt interaktioneller Gruppen. Eine Modifikation gruppentherapeutischer Technik zum Zwecke der Führung von Erziehungs- und anderen Kommunikationsgruppen (1966), in: *R. C. Cohn* (1975a), S. 111ff.



- , Zur Humanisierung der Schulen: Vom Rivalitätsprinzip zum Kooperationsmodell mit Hilfe der themenzentrierten Interaktion (1973), in: R. C. Cohn (1975a), S. 152ff.
- , Zur Grundlage des themenzentrierten interaktionellen Systems: Axiome, Postulate, Hilfsregeln (1974), in: R. C. Cohn (1975a), S. 120ff.
- , Pädagogisch-therapeutische Interventionen (1975), in: R. C. Cohn (1975a), S. 176ff.
- , Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion, Stuttgart 1975 (a).
- Einsiedler, W., Didaktik eines schülerorientierten Unterrichts, in: *Einsiedler, Härle: Schülerorientierter Unterricht*, Donauwörth 1978<sup>3</sup>, S. 172ff.
- Einsiedler, W., Härle, H., *Schülerorientierter Unterricht*, Donauwörth 1978<sup>3</sup>.
- Esser, J., *Wohin geht die Jugend? Gegen die Zukunftslosigkeit unserer Kinder*, Reinbek 1979.
- Fischer, A., Kohr, H.-U., *Politisches Verhalten und empirische Sozialforschung*, München 1980.
- Freire, P., *Pädagogik der Unterdrückten*, Reinbek 1973.
- Gagel, W., *Politik. Didaktik. Unterricht. Eine Einführung in didaktische Konzeptionen*, Stuttgart 1979.
- Galtung, J., *Gewalt, Frieden und Friedensforschung*, in: *Senghaas, D., Kritische Friedensforschung*, Frankfurt 1977, S. 55ff.
- Grauer, G., Zinnecker, J., *Schüलगewalt. Thesen über Schule als Gewaltverhältnis*, in: *Reinert, Zinnecker (Hrsg.), Schüler im Schulbetrieb*, Reinbek 1978, S. 282ff.
- Gronemeyer, M., *Übermut tut selten gut? Gewalt in der Schule*, in: *Reinert, Zinnecker (Hrsg.), Schüler im Schulbetrieb*, Reinbek 1978, S. 262ff.
- Israel, J., *Der Begriff Entfremdung*, Reinbek 1972.
- Janssen, B., *Theorieelemente einer schülerzentrierten Didaktik der politischen Bildung (Gießen 1975, unveröffentl.)*, in: *Schmiederer, R., Politische Bildung im Interesse der Schüler*, Hannover 1977.
- Jost, H., Nitschke, H., Stubenrauch, H., *Operationalisierte Lernziele — Objektivierete Leistungsmessung — creditsystem — item-bank: Einige Bemerkungen zum „Maschinenpark“ kapitalistischer Lernfabriken*, Informationsdienst des Sozialistischen Lehrerbundes 7 (1971) S. 4ff.
- Kupffer, H., *Jugend und Herrschaft — Eine Analyse der pädagogischen Entfremdung*, Heidelberg 1974.
- Marx, K., *Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844)* in: MEW, Ergänzungsband, Schriften bis 1844, 1. Teil, Berlin (DDR) 1968, S. 467ff.
- Meyer, H., *Leitfaden zur Unterrichtsvorbereitung*, Königstein 1980.
- Negt, O., *Schule als Erfahrungsprozeß — Gesellschaftliche Aspekte des Glocksee-Projekts*, *Ästhetik und Kommunikation* 22/23 (1973<sup>3</sup>) S. 18f.
- Nicklas, H., Ostermann, Ä., *Zur Friedensfähigkeit erziehen*, München 1976.
- Petzold, H. G., Brown, G. I. (Hrsg.), *Gestaltpädagogik — Konzepte der Integrativen Erziehung*, München 1977.
- , *Vorwort zur deutschen Ausgabe von Brown (Hrsg.), Gefühl + Aktion*, Frankfurt 1978, S. 9ff.
- Phillips, M., *Confluent education als Integrative Pädagogik. Die Anwendung von Gestaltprinzipien im Unterricht*, in: *Brown (Hrsg.), Gefühl + Aktion*, Frankfurt 1978, S. 13ff.
- Reinert, G.-B., Zinnecker, J., (Hrsg.), *Schüler im Schulbetrieb*, Reinbek 1978.
- Riedl, A., *Pädagogische Absichten und anthropologische Grundannahmen des schülerorientierten Unterrichts*, in: *Einsiedler, Härle, Schülerorientierter Unterricht*, Donauwörth 1978<sup>3</sup>, S. 17ff.
- Rosemann, H., *Kinder im Schulstreß — Die Krankheit, die Schule heißt*, Frankfurt 1978.

- Schaeffer, B., Lambrou, U., Politische Bildung als Unterrichtsprinzip, Frankfurt 1973<sup>2</sup>.
- Schmiederer, R., Politische Bildung im Interesse der Schüler, Hannover 1977.
- Schoenebeck, H. v., Der Versuch, ein kinderfreundlicher Lehrer zu sein, Frankfurt 1980.
- Schwonke, M., Sozialisation und Sozialstruktur, Stuttgart 1977.
- Senghaas, D., (Hrsg.), Kritische Friedensforschung, Frankfurt 1977.
- Signer, R., Verhaltenstraining für Lehrer, Weinheim 1977 (a).
- , Möglichkeiten und Grenzen der Integrativen Pädagogik in öffentlichen Schulen, in: Petzold, Brown (Hrsg.), Gestaltpädagogik, München 1977 (b), S. 266ff.
- Speichert, H., Schulangst, Reinbek 1977.
- Teschner, M., Politik und Gesellschaft im Unterricht, Frankfurt 1968, 1969<sup>2</sup>.
- Vopel, K. W., Lernen zwischen Thema und Interaktion. Die themenzentrierte Interaktion nach Ruth C. COHN, in: Petzold, Brown (Hrsg.), Gestaltpädagogik, München 1977, S. 88ff.
- Weinstock, H., Realer Humanismus, Heidelberg 1955, (zit. nach: Funk-Kolleg Erziehungswissenschaft 2, Frankfurt 1970, S. 28).
- Winkel, R., Konsequenzen aus der Alternativschulbewegung oder: Was können Lehrer in der Regelschule tun? in: Borchert, Derichs-Kunstmann, Schulen, die ganz anders sind, Frankfurt 1979, S. 235ff.
- , Pädagogische Psychiatrie für Eltern, Lehrer und Erzieher — Eine Einführung in neurotische und psychotische Schul- und Erziehungswirklichkeiten, Frankfurt 1980.

# Psychotherapie als Arbeit — Gedanken zum Arbeitsgehalt der Psychoanalyse

Igor A. Caruso, Salzburg†

Daß jede Psychotherapie eine Arbeit ist, ist wohl allgemein anerkannt. Erstens ist sie institutionalisiert, sie ist meistens als anerkannter Beruf registriert, deren Ausübung, wenn auch noch in den meisten Ländern nicht definitiv geregelt, an eine gewisse Bewilligung oder Duldung seitens der Behörde gebunden ist. Das alles garantiert nicht unbedingt die öffentliche Nützlichkeit oder die Redlichkeit dieser Arbeit. Auch der beruflich etablierte Kartenleger „arbeitet“. Die Psychotherapie erlebt seit Jahren einen „Boom“, in dem auch Praktiken Platz gefunden haben, die nicht unbedingt wissenschaftlich oder ernst gemeint sind.

Der Verfasser dieser Zeilen ist mit den meisten Praktiken des „Psycho-Booms“ weder einverstanden noch näher befaßt. Er ist Psychoanalytiker, wenn auch kein „orthodoxer“, und ist außerdem an einer ernstlichen psychotherapeutischen Arbeit interessiert. Er ist der Meinung, daß die Psychoanalyse über eine haltbare anthropologische Basis verfügt und daß sie (neben dem klassischen Verfahren, welches für die Tradierung der Psychoanalyse notwendig ist) eine breite Anwendung mit Hilfe durchstudierter Parameter erlaubt. Die verkürzte individuelle Therapie, die Gruppentherapie, die psychologische Beratung, die Therapie von Kindern, die Therapie von Psychotikern und anderes mehr sind auch auf streng verstandener psychoanalytischer Grundlage möglich und wichtig. Im folgenden spricht der Autor aus seinen praktischen Erfahrungen und theoretischen Erkenntnissen nur über die klassische Psychoanalyse oder über eine angewandte Psychoanalyse im Sinne des soeben Gesagten.

Der Bezug auf *Sigmund Freud* ist also in diesem Aufsatz ein Selbstverständnis und wird nur gelegentlich auch deutlich dokumentiert. Im Laufe der Abhandlung wird auch manchmal Bezug auf das Arbeitsverständnis von *Karl Marx* genommen, weil *Marx*, abgesehen von den politischen Anwendungen, tatsächlich der große Theoretiker des Arbeitsbegriffes bleibt.

Die Frage: „Ist die Psychoanalyse eine Arbeit“ enthält die Frage: „Gibt es eine psychische Arbeit?“ Es gibt in uns eine bewußte und eine unbewußte psychische Tätigkeit; verdient diese die Bezeichnung „psychische Arbeit“? Wohl ist die „intellektuelle Arbeit“ als Arbeit allgemein anerkannt: Sie ist „schöpferisch“, sie hinterläßt materielle Spuren in der Kultur. Aber nur bedingt und in einem besonderen Aspekt kann man die Psychoanalyse als „intellektuelle Arbeit“ bezeichnen. Eine Erfolgsstatistik der Psychoanalyse ist praktisch unmöglich, und deshalb sprechen ihr die Neopositivisten die Qualifikation der „Wissenschaftlichkeit“ rundweg ab. Wir wollen uns nicht in die Umwege der Wissenschaftstheorie begeben, um uns dort vielleicht zu verlieren. Wenn die „Seele“ oder „Psyche“ oder der „Psychische Apparat“ Arbeit leistet, dann ist deren Konzentrat in der psychoanalytischen Tätigkeit eine Arbeit, dann kann die Psychoanalyse als geistige Arbeit bezeichnet werden, nämlich über den Begriff der „*psychischen Arbeit*“.

Im Sinne der Psychoanalyse findet die psychische Arbeit sozusagen nur in Ausnahmefällen auf der Ebene des Bewußtseins statt. Vielmehr wird sie vorher auf der Ebene des Unbewußten verrichtet; und wo sie doch zum Bewußtsein kommt, geschieht dies zunächst auf der Ebene des Vorbewußten. Hier liegt bereits die Schwierigkeit, eine unbewußte Tätigkeit als wirkliche Arbeit zu bezeichnen. Das soll uns aber nicht von der Annahme einer zunächst unbewußten psychischen Arbeit abschrecken. Auch die manuelle Arbeit geschieht teilweise unbewußt und hat eine Tendenz, sich zu automatisieren und unter einem Wiederholungszwang zu geschehen.

Etwas in dieser Frage ist für den Menschen wichtig und gehört zu den Charakteristika seiner Spezies. Das Unbewußte nämlich kann mitunter bewußt werden, auch wenn dabei wahrscheinlich vieles nicht ins Bewußtsein dringen kann. Immerhin: eine plötzliche Wahrnehmung kann sich mit der Thematik des Unbewußten assoziieren. Die unbewußten Inhalte kommen dadurch zum Vorschein. Das gleiche gilt für die psychoanalytische Methode, die durch Assoziationen zur Überwindung der Verdrängung führen kann. Mit anderen Worten: das Durcharbeiten des psychischen Materials kann auf die Spuren des Unbewußten führen und dessen Inhalte auch bewußt machen, falls der Widerstand hierzu nicht zu groß ist. Dieses Zwischenspiel zwischen Bewußtem und Unbewußtem im Menschen führt übrigens auch zur Ambivalenz als Grundaffekt des psychischen Lebens.

Die bewußt gewordene psychische Arbeit findet also „im Kopf“ statt, ist aber dazu bestimmt, Auswirkungen in der Welt zu haben. Das Bewußtmachen des vorhin Unbewußten ist ein Prozeß zwischen dem Kulturmenschen und dem Naturmenschen in uns. Eine Analogie dazu

finden wir in der Marx'schen Konzeption der Arbeit. Marx hat in der manuellen Arbeit die menschliche Reflexion berücksichtigt. Den Unterschied zwischen der instinktiven Tätigkeit der Tiere und der schöpferischen Arbeit des Menschen sieht Marx gerade in diesem spezifisch menschlichen „Kopf-Prozeß“. Er schreibt nämlich: „Die Arbeit ist ein Prozeß zwischen Mensch und Natur (...). Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut“ (Das Kapital, Berlin 1947, Bd. I, S. 186. Hervorhebungen von Marx). Bis zu einem gewissen Grad kann man also sagen, daß auch unbewußte Prozesse zum Teil eine latente Sprache bilden. Oder: Auch gewisse triebhafte Prozesse stellen eine latente geistige Tätigkeit dar.

Wenn wir an den menschlichen Säugling und an das Kleinkind denken, so merken wir, daß das Kleinkind, ohne sich dessen bewußt zu sein und später die ganze Kindheit verdrängend, eine geradezu enorme Arbeit leistet, eine „*Integrationsarbeit*“, für seine Eingliederung in die Welt. Es genügt wohl, den Säugling genau zu beobachten, um überzeugt zu sein, daß die ganze Vorerziehung des Kindes das spätere Bewußtsein schon vorwegnimmt. In der Ontogenese wie auch in der Phylogenese ist diese Doppeldeutigkeit des Arbeitsprozesses vorhanden in dem Sinn, daß bei den Menschen das Unbewußte zum Teil das Bewußte formt. Es ist selbstverständlich, daß nicht alles Unbewußte auch bewußt wird; dennoch liegt die letzte Genese der schöpferischen Arbeit im Unbewußten, oder wenn man so will, im Vorbewußten, also im noch nicht Bewußten, das bewußt werden kann. Diese psychische Tätigkeit der Menschen ist also recht kompliziert. So gibt es z. B. im psychischen Apparat des Menschen eine Tätigkeit, die wir vielleicht „*Wunscharbeit*“ nennen können. Aus sozial-kulturellen Gründen führen die Wünsche des Menschen, die zunächst triebhaft sind, nur selten zur einfachen Befriedigung. Unter dem Druck der Gesellschaft führt ein Teil der Triebenergie im allgemeinen zur gänzlichen oder teilweisen Sublimierung eines Wunsches. Ebenso kann der Wunsch verdrängt werden und dann zur Perversion führen, wobei wiederum diese Perversion seitens der Gesellschaft negiert und geächtet wird. Der verdrängte Wunsch also führt theoretisch zu seinem Negativum in der Neurose oder Psychose.

Es sei weiterhin auch die „*Traumarbeit*“ erwähnt, die zunächst unbewußte Inhalte ins Vorbewußte hebt und, falls die Traumbilder nicht verdrängt werden, vom vorbereußten Verständnis des Inhaltes zu seinem bewußten Verstehen führt, das noch interpretiert werden

muß (Unterschied zwischen dem latenten und manifesten Trauminhalt).

Auch von einer „*Trauerarbeit*“ kann die Rede sein, sofern sich der Mensch mit dem Verlust eines identifikatorischen Objekts abfinden muß. Wenn keine Trauerarbeit erfolgt, kann der Verlust des Objektes zu einem pathologischen Prozeß werden.

Das Erleben der „*psychischen Arbeit*“ wäre nicht tragbar, bliebe sie nicht zum Großteil unbewußt. Daß eine Arbeit unbewußt bleiben kann, mag befremdlich erscheinen. Doch muß der menschliche Organismus sich in einer unendlich komplizierten menschlichen Welt behaupten. Dazu muß er störende Inhalte seiner Wahrnehmung abwehren können, und sei es in Form der Verdrängung. Die Abwehrmechanismen sind zugleich Austauschmechanismen des Organismus mit der Welt. Diese Ambivalenz erlaubt uns, auch die pathologischen Geschehnisse im „*psychischen Apparat*“ zu entziffern. Jede Phantasie des Menschen, sogar die Halluzination eines „*Geisteskranken*“, ist ein Versuch, von einer Wirklichkeit — und sei sie noch so bedrohlich — eine Befriedigung „*abzuarbeiten*“. Die Abwehr der Wirklichkeit erfolgt oft mit einem privaten Symbolkodex, welcher noch auf Interpretation wartet.

Die besondere Art der Arbeit, die vom psychischen Apparat ununterbrochen geleistet wird, wird gezielt in der psychoanalytischen Technik benutzt. Wir können die Arbeit der Psychoanalyse als eine Tätigkeit bezeichnen, die ein Rohmaterial zu einem fertigeren Material verarbeitet. Die Psychoanalyse ist eine planmäßig geführte Verarbeitung des Menschen durch sich selbst zum Zwecke der Reifung und der sozialen Wirksamkeit. Diese soziale Verarbeitung wurde treffend von *Jean-Paul Sartre* benannt: „*Se travailler*“. Bearbeitet werden dabei sowohl das Material des Analysanden, als auch das Material des Analytikers: Beide arbeiten ja an ihren Beziehungen. Beziehungen zwischen dem Analysanden und dem Analytiker stehen stellvertretend für die Beziehungen zu den Menschen und zur Welt — dank der Übertragung und der Gegenübertragung, die die Beziehung zwar einengen, aber die kritische Arbeit an diesen Beziehungen erst ermöglichen. Durch diese „*Selbstbearbeitung*“ kann der Wiederholungszwang in eine adäquate, lerneffiziente Wiederholung umgewandelt werden. Das führt zu der Entdeckung der Möglichkeit, das psychische Material angemessen zu verwenden, um es der Macht des Zwangs zu entreißen. Bis dahin führte die Dynamik des Zwangs in eine Gefühlsfalle: Jede Wiederholung war zugleich Schädigung der Weltbezüge und somit Schädigung seiner selbst. Nur in der übertragenen Begegnung zwischen den beiden „*Mitarbeitern*“ wird die Gefühlsfalle entzaubert, indem der Analytiker sich

hütet, die ihm zwangsläufig zgedachte Rolle mitzuspielen. Die psychotherapeutische Arbeit der Psychoanalyse wirkt keine Wunder, aber sie bewirkt wenigstens eine teilweise Befreiung des Menschen.

Der Übergang der oft unbewußten psychischen Arbeit in das Bewußtsein des „Durcharbeitens“ in der Psychoanalyse ist danach weder solipsistisch noch idealistisch. Er kann nur Dank der Hilfe anderer Menschen geschehen — mit Hilfe der Regeln des psychoanalytischen „Arbeitsvertrages“. Dieser „Arbeitsvertrag“ ermöglicht jenen konstruktiven Prozeß, welcher in der genetischen Epistemologie von *Jean Piaget* dargelegt wurde und sowohl die Anpassung zur Welt enthält als auch die Wirkung auf die Welt zum Zwecke ihrer Assimilation an den Menschen. So gesehen ist die Psychoanalyse eine Technik der Lenkung und Verbesserung der spontanen psychischen Arbeit.

## Psychoanalyse als Technik der Lenkung psychischer Arbeit

Aus ihrer Technik heraus wirkt die Psychoanalyse wie ein Katalysator für die rationelle Verwendung und Weitergestaltung der psychischen Arbeit. Die Psychoanalyse will dies durch das Durcharbeiten ihrer heuristischen Interpretationen der psychischen Prozesse bewirken. Sie erreicht dies nicht durch eine gewöhnliche Introspektion (gleichsam durch Grübeln), sie baut vielmehr auf das konkrete und realistische Arbeitsbündnis zwischen Analytiker und Analysand und wird hiermit zu einem mikrosozialen Modell der menschlichen Solidarität. Die psychoanalytische Arbeit vollzieht sich also nicht allein im Selbstbewußtsein, sie besteht vielmehr in der Einsetzung eines mikrosozialen Prozesses zwischen dem entfremdeten Menschen und seiner — zugestanderweise nie erreichbaren — Natur.

Ein solcher Prozeß „ist die Subjektivität *gegenständlicher* Wesenskräfte, deren Aktion daher auch eine *gegenständliche* sein muß“ (*Karl Marx*, MEGA I, 3, S. 160; die Hervorhebungen sind von *Karl Marx*). Sowohl *Hegel* als auch *Marx* beschreiben die Arbeit als Selbsterzeugung des Menschen. Beide begriffen den wahren, wirklichen, konkreten Menschen als Ergebnis seiner eigenen Arbeit. *Hegel* allerdings sah die Aufhebung der Entfremdung als durch eine Zurücknahme der natürlichen Realität ins Bewußtsein vollziehbar. Es könnte nun scheinen, daß gerade dies die Art und Weise der psychoanalytischen Arbeit ist, die in der Lenkung und Korrektur der allgemeinen psychischen Arbeit besteht. An dieser Stelle müssen wir die Entfremdung beider Akteure der psychoanalytischen Arbeit zugeben, jedoch dazu vermerken, daß die Psychoanalyse keine zusätzliche Entfremdung des Menschen erzeu-

gen sollte. Sie wirkt nicht kraft irgendeines magischen Privilegs, sondern durch die sorgfältige Anwendung des Arbeitsbündnisses, nämlich ohne Autoritätsgefälle, ohne diktierte Aufgaben; eher eine meditative und keine spektakuläre Aktivität charakterisiert den psychoanalytischen Arbeitsprozeß. Das Meditative fehlt in geradezu gefährlicher Form sowohl unserer ganzen Epoche als auch manchen therapeutischen Bemühungen.

Die psychoanalytische Arbeit ist eigentlich eine Technik des Bewußtwerdens eines Teils der *psychischen Arbeit*. Die Psychoanalyse ist dadurch ein zeitliches Zusammentreffen des besonderen psychischen Prozesses des Bewußtwerdens. Der Psychoanalytiker ist hier kein „Macher“, sondern Zeuge und Katalysator des Prozesses. Die Übertragung sorgt dafür, daß er die Repräsentanz aller gesellschaftlichen Bindungen des Analysanden für einige Zeit darstellt. Die Psychoanalyse begleitet den Weg aus der verwilderten Entfremdung in eine bessere Akkulturation. Sie ist eine mühsame vernünftige Analyse der bereits bestehenden Entfremdung. Dies wird nicht durch Rationalisierungen der bestehenden Affekte erreicht, sondern — soweit es geht und zumindest im klassischen Verfahren als Modell für alle notwendigen Parameter der analytischen Anwendung — durch assoziatives Umzingeln der Affekte, um dieselben durch eine adäquate „Verbalisation“ mitteilbar zu machen.

## Sprachliche Korrektur und Begreifen der psychischen Arbeit

Im wesentlichen ist die Psychoanalyse eine Technik der Entzifferung einer „Privatsprache“, die die psychische Störung spricht. Diese Privatsprache ist in der Regel dem Sprechenden selbst und dem Zuhörer unverständlich. Sie muß noch dekodiert werden. Auch die Sprache des Mitmenschen erreicht den psychisch Gestörten nur partiell: Ein Teil der Inhalte wird verdrängt oder nicht verstanden. Das klassische Verfahren der Psychoanalyse mit seinen Parametern hebt allmählich die Mißverständnisse und die Verdrängungen auf, um die allgemeine Sprache verständlich zu machen und damit die Kommunikation im mikrosozialen Modell zu erreichen. Die oft angeführte „Sprachlosigkeit“ der psychischen Störungen ist bloß eine relative. Die Symptome der Störungen sprechen gerade eine beredte Sprache, die allerdings mühsam zu entziffern ist. Diese Sprache drückt sich weniger in Begriffen aus als im sogenannten magischen Denken, welches symbolische Mythen bildet (nebenbei bemerkt, die Ethnologen wissen, daß der normale Weg zur Sozialisation seinen Anfang im Mythos hat; man lese



Claude Lévi-Strauss oder die „Ethnopschoanalytiker“ um F. Morgenthauer und G. Devereux). Aber die Mythen der psychischen Störungen sind teilweise „privat“ und anachronistisch, weil sie einen Teil der verdrängten Lebensgeschichte des Analysanden bilden. Diese zuerst wenig verständliche Lebensgeschichte soll gegen Ende der Psychoanalyse transparenter werden und dadurch sich für die allgemeine Geschichte öffnen. Die psychoanalytische Arbeit, indem sie die psychische Arbeit deutet und korrigiert, verwandelt das bloß Subjektive in eine geschichtliche Realität. An der Lebensgeschichte des Individuums demonstriert sie die Geschichtlichkeit des Gattungswesens. Auch die psychoanalytische Arbeit trägt jenen Charakter von Arbeit, wie sie Marx begriff: „Das wirkliche, tätige Verhalten des Menschen zu sich als Gattungswesen oder die Betätigung seiner als eines wirklichen Gattungswesens, d. h. als menschlichen Wesens, ist nur möglich dadurch, daß er wirklich alle seine Gattungskräfte — was wieder nur durch das Gesamtwirken der Menschen möglich ist, nur als Resultat der Geschichte — herausschafft, sich zu ihnen als Gegenständen verhält, was zunächst wieder nur in der Form der Entfremdung möglich ist“ (Karl Marx, MEGA I, 3, S. 156).

Daß nach diesem Tun eine Entfremdung noch immer bleibt, hängt nunmehr von den sozialökonomischen Umständen einer Gesellschaft ab. Interessanterweise hat S. Freud bereits in den *Studien über Hysterie* einen ähnlichen Tatbestand in den großartigen Sätzen am Schluß der Abhandlung ausgedrückt: „Sie werden sich überzeugen, daß viel damit gewonnen ist, wenn es uns gelingt, Ihr hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln. Gegen das letztere werden Sie sich mit einem wiedergenesenen Seelenleben besser zur Wehre setzen können“ (S. Freud, GW. I, S. 312). Das Schema der Verwandlung einer „privaten“ Entfremdung, das heißt eines neurotischen Elends in die allgemeine Entfremdung oder gemeines Unglück — diese Verwandlung gelingt allerdings immer schlechter, nachdem das gemeine Unglück immer zerstörerischer um sich greift.

Die psychische Arbeit ist ein ständiger Versuch der Integration von ungeschichtlich gewordenen Lebensfakten. Dieser Integration liegt Triebabwehr und Verzicht zugrunde. Auch die Verdrängung, die stattgefunden hat, war Verzicht und Abwehr. Sie vollzog sich aber ohne bewußtes Durcharbeiten, weil sie praktisch durch Leugnen historischer Tatsachen zustande gekommen ist — Tatsachen, die erst beim Durcharbeiten eine bewußte Korrektur der Geschichte des Individuums bedeuten werden. Das Durcharbeiten ist auch eine Abwehr, jedoch eine Abwehr anderer Art: Es bindet die Triebe, indem es diese sozialisiert und sublimiert. Dieses Zu-sich-selbst-Kommen ist nur relativ

und, wie soeben gesagt, nicht bar jeder Entfremdung. Die Sozialisierung ist nicht frei von der herrschenden Ideologie der herrschenden Gesellschaft; und die Sublimierung trägt die Gefahr jener Idealbildung, die durch Introjektion der Verbote und Gebote gekennzeichnet ist. Auch unsere Vernunft und unser Gefühl ist in der Gesellschaft bis zu einem gewissen Grad entfremdet. Die Psychoanalyse ist kein unfehlbares Mittel gegen die personale Entfremdung.

Das Geschichtliche, das in der Psychoanalyse erreicht wird, ist weder deklaratorisch noch punktuell. Der Politiker mag seine Gesten und Reden für „historische Ereignisse“ halten. Viel bescheidener sind die Ziele der psychoanalytischen Kur. So wie für *Marx* der Erzieher erzogen werden soll, so soll der Psychoanalytiker analysiert werden; hier ist nicht nur die sogenannte „Lehranalyse“ gemeint, sondern darüber hinaus die stete Analyse des Analytikers im Prozeß seiner Arbeit — sowohl Selbstanalyse als auch die, die am Analysanden und durch den Analysanden stattfindet.

Es handelt sich darin um eine vorsichtige, nicht „machende“ oder „machbare“, nicht repressive Reproduktion eines „mehr“ an Bewußtsein und an Naturenthüllung durch eine spezifische „Technik“ der personalen Beziehungen. Die im Labyrinth ihrer Subjektivität inmitten der sozio-ökonomischen Umgebung verlorengegangenen Individuen werden dank dieser „Technik“ immerhin weniger entfremdet sein als vorher. Die Subjektivität dieser Individuen wird objektiv anerkannt: „Es ist die Subjektivität *gegenständlicher* Wesenskräfte, deren Aktion daher auch eine *gegenständliche* sein muß“ (*K. Marx*, MEGA I, 3, S. 160; Hervorhebung von *Marx*).

Die beiden Partner der Psychoanalyse werden mehr „bei sich sein“ als vorher. Sie werden näher ihrer enthüllten Natur sein und ebenso der in Frage zu stellenden Kultur. Sie werden sich also dem nie ganz erreichbaren Gattungswesen Mensch annähern. Sie werden nämlich mehr oder weniger zu der Erkenntnis gelangen, daß ihre Subjektivität gegenständlich ist, sowohl naturhaft als auch Kultur produzierend. „Wo Es war, soll Ich werden. Es ist Kulturarbeit etwa wie die Trockenlegung der Zuydersee“ (*S. Freud*, GW. XV, S. 86).

Eine letzte Bemerkung zu diesem Abschnitt über die Geschichtlichkeit: Gerade die Geschichtlichkeit duldet die leere Idealisierung nicht. Deshalb ist es manchmal in der gelungenen Analyse der Fall, daß Inhalte entsublimiert werden, die vorher über Gebühr sublimiert wurden. Die Übersetzungsarbeit vom Verdrängten ins Schöpferische macht manchmal solche Entsublimierungen notwendig: Weniger Zwang, weniger Rationalisierung gehen einher mit mehr Bewußtsein.

## Zusammenfassung

Es handelt sich bei der Psychoanalyse um keinen abstrakten Lebensentwurf, nicht also um Herstellung von Idealen, aber auch nicht um die Wiederholung der fixierten Punkte der Vergangenheit, um sie „abzureagieren“. Es handelt sich vielmehr um eine „Aufarbeitung“ des lebensgeschichtlichen und daher auch geschichtlichen Materials, welches vorher nicht als Geschichte erkannt wurde. Aus dieser Konfrontration mit der Geschichte entsteht eine Neuwertung und eine adäquatere Wirksamkeit des wieder entdeckten Verdrängten. Erinnerung und Durcharbeiten sind die zwei Seiten desselben Unternehmens.

Es ist wahr, daß die Psychoanalyse selten bis zur systematischen Kritik der sozialökonomischen Verhältnisse geht, in denen die beiden Mitarbeiter und Partner, Analysand und auch Analytiker, sich befinden. Vom Standpunkt der sozialen Veränderung bleibt daher die Psychoanalyse an der Oberfläche des Prozesses. Auf der anderen Seite bleibt die theoretische Versicherung, daß die Ursache der Entfremdung in den materiellen Verhältnissen liegt, auch an der Oberfläche des psychischen Apparates, solange sie nicht zu der Entdeckung eigener Rationalisierungen und Ideologien kommt. Die psychische Arbeit ist also, solange sie in Richtung des Bewußtwerdens verläuft, eine emanzipatorische und ist gewissermaßen die Ergänzung zur sozialökonomischen Bewußtwerdung. Die psychoanalytische Tätigkeit ist ein bedeutendes Durcharbeiten der allmählichen Erkenntnis des Menschen und ist imstande, die eigene Komplizenschaft mit der sozialen Entfremdung nach und nach zu erkennen und zu bekämpfen. Sie nimmt sich vor, vom geknechteten Eros über die Sprache zu der Geschichtlichkeit des Menschen zu führen.

## Mitarbeiterverzeichnis

*Ammon, Günter*, Dr. med., Psychiater, Psychoanalytiker, lebt in Berlin, Leiter der Deutschen Akademie für Psychoanalyse und des Berliner Lehr- und Forschungsinstitutes für Dynamische Psychiatrie und Gruppendynamik. Studien-, Forschungs- und Lehraufenthalte in USA, Italien, Mexiko, UdSSR, Polen, Brasilien, Israel, arabischen Ländern. Leiter der Konzeption, Struktur, Forschung und Behandlungsmethodik Dynamisch-Psychiatrischer Kliniken in Bayern, Präsident der World Association for Dynamic Psychiatry. Handbuch der Dynamischen Psychiatrie, Bd. 1 1979, Bd. 2 1982, „Gruppendynamik der Aggression“ (auch holländ. und ital.) 1970, 73, 81, „Gruppendynamik der Kreativität“, auch ital. 1972, 74, „Dynamische Psychiatrie“ 1973, 78, 80, „Psychoanalyse und Psychosomatik“ (auch amerik., ital., jap.) 1974, „Kindesmißhandlung“ 1979, „Bewußtseinserweiternde Drogen in psychoanalyt. Sicht“ 1972, „Gruppenpsychotherapie“ 1973. Hrsg. „Dynamische Psychiatrie/Dynamic Psychiatry“ im 15. Jhg., Mitarb. bei in- und ausländ. Enzyklopädien und Handbüchern.

*Besems, Thijs*, Drs. in Theaterwissenschaften und Sozial-Psychologie. Studium der Pädagogik, Philosophie und der holländischen Sprache. Er unterrichtete an verschiedenen Grundschulen und Sonderschulen, am Gymnasium, Pädagogische Hochschule und Universität. Er hat in England Tanz- und Bewegungstherapie bei Veronica Sherbourne und Dorothe Heathcote gelernt. Gestalttherapieseminare bei Jan Velzeboer, Hilarion Petzold und Laura Perls. Bis 1980 leitete er den Schoolbegeleidungsdienst in Hengelo. Nach Lehrtätigkeit in Theorie am Fritz Perls Institut leitet er jetzt das Institut HEEL für Gestalttherapie und Gestaltpädagogik (Weiterbildungsseminare und Seminare Gestalttherapie mit Behinderten). Supervision in verschiedenen Einrichtungen für Drogenabhängige, Alkoholiker und Straffällige.

*Braun, Peter*, Dr. phil., Studium in Psychologie und Philosophie in Würzburg. Praxis in Verhaltenstherapie seit 1969. Lehrtätigkeit in verhaltenstheoretischer Diagnostik und Verhaltenstherapie seit 1970. Promotion über verhaltenstheoretische Diagnostik 1978. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte in Diagnostik, Verhaltenstherapie, Gesprächsführung, Prävention in den Bereichen Sucht und psycho-soziale Belastungen. Veröffentlichungen über Diagnostik, Verhaltenstherapie, Gesprächsführung, Raucherentwöhnung, Arbeitsstörungen, Familienarbeit und systematische Fragen der Psychotherapie.

*Caruso, Igor Alexander*, geb. 1914 in Tiraspol (im damaligen zaristischen Rußland). In der frühen Kindheit Flucht wegen der russischen Revolution. Von 1918 bis 26 wohnhaft in Kischinew, damals Rumänien. 1931 bis 36 Studium der Psychologie und Erziehungswissenschaften an der Universität Löwen. Doktorat mit einer Dissertation über Piaget. Darauf Tätigkeit im medizinisch-psychologischen Dienst in Brüssel, ein Jahr später in Reval (Estland). Nach kurzem Lageraufenthalt durch die Nazis arbeitete er ab 1942 als Psychologe an der kinderpsychiatrischen Abteilung am Spiegelgrund in Wien und ab 1943 als Psychotherapeut an der Psychiatrisch-Neurologischen Klinik Maria-Theresien-Schlößl Wien. Unter schwierigen Umständen absolvierte er seine psychoanalytische Ausbildung bei A. Aichhorn und Freiherr von Gebattel in Wien. 1947 Gründung des Wiener Arbeitskreises für Tiefenpsychologie, der dann unter seiner Leitung zu einer Internationalen Föderation geworden ist und vor allem in Mittel- und Südamerika Arbeitskreise als seine Mitglieder zählt. 1952 Beginn publizistisch-wissenschaftlicher Tätigkeit: „Psychoanalyse und Synthese der Existenz“ (in zahlreiche Sprachen übersetzt). 1950-67 zahlreiche Lehraufträge, Gastprofessuren und Ehrendoktorate in den Ländern Lateinamerikas. Sein ursprünglich christlich-humanistischer Ansatz wurde durch ein intensives

Studium von Marx und Herbert Marcuse korrigiert. In dieser Zeit erschienen vielbeachtete Bücher wie „Soziale Aspekte der Psychoanalyse“ (1962) und „Die Trennung der Liebenden“ (1968). 1967 Professor für Klinische Psychologie und Sozialpsychologie an der Universität Salzburg, 1979 Emeritierung aus Gesundheitsgründen. Am 28. Juni 1981 starb er. Das hinterlassene Werk umfaßt über 250 Arbeiten. Der in diesem Band veröffentlichte Beitrag ist die letzte von ihm fertiggestellte Arbeit.

*Fallenstein-Elbracht, Anne*, Dipl.-Psych., Studium in Marburg, Ausbildung in Gesprächstherapie, Ausbildung in Gestalttherapie am Fritz Perls Institut bei Heintz und Petzold sowie am Gestalt Institute of San Francisco mit Schwerpunkt „Kreative Medien“. Aufbau und mehrjährige Leitung einer Erziehungsberatungsstelle, später Gasttherapeutin am Langley Porter Psychiatric Institute, University of California, San Francisco. Jetzt Psychotherapeutin am Fritz Perls Klinikum in der Hardtwaldklinik.

*Heintz, Hildegund*, Dr. med., Studium der Medizin in Berlin, Würzburg, Freiburg und Prag. Ärztin für Orthopädie in freier Praxis. Seit 1970 Gestalttherapie. Lehrtherapeutin und Ausbildungsleiterin des Fritz Perls Institutes. Lehraufträge an den Universitäten Trier und Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Psychorheumatologie, Psychosomatik, Körpertherapie.

*Huy, Wolf*, Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Politikwissenschaft in Münster, Wien, Tübingen und Marburg; als Lehrer an einem Gymnasium in Hannover und als Fachleiter für Politik in der Lehrerausbildung tätig. Ausbildung in Gestaltpädagogik am Fritz Perls Institut (Düsseldorf-Mainz); gemeinsame Arbeit in Lehrer-Selbsterfahrungsgruppen mit meiner Frau Ike Huy, Gestaltpsychotherapeutin in eigener Praxis. Vater von Bele (6) und Sune (2). Interessenschwerpunkte: antifaschistische und Friedenserziehung, Humanisierung der Schule, Ökologie, Dritte Welt.

*Kehe, Hans Walter*, Dipl.-Päd., Studium des Lehramts und der Erziehungswissenschaften. Zählte zu den ersten Mitarbeitern, die ein Wiedereingliederungs- und Nachbetreuungskonzept für die Ex-User der therapeutischen Wohngemeinschaften in Hannover realisierten. Als Lehrer zur Zeit im Schulprojekt „Therapieschule“ der hannoverschen Organisation der Therapiekette Niedersachsen tätig. Gestaltausbildung am Fritz Perls Institut.

*Lippe, Rudolf zur*, Prof. Dr. phil., studierte Rechts-, Staats- und Wirtschaftswissenschaften und wurde 1960 Dipl. rer. pol. in Heidelberg. 1965 promovierte er dort in Geschichte über die deutsch-französischen Beziehungen zum Dr. phil. Während der Studienjahre, z. T. auch in Paris, folgte er künstlerischen Tätigkeiten und arbeitete als Journalist. Er wurde 1960 Schüler von Karlfried Graf Dürckheim. Nach einigen Jahren als Verlagslektor nahm er 1969 Studien der Philosophie auf. Theodor W. Adorno wurde sein Lehrer, und er habilitierte sich 1973 in Frankfurt mit der venia legendi für „Sozialphilosophie und Ästhetik“. Einen neu geschaffenen Lehrstuhl für dieses Gebiet an der Universität Oldenburg hat er seit 1975 inne. 1981/82 war er Fellow im ersten Jahr des „Wissenschaftskollegs zu Berlin“ in Berlin.

*Paula, Michael*, Diplom-Volkswirt, B. S. in Economics, Ausbildungstrainer, im besonderen für das kreative Aggressionssystem (nach Bach) und das Minnesota-Kommunikations-Programm. Zusatzausbildung u. a. am Fritz Perls Institut in Gestaltsoziotherapie und bei der International Transactional Analysis Association in Transaktionsanalyse (TA). Studium und Ausbildung in Deutschland, den USA und Japan. Veröffentlichungen zum Themenbereich Interpersonale Beziehungen. Lehraufträge an den Universitäten Hamburg und Tokio. 20 Jahre internationale Management-Erfahrung in der

Industrie und auf dem Dienstleistungssektor, darunter mehrere Jahre Markt- und Motivationsforschung sowie Unternehmensberatung für Management, Marketing und Organisationsentwicklung. Jetzige berufliche Schwerpunkte: Inhaber und Leiter von Contact, Institut für Interpersonale Beziehungen, Kooperation und Kommunikation; Beratung in Partnerschafts- und Beziehungsfragen; Institutions- und Unternehmensberatung; Organisationsentwicklung; Durchführung von Fortbildungsveranstaltungen.

*Petzold, Hilarion*, Prof. Dr. theol., Dr. phil. nach landwirtschaftlicher Ausbildung Studium der orientalischen Theologie (Promotion Paris 1968), Philosophie (Promotion bei Gabriel Marcel, Paris 1971), der Psychologie, Erziehungswissenschaften (Promotion Frankfurt 1979), Medizin und Soziologie in Düsseldorf und Frankfurt. Psychoanalyse und Therapeutisches Theater bei V. N. Iljine, Paris, Psychodrama bei J. L. Moreno, New York, Gestalttherapie bei F. S. Perls, Vancouver. Gründer und Leiter des Fritz Perls Institutes. Lehrt als Professor am Institut St. Denis, Paris und an der Freien Universität Amsterdam. Weitere Lehrtätigkeit an den Universitäten Bern, Frankfurt und Graz, Arbeitsschwerpunkte: Verfahren dramatischer und leiborientierter Therapie, philosophische Anthropologie, Einzel- und Gruppentherapie, Arbeit mit alten Menschen und Suchtkranken.

*Portele, Gerhard (Heik)*, ist Professor für Hochschuldidaktik an der Universität Hamburg, wo er sich u. a. mit Hochschullehrerfortbildung beschäftigt. Im Mittelpunkt seiner Forschungsarbeit stehen gegenwärtig „Alternative Wissenschaft“ und „Sozialisation von Studenten und Wissenschaftlern“. Seine Gestalttherapie-Ausbildung erhielt er bei Eric Marcus und bei Erv und Miriam Polster, u. a. bildet er jetzt selbst Gestalttherapeuten aus.

*Rafalski, Monika*, Dipl.-Psych. Nach dem Abitur Hausarbeit in der Schweiz und Ausbildung zur Dipl.-Bibliothekarin in Köln. Anschließend Studium der Psychologie und Philosophie in Tübingen. Praktika auf dem Gebiet der Betriebspsychologie in Stuttgarter Großbetrieben. Anstellung beim Jugendamt der Stadt Stuttgart. Heirat und Geburt eines Kindes 1975; Arbeit als Hausfrau und Mutter. Seit 1979 verschiedene freiberufliche Tätigkeiten: Lehrauftrag an der Fachhochschule Nordostniedersachsen zu frauenspezifischen Themen; VHS-Kurse für Frauen; Lehrauftrag an einer Fachschule für Sozialpädagogik; Arbeit in eigener psychotherapeutischer Praxis. Lebt mit ihrem Sohn in Stuttgart.

*Rinast, Michael*, Dipl.-Psych., Studium der Psychologie und Soziologie in Hamburg; Ausbildung in Integrativer Gestalt- und Bewegungstherapie am FPI. Nach mehrjähriger Tätigkeit in der Drogentherapie und als Lehrbeauftragter für Sozialpsychologie Schwerpunktverlagerung in den Bereich „Berufsentwicklung“. Verbindung arbeitspsychologischer Themen (Personalentwicklung, Mitarbeiterschulung, Organisationsentwicklung) mit Freizeit- und Rekreationsthemen (ganzheitliche Gesundheitsvorsorge, Streßbewältigung, Familie und Beruf). Mitarbeit an Projekten der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Freie Praxis in Bad Segeberg und Lübeck. Lehrbeauftragter am Fritz Perls Institut.

*Schwendter, Rolf*, Prof. Dr. Dr. Seit 1975 Hochschullehrer für Devianzforschung an der Gesamthochschule Kassel, dort verantwortlich für das Projekt „Arbeit mit psychisch Kranken“. Wichtigste Publikationen: Modelle für Radikaldemokratie, Wuppertal 1976; Theorie der Subkultur, Frankfurt 1978. Gastdozent am Fritz Perls Institut.

*Stuhr, Ulrich*, Prof. i. K., Dr. phil., Dipl.-Psych., Studium der Psychologie, 1975-1981 wissenschaftlicher Angestellter und Assistent an der Psychosomatischen Abtlg. der II.

Medizinischen Klinik des Universitätskrankenhauses Hamburg-Eppendorf, seit 1981 Professor im Kirchendienst an der Evangelischen Fachhochschule für Sozialpädagogik des Rauhen Hauses in Hamburg, seit 1975 in der Ausbildung zum Gestaltpsychotherapeuten am Fritz Perls Institut.

*Tatschmurat, Carmen*, Dr. rer. pol., Studium der Soziologie, Psychologie und Pädagogik in München, 1979 Promotion zum Dr. rer. pol. Sie arbeitet zur Zeit im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 101 der Universität München über das Verhältnis der Veränderung von Berufsstrukturen und subjektiven Auseinandersetzungsformen im und mit Beruf. Veröffentlichung: Arbeit und Identität. Zum Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen und weiblicher Identitätsfindung, Frankfurt 1980.

*Walch, Sylvester*, Dr. phil., Studium der Psychologie, Psychiatrie und Psychopathologie an der Universität Salzburg und Soziologie an der Universität von New Orleans. Promovierte 1979 an der Universität Salzburg. Arbeitete bisher als Psychotherapeut in freier Praxis und in einem psychiatrischen Krankenhaus. Nebenberufliche Tätigkeit als Lehrtrainer für Gestalttherapie des Fritz Perls Instituts, des ÖAGG und für Gesprächspsychotherapie und Gruppendynamik. Zur Zeit Leitung eines Fachkrankenhauses für Alkoholabhängige. Wissenschaftliche Tätigkeit im Bereich Erkenntnistheorie, Psychotherapie und Psychologie.

## Autorenregister\*

- Abel, R. 336, 337  
Achermann, J. 446  
Acuff, F. G. 442  
Adler, A., 358, 386, 406  
Aguilera, D. C. 411, 429, 441  
Aldrich, B. W. 446  
Althusser, L. 28, 51  
Ammon, G. 147  
Ananjew, B. G. 129, 148  
Anzieu, D. 304, 307  
Arendt, H. 28  
Argelander, H. 288, 307  
Argyle, M. 195, 217  
Atchley, R. C. 409, 412f, 425, 441, 446  
Atkinson, J. W. 167, 175
- Bachmann, C. H. 309  
Baethge, M. 455, 478  
Bahr H. 222, 227  
Bahro, R. 58, 65, 71  
Balint, M. 117  
Ballweg, J. A. 426, 442  
Bamdas, B. S. 130, 148  
Bandura, A. 153, 157, 175, 176, 359, 395, 406  
Barfield, R. E. 409, 442  
Bartsch, J. 248  
Bartemeier, L. H. 122, 148  
Bateson, G. 29, 91, 118  
Baudrillard, J. 442  
Bauermann, R. 26  
Bebel, A. 36, 51  
Beck, A. 151, 153, 176  
Beck, J. 451, 454f, 478  
Beck, U. 54, 71  
Becker, E. 454, 468, 478  
Becker, F. 162, 176  
Bednarz, J. 364, 406  
Beese, F. 61, 71  
Bell, B. D. 409, 442  
Bellebaum, A. 269, 307  
Belotti, E. G. 261  
Benedict, R. 412, 442  
Benner, L. 425, 442  
Berger, A. 363, 407, 430, 445  
Berghorn, F. J. 412, 426, 442
- Bergmann, J. 454, 468, 478  
Bergold, J. B. 169, 170, 177  
Berne, E. 372, 358, 406  
Bertram, H. 365, 406  
Bernstein, B. 175, 272, ` 07  
Besems, Th. 9, 11, 20, 26, 184, 231, 277, 307, 321, 327, 473f, 478  
Best, F. 442  
Bettelheim, B. 255  
Blanchard, K. H. 324, 327  
Bloch, E. 95  
Biermann-Ratjen, E. 307  
Bierter 35, 51  
Bilitza, K. 356, 406  
Birbaumer, N. 151, 176  
Bock, G. 256f  
Bock, U. 247, 248  
Bösel, M. 223, 232  
Bolkerstein, H. 442  
Bolte, K. M. 242, 248  
Bolz, 230, 233  
Boos-Ziegling, C. 337  
Bopp, J. 309  
Borchert, M. 478  
Borgatta, E. F. 412, 429, 444  
Bosse, R. 425, 443  
Bovermann, I. K. 246, 248  
Bower, G. H. 170, 176  
Boyadijan, Ch. 64, 71  
Brater, M. 71  
Braun, K. 10, 18f, 24, 26  
Braun, K. H. 307  
Braun, P. 150ff, 157, 158, 161f, 164, 168f, 171, 176, 206, 217  
Brecht, B. 460, 478  
Brim, O. 354  
Brooks, Ch. 430, 442  
Brown, G. I. 425, 442, 471, 473, 478  
Brown, G. W. 413f, 442  
Brucke, G. 409, 442  
Bruder, K. J. 449f, 478  
Bublitz, H. 406  
Bubolz, E. 185, 218, 302, 308, 364, 407, 440f, 442  
Buckley, M. 269, 308  
Bühning, B. 233

\* ) Die kursiv gesetzten Zahlen verweisen auf die Literaturangaben der jeweiligen Aufsätze.



- Büssing, B. 229, 233  
 Bunker, H. A. 122, 148  
 Burger, Ch. 249  
 Burkovec 175  
 Busch, T. 12, 14, 26  
 Butollo, W. 151, 169, 176  
 Bynum, J. E. 442
- Capra, F. 346, 354  
 Carp, F. M. 409, 442  
 Caruso, I. A. 268, 271, 307  
 Casady, M. 423, 442  
 Casey, B. 409, 442  
 Chessler, Ph. 261  
 Chomsky, N. 56, 71  
 Clark, R. L. 412, 442  
 Clauß, G. 127, 148  
 Cobb, S. 413, 442  
 Cohn, R. C. 66, 326, 327, 409, 442,  
 471, 474ff, 478  
 Cole, P. 426, 444  
 Cooper, B. C. 442  
 Cremerius, J. 273ff, 307
- Daheim, H. J. 71  
 D'Angelli, A. R. 413, 442  
 Danish, S. J. 413, 442  
 Datan, N. 412, 442  
 Deleuze, G. 27, 44, 51, 275, 304, 307  
 DeMyer, M. K. 157, 176  
 Deneke, Ch., 233  
 Deneke, F. W. 221, 227, 230, 233  
 Devereux, G. 487  
 Dilthey, P. 248, 356, 367ff, 406  
 Döbert, R. 66, 71  
 Dohrenwend, W. S. u. Dohrenwend,  
 W. P. 411, 442  
 Dohse, J. 409, 442  
 Dollard, J. 166, 176  
 Donto, A. C. 406  
 Dressler, P. M. 426, 442  
 Dürkheim, K. Graf von 66, 75ff, 89,  
 105, 114, 118, 251
- Eckert, D. J. 307, 425, 443  
 Eich 17  
 Eichhorn, W. 10, 12, 26  
 Eilenberger, M. 209, 217, 370, 406  
 Einsiedler, W. 464f, 479  
 Eisdorfer, C. 425, 443  
 Elliot, J. 268, 307
- Elwell, F. 410f, 416, 443  
 Enders, U. 264  
 Enders-Drägässer, U. 253f, 257, 259  
 Engel, G. L. 220, 233  
 Engels, F. 265, 308  
 Englert, E. 307  
 Enzensberger, H. M. 328  
 Erikson, E. H. 179, 217  
 Eschenröder, Ch. 346  
 Esser, J. 461, 479  
 Eysenck, H. J. 34, 170, 176
- Fabrikant, B. 246, 249  
 Fallenstein, A. 302  
 Fast, J. 124, 148  
 Feldenkrais, M. 237, 249  
 Feldhege, F.-J. 354  
 Feldman, H. 122, 148  
 Ferenczi, S. 123, 148, 307  
 Ferreti, M. 288, 307, 370, 406  
 Ferster, C. B. 157, 176  
 Ficht, V. 268, 307  
 Fichte, J. G. 29  
 Filipp, S. H. 66, 71, 411f, 443  
 Fischer, A. 462, 479  
 Fischer, N. 434, 443  
 Fischer, U. 434, 443  
 Flach, W. 367, 406  
 Florin, J. 157f, 169, 176  
 Foucault, M. 27, 51, 180, 217, 359,  
 406, 443  
 Fox, A. 409, 443  
 Frackmann, 335f, 337  
 Franke, M. 252  
 Franson, M. 307, 370, 406  
 Franz, A. 233  
 Franz, G. 391, 406  
 Franzke, E. 365, 407  
 Freire, P. 92, 448, 465, 479  
 Frese, M. 222, 233, 340, 354  
 Freud, S. 82, 119ff, 130, 143, 148, 220,  
 246, 275, 307, 344, 390, 481, 487f  
 Friedmann, P. 409, 443  
 Friedrichs, J. 412, 443  
 Fromm, E. 26, 59, 72  
 Fücksle, T. 249
- Gadamer, H. G. 369, 406  
 Gagel, W. 455, 468, 479  
 Galanter, E. 152, 155, 177

- Galperin, P. 127  
 Galtung, J. 470, 479  
 Garfield, S. 429, 443  
 Garnezy, N. 157, 177  
 Gehlen, A. 221, 233  
 George, L. 410, 412, 416, 429, 443  
 Ginsberg, L. H. 412, 442  
 Giesen, B. 309  
 Glamser, F. D. 409, 412, 440, 443  
 Glatzer, A. T. 61, 72  
 Gleiss, J. 17ff, 26  
 Glotz, P. 96  
 Goetz, C. 446  
 Goetze, D. 309  
 Goldfried, M. R. 176  
 Goodman, P. 308, 354, 407, 444  
 Gorz, A. 35, 51, 58, 65, 72  
 Gouldner, A. W. 56ff, 72  
 Grauer, G. 470, 479  
 Gravenhorst, L. 249  
 Grawe, K. 150, 176  
 Greenson, R. R. 122, 148  
 Greif, S. 233  
 Grinder, J. 327  
 Grof, S. 347, 354  
 Gronemeyer, M. 470, 479  
 Großkurth, T. 181, 183, 217, 340, 354  
 Grüneisen, V. 366, 406  
 Guattari, F. 27, 44, 51, 275, 304, 307  
 Gubrium, J. F. 412, 426, 443  
 Günther, J. 272f, 307  
 Guppy, N. 425, 444  
 Guttmann, D. 426, 443
- Habermas, J. 71, 369, 406  
 Haeblerlin, U. 271f, 274, 307  
 Härle, H. 464, 479  
 Hage, U. 322, 327  
 Haller, I. 75, 354  
 Halpern, H. 124, 148  
 Hane, K. 321, 327  
 Haraszti, M. 92, 118  
 Hartmann, H. 123, 135, 148  
 Harris, T. 413f, 442  
 Hatterer, L. 124, 148  
 Heckhausen, H. 162, 167, 176, 396, 406  
 Heckmann, W. 329, 337  
 Hefferline, K. F. 308, 354, 407, 444  
 Hegel, G. W. F. 485  
 Heigl, F. 276, 307
- Heinl, H. 19, 27, 38ff, 46, 48, 50, 51, 178, 185, 217, 252f, 259, 263, 279, 289, 302, 307, 338, 350, 354, 372, 443  
 Heinz, W. R. 62, 364, 406  
 Hendrick, J. 123, 148  
 Hentig, H. v. 115  
 Herkommer, S. 454, 468, 478  
 Herman, S. M. 310, 312, 327  
 Herold 36  
 Herrigel, E. 89, 118  
 Herrmann, Th. 153, 176  
 Hersey, P. 324, 327  
 Herz, O. 478  
 Herzlich, C. 59, 65, 72  
 Herzog, M. 92, 118  
 Hilgard, E. R. 170, 176  
 Hippus, M. 114  
 Hobbes 34  
 Hockel, M. 338  
 Hörning, K. H. 308  
 Hoff, E.-H. 366, 406  
 Hoffmann, N. 151, 153  
 Hoffmann, S. O. 307  
 Hoffmann, U. 248  
 Hollingshead, A. B. 53, 72, 270, 274, 308  
 Holmes, D. 124, 148  
 Holzkamp, K. 12, 16, 26, 64, 72, 234, 249, 269, 274, 307  
 Holzkamp-Osterkamp, U. 234f, 239, 240, 249  
 Honig, M. 249  
 Hoppe, E. 162, 176  
 Horkheimer, M. 223, 228, 233  
 Horn, K. 267  
 Horney, K. 125f, 148  
 House, J. S. 426, 443  
 Huber, J. 35, 51, 68, 72, 363, 406  
 Huber, L. 58, 72  
 Hülshoff, F. 157, 176  
 Hummel, K. 428, 443  
 Hurrelmann, K. 308, 406  
 Husemann, F. 367, 406  
 Husserl 191, 217  
 Huy, W. 396
- Iben, G. 273, 308  
 Iljine, V. N. 180, 217, 367, 406  
 Illich, I. 34f, 51  
 Israel, J. 455ff, 479

- Jacobson, C. J. 409f, 443  
 Jaerisch, L. 65, 72  
 Jahoda, M. 33, 51  
 Janis, I. L. 426, 443  
 Janssen, B. 455, 479  
 Jantsch, E. 346, 354  
 Jaquenoud, R. 354  
 Jervis, G. 14, 18f, 26, 51, 60, 72  
 Johnson, H. 413, 446  
 Jost, H. 450, 479  
 Jouvenel, B. de, 115  
 Jürgens, U. 409, 442  
  
 Kächele, H. 53, 73  
 Kaldewey, R. 157, 176  
 Kalz, W. 308  
 Kamp, K. 412, 443  
 Kamper, D. 304, 308  
 Kanfer, F. H. 150ff, 156ff, 176  
 Karmaus 222, 233  
 Karras, H. 221, 233  
 Kaufmann, S. 262  
 Keating, N. 409f, 426, 444  
 Kehe, H. W. 332, 337  
 Keith, P. M. 425f, 444  
 Kelemann, S. 84  
 Kell, D. 426, 444  
 Kempf, W. 62  
 Kent, R. N. 154, 176  
 Kern, H. 99, 118  
 Kiefer, K. 309  
 Kimmel, D. C. 445  
 Kitchings-Johnson, C. 445  
 Klein, K. 273, 308  
 Kleining 270  
 Klemm, S. 234  
 Kluge, A. 27, 51  
 Kochanowski, J. 330, 337  
 Kohn, A. L. 53, 72  
 Kohn, M. 366, 406  
 Kohn, M. L. 269, 271, 273f, 308  
 Kohr, H.-U. 462, 479  
 Kohut, H. 235, 249, 443  
 Kolb, W. 338, 354  
 Koliadis, E. 254  
 Korenich, M. 310, 312, 327  
 Kraiker, Ch. 154, 176  
 Krappmann, L. 179, 217  
 Kratzer, H. 59, 61, 72  
 Krausz, R. 324, 326, 327  
 Krone, M. W. 169, 176  
  
 Kruse, H. P. 233  
 Kuckartz, W. 393, 407  
 Kühls, H. 337  
 Kükelhaus, H. 100, 118  
 Kupffer, H. 476, 479  
 Kutter, P. 53, 72  
  
 Laing, R. 89  
 Lambrou, U. 455, 459, 466f, 469, 475, 480  
 Landauer, G. 308  
 Lantos, B. 123, 148  
 Laschinsky, D. 302, 308, 414, 419, 427, 444  
 Laucken, U. 165, 176  
 Lauterburg, Ch. 353, 354  
 Lay, R. 354  
 Lazarsfeld, P. 33, 51  
 Lederberg 36  
 Lehr, U. 409, 444  
 Leitner, S. 176  
 Lemke, J. 427, 445  
 Lempert, W. 365, 407  
 Leont'ev, A. N. 127ff, 148  
 Leopold, E. 250  
 Levenstein, A. 119, 148  
 Lévi-Strauss, C. 444, 487  
 Levita, D. J. de, 179, 217  
 Levkof, S. 425, 443  
 Lewin, K. 193, 217  
 Lewis, O. 273, 308  
 Lichte, T. 337  
 Liebermann, N. A. 415, 444  
 Liebhart, E. H. 165, 176  
 Liedloff, J. 266  
 Lindemann, E. 429, 444  
 Lipman, A. 446  
 Lippe, R. zur 100, 118  
 Liu Ling 92  
 Lösche, P. 308  
 Lohmann, H. 60, 62, 64f, 72  
 Lorenzer, A. 51, 265, 288, 308  
 Lowen, A. 293, 308  
 Luckmann, Th. 54, 72  
 Ludewig, G. 328, 331, 337  
 Lückel, K. 407  
 Lüders, W. 122, 148  
 Lühm, K. D. 337  
 Luther, M. 362  
  
 Maase, K. 221, 233  
 Maddox, G. L. 410, 416, 443

- Mahoney, M. J. 153, 157, 177  
 Maier, G. 162, 168, 176  
 Maier, S. F. 177  
 Malan, D. H. 45, 50, 51  
 Mallet, S. 56, 72  
 Maltbie-Crannel, A. 410f, 443  
 Mander, A. V. 247, 249  
 Marcel, G. 191, 218, 427, 444  
 Marcuse, H. 269, 308  
 Marshall, J. 409f, 444  
 Martin, A. R. 123, 148  
 Martin, K. 277, 309  
 Marx, K. 27ff, 34ff, 51, 68, 89, 118,  
 265, 308, 455, 460, 462, 479, 481,  
 483, 485, 487f  
 Masters, J. C. 150f, 177  
 Mathias, U. 179f, 182, 218, 272, 274,  
 309, 372  
 Matthies, F. 369, 407  
 Mauss, M. 77, 118  
 Mayer, K. B. 269, 308  
 Mayer, K. U. 268, 309  
 McClelland, D. 348, 354  
 McClusky, N. G. 412, 429, 444  
 McEwan, P. J. M. 446  
 McLaughlin, J. L. 446  
 McMaster, M. 326, 327  
 McPherson, B. 425, 444  
 Mechanic, P. 72  
 Meichenbaum, D. 153, 177  
 Meier, R. 437, 444  
 Meissner, M. 222, 233  
 Mendels, J. 446  
 Menne, K. 271, 274f, 308  
 Menschik, J. 250  
 Mentzel, G. 83, 118  
 Merleau-Ponty, M. 191, 217, 368, 407  
 Messick, J. R. 411, 429, 441  
 Meyer, H. 469, 479  
 Meyer, P. 309  
 Meyer, W. U. 396, 407  
 Mierke, K. 429, 444  
 Miller, G. H. 152, 155, 177  
 Miller, N. E. 166, 176  
 Miller, S. 310ff, 317, 327  
 Miller, S. J. 446  
 Mindt, J. 381  
 Misch, G. 367, 407  
 Mitscherlich, A. 61, 72, 444  
 Mitscherlich, M. 308  
 Mitscherlich-Nielsen, M. 266  
 Model, S. 426, 444  
 Möller, L. 414, 444  
 Moeller, M. L. 59, 72  
 Mohr, G. 354  
 Montada, L. 412, 444  
 Moore 270  
 Moreno, J. L. 180, 195, 208, 218, 360,  
 407, 417, 444  
 Morgan, J. N. 409, 442  
 Morgenthaler, F. 93, 118, 487  
 Moser, H. 26  
 Mühlfeld, C. 272, 308, 309  
 Müller, K. 218, 275, 308  
 Müller, V. 233  
 Müller, 36  
 Mutran, E. 431, 444  
 Myerhoff, B. 412, 426, 444  
 Myrdal, J. 92, 118  
 Nage, H. 72  
 Neff, W. S. 123, 148  
 Negt, O. 27, 51, 450, 455, 479  
 Neidhardt, F. 273, 308  
 Neumann-Schönwetter, M. 223, 233  
 Nicklas, E. 271f, 274, 307  
 Nitschke, H. 470, 479  
 Niklaus, H. 450, 479  
 Novey, T. B. 324, 327  
 Nunner-Winkler, G. 71  
 Oberndorf, C. P. 123, 148  
 Oevermann, U. 272, 308  
 Olbrich, E. 412, 444  
 Oldham, G. R. 138, 149  
 Ortega, S. T. 53, 73  
 Ouchi, W. 321, 327  
 Overbeck, G. A. 26, 233  
 Palmore, E. 426f, 445  
 Parad, H. 429, 445  
 Parin, P. 93, 118  
 Parin-Mathey 118  
 Patton, C. V. 426, 444  
 Paula, M. 317, 320, 324, 327  
 Pearlín, L. J. 413, 445  
 Perrez, M. 154, 177  
 Perls, F. 25, 26, 196, 200, 212, 215,  
 218, 277, 291f, 308, 340, 354, 364,  
 390, 407, 437, 439, 444, 473  
 Pestalozzi 185

- Petzold, Hilarion 9, 17, 19, 22, 24, 26,  
27, 38ff, 46ff, 50, 51, 52, 178ff,  
184ff, 191ff, 201, 204, 206ff, 215,  
218, 247, 249, 251f, 256, 259, 263f,  
268, 272, 274ff, 283f, 287, 289, 291,  
293ff, 297, 300, 302, 305, 306f, 308,  
309, 321, 327, 337, 338, 341f, 346,  
349f, 354, 356, 358, 360, 363f,  
366ff, 372ff, 389ff, 396f, 407, 410ff,  
414, 416f, 426ff, 438f, 440, 445,  
471, 473, 479
- Petzold, Hugo 367f, 407
- Phillips, I. S. 150ff, 156
- Phillips, M. 471, 473, 479
- Piaget, J. 485
- Plessner, H. 76, 100, 118
- Plog, U. 150
- Pohl, H.-J. 409, 445
- Polster, M. 246, 249
- Ponfick, S. 162, 176
- Pongratz, C. J. 153, 169, 177
- Portele, G. 58f, 62, 66, 68f, 72
- Portmann, A. 221, 233
- Powell, B. 425, 445
- Pribram, K.-H. 152, 155, 177, 288, 309
- Price, K. F. 441, 445
- Price-Bonham, S. 409f, 445
- Prigogine, I. 346, 354
- Pross, H. 251, 259
- Rachmann, S. 169f, 176, 177
- Ragan, P. K. 410, 412, 446
- Rahm, D. 218, 309, 417, 445
- Rauber, A. 354
- Rebell, Ch. 222, 233
- Redlich, F. 53, 72, 270, 274, 308
- Reich, W. 14, 17f, 26, 48, 309, 385, 408
- Reimann, H. 270, 309
- Reinecker, M. 157, 177
- Reinert, G. B. 463, 479
- Reiter, L. 274f, 309
- Reitzes, D. C. 431, 444
- Retza, J. 158, 164, 176
- Richter, H. E. 307, 309
- Riedl, A. 465, 479
- Riehl, W. H. 363, 407
- Riesmann, D. 121f, 149
- Rimm, D. C. 150f, 177
- Rinast, M. 308, 414, 419, 427, 444
- Rittner, V. 304, 308
- Rodnik, F. H. 157, 177
- Roer, D. 234, 249
- Rogers, R. H. 365, 408, 465
- Rosemann, H. 466, 479
- Rosenbaum, G. 157, 177
- Rosenbaum, M. 177
- Rosenkranz, M. 308
- Rosenstiel, L. 169, 176
- Rosnay, J. de 355
- Rossi, A. S. 427, 446
- Rotenberg, V. S. 132, 149
- Rousseau, J. J. 97
- Rubinstein, S. L. 127f, 149
- Rush, A. K. 247, 249
- Rushing, W. A. 53, 73
- Russig, H. 409, 442
- Ryser, C. P. 446
- Sahm, A. 326, 327
- Sarason, J. G. 413, 446
- Sartre, J. P. 484
- Schaefer, M. 26
- Schaeffer, B. 455, 459, 466f, 469, 480
- Schaff, A. 62f, 73
- Scharf, B. 413, 446
- Scharre, 222, 227
- Scheller, J. 461
- Schermer, F. 162, 168, 177
- Scheu, U. 260
- Scheurmann, W. 27, 51
- Schienstock, G. 233
- Schless, A. B. 413, 446
- Schmale, A. H. 220, 233
- Schmerl, Ch. 247, 248
- Schmid, M. 309
- Schmiederer, R. 449, 455, 461, 467f,  
480
- Schneider, H. D. 212, 219
- Schneider, K. 390, 408, 412f, 446
- Schoenebeck, H. v. 467, 480
- Schönholzer, G. 218, 411, 446
- Schooler, C. 413, 445
- Schröder, H. 254
- Schroeder-Naef, R. 157, 177
- Schröter, K. 271, 274f, 308
- Schülein, J. 59, 73
- Schütz, A. 191, 218
- Schultz-Hencke, H. 126
- Schulte, D. 150f, 171, 177
- Schumann, M. 99, 118
- Schurig, V. 64, 72
- Schwartz, H. J. 307

- Schwartz, L. 446  
 Schwendter, R. 359  
 Schwidder 126, 149  
 Schwonke, M. 460, 480  
 Seemann, H.-J. 437, 444, 456ff, 470, 472  
 Seifert, M. 72  
 Seligman, M. E. P. 157, 177  
 Senghaas, D. 480  
 Sève, L. 9, 16, 26, 269, 272f, 309  
 Shanass, E. 437, 446  
 Sheldon, A. 409, 446  
 Shelton, J. 446  
 Sherozia, A. 127, 149  
 Sievers, B. 326, 327  
 Sievers, Ch. 353, 355  
 Signer, R. 474, 480  
 Sigusch, V. 229, 232, 233  
 Simic, A. 412, 426, 444  
 Smith, A. 89  
 Smith, R. E. 416, 446  
 Spazier, D. 309  
 Speichert, H. 459, 466, 476, 480  
 Spiegel-Rösing, I. 185, 217, 407  
 Sperber, M. 309  
 Sprondel, W. M. 54, 72  
 Staehle, W. H. 324, 327  
 Steiner, C. 247, 366, 397, 408  
 Steinkamp 269ff, 309, 366, 408  
 Steinmüller, W. 35, 51  
 Stengers, J. 346, 354  
 Sterns, H. L. 446  
 Stief, W. H. 366, 408  
 Stiefel, R. Th. 326, 327  
 Stiehler, G. 10, 13f, 26  
 Stonequist, E. V. 446  
 Strauss, H. D. 410, 426, 446  
 Strotzka, H. 274f, 309  
 Stubenrauch, H. 450, 479  
 Stuhr, U. 221f, 227, 230f, 233  
 Süß, H. J. 277, 309  
 Summer, M. 233  
 Szasz, Th. S. 154, 177  
 Szinovacz, M. 409, 446  
 Thoma, P. 274, 309  
 Thomae, H. 409, 446  
 Thomä, R. 53, 73  
 Thompson, G. B. 410, 446  
 Thorbecke, R. 228, 233  
 Thoresen, C. E. 157, 177  
 Tittelbach, E. 150, 152, 175, 176  
 Titze, M. 271, 309  
 Tobin, St. 341, 355, 439, 446  
 Toffler, A. 36, 51  
 Tomaszewski, T. 355  
 Trimborn, W. 307  
 Troll, L. E. 426, 446  
 Trommsdorf, G. 243, 249  
 Trudewind, C. 365  
 Tüllmann, G. 249  
 Tunner, W. 157f, 176  
 Ulich, D. 406  
 Van Maanen, J. 364, 408  
 Vester, F. 355  
 Vinnai, G. 29, 51, 274f, 309, 366, 408  
 Vopel, K. W. 476, 480  
 Vormann, G. 303, 328f, 331, 337  
 Voss, R. 342, 355  
 Wacker, A. 221, 233  
 Waddington, C. 354  
 Wahl, K. 244, 249  
 Walch, S. 290  
 Waldenfels, B. 272, 309  
 Walker, W. 445  
 Walter, G. 107  
 Wappner, S. 409, 426, 446  
 Watson, D. 158, 177  
 Watts, A. 346, 355  
 Watzlawick, P. 29  
 Weber, M. 362, 408  
 Weimer, S. 409, 443  
 Weinert, A. 355  
 Weinstock, H. 447, 480  
 Weizenbaum, J. 51  
 Weizsäcker, C. F. v. 191, 219  
 Weizsäcker, E. U. v. 51  
 Weizsäcker, V. v. 77, 82, 92, 118, 180  
 Wendt, H. 132, 149  
 Wexley, K. N. 409, 446  
 Wheeler, S. 354  
 Wich, D. 308  
 Wiehn, E. R. 268, 309  
 Tatschmurat, C. 181, 183, 187, 219, 235f, 239, 243, 249  
 Taylor, 32  
 Teriet, B. 426, 446  
 Teschner, M. 468, 480  
 Tharp, R. 158, 177

Wilensky, H. L. 56, 73  
Wilkie, F. 425, 443  
Windolf, P. 234, 249  
Winkel, R. 476f, 480  
Wiswede, G. 216, 219  
Wolff, L. 342, 355  
Wolpe, J. 157, 177  
Wulf, Ch. 304, 308  
Wunderlich, D. 273, 308  
Wyckoff, H. 247, 249  
Wygotski, L. 127, 149

Zander, W. 125f, 149  
Zeisel 33, 51  
Zenkov, L. R. 132, 149  
Zettel, O. 248  
Zimmermann, R. 409, 446  
Zinnecker, J. 463, 470, 479  
Zukav, G. 346, 355  
Zulliger, H. 207, 219

## Sachregister

- Abhängigkeit 14, 258f  
Abstiegsprozesse 229  
Abwehr 239  
*action agent* 208  
*action scientist* 208  
Adaptionsleistung 415, 426  
Aggressivität 207  
Akkord 45, 200  
Akkumulation 33  
Altern 185, 427  
Analyse, feministische 247  
Angina 284ff  
Angst 14, 17, 20, 23, 169f, 239, 285ff, 290ff  
Angstanfall, psychogener 290  
Angstbereitschaft 238  
Angstreduktion 26  
Anpassung 115, 155  
Appetenzmotivation 168  
Arbeit 9ff, 27ff, 63, 77, 81, 83, 85, 98f, 114, 117, 119, 120ff, 125ff, 138f, 141, 147, 180, 182, 189, 198, 209, 221f, 234, 242, 250, 253, 259, 266, 332, 356, 358, 361ff, 372, 394f, 431f, 460, 483, 487  
„Arbeit aus Liebe“ 257  
Arbeit, Entzug der 208, 212  
Arbeit, psychische 482, 484, 489  
Arbeit, Reichweite der 222, 230  
Arbeit, Surrogatfunktion der 436  
Arbeit, tote 31f  
Arbeit, unbezahlte 256  
Arbeit, Verlust der 437ff  
Arbeit, Ziel der 15, 131  
Arbeit, Beziehungs- 35  
Arbeit, Vermittlungs- 33, 35, 49  
Arbeiterklasse 65  
Arbeitsablauf 33, 197  
Arbeitsbereich 9, 14, 18, 22, 24  
Arbeitsbündnis 138f, 485f  
Arbeits Erfahrung 199  
Arbeitsfähigkeit 25, 146  
Arbeitsinstrument 189  
Arbeitshemmung 121, 125, 141  
Arbeitskarriere 209  
Arbeitskraft 14, 29, 30, 33, 35ff  
Arbeitslosigkeit 13f, 32f, 35, 44, 46, 47, 63, 184, 206, 336f, 339ff  
Arbeitsmarkt 336, 353  
Arbeitsmilieu 131  
Arbeitsmuster 393  
Arbeitspanorama 356, 369ff, 439  
Arbeitsplatz 14f, 17, 21, 26, 29, 34, 38, 134, 138, 140, 153, 184, 188, 196, 197, 200f, 214, 220ff, 229f, 256, 429, 439  
Arbeitsplatz, Intervention am 298  
Arbeitsprojekt 119, 136, 138, 139  
Arbeitsprozeß 9, 11, 14, 21, 29f, 40f, 134, 138, 141, 188, 205, 321  
Arbeitsrhythmus 87, 188, 227  
Arbeitsscheu 120  
Arbeitssituation 10, 14, 16, 22, 40, 199, 212  
Arbeitsstörung 121f, 124, 141, 144, 145, 147, 205f  
Arbeitszenen 386  
Arbeitsteilung 11f, 21, 29  
Arbeitsteilung, geschlechtsspezifische 239f, 248  
Arbeitstherapie 37, 136, 331  
Arbeitsverhalten 25, 161  
Arbeitswelt 15, 54, 178, 188, 205f  
Arbeitszeit 30, 32, 144, 243, 262  
Arbeitszwang 11  
Atem, Arbeit am 105  
Atemtherapie 214  
Atom, soziales 417ff, 428  
Aufwärmtechnik 196  
Ausbeutung 13, 31  
Aussteigen 68  
Autogenes Training 112  
Automation 99  
Autonomie 144  
*awareness* 11, 187, 196, 201, 349, 363, 370  
Bankiers-Konzept 448  
Bedeutungsgestalt 91, 92  
Bedürfnis 14, 16, 28, 33, 131, 134, 243  
Befriedigung 15, 17, 40, 120, 138  
Behavior-Drama 24  
Behaviorismus 129  
Berufsentwicklung 340  
Berufskrankheit 101  
Berufsrolle 410



- Berufswahl 13  
 Beschäftigungstherapie 37, 136  
 Bewältigung 413, 429  
 Bewältigungshilfe 42, 186  
 Bewegungsgestalt 111, 188  
 Bewegungstherapie, integrative 349, 352  
 Bewerbungsgespräch 348ff  
 Bewußtheitsrad 312ff  
 Bewußtsein 11, 20f, 23, 28, 129  
 Bildung, politische 467ff  
*body subject* 183  
 Borderline-Persönlichkeit 124, 146  
  
*change-agent* 324  
 Charaktermaske 69  
 Charakterneurose 53, 70  
 Charakterstruktur 14  
 Code 57, 272f  
 Code, restringierter 303  
 COEX-Matrix 347  
 Colitis ulcerosa 226  
 Collage-Technik 296  
*confluent education* 471ff  
*cooperative effort* 195  
*coping styles* 413  
*creative adjustment* 364  
*creative change* 364, 437  
*cue* 166, 168  
  
 Dekompensation 437  
 Depotenzierung, soziale 440  
 Depression 47f, 145, 183, 206, 212  
 Depressive Struktur 126  
 Dermatitis, industrielle 18  
 Dialogtechnik 390  
 Dienstleistung 12, 32, 54  
 Differenz-Hypothese 270  
 Disziplinierung 244  
 Doppelarbeit 252  
 Doppelbelastung 36, 45  
 Doppelrolle 254  
*Double-bind* 29  
 Dramatherapie, integrative 349, 352  
*drive* 166, 168  
 Durcharbeiten 27, 485, 487  
 Dynamische Psychiatrie 119  
 Dysphorie 184  
  
 Emanzipation 242, 266  
 Entartung, psychische 17  
 Enteignung 34  
  
 Entfremdung 11, 16, 28, 29, 31ff, 36,  
     39f, 59, 63, 184, 188, 251, 412, 447,  
     455ff, 487  
 Entlastung, symbolische 282  
 Entwicklung 20, 42, 186, 274  
 Entzerrungsarbeit 263  
*environmental support* 25  
 Erlebnisverarbeitung 154  
 Evokation, szenische 201, 204, 287  
  
 Fabrik 17f  
 Fabrikarbeit 20, 92  
 Fachsprache 21  
 Fähigkeitstraining 25f  
 Familie 16f, 26, 222ff, 231  
 Familienstruktur 29  
 Familientherapie 251  
  
 Fehlattribution 165  
 Feldtheorie 191, 192  
 Fließband 12, 41, 63, 66  
 Fokaldiagnose 38, 195  
 Fokalintervention 38, 195, 200, 204,  
     289, 414  
 Fokalinterview 195  
 Fokaltherapie 39, 45  
 Frauenarbeit 36, 240, 241  
 Frauenbewegung 251  
 Frauenhaus 259  
 Freizeit 28, 48, 123, 124, 144, 262  
 Fremdbestimmung 28, 39  
 Führungsstil 314ff  
 Funktionslust 21  
 Fünf-Säulen-Modell 251, 264  
  
 Gastarbeiter 188  
 Gattungsarbeit 86, 96  
 Gattungsgestalt 88  
 Gegenübertragung 263, 289  
 Genußfähigkeit 25  
 Geschichtsgestalt 95  
 Gesellschaft, automatisierte 119  
 Gesellschaft, patriarchalische 241  
 Gesellschaft, vaterlose 266  
 Gesellschaft, vorindustrielle 78  
 Gesellschaftlichkeit 16, 21  
 Gestaltgesetz 192  
 Gestaltpädagogik 471ff  
 Gestalttherapie 9, 11, 17, 18, 19, 22f,  
     38, 48, 178, 185, 192, 196, 200, 207,  
     212, 268, 277, 338, 342, 439, 472f

- Gesundheitserziehung 83  
 Gewalt, strukturelle 470  
 Großraumbüro 11  
*grounding* 293f  
 „Grüne Witwe“ 20  
 Gruppe 130ff, 136, 141, 207, 344, 353  
 Gruppenarbeit, soziotherapeutische 423ff  
 Gruppendynamik 24, 133, 135, 207, 373  
  
 Habitualisierung 100f  
 Häufigkeitsprofil 162f  
 Handarbeit 11, 21, 189, 242  
 Handwerk 28, 81  
 Hausarbeit 28, 36, 225, 241, 250, 252, 256f, 260, 394  
 Hausfrau 17, 225, 250, 256  
 Heimarbeit 36, 250  
 Hermeneutik 359, 369  
 Herrschaft 27, 41, 58  
 Herrschaftsfunktion 31  
 Hospitalismus 130  
 Hysterie 121, 126  
  
 Ich-Psychologie 123, 126, 134  
 Ich-Stärke 236f  
 Identifikation 39, 179, 183, 252, 344, 386, 430  
 Identifikationsprozeß 146  
 Identifikationstechnik 209, 390  
 Identifizierung 179, 183, 252, 344, 430  
 Identität 39, 40, 41, 65, 131, 137, 140, 144, 179, 180, 182, 183, 193, 235ff, 252, 273, 409, 426, 430  
 Identitätseinbuße 183, 185  
 Identitätsentwicklung 130, 140, 234  
 Identitätserleben 40, 256  
 Identitätsstörung 277  
 Imaginationstechnik 210  
 Industrialisierung 119  
 Industrie-Gesellschaft 132  
 Integration 26, 39, 182  
 Integrationsarbeit 483  
 Intelligenztest 34  
 Interaktionsidentität 66  
 Interaktionsstruktur 365  
 Interiorisation 127  
 Interrollenkonflikt 216  
  
 Intersubjektivität 18  
 Intervention 16, 22, 26, 38, 41, 42, 186, 195, 208, 217  
 Isolation 460f  
  
 Job 13  
 Job-Mentalität 41  
*joint competence* 427  
  
 Kapital 30ff  
 Kinderarbeit 36  
 Klasse, neue 56  
 Klassenanalyse 34  
 Körper 19, 20, 25, 76, 85  
 Körpergedächtnis 199  
 Körpergestalt 197  
 Körperintervention 178  
 Körpersprache 19, 195, 202, 277, 281, 294, 304  
 Körpertherapie 21, 74, 112  
 Körpertherapie, feministische 247  
 Kommunikation 131, 314f, 317  
 Kompetenz, soziale 18, 24  
 Kompetenzanalyse 341ff, 348  
 Konflikt 16ff, 238, 322  
 Konfliktlösungsstrategie 321ff  
 Konkretisierung, szenische 303  
 Konsens 184  
 Kontakt 15, 16, 19, 24, 132, 138, 146, 180, 200  
 Kontaktfeld 221  
 Kontaktgruppe 416  
 Kontext 22, 179, 180, 190  
 Kopfarbeit 21, 35, 39, 189  
 Kopfschmerzen 213  
 Korrespondenzprozeß 369  
 Krankheit 61, 65, 138, 189  
 Krankheitsbegriff 154  
 Krankheitsverhalten 59  
 Kreuzschmerzen 199  
 Krisenintervention 204, 429f  
 Krisenverlauf 436f  
 Kurzzeittherapie 204  
  
 Lebensereignis, kritisches 411ff, 441  
 Lebenskontinuum 199, 209  
 Lebenspanorama 342, 356, 367ff  
 Lebensrhythmus 227  
 Lebensstil 358  
 Lebenswelt, schichtspezifische 271  
 Lehrlingsausbildung 13

- Leib 40, 74, 76, 83, 84, 113, 179, 180, 182, 189f, 304  
 Leib, Arbeit am 86, 93, 98, 103, 108, 110, 114  
 Leibeserfahrung 197  
 Leiblichkeit 430  
 Leibsobjekt 190  
 Leibtherapie 186, 346  
 Leibwahrnehmung 20  
 Leistung 13, 17, 24, 180f, 365, 431  
 Lernen 150ff, 449, 464  
 Lohnarbeit 14, 29, 32, 33, 34, 35, 36, 242, 253  
 Lückentest 102  
 Lustprinzip 129, 134
- Macher-Mentalität 254, 266  
 Macht 14, 220, 229, 248, 456  
 Mädchen-Sozialisation 259f  
 Magengeschwür 49, 214  
 Manie 295  
 Marktgesetz 343  
 Massenproduktion 119  
 Mehrwert 31ff, 35ff  
 Meta-Identität 70  
 Milieuthherapie 127, 136, 139, 145  
 Mitbestimmung 14  
 Monotonie 13, 243  
 Motivation 165, 167, 238  
 Multimorbidität 185  
 Muskelschmerzen 43  
 Muskelverspannungen 22, 44, 279f  
 Mütter-Arbeit 250f, 253, 257, 262ff  
 Mütterberatungsstelle 255  
 Mutterideologie 254  
 Mutter-Kind-Beziehung 265  
 Mutter-Tochter-Beziehung 260
- Narzißmus 122, 142, 145  
 Naturgestalt 89, 102  
 Neoanalyse 126  
 Neurose 53, 125  
 Neurotisierung 34  
 Netzwerk, soziales 431  
 Normenlosigkeit 459f
- Ökonomie 31  
 Omnipotenz-Denken 229  
 Organisation 310, 324ff, 353  
 Orientierung 156, 169, 343ff, 348, 426
- Pädagogik, integrative 471  
 Panoramatechnik 38, 48, 209, 211, 342, 358, 367ff  
 Panzerung 385  
 Partnertherapie 251  
 Pathogenese 27  
*peer group* 34, 102  
 Pensionierung 48, 210, 409ff, 425ff  
 Persönlichkeit 23, 128, 134, 151, 273  
 Phantasiearbeit, gelenkte 346  
 Planspiel 23, 231  
 Primärgruppe 137  
 Primärmotivation 167  
 Privateigentum 29  
 Privatsprache 486  
 Problemlösung 155, 160  
 Produkt 11ff, 21, 28, 127, 131  
 Produktgestalt 89, 101  
 Produktion 10, 12, 31f, 35, 40  
 Produktionsbedürfnis 135  
 Produktionsform 16, 35f  
 Produktionsidentität 66  
 Produktionsmittel 131  
 Produktionsprozeß 30, 32, 40, 223  
 Produktionssphäre 69  
 Prophylaxe 42f, 46, 186  
 Psychiatrie 60  
 Psychoanalyse 9, 60, 61, 122, 481, 484  
 Psychodrama 22  
 Psychose 53  
 Psychosomatik 18, 22f, 43, 44, 49, 146, 178, 199, 213, 214, 224, 226, 279f, 284ff, 424  
 Psychotherapie 16, 17, 52, 61
- Randgruppentherapie 232  
 Realitätsanpassung 124  
 Realitätskonzept 221  
 Realitätsprinzip 120, 134  
 Rehabilitation 26  
 Repräsentation 38, 42, 46, 186  
 Reproduktion 10, 12, 220, 223, 241  
 Reproduktionsbereich 57  
 Reproduktionssphäre 69  
 Restitution 42, 43, 46, 186  
 Retroflexionsmuster 212  
 Rhythmus 11, 17, 87  
*role transition* 429  
 Rolle 16, 17, 19, 179  
 Rollenidentität 339  
 Rollenspiel 24, 38, 201, 213, 298f, 428

- Rollenverlust 185, 339  
 Rollenzuschreibung 179  
 Rückenschmerzen 224  
 Ruhestand 184, 256, 410
- Sachzwang 62, 115  
 Schichtmerkmale 53  
 Schichtungskonzept 269ff  
 Schizophrenie 130, 145, 274  
 Schlafstörung 48, 208, 262  
 Schule 396f, 447ff  
 Schuldgefühl 144  
 Schwarzarbeit 10, 15  
 Schweiftechnik 390  
 Sekundärmotivation 166f  
 Selbstaubeutung 31  
 Selbstbewußtheit 312  
 Selbstbewußtsein 236f  
 Selbstbild 312  
 Selbstentfremdung 461f  
 Selbstgestaltung 88, 110, 113  
 Selbsthilfegruppe 58, 416ff  
 Selbsthilfeprojekt 208  
 Selbstkontrolle 16, 157  
 Selbstverwirklichung 15, 39, 40, 41,  
 119, 133, 181, 222, 241, 254  
*self-disclosure* 341  
*self-support* 25  
*sensitivity training* 113  
 Setting, therapeutisches 231  
 Sexualisierung 143  
 Sexualität 120, 121, 143  
 Sicherheit, materielle 14, 434f  
 Simulationsspiel 24  
 Sinnlosigkeit 458f  
 Skript 358, 405  
*social body* 183  
*social support* 413  
 Solidargemeinschaft 307  
 Solidarisierung 25  
 Sonntagsneurose 123  
 Sozialcharakter 268, 273  
 Sozialenergie 133, 135, 137, 138, 140  
 Sozialgestalt 92, 93, 101, 110  
 Spezialisierung 11, 21, 132  
 Spiel 17, 123  
 Sprache 272, 303  
 Sprachkompetenz 278  
 Statuspassage 410  
 Stimulierungsverlust 426  
 Störung 23, 29, 40, 46, 50, 183, 187
- Strategie, implosive 340  
*stressful life event* 411ff, 426  
 Stressor 222  
 Subkultursprache 20  
 Support 180  
 Support-Säule 339, 430ff  
 Suizidversuch 207f, 212  
 Symptomneurose 53  
 Synopse-Prinzip 195  
 Szenen 358, 363ff, 395
- Tätigkeit 10ff, 28, 39, 81, 85, 127,  
 128ff, 135, 182, 236, 252, 482  
 Taylorisierung 450  
 Tauschwert 252  
 Teilnahme, partizipielle 300  
 Teilzeitarbeit 33, 35  
 Themenzentrierte Interaktion 471, 474ff  
 „Theragnostik“ 195  
 Therapie, feministische 245, 247f  
 Tiefung 342f, 346, 349, 390  
 Trauer 437ff  
 Trauerarbeit 35, 94, 341, 484  
 Traumarbeit 35, 37, 82, 483  
 Trennung 98, 341ff, 348  
 Trieb 16, 120ff, 126, 134
- Übergang, normativer 412, 415, 438,  
 440  
 Überidentifizierung 261f  
 Überstressung 214  
 Übertragung 37, 44, 199, 204  
 Umfeld 18f, 22, 25f, 36, 41, 181
- Verbalisationsfähigkeit 276f  
 Verdrängung 206, 275, 487  
 Verhaltenstheorie 150ff  
 Vermeidung 155, 161, 168, 180  
 Vermittlungsprozeß 229  
 Verselbständigung 305  
 Verwahrlosung 47, 206  
 Verwertung 30ff  
 Verweigerung 25  
 Video-Feedback 349, 352f  
 Visualisierung 43  
 Vor-Bewußtsein 95f
- Ware 29f, 33ff  
 Wert 30, 181  
 Werte, Doppelgesichtigkeit der 435  
 Wertschätzungshaltung 317ff

Wertesystem 275  
Widerstand 390  
Wohngemeinschaft, therapeutische  
329ff  
Wunscharbeit 483

Zeitgestalt 86, 111  
Zeitkontinuum 179  
Zirkulationssphäre 68  
Zwangsneurose 121, 125, 145